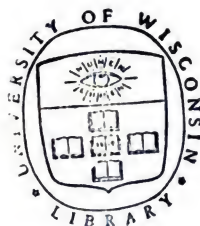
Die Renaissance

Arthur Gobineau (comte de)


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY


EX LIBRIS
KORING

GRAF GOBINEAU / DIE RENAISSANCE

DIE RENAISSANCE

SAVONAROLA * CESARE BORGIA
JULIUS DER ZWEITE * LEO DER
ZEHNTE * MICHELANGELO

HISTORISCHE SZENEN

VOM GRAFEN

JOSEPH ARTHUR, COMTE DE

GOBINEAU

MCMXXI

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

ÜBERSETZUNG, GESCHICHTLICHE KULTUR- KUNSTGESCHICHTLICHE U. BIOGRAPHISCHE EINLEITUNGEN UND ERLÄUTERUNGEN SOWIE AUSWAHL DER BILDBEIGABEN VON

ALFRED STEINITZER

INHALT

ANLAGEN:



RENAISSANCE-TYPEN. Von Lorenzo di Viterbo
Aus dem Freskenzyklus in S. M. della Verità, Viterbo

VORWORT

DIE vorliegende Ausgabe wurde durch einen Zufall veranlaßt. Goethes Faust und Gobineaus Renaissance waren „die Kriegsbibliothek", die ich im Koffer mitführte und die einzigen Bücher, die ich, abgesehen von militärischen Vorschriften, während meiner Dienstleistung an der Front zur Hand nahm. Namentlich als ich in den Dolomiten den Italienern gegenüberstand, gewährte es mir einen besonderen Reiz, ein paar Szenen der Renaissance zu überfliegen. Als ich das einmal zufällig in einer Gesellschaft erwähnte, wurde mir von verschiedenen Seiten bemerkt, man müßte zu viele geschichtliche und kunstgeschichtliche Kenntnisse besitzen, um „Die Renaissance" zu verstehen und zu genießen. Der Versuch einer Erläuterung der Dichtung Gobineaus stand mir sofort vor Augen und schon am andern Morgen ging ich mit Begeisterung an die Arbeit.

Gobineau hat selbst zu jedem der fünf Teile der Dichtung Einleitungen geschrieben, die von L. Schemann übersetzt und 1915 herausgegeben wurden. Sie enthalten außerordentlich geistvolle kulturgeschichtliche und geschichtsphilosophische Erörterungen und Beiträge zur Charakteristik einzelner Personen, aber auch pathetische und dithyrambische Ergüsse, die geschichtlich nicht unangreifbar sind. Die unbeirrbare Klarheit der Gestaltung, die die Dichtung auszeichnet, ist in diesen Einleitungen nicht immer gewahrt. Zudem ist zu deren Verständnis die Kenntnis der Geschichte ebenso notwendig, wie für das Werk selbst; sie hätten dem geschichtsunkundigen Leser nichts genützt und die Dichtung nur beschwert. Gobineau mag das selbst empfunden haben, denn obwohl sie im Originalmanuskript durchpaginiert waren, hat er sie schließlich weggelassen.

Meine Absicht ging dahin, dem geschichtsunkundigen Leser das geschichtliche, kultur-kunstgeschichtliche und biographische Material an die Hand zu geben, dessen Kenntnis die Voraussetzung zum vollen Verständnis der Dichtung bildet. Hierzu zähle ich außer dem reinen Tatsachenmaterial auch die Beurteilung und Wertung der Personen und Geschehnisse nach dem gegenwärtigen Stande der Geschichtsforschung. Gobineau bezeichnet die Dichtung als „historische Szenen"; in einem Briefe gebraucht er den vielleicht noch treffenderen Ausdruck „historische Fresken". Jeder Freskenzyklus bedarf aber zum Verständnis der ganzen, fortlaufenden Handlung einer erläuternden Verbindung der einzelnen Bilder. Es war demnach nicht nur das geschichtliche Material, das den einzelnen Szenen zugrunde liegt, beizubringen, sondern es mußten auch die zeitlichen Lücken zwischen den Einzelbildern ausgefüllt werden. Dadurch erst wird ihre Einordnung und Stellung im Rahmen der welthistorischen Ereignisse ermöglicht und der geschichtliche Zusammenhang restlos verständlich gemacht. Endlich waren biographische Angaben über die Auftretenden oder in der Dichtung erwähnte Personen erforderlich.

Die Geschichtsepoche, die die Dichtung behandelt, ist vielleicht die vielseitigste und deshalb eine der einschneidendsten in der Geschichte der Menschheit. Ein Kommentar zu der „Renaissance" könnte unschwer ins Uferlose erweitert werden. Ich bin von dem Standpunkt ausgegangen, daß sich meine Arbeit auf dasjenige zu beschränken habe, was mir zur Ausführung meiner oben dargelegten Absicht als unbedingt notwendig erschien. Selbstbeschränkung war bei diesem unerhört reichhaltigen Stoff und der politisch ungemein verwickelten Zeit mit der schwierigste Teil der Arbeit. Eine kritisch-ästhetische Ausdeutung und Würdigung der Dichtung lag außerhalb der Aufgabe, die ich mir gestellt habe.

Gobineau hat die Szenen nicht numeriert. Für die vorliegende Ausgabe war die Numerierung der leichteren Hinweise halber nötig. Die Bestimmung der Daten der Szenen (einige hat Gobineau selbst datiert) entsprang nicht schul-

meisterlicher Pedanterie. Sie war unerläßlich als Ausgangspunkt für die Sichtung des geschichtlichen Materials; sie bildet für den Leser die Marksteine für die zeitliche Orientierung. Aus diesem Grunde habe ich durchgehends mit der Angabe von Daten und Jahreszahlen nicht gespart.

Durch diese Ausgabe war auch eine neue Übersetzung geboten. Ich bin hierbei mit voller Überzeugung dem Vorbild L. Schemanns und H. Floerkes gefolgt, indem ich bestrebt war mit möglichster Treue an dem Wortlaut des Originals festzuhalten, soweit dies — meinem Empfinden nach — mit dem deutschen Sprachsinn vereinbar war. Die Namensbezeichnungen wurden, wo dem Dichter Irrtümer und Ungenauigkeiten unterlaufen sind, richtiggestellt bzw. ergänzt.

Ich glaube hoffen zu dürfen, daß meine Arbeit diesem stofflich und dichterisch einzigartigen Werke neue Freunde zuführen werde aus den Kreisen derer, die mangels historischer Kenntnisse bisher abseits standen. Je mehr man sich mit der Geschichte jener Zeit befaßt, desto mehr wächst die majestätische Größe der Dichtung.

MÜNCHEN MCMXX
ALFRED STEINITZER

ZUR PERSÖNLICHKEIT UND ZUM WERKE DES DICHTERS

JOSEPH Arthur Graf von Gobineau, aus uraltem normannischen Geschlecht, wurde am 14. Juli 1816 zu Ville d'Avray im Departement Seine-et-Oise geboren. Nach der Familientradition zum Offizier bestimmt, rang er seinem streng legitimistisch gesinnten Vater nur mit Mühe die Erlaubnis ab, sich der Wissenschaft zu widmen. Mit neunzehn Jahren vertauschte er den ländlichen Aufenthalt mit Paris, wo er nach Beendigung der Studienzeit sein großes Werk „Essai sur l'inégalité des races humaines" schrieb.

Im Jahre 1849 ernannte ihn der Minister des Äußern Alexis de Tocqueville zu seinem Kabinettschef, wodurch ihm die diplomatische Laufbahn erschlossen wurde. Nach Tocquevilles Rücktritt (1851) wurde Gobineau nacheinander als Gesandtschaftssekretär nach Bern, Hannover, Frankfurt, 1854 nach Persien entsandt, von wo er Familienverhältnisse halber 1858 nach Frankreich zurückkehrte. Gegen Ende des Jahres 1861 kehrte er als bevollmächtigter Gesandter nach Teheran zurück, 1864 wurde er zum Gesandten in Athen, 1868 zum Gesandten in Rio de Janeiro ernannt. Die durch einen Erholungsurlaub und den Krieg 1870/71 unterbrochene diplomatische Verwendung wurde 1872 durch die Ernennung zum Gesandten in Stockholm wieder aufgenommen. Dort fand Gobineau einen geistig sehr angeregten Freundeskreis, dessen Mittelpunkt die Gräfin de la Tour, die geistvolle und künstlerisch hochbegabte Gattin des italienischen Gesandten war. Im Verkehr mit der Familie der Gräfin fand der Dichter das Behagen einer Häuslichkeit, die ihm in der eigenen Familie versagt war. Dieser Frau hat auch der Dichter „Die Renaissance", die während seines Aufenthalts in Stockholm entstanden ist, gewidmet Das Jahr 1877 be-

endete seine diplomatische und politische Tätigkeit, worauf er Rom zum dauernden Aufenthalt wählte. Am 13. Oktober 1882 starb Gobineau, auf der Rückreise von Bad Gastein nach Rom begriffen in Turin, als der letzte seines Geschlechtes. Aus der Feder L. Schemanns ist eine groß angelegte Biographie Gobineaus erschienen.

Gobineau legte selbst den größten Wert darauf, daß von seiner normannischen Abstammung her germanisches Blut in seinen Adern floß. Schon als Knabe war er der deutschen Sprache mächtig, durch seinen wiederholten Aufenthalt in Deutschland blieb er andauernd in innigem Verkehr mit Vertretern deutschen Geisteslebens; in der deutschen Literatur und Wissenschaft war er schließlich ebenso heimisch geworden wie in der eigenen. Im Jahre 1880 lernte Gobineau in Rom R. Wagner kennen, mit dem ihn fortan innige Freundschaft verband.

Im folgenden Jahre 1881 war es, wo R. Wagner L. Schemann für die Sache Gobineaus gewann. „R. Wagner ist der erste gewesen, der mir und zwar im Tone überströmender Begeisterung von Gobineau gesprochen hat", berichtete Schemann in den Bayreuther Blättern. In diesen Blättern war es auch, wo 1882 die erste Verdeutschung der „Renaissance" durch Schemann veröffentlicht wurde, im Jahre 1896 erschien sie für die breite Öffentlichkeit in Reclams Universalbibliothek. Wenn man heute liest, daß damals von einigen Seiten eingewendet wurde „ob die Übersetzung Schemanns überhaupt notwendig gewesen" — diese Übersetzung, ohne die wahrscheinlich die Dichtung vollständiger Vergessenheit verfallen wäre — so möchte man sich an den Kopf greifen. Das deutsche Publikum hat die gebührende Antwort darauf gegeben; „Die Renaissance" hat in Deutschland ihre Heimat gefunden, die ihr des Dichters Landsleute versagt haben; sie ist zu einem seiner Lieblingswerke geworden.

Im Zeichen R. Wagners erfolgte durch L. Schemann die Gründung der Gobineau-Vereinigung, deren Ziel es ist, dem Dichter und Denker „über den Tod hinaus das zu ersetzen

und zu verkörpern, was ihm im Leben fehlte: ein geistiges Vaterland". Der Mann, der gleich dem urdeutschesten Meister R. Wagner davon durchdrungen war, daß „einzig aus germanischer Quelle alles in höherem Sinne Gesunde und Heilsame der Menschheit noch erwachsen könne", konnte dieses Vaterland nur im deutschen Herzen finden. Die der Gobineau-Vereinigung gehörige, der Landesbibliothek Straßburg angegliederte sehr wertvolle Gobineau-Sammlung ist mit dem Elsaß ein Raub der Franzosen geworden, die ihren großen Landsmann nie verstanden haben.

Wert und Bedeutung der Dichtung steht heute so fest, daß darüber jede Erörterung überflüssig ist. Ich möchte nur die schönen Worte Schemanns anführen: „Jene Begeisterung für die Renaissance-Periode als Ganzes bedeutet vor allem ein Zujubeln an die dem Mittelalter mit seinen Barbarismen enttauchende neue Welt; wir atmen noch nach Jahrhunderten mit auf mit den befreiten Geistern, auf denen der Kirchenbann und allerlei Wahn und Aberglaube dumpf gelastet hatte, wir blicken offenen Auges mit ihnen hinaus in die erweiterte Welt, und wir fühlen den Alp sich lösen von der Brust der Künstler, deren Schaffen vollends keine Grenze mehr gezogen schien, daher sie wie im Traum Italien in ein Wunderland der Kunst umzuschaffen vermochten. . . Gobineau hat die Kühnheit besessen, diese ganze große Geschichtsepoche . . . in allen ihren Ideen und geistigen Spiegelungen, ihren treibenden Kräften, wie ihren menschlichen Hauptgestalten aller Kreise und Stände dramatisch zu verkörpern . . . Ja, es ist eine wahre geistige Ilias, die hier vor uns erscheint, geschaffen von einem Genius, der, wie vielleicht kein zweiter, die höchsten Eigenschaften des Philosophen und des Historikers, des Dichters und des Plastikers in seiner Person vereinigte."

Gobineau äußerte selbst: „Tous les personnages seront naturellement strictement historiques." Es ist staunenswert, mit welcher geschichtlichen Wahrhaftigkeit und zugleich einer nur dem Dichter eigenen Anschaulichkeit er Geschehnisse und Gestalten geformt hat. Fast noch staunenswerter ist es, wie

es ihm technisch gelungen ist, die Geschichte dieser Zeit in einzelne Szenen zusammenzudrängen. Die Beherrschung, Anordnung und Formung des ungeheuren Stoffes steht in der gesamten Weltliteratur ohne Beispiel da! Daß der Dichter mitunter mit Raum und Zeit willkürlich verfahren ist, liegt in der notwendigen Konzentration des Stoffes. Als Beispiel sei nur einiges herausgegriffen: die Verschwörung der Condottieri gegen Cesare Borgia und dessen Verrat in Sinigaglia (II. 1—10) sind auf eine Woche zusammengedrängt, während sie sich im Verlaufe von drei Monaten abspielten; daß die Vergiftung Alexanders VI. und Cesares (II. 14—16) nicht aufrecht zu erhalten ist, war Gobineau sicherlich bekannt, denn die Geschichte der Stadt Rom von Reumont, der sie ins Gebiet der Fabel verweist, war schon 1868 erschienen. In Szene III. 4 sind die Vorgänge während Julius II. Aufenthalt in Bologna in den Jahren 1506 und 1510 zusammengefaßt. Michelangelo weilt beim Tode Raffaels in Rom (IV. 8), während er tatsächlich in Florenz war. Die Unterredung zwischen Karl V. und Hadrian in Brügge (IV. 11) hat nicht stattgefunden, denn Hadrian war damals in Spanien und ist dem Kaiser auch später nicht begegnet. Der Marchese von Pescara tritt beim Sacco di Roma (V. 1) auf, obwohl er schon zwei Jahre früher gestorben war, ebenso Frundsberg, der krank in Ferrara lag. Benvenuto Cellini ist Anführer des Aufruhrs in Florenz (V. 5 und 6), während er zu dieser Zeit die Engelsburg verteidigte. In den Auseinandersetzungen über die politischen Verhältnisse werden öfters Tatsachen schon als geschehen vorweg genommen usw.

In den geschichtlichen Erörterungen mußten diese Abweichungen natürlich bemerkt werden, denn das geschichtliche Material muß tatsächlich richtig sein. Blöde Schulmeisterei wäre es aber, die Freiheiten des Dichters, die durch die Form des Werkes geboten und in jedem Falle dichterisch und technisch gerechtfertigt sind, etwa als Fehler ansehen zu wollen, denn die Dichtung Gobineaus ist kein Schulbuch für Jahreszahlen und Daten. Daß die Geschehnisse und der Geist der Renaissance in diesen historischen

Szenen mit einer Anschaulichkeit verlebendigt wird, wie kein strenges Geschichtswerk es je vermöchte, ist schon betont worden.

Vielleicht ist kein Augenblick mehr geeignet, die ganze Größe jener Welt, die Gobineaus Dichtung verlebendigt, intensiver zu empfinden, wie der gegenwärtige. Die Renaissance hat den Grund gelegt für die individuelle Entwicklung des einzelnen und der Völker, und auf diesem Grunde ist die gesamte moderne Weltanschauung, Sittlichkeit und Humanität, Kultur und Kunst gewachsen. Der Weltkrieg hat alles umgewertet; die idealen Güter von ehemals sind zum wertlosen Plunder degradiert, die politische Unsittlichkeit steht auf einer Höhe wie nie zuvor; heute noch von Humanität sprechen zu wollen, wäre heuchlerische Anmaßung; jedes Kulturbewußtsein ist aus dem Handeln der Völker geschwunden. Für wahrhaft große, befreiende Persönlichkeiten, wie sie die Renaissance zu Hunderten hervorbrachte, bietet die Welt keinen Raum mehr; die Alleinherrschaft liegt bei den anonymen Mächten der internationalen Plutokratie. Vergoldet durch die Triumphe, die das menschliche Genie auf allen Gebieten seiner Betätigung errungen hat, strahlt uns der ferne Glanz der italienischen Renaissance, ungemindert trotz aller ihrer Fehler und Schwächen, verstärkt durch den Vergleich mit dem grauen Jetzt. Vielleicht war sie überhaupt, als Ganzes genommen, der höchste Zustand, den die Menschheit je erreicht hat — und erreichen wird.

EINLEITUNG

ITALIEN GEGEN ENDE DES XV. JAHRHUNDERTS

DIE Hohenstaufen, das begabteste und willensstärkste Geschlecht, das je mit dem Papsttum um die weltliche Herrschaft gerungen hatte, waren unterlegen. Umsonst rief Friedrich II. Könige und Völker auf, um dem Papst die weltliche Jurisdiktion zu entreißen und das Priestertum wieder geistlich zu machen. Von seiner Zeit unverstanden, blieb er in seinem Heldenkampf allein. Mit dem Ende der Hohenstaufen hatte sich Italien der Einheit des Reiches und dessen Herrschaft endgültig entzogen. Die Römerfahrten der deutschen Könige des XIV. und XV. Jahrhunderts vermochten die Selbständigkeit der italienischen staatlichen Bildungen nicht mehr zu hemmen.

Um die Mitte des XIV. Jahrhunderts begann in den politischen Verhältnissen Italiens eine vollständige Verwirrung Platz zu greifen. Das Papsttum war gerade stark genug, jede künftige nationale Einheit zu verhindern, ohne doch selbst eine schaffen zu können, die Kaiser werden nicht mehr als Oberlehnsherren, sondern nur als mögliche Häupter einer Verstärkung schon vorhandener Mächte empfangen, bis ihr Einfluß schließlich ganz erlischt. Zwischen diesen beiden erblicken wir eine Menge politischer Schöpfungen: Städterepubliken und Gewaltherrschaften. Sie waren teils schon vorhanden, teils kamen sie erst neu empor; ihnen allen ist gemeinsam, auf jede Weise, durch Gewalt, List, Bestechung, durch Verrat, Dolch und Gift zur Herrschaft zu gelangen oder sie auszudehnen, ihr Gebiet zu vergrößern oder neue Staaten zu bilden. In den Städten befehden sich die Parteien, die jeweils unterlegene Partei wird verbannt. In den Familien der kleinen Dynasten bekämpfen sich die nächsten Blutsverwandten, denn die Basis ihrer Herrschaft ist illegitim.

Schon im XV. Jahrhundert sind viele der kleinen Tyrannen untergegangen oder sie stellen sich als Condottieri in den Dienst der größeren Staaten. Andererseits streben die Condottieri danach, sich unabhängige Herrschaften zu sichern. Zu der politischen Illegitimität kommt noch die Gleichgültigkeit gegen die legitime Geburt und das Fehlen eines Erbrechts. Die Stammtafel mancher Dynasten weist fast so viele illegitime als legitime Sprößlinge auf, ohne daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden gemacht wird.

Während der Zeit der Verbannung der Päpste nach Avignon und des großen Schismas hatte Rom den tiefsten Grad seines Verfalls erreicht. Die erste Aufgabe, die Martin V. nach seinem Einzuge in Rom (1420) zufiel, war die Niederwerfung der Barone und Gemeinden, die alle untereinander in Waffen standen. Martin V., ein Colonna, gebot nach Beseitigung dieser Anarchie als weltlicher Herrscher im Patrimonium Petri und war bestrebt, den Besitz seiner Familie zu mehren und zu festigen. Die Wahrung der Unabhängigkeit zwang das Papsttum, den Kirchenstaat nach dem Muster der damaligen Tyrannenstaaten zu gestalten. Mit Sixtus IV. (1471 bis 1484) treten die kirchlichen Interessen vollständig in den Hintergrund. Er setzt sich das ausgesprochene Ziel, in den Gebieten, die zuvor als Erbgut der Kirche angesehen wurden, aber unter unabhängigen Oberhäuptern standen, d. i. in der Hauptsache Latium, Umbrien und die Marken, eine größere, eigene Herrschaft zu gründen. „Mit Sixtus IV. begann im Papst der Priester zu verschwinden und der Landesfürst so stark hervorzutreten, daß die Nachfolger Petri jener Zeit als Dynasten Italiens erscheinen, die nur zufällig zugleich Päpste sind. Die damaligen Fürsten auf dem Marmorthrone des Vatikans unterschieden sich nun von andern Dynasten Italiens nur durch Titel und Gewänder, aber sie vergaßen gleichwohl nicht, daß sie im Besitz der geistlichen Autorität seien und sich ihrer für weltliche Zwecke bedienen könnten. Die ganz weltlichen Bahnen, in denen jetzt das Papsttum vorwärts ging, erforderten auch mehr als je weltliche Mittel. Nepoten,

in jener Zeit meist wirkliche Bastarde der Päpste, vatikanische Prinzen, erscheinen mit jedem Papstwechsel auf der römischen Szene, wuchsen mit Plötzlichkeit zur Macht auf, tyrannisierten Rom und den Papst selbst und kämpften in kurzem Ränkespiel mit Dynasten und Städten um Grafenkronen. Die Nepoten waren der Ausdruck der persönlichen Souveränität der Päpste und zugleich Stützen und Werkzeuge ihrer weltlichen Herrschaft. Der Nepotismus wurde zum System des römischen Staates; er ersetzte die fehlende Erblichkeit, er schuf für den Papst eine Regierungspartei. Die Nepoten unternahmen den Vernichtungskampf gegen die Feudalhäuser und Republiken, die sich noch im kirchlichen Gebiet befanden, sie suchten den Kirchenstaat in eine Monarchie zu verwandeln." (Gregorovius.) Diesen Weg, den Sixtus IV. gewiesen hatte, gingen seine nächsten Nachfolger, Innocenz VIII. (1484—1492) und Alexander VI. mit gesteigerter Rücksichtslosigkeit.

Seit Beginn des XV. Jahrhunderts herrschte Florenz über die ganze Toskana, mit Ausnahme der Städterepubliken Lucca und Siena. Cosimo de' Medici brach 1434 die Macht der herrschenden Oligarchie. Während die republikanischen Formen bestehen blieben, verstand es Cosimo, die Besetzung aller wichtigen Staatsämter von sich abhängig zu machen und die Republik indirekt, aber desto sicherer zu beherrschen. Die Bedeutung des Cosimo liegt jedoch weniger in seiner Politik als in dem Mäzenatentum. Mit ihm beginnt das „Prinzipat der Ehre", das das Haus Medici durch die Klugheit dreier Generationen erlangt, das Mediceische Zeitalter, eine Zeit höchster Blüte von Kunst und Wissenschaft. Cosimos Sohn, Piero (1464—1469), wußte die Stellung des Hauses Medici gegen die Verschwörung verschiedener mächtiger Familien zu behaupten. Unter Pieros Sohn, Lorenzo (1469—1492), wurde die Verfassung immer mehr in eine monarchische umgewandelt, wenn auch die Republik dem Namen nach noch bestand. Lorenzo il Magnifico übte tatsächlich die Macht eines Fürsten aus und begründete durch geschickte äußere Politik die Stellung seines Hauses unter den Fürsten

Europas. Durch den Anschluß an das Papsttum hat er seiner Familie sicheren Halt zu geben versucht, und die Erhebung seines vierzehnjährigen Sohnes Giovanni, des späteren Leo X., zum Kardinal erreicht. Als Förderer von Kunst, Poesie und Wissenschaft ist er für alle Zeiten ein Vorbild.

Für Venedig begann nach jahrhundertelangem siegreich beendigten Kampfe mit Genua mit Anfang des XV. Jahrhunderts die glücklichste Periode seiner Geschichte. Seine Herrschaft erstreckte sich über die Landschaften des heutigen Venetien, über Dalmatien, die jonischen Inseln, über Zante, Kephalonia, Kreta und Cypern. Der herrschende Adel war tätig und staatsklug, die Regierung milde, sofern es sich nicht um Politik handelte. Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühten; reich und mächtig, in gefestigter Kraft stand die Beherrscherin der Adria als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Morgen- und Abendland.

In Mailand hatten schon zu Anfang des XIV. Jahrhunderts die Visconti die Herrschaft an sich gerissen; im Jahre 1395 wurde Giovanni Galeazzo vom König Wenzel zum Herzog erhoben. Als Filippo Maria, der letzte Visconti, 1447 ohne männliche Erben starb und sich die republikanische Regierung als unfähig erwies, wurde Francesco Sforza, sein berühmter Condottieri und Schwiegersohn zum Herzog gewählt. Francescos Sohn, der ausschweifende Galeazzo Maria, wurde 1476 von drei freiheitstrunkenen jungen Edelleuten ermordet — auch der „Tyrannenmord" war eine Renaissance antiken Wesens —; für des letzteren unmündigen Sohn Gian Galeazzo regierte anfangs dessen Mutter, die Herzogin Bona, von 1480 an Lodovico Sforza. Lodovicos Hofhaltung galt als die prunkvollste von Europa. Er selbst war humanistisch hoch gebildet, ein eifriger Förderer der Wissenschaft und schönen Künste. Im Inneren war der Moro durchaus bemüht nützlich zu walten; er war im Grunde gutartig und Verbrechen und Gewalttaten abgeneigt. Daß er in der Wahl der Mittel, die ihm für seine politischen Ziele, die Obergewalt über Italien zu erlangen, tauglich erschienen, keine Bedenken trug, teilt er mit den meisten Zeitgenossen. Er ist die vollendetste

fürstliche Charakterfigur dieser Zeit, der ausgezeichnetste Typus des Gewaltherrschers der Renaissance.

Eine ganz eigene Erscheinung sind die Condottieri, die Anführer von Söldnerscharen, die für Sold und Beute jeder Partei dienen, mit dem Endziel für sich eine selbständige Herrschaft zu gewinnen. Es ist ein Schwertadel, der sich aus eigener Macht nobilitiert. Wenn der Führer einer Söldnerschar größere Erfolge aufzuweisen hat, kommt er durch Sold, Beute und Lösegeld aus den Gefangenen bald zu Wohlstand. Federigo von Montefeltro, Herzog von Urbino, der schon von Haus aus eine Herrschaft besaß, bestreitet nicht nur seinen Hofhalt, sondern auch die Bedürfnisse des Staates aus dem Geld, das ihm seine Condotten einbringen; die Sforza sind als Condottieri zur Herrschaft von Mailand gelangt. Päpste, Städterepubliken und die Tyrannen bedürfen der Söldnerheere und sind gezwungen, ihre Forderungen anzunehmen. Die Gehälter, die für eine Condotta, d. i. eine kriegerische Unternehmung, gezahlt werden, erreichen oft eine fast märchenhafte Höhe. Die Söldner sind das Kapital des Condottieri, mit dem er arbeitet; es liegt in seinem Interesse, es möglichst zu schonen, und damit wird die Schlacht zum virtuosen Kunststück. Das Ziel ist, den Gegner durch taktische Manöver unter Vermeidung eigener Verluste zum Einstellen des Gefechtes zu nötigen. Die Condottieri boten dabei alles auf, um sich und ihren Soldaten Anstrengungen und Gefahren zu ersparen. „Nachts machten sie keine Angriffe auf feste Plätze noch Ausfälle aus diesen; sie umgaben die Lager nicht mit Gräben und Pfählen und standen im Winter nicht im Felde. Das alles war in ihrer Kriegsordnung erlaubt", so schildert Machiavelli ihre Tätigkeit und er gibt ihnen die Schuld „Italien in Knechtschaft und Schande gebracht zu haben", als mit Karl VIII. von Frankreich die Invasion der Fremden begann. Nach dem Einfall des Franzosenkönigs verschwanden die Condottieri und an ihre Stelle traten die großen spanischen und französischen Heere, die schweizerischen Reisläufer und die deutschen Landsknechte.

Die italienischen Staatensysteme des XV. Jahrhunderts hatten zwar über die Halbinsel hinaus keinen wesentlichen Einfluß zu üben, aber auch fremder Einmischung enge Grenzen entgegenzusetzen vermocht. Nur einheimische Fürsten saßen auf den Thronen, denn auch die Aragonesen in Neapel hatten ihren fremden Ursprung schnell abgestreift und das Papsttum hatte sich als italienische Macht eingerichtet. Die verschiedenen Herrschaften hielten sich gegenseitig in einer Art von Gleichgewicht und sicherten trotz interner Verschwörungen und Familientragödien einen verhältnismäßigen Friedensstand, wie ihn die anderen großen Länder Europas in diesem Jahrhundert nicht gekannt haben. Die Blüte der Kultur und der Reichtum herrlich geschmückter Städte war so groß, daß alle übrigen Nationen gegen die italienische barbarisch erschienen. „Im Schmucke bebauter Fluren, keinen anderen als einheimischen Herrschern unterworfen, strotzte Italien von Menschen, Waren und Reichtümern. Zahlreiche hochherzige Fürsten verherrlichten das Land, das den besonderen Vorzug hatte, den Mittelpunkt der Kirche zu besitzen." So schildert der florentinische Geschichtsschreiber Guicciardini den damaligen Zustand Italiens. Das ist in Kürze das Bild der politischen Zustände.

Die Beschaffenheit der Staaten, Republiken und Tyranneien, die sich nach Beendigung des Kampfes zwischen den Päpsten und den Hohenstaufen gestaltet hatten, waren der Entwicklung der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit, des „Individuums" sehr günstig. Darin liegt einer der hauptsächlichsten Gründe für die frühzeitige Ausbildung des Italieners zum modernen Menschen. In Italien erwachte zuerst eine objektive Betrachtung des Staates und sämtlicher Dinge der Welt überhaupt und hob von den Augen der Menschen jene Schleier, die ihre Augen Jahrhunderte hindurch getrübt hatten.

Die Grundlage, auf der der moderne italienische Geist erwuchs, war die Wiedererweckung des klassischen Alter-

tums, an das die Erinnerung übrigens nie ganz erloschen war und naturgemäß in Italien am unmittelbarsten nachwirkte, der „Humanismus". Die Antike mit ihrer Fülle objektiver, einleuchtender Wahrheiten wurde zum Führer der Bildung. Seit Beginn des XV. Jahrhunderts wird Florenz zum Mittelpunkt der neuen Kulturwelt.

Obwohl der Kritizismus der humanistischen Wissenschaft die kirchliche Dogmatik verachtete und den Autoritätsglauben zerstört, den Bruch zwischen Wissen und Glauben herbeigeführt hat, begrüßten Päpste und Priester mit Begeisterung das neu erwachte literarisch-künstlerische Heidentum. „Der Fähigkeit, in das Altertum einzugehen, verdankte das Papsttum geradezu eine neue kulturgeschichtliche Größe."

„Die Renaissance war die Reformation der Italiener." Sie befreite die Wissenschaften von dogmatischen Fesseln; das Verlangen und Forschen nach Wissen und Wahrheit, die Durchgeistigung des Denkens, die von Italien ihren Ausgang nahmen, wurden zur Grundlage unserer heutigen Kultur.

Die Richtung der geistigen Entwicklung war somit durch die Wiedererweckung des Altertums, die Entwicklung des Charakters durch die politischen Zustände bestimmt. Die dauernd bedrohte Lage der Gewaltherrscher, der illegitime Boden ihrer Herrschaft und oft auch die illegitime Geburt zwang sie zu höchster Anspannung ihrer Kräfte. „In einer so künstlichen Existenz konnte sich nur ein Virtuose mit Erfolg bewegen und jeder mußte sich rechtfertigen und erweisen als den, der die Herrschaft verdiene." Aber auch in den Städterepubliken wurde durch die Parteifehden und den häufigen Wechsel in der Parteiherrschaft der einzelne veranlaßt, die in ihm liegenden geistigen Kräfte zur möglichsten Geltung zu bringen.

Die Entwickelung des städtischen Lebens bedingte das Zusammenwohnen von Adeligen und Bürgern und damit einen Ausgleich der Klassenunterschiede, die in Italien ohnehin nie so groß waren, wie in anderen Ländern. Das Volk hatte seine

alte Kultur, einen äußeren Schliff und eine gewisse angeborene Liebenswürdigkeit, die es im gesellschaftlichen Verkehr den höheren Klassen fast gleichstellte. Die allgemeine Parteinahme der Italiener für das Altertum führte zur Bildung einer allgemeinen Gesellschaft derer, die sich bildungsbedürftig fühlten. Es erfolgt die Scheidung zwischen Gebildeten und Ungebildeten.

Die Entwicklung erstreckt sich auch auf die Stellung der Frau. Sie wird dem Manne ebenbürtig an Bildung und beansprucht dafür gleiche Bewegungsfreiheit wie dieser. Während des ganzen XV. Jahrhunderts erhalten die Töchter der höheren Stände eine hohe Bildung und viele gelangen zu einer Virtuosität im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache. Die Frau strebt durch Erziehung und gute Sitte die Behüterin des rein Menschlichen zu werden, während die Männer den Kampf um Bereicherung ihrer Stellung führen. Indem sie ihre Begabung und glänzende Bildung ganz in den Dienst der weiblichen Natur stellte, gewann sie einen Einfluß auf das gesamte Kulturleben jener Zeit wie in keiner anderen Periode mehr. Daß die Frau in Sachen der Liebe die gleiche Freiheit beansprucht, wie die Männer, wenn die Ehe und ihre Rechte vielleicht mehr und jedenfalls bewußter mit Füßen getreten wird, als anderswo, wenn die Liebesmoral der Renaissance kaum irgendwelche Grenzen des Unerlaubten anerkannte, änderte daran nichts. Wer die Renaissance deshalb der Unsittlichkeit bezichtigen will, darf nicht vergessen, daß diese großenteils eine natürliche Reaktionserscheinung der individuellen Geschlechtsliebe gegen die Fesseln der hergebrachten Konvenienzehe war und eine neue, würdigere Auffassung von der Ehe vorbereitet wurde.

Die höchste Ausbildung der Persönlichkeit wird das Ziel des Strebens für beide Geschlechter; es entsteht der „allseitige Mensch", l'uomo universale, wenn eine bedeutende Individualität die Elemente der damaligen Bildung bemeistert. Menschen von enzyklopädischem Wissen gab es im Mittelalter in verschiedenen Ländern; im Italien der Renaissance

dagegen treffen wir einzelne Künstler, die auf allen Gebieten zugleich lauter Neues und in seiner Art Vollendetes schaffen und dabei auch als Menschen den größten Eindruck machen. Andere sind allseitig außerhalb der ausübenden Kunst, ebenfalls in einem ungeheuer weiten Kreise des Geistigen. Auch das Auftreten des einzelnen und die höheren Formen der Geselligkeit werden zum bewußten Kunstwerk.

Lorenzo il Magnifico stand der platonischen Akademie vor, die sein Großvater gegründet hatte. Sie umfaßte die vornehmsten Geister von Florenz und in ihr wurde alles gepflegt, was zur schöngeistigen Bildung gehörte, ernste und scherzhafte Disputationen, vor allem die Musik. Das Mäzenatentum und der feine gesellige Kreis der Gonzaga in Mantua und der Este in Ferrara sind weltbekannt. Federigo von Montefeltro baute den Palast zu Urbino, das Muster eines Herrschersitzes und betrachtete als seinen wertvollsten Schatz die von ihm gesammelte berühmte Bibliothek. Der Hof seines Sohnes Guidobaldo wurde unter der Leitung von dessen Gemahlin Elisabetta Gonzaga die hohe Schule der feinsten Geselligkeit. Isabella d'Este war eine Frau von universaler Bildung, und kaum einer der zeitgenössischen Literaten und Künstler widerstand dem Verlangen, in ein briefliches oder persönliches Verhältnis mit ihr zu treten.

Aber auch ein Gewaltherrscher, wie Lodovico Moro es war, ergeht sich in gelehrten Gesprächen und ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik. Sogar ein Cesare Borgia findet Zeit, einen literarischen Hofstaat um sich zu bilden und sich selbst auf dem Gebiet der Poesie zu bewegen.

Daß auch die Kirchenfürsten des XV. Jahrhunderts unter dem Banne der Wiedererweckung der Antike standen, ist schon erwähnt. „Nachdem ihre Vorgänger die Götterbilder von Hellas zerschlagen und die Schriften der Alten verbrannt hatten, sammelten sie jetzt deren Reliquien so andachtsvoll, wie jene meist Gebeine von Heiligen gesammelt hatten." Nikolaus V. errichtete die vatikanische Bibliothek; Pius II., der als Papst seine Memoiren schrieb, war ein hoch-

gebildeter, begeisterter Humanist. Sixtus IV. gründete das kapitolinische Museum, der Kardinal Giuliano della Rovere, der spätere Julius II., war ein eifriger Sammler antiker Statuen.

Der Reform der Wissenschaften folgte diejenige der bildenden Künste. Der Umschwung des geistigen Lebens eröffnete neue Stoffgebiete durch die Bekanntschaft mit Geschichte und Dichtung des Altertums; das Studium der Antike führte namentlich der Architektur und der Ornamentik eine Fülle von Ideen und Formen zu. Die Beobachtung und treue Wiedergabe der Natur sprengte in der Skulptur und Malerei den Bann mittelalterlicher Tradition. Der Mensch und die Welt war der Gegenstand ernsten und liebevollen Studiums; die Wiederholung überkommener Typen, der schematische Idealismus schwinden dahin vor dem immer neuen Reize der wirklichen Erscheinung, der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit des Lebens. Wenn so der Realismus die Kunst der Renaissance zu innerer und äußerer Wahrheit führte, so wies ihr die neuerschlossene Kenntnis der Antike den Weg zur Schönheit. Die Schönheit des menschlichen Leibes, vor der die mönchisch beeinflußte Kunst des Mittelalters ihre Augen scheu verschlossen, enthüllte sich jetzt unter der Anregung der Antike. Solange die Schranken mittelalterlicher Weltanschauung bestanden, war die Kunst im wesentlichen ein Ausdruck allgemeinen Gedankeninhalts; nunmehr steht die Freiheit der individuellen Phantasie, der künstlerischen Persönlichkeit über allen. Mit dem Ende des Quattrocento, der Frührenaissance, ist die Epoche des Suchens, Beobachtens und Findens beschlossen. In der Architektur geht nun die Richtung durchaus auf das Einfachgroße, Gesetzmäßige, Organische; sowohl außen als innen gelangt die Kunst der Verhältnisse und die Raumschönheit im großen zur höchsten Entwicklung. Skulptur und Malerei haben die unbedingte Beherrschung der Natur und aller Formen des Lebens gewonnen. Dieses Wirkliche und Lebendige sollte nun in ein Hohes und Schönes verklärt werden. Aus den tausend als darstellbar erwiesenen Elementen, aus der Breite des Lebens, aus

Zeit und Natur sammeln die großen Meister das Ewige zu unvergänglichen Kunstwerken, jeder in seiner Art, so daß das eine Schöne das andere nicht ausschließt, sondern alles zusammen eine vielgestaltige Offenbarung des höchsten bildet.

Die politische Zersplitterung hatte eine große Anzahl von Mittelpunkten für die Betätigung der Künstler geschaffen. Der ganze Zeitwille drängte allüberall zur Pflege der Künste. Die Dynasten und Tyrannen jener Zeit waren meist warme, ja begeisterte Förderer von Architektur, Plastik und Malerei; es verband sich bei ihnen die Ruhmbegierde mit einem starken Schönheitsbedürfnis und beide trieben dazu an, dauernde Spuren ihres Herrscherwollens und ihrer Macht zu hinterlassen. Aber auch die Republiken wetteiferten, in monumentalen Bauten, im plastischen und malerischen Schmuck derselben die Macht und Ehrwürdigkeit des Freistaates zu bekunden; der kunstfreundliche Sinn war daher völlig unabhängig von dem Wechsel der Parteien, die sich in der Herrschaft folgten. Auch zum Renommée der Condottieri gehört es, sich die Gunst von Dichtern und Gelehrten zu erkaufen und den Mäzen zu spielen. Endlich ermöglichte der allgemeine Wohlstand eine Verwendung der Kunst im Interesse einer breiten bürgerlichen Bevölkerungsschicht. Wie in der Wissenschaft, so ist auch in der Kunst Florenz die große Führerin. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts werden die Päpste die größten Förderer der Kunst, denn das monarchisch gewordene Papsttum verfügt über die größten materiellen Hilfsquellen. Sixtus IV. läßt S. Maria del Popolo aufführen und beruft die besten Maler zur Ausschmückung der Sixtinischen Kapelle. Nun wird Rom die Kunstmetropole Italiens.

Hand in Hand mit der glänzenden Entwicklung von Wissenschaft und Kunst geht ein wachsender Verfall von Moral und Sittlichkeit. „Die eigentliche virtù, die wohl auch mit sceleratezza vereinbar gedacht wird, bedingte, daß das sittliche Urteil nur schwer zu seinem Rechte kommt." Es ist ein greller Kontrast zwischen Reden und Handeln, graziöser Geisteskultur und plumper blutiger Grausamkeit. Schranken-

loses Streben nach Herrschaft in den höheren Ständen, Gier nach materiellem Gewinn und Lebensgenuß ist bei allen die Losung. Am schärfsten tritt die Sittenlosigkeit in der Politik zutage, die vollständig zu einem System des Treuebruchs und Verrats geworden ist und jedes Mittel, auch den Mord, als erlaubt ansieht, wenn es nur zum erstrebten Ziele zu führen verspricht. Die verweltlichten Päpste und der Klerus machen davon keine Ausnahme. Als mit der Invasion Karls VIII. von Frankreich im Jahre 1494 das Unglück über Italien hereinbrach, fehlte es nicht an ernsten Denkern, die dieses Unglück mit der großen Sittenlosigkeit in Verbindung brachten. Machiavelli spricht es offen aus: „Ja, wir Italiener sind vorzugsweise irreligiös und böse", und er setzt hinzu: „weil die Kirche in ihren Vertretern das übelste Beispiel gibt". Damit sind aber nur die äußeren Erscheinungen und nicht die inneren Gründe konstatiert. Der Grundmangel des Charakters des damaligen Italieners erscheint zugleich als Bedingung seiner Größe: der entwickelte Individualismus. Die Sprengung der alten bindenden Fesseln hatte eine allgemeine Unsicherheit der sittlichen Begriffe mit sich gebracht und der individualistische Mensch mußte erst neue sittliche Normen aus sich selbst gewinnen an Stelle der früheren, die er in der Religion als etwas Gegebenes außerhalb seines Ichs vorfand. Der Mensch der Renaissance unterscheidet zwar scharf zwischen gut und böse, aber er kennt keine Sünde; jede Störung der inneren Harmonie getraut er sich vermöge seiner plastischen Kraft wiederherzustellen und deshalb kennt er keine Reue; vor dem Ehrgeiz und den Geistesanstrengungen des Tages verschwindet der Gedanke an das Jenseits entweder völlig oder er nimmt eine poetische Gestalt an, statt der dogmatischen. Gegenüber von allem Objektiven, von Schranken und Gesetzen jeder Art hat er das Gefühl eigener Souveränität und entschließt sich in jedem einzelnen Fall selbständig, je nachdem in seinem Innern Ehrgefühl und Vorteil, kluge Erwägung und Leidenschaft, Entsagung und Rachsucht sich vertragen.

Daß unter diesen Verhältnissen die Religiosität schwer leiden mußte, ist einleuchtend; die Stimmung der höheren und mittleren Kreise Italiens ist zusammengesetzt aus tiefem, verachtungsvollem Unwillen gegen die Kirche, neben einer gewissen Anpassung an die Hierarchie, insofern diese auf alle Weise in das äußere Leben verflochten ist und aus einem Gefühl der Abhängigkeit von den Sakramenten, Weihen und Segnungen. Beim gläubigen Teil des Volkes versteht sich das letztere von selbst.

In dem Augenblicke, in dem ein neues Prinzip in die Welt tritt, kommt der längst träge gewordene Fluß der Entwicklung auf allen Gebieten in jähe Bewegung; die Leidenschaften steigern und konzentrieren sich in solchen Zeiten ins Grandiose, der Haß und die Liebe. Solche Zeiten sind nicht nur kühn im Wollen, sondern auch gewaltig im Vollbringen; das Höchste was der Menschengeist geformt und ersonnen hat, wurde stets in ihnen vollbracht. Und gleich groß ist die Vollendung der Einzelleistung wie der Reichtum an immer neuen Gebilden. Die Zeit ist in jedem Atemzug schöpferisch und niemals geht ihr der Atem aus.

„Die individuelle Entwicklung kam wesentlich vermittelst der italienischen Kultur über alle Völker des Abendlandes und ist seitdem das höhere Medium, in dem diese leben. Der Italiener der Renaissance hatte dieses erste gewaltige Daherwogen dieses neuen Weltalters zu bestehen. Mit seiner Begabung und seinen Leidenschaften ist er für alle Höhen und alle Tiefen dieses Weltalters der kenntlichste, bezeichnendste Repräsentant geworden; neben tiefer Verworfenheit entwickelt sich die edelste Harmonie des Persönlichen und eine glorreiche Kunst, die das individuelle Leben verherrlichte, wie weder Altertum noch Mittelalter dies wollten oder konnten." (J. Burckhardt.)

Das ist in gedrängter Kürze das Bild der kulturellen Zustände.

Die ersten beiden, die Exposition bietenden Szenen der „Renaissance" spielen in den Jahren 1492 bzw. 1494. Den

Stuhl Petri hatte eben der Borgia Alexander VI. bestiegen. Wenige Monate früher war Lorenzo de' Medici il Magnifico, der Herr von Florenz und der Toskana gestorben; ihm war sein unfähiger und willensschwacher Sohn Piero gefolgt. Im Herzogtum Mailand und in Genua herrschte Lodovico Sforza il Moro als Regent für seinen schwächlichen Neffen Gian Galeazzo. Venedig war eine streng aristokratische Republik. In Neapel regierte der einer Seitenlinie der in Spanien herrschenden Familie angehörende Aragonese König Ferrante I., ein staatskluger und energischer Fürst. In Ferrara und Modena führten die Este, deren Hof durch ihr Mäzenat weltberühmt wurde, die Regierung; in Mantua saßen die Gonzaga, in Urbino die Montefeltri, beide ausgezeichnet durch die Pflege der feinen höfischen Geselligkeit. Außer diesen größeren staatlichen Gebilden gab es noch eine Menge kleinerer Städterepubliken, Freistaaten und Condottieriherrschaften.

Der oben erwähnte, von Guicciardini gepriesene Ruhezustand der italienischen Staatensysteme war immer sehr labil gewesen und er bot niemals geringere Gewähr der Stabilität, als gerade in dem Augenblick, wo festes Zusammenhalten notgetan hätte. Lodovico Sforza dachte auch nach der erlangten Volljährigkeit seines Neffen Gian Galeazzo nicht daran die Regierung aus den Händen zu geben, wodurch er sich die Feindschaft der Angehörigen von dessen Frau Isabella, einer Enkelin des Königs Ferrante I. von Neapel, zugezogen hatte. Nur der klugen Vermittlungspolitik des Lorenzo de' Medici, der zwischen den beiden Gegnern eingeschlossen die unsicheren Ergebnisse eines Krieges fürchtete, war es zuzuschreiben, daß der Zwist zwischen Mailand und Neapel nicht offen ausgebrochen war. Alexander VI. war ausschließlich darauf bedacht, für seinen Sohn Cesare eine Herrschaft zu gründen, die Politik Venedigs war ganz unsicher, da es weder dem Papste noch seinem mailändischen Nachbar traute; dazu kam noch, daß Piero de' Medici ein politisch unreifer Mensch war. Die kleineren Staaten hatten keine Selbständigkeit, Große wie Kleine aber waren gleich unzuverlässig in Freundschaft und Feindschaft.

Italien befand sich demnach in einer Lage, die einem auswärtigen Fürsten die Gelegenheit darbot, seiner politischen Unabhängigkeit ein Ende zu machen und dieser Fürst war Karl VIII. von Frankreich. Schon sein Vater Ludwig XI. hatte Absichten auf Italien gehabt, die sich auf die Erbansprüche gründeten, die Frankreich von den Anjou her auf Neapel und von den Visconti her auf Mailand ableitete. Karls VIII. Sinnesart, der sich Karl den Großen zum Vorbild genommen und von Paladinen und orientalischen Unternehmungen träumte, mußte ihn anspornen diese Rechte geltend zu machen, und zwar galt es zuerst dem Zug nach Neapel. Der Moro, dessen Politik ausgesprochen franzosenfreundlich war, ließ sich unschwer dazu gewinnen, diejenige Karls VIII. zu unterstützen, denn im Gelingen der Expedition des Franzosenkönigs ersah er eine Sicherung seiner eigenen Entwürfe, die zunächst die Erlangung der Herzogskrone Mailands an Stelle seines kranken Neffen bezweckten. Auch die Sympathien der Bevölkerung für Frankreich kamen den Plänen Karls VIII. entgegen. Sie waren namentlich in Florenz sehr stark und sind dort nie ganz erloschen. In der Phantasie eines großen Teiles der Italiener — man denke an Savonarola — lebte das Idealbild eines großen und gerechten Herrschers, nur war es nicht mehr wie bei Dante der deutsche Kaiser, sondern der capetingische König von Frankreich. (Eingehende Darlegung der einschlägigen Verhältnisse s. Bem. zu I, 2.)

In dem Ehrgeiz Karls VIII. und in dessen Unterstützung durch den Moro, die gleichfalls dem Ehrgeiz dieses Fürsten entsprang, ist also die Quelle zu suchen, der das Verderben Italiens entsprang. Lodovico Moro gab den Auftakt zu jener kleinlichen Hauspolitik der italienischen Fürsten, die Gregorovius zu dem Ausspruche veranlaßt, die vielumworbene Italia habe sich fortdauernd an den Meistbietenden verkauft. Indem der Moro den Fremden als Verbündeten auf italienischem Boden empfing, war „jener schreckliche Prozeß um den Besitz der blühendsten Teile Italiens eröffnet, der unter Geltendmachung aller möglichen Erb-, Oberhoheits- und Macht-

ansprüche mit blutigen Gründen ein halbes Jahrhundert hindurch geführt wurde und mit dem traurigen Ruin des Prozeßobjektes endete". Der Traum der Unabhängigkeit und nationalen Einigkeit war für vier Jahrhunderte zerstört.

In dem Augenblick, als der Dominikanermönch Girolamo Savonarola gegen die Verderbnis der verweltlichten Kirche und des italienischen Volkes eiferte, an dem Wendepunkt, an dem einerseits der tiefe politische Verfall der Italiener beginnt, während sie andererseits die größte Höhe der Kultur der Renaissance zu ersteigen im Begriffe sind, setzt die Dichtung Gobineaus ein.

ERSTER TEIL

SAVONAROLA



BOLOGNA 1492

(1) DER GARTEN DES DOMINIKANERKLOSTERS

Mitternacht. Der Himmel ist rein, hell und durchsichtig, die Sterne funkeln; das Mondlicht durchflutet die Arkaden der viereckigen Kreuzgänge, die den mit hohen Bäumen und duftenden Gewächsen bepflanzten Raum umgeben. Auf den beschienenen Wänden erblickt man Fresken: rote Gewänder und blaue Mäntel, bleiche Gesichter, gefaltete Hände; Köpfe Heiliger und Seliger mit Heiligenschein. In der Mitte des Klostergartens auf fünf oder sechs Steinstufen ein Marmorkruzifix im Stil des XIII. Jahrhunderts; die Kreuzarme tragen die Bildnisse der Zeugen des Opfertodes. Um dieses Kreuz führt ein breiter Weg, auf dem der Prior des Klosters auf und ab geht; ihm zur Rechten der Frate Girolamo Savonarola, neben diesem der Frate Silvestro Maruffi.

FRA GIROLAMO: Ja! Die Zeit ist vollendet. Die Stunde schlägt. Jetzt oder nie gilt's das Wort Gottes neu zu künden und die Welt damit zu erfüllen. Die Finsternisse weichen. Das wiedererstehende Licht fällt in vollen Strahlen anklagend auf die alte Verderbtheit. Wieviel Dämonen umlauern unsere Schwächen! Sie fachen sie an! Sie beleben die erlöschende Flamme! Hinweg mit ihnen! Sorgen wir, daß unsere Zeit weniger schmachbelastet sei als ihre Vorgängerin! Schütteln wir die Schlafsucht unserer Vorfahren ab, aber nicht um den Taumel der Sünde an ihre Stelle zu setzen! Erleuchten wir die Völker! Führen und leiten wir sie! Zwingen wir sie! — Ach! Bruder, werdet Ihr zu mir sagen, wie könnte ein armseliger Wicht wie du solches Werk vollbringen! — Habt Ihr nicht von David gelesen, kennt Ihr nicht die Taten dieses armseligen Hirten?

DER PRIOR: Gewiß! Aber welche Stimme von oben ruft Euch zu so hohem Werke?

FRA GIROLAMO: Gott selbst ist's, der mich ruft, der mich antreibt! Die Übersetzung, die mich durchdringt, die Entzückungen, die ich in ihr erlebe, sie können mich nicht täuschen!

FRA SILVESTRO: Es ist wahr! Er hat recht! Sein Wissen, seine Beredsamkeit, seine Tugend, sind sie nicht Zeichen? Wie könntet Ihr je eindringlichere finden? Ist es nicht Pflicht, diese Gaben zu gebrauchen?

DER PRIOR: Ich leugne es nicht. Aber warum soviel Ungestüm? Kann man nicht mit Maß vorgehen? Überhaupt was ist Eure Absicht, Fra Girolamo? Wenn ich Euch recht verstehe, so ist's nichts Geringeres, als die Kirche zu reformieren und die Großen wie die Geringen zur Beobachtung der christlichen Gebote zurückzuführen. Haltet Ihr diese Aufgabe für leicht? Vergeßt Ihr, wie die Gelehrten, die Konzilien erst jüngst daran gescheitert sind, gar nicht davon zu reden, daß wir unter dem Hirtenstabe Alexanders VI. leben! Großer Gott! Welchen Augenblick wählet Ihr, um der Welt von Enthaltsamkeit zu sprechen!

FRA GIROLAMO: Für Gott gibt's keinen Augenblick, denn alle Augenblicke sind sein! Ich wiederhole es Euch: die Stunde hat geschlagen! Nun gilt's zu handeln. Alles wandelt sich, die Gegenwart gleicht ohnehin nicht mehr den voraufgegangenen Zeiten, alles schäumt und wirbelt; das Weltall wird uns fortan seine Schauspiele im Mittelpunkte eines erneuerten Horizonts entfalten. Es wird zum Guten ausschlagen, wenn die Religion das Kreuz wieder aufrichtet, zum Bösen, wenn dieser Baum des Heils den verbrecherischen Streichen erliegt, die ihn unablässig zu entwurzeln trachten. Seht Ihr denn nicht, was geschieht? Vorgebliche Weise stehen auf und reißen die altväterischen verblichenen Behänge von den Wänden, die vergangenen Zeitaltern gefielen. Italien ist erfüllt von zügellosen Abenteurern, Fürsten von Zufalls Gnaden, Söldnern, Tyrannen und Baronen, aufständischem Landvolk, mürrischen Bürgern, und alles Erbgut, groß und klein, ist diesem Schwarm zur Beute, dem noch die Wölfe sich gesellen, die rudelweise aus Spanien und Frankreich einbrechen. Und dennoch, inmitten dieses Elends, seht nur zu! Die Völker erwachen, sie reiben sich die Augen; diese Ausgehungerten verlangen zum Morgenimbiß die Freiheit und den Frieden; die Freiheit, sage ich Euch, und vor allem den Frieden und die Gerechtigkeit, die ihre Väter nie gekostet, deren Geschmack sie nie gekannt haben! Ich aber rufe ihnen zu: Verlangt vor allem den Glauben! Ohne ihn ist das übrige schal und wandelt

sich in Gift. Aber wo ist der Glaube? Wo findet man seine Quelle wieder? Der Klerus kennt ihn nicht . . . die Kardinäle lästern ihn . . . Der Papst . . . ach! der Papst, ich will Euch nicht sagen, was er ist, Ihr wißt es nur zu gut! Wenn man nicht auf der Hut ist, werden unserer unglücklichen, von Dorngestrüpp überwucherten Kirche, dem Moder unserer Lehren, dem Schutt unserer geistlichen Zucht die scheußlichen Köpfe der Ketzerei entsprießen und mit gespaltenen Zungen die Entschuldigungen, die Vorwände zischen, die all diese Greuel ihnen bieten und sie in Gift verwandeln. Seht Ihr sie nicht, diese Ungeheuer, die durch die christlichen Reiche nach Beute jagen? Und nur zu gute Helfer finden sie an dem andern Viperngezücht, den Gelehrten, die trunken von Hochmut sind, daß sie in den wiederaufgefundenen Büchern Griechenlands und Roms lesen können. Hört Ihr nicht, welche Ratgeber sie uns vorschlagen als Ersatz für die großen theologischen Geister? Es ist Platon, es ist Seneca, es ist dieser elende Martial, dieser unzüchtige Ovid, der unreine Anakreon, es sind die Lucian, Petronius, Statius, Bion, Apulejus, Catull, und täglich könnt Ihr sehen, wie Graubärte ebenso wahnwitzig wie die einfältigste Jugend ihre Stimmen in schmachvoller Begeisterung erheben und eine Seite aus Cicero wertvoller preisen, als die heiligsten Verse unserer Evangelien. Und ist damit das gefährliche Trachten, die Bedrohung des Gleichgewichts der Gewissen erschöpft? Nein! Der Pinsel verbindet sich mit der Feder und mit dem Pinsel der Meißel und der Stichel, um vor den Blicken einer von schändlicher Neugier trunkenen Menge das Nackte auszubreiten! Ich aber sage Euch, daß alle Begierden des Geistes und Herzens vom Satan gereizt, aufgekitzelt und aufgepeitscht sind. Und wenn wir uns zur Wehr setzen wollen, dann ist's höchste Zeit, darauf zu sinnen. Habt Ihr noch nie von dem reden hören, was sie „die Liebe zur Kunst" nennen, und was in Wahrheit nichts ist als die schimpfliche Begierde des Lasters? Diese Scheußlichkeit hat sich in unsere Kirchen eingeschlichen, die dadurch — was geworden sind? die Synagogen des Teufels!

Eine heilige Magdalena, ein Sebastian sind nur Vorwände, die menschliche Gestalt ebenso schamlos zu enthüllen wie Apollo und Venus! Und ich, ich, ich, der ich sie sehe und fühle, höre und erkenne, die Greuel dieser Schändlichkeiten, ich, dessen Seele überschäumt von wütendem Ekel, ja! vom heiligsten Zorn der Empörung für das Kreuz, wollt Ihr, daß ich diesen Strom des Schlammes sich über die arme Menschheit ergießen lassen soll, ohne einer solchen Überflutung meinen Leib als Schutzwehr entgegenzustellen? Nein! tausendmal nein! Ich werde nicht ruhig halten gegenüber diesem Aufgebot der Streitkräfte des Erzbösen! Ich werde die Welt verteidigen! Ich werde die Zeit, in der ich lebe, verteidigen, ich werde vor allem die Waffen der Zukunft schmieden und sie ihr in die Hand geben! Das beginnende Jahrhundert soll wiedergeboren dem unendlichen Meere der Ewigkeit entgegenschreiten; seine Wogen sollen für immer die schmutzigen Trümmer des Bösen und seiner Ausschweifungen verschlingen!

DER PRIOR: Ihr erklärt also, um es in kühlen und vernünftigen Worten zu wiederholen, allen Mächten der Welt den Krieg? Den Krieg dem Willen der Kirche, den Krieg den Gewohnheiten der Fürsten, den Krieg den Schwächen, der Gleichgültigkeit, den Verirrungen jedes einzelnen? Ist es das, was Ihr tun wollt?

FRA GIROLAMO: Ich will es tun und ich werde es tun! Und wenn ich dabei zugrunde gehe — warum nicht? . . . Sind meine Gebeine der Schonung wert? . . . Aber wenn es mir gelingt, und wenn ich auch verflucht, entehrt, zertreten, tot sein sollte, wenn Italien, unser Italien, mir den strahlenden Glauben, die machtvolle Freiheit, die freudige verdankt, was werdet Ihr dann zu beklagen haben?

DER PRIOR: Nichts. Wo wollt Ihr Eure Predigten beginnen? In Venedig?

FRA GIROLAMO: Venedig ist von der weltlichen Weisheit geknebelt. Es wird zuletzt zu uns kommen.

DER PRIOR: In Rom?

FRA GIROLAMO: Rom ist der Pfeiler des Heils, untergetaucht in ein Meer von Pestilenz. Aber in Florenz, da kann man handeln. Der Tod des Lorenzo de' Medici schafft mir freie Bahn; er hätte alles vereitelt, denn er war ein Heide; aber die Macht des Piero, seines Sohnes, ist von Grund aus untergraben. Das Volk und die Großen haben gelitten; sie wissen zum mindesten von Billigkeit und guten Sitten zu reden, sie haben einige Begriffe von Unabhängigkeit . . . sie denken nach, und wenn sie auch wenig taugen, ist es doch möglich, mit ihnen eine Reform zu versuchen. Außerdem liebt mich in Florenz das Volk, es hört auf mein Wort und man harret meiner.

DER PRIOR: So zieht denn von dannen, Bruder; ich segne Euch . . . Umarmt mich alle beide. Ihr wollt ins Werk setzen, was auch ich bisweilen, in meinen jungen Jahren, erträumt habe und was mir sehr schwer scheint . . . Vielleicht habt ihr recht . . . Ich fühle eine tiefe Traurigkeit über mich kommen.

FRA GIROLAMO: Und mich überströmt eine Hoffnung ohne Grenzen. Du folgst mir also, Bruder Silvestro?

FRA SILVESTRO: Im Leben und in den Tod. Ich werde Euch niemals verlassen.

FRA GIROLAMO: Dann komm! Öffne die Pforte! Wie unermeßlich dehnt sich das Gefilde vor unseren Blicken! Es ist das Abbild des Werkes, zu dem wir schreiten. Erblickst du niemand auf diesem weißen Pfade, den wir gehen werden? Er ist erhellt von den Strahlen des Mondes und weist in die Ferne, nach Florenz.

FRA SILVESTRO: Nein, Girolamo, ich sehe niemand!

FRA GIROLAMO: Wohlan! ich, ich sehe deutlich die Züge zweier großer Gestalten!

FRA SILVESTRO: Wo denn, Bruder?

FRA GIROLAMO: Dort! Sieh schärfer hin! Es ist der Glaube an Gott und an das Vaterland! Sie strecken uns die Hände entgegen! Vorwärts Bruder, vorwärts!

Nachdem die beiden Mönche die Gartenpforte durchschritten haben und der Prior sie wieder geschlossen hat, tauchen hinter einer Mauer zwei schlechtgekleidete Männer auf mit entblößter Brust, mit wirrem, struppigem Haar, gemeine Gestalten.

DER ERSTE: Feigling!

DER ZWEITE: Leichtfuß! siehst du denn nicht, daß es zwei sind?

DER ERSTE: Nun! und?

DER ZWEITE: In unserm Stande muß man immer zwei gegen einen sein, — mindestens.

DER ERSTE: Pah! Ich hätte dem Größeren einen tüchtigen Dolchstoß versetzt und für den Kleinen hätte ein Faustschlag genügt, um ihn purzeln zu machen wie einen Kegel. Da sind uns jetzt zwei prachtvolle wollene Kutten ausgekommen. Unmöglich, mit Hasenfüßen deines Schlags auf einen grünen Zweig zu kommen!

DER ZWEITE: Komm, laß uns bei der Roten eins trinken; vielleicht bringt uns die Nacht eine bessere Gelegenheit.

ZU ENDE DES JAHRES 1492. Savonarola weilte damals schon in Florenz. — Girolamo Savonarola, geb. 1452, entstammt einer alten ferraresischen Familie. Mit dreiundzwanzig Jahren trat er als Novize in den Dominikanerorden zu Bologna. Seine erste Schrift, ein Gedicht „Vom Verfall der Kirche" und sein erstes Auftreten richteten sich gegen die Verweltlichung der Kirche und deren Mißbräuche. Im Jahre 1482 sandten ihn seine Oberen als Prediger nach dem lebensfreudigen Florenz des Lorenzo de' Medici. Doch fanden seine Predigten dort wenig Anklang, so daß er 1484 nach San Gimignano, später nach Brescia ging und erst 1489 von Lorenzo de' Medici berufen, wieder nach Florenz zurückkehrte. Zum Prior des von den Medici umgebauten und geschmückten Dominikanerklosters San Marco gewählt, erzielte er dort 1490 mit seinen Predigten über die Apokalypse einen durchschlagenden Erfolg, so daß ihm für die Fastenpredigten 1491 die Kanzel des Domes eingeräumt wurde. Mit glühender Leidenschaft wendet er sich nun gegen die Kirche, gegen Adel und Volk, gegen die irdische Weltanschauung der Humanisten; er fühlt sich als der gottgesandte Prophet, berufen, eine sittliche Erneuerung herbeizuführen. Er prophezeit den baldigen Tod Lorenzos und



LODOVICO SFORZA IL MORO. Nach einer Miniatur von Ambrogio de Predis
In der Biblioteca Trivulziana, Mailand

des Papstes Innocenz VIII., eine Prophezeiung, die schon im folgenden Jahre in Erfüllung ging. Lorenzo ignorierte die Angriffe Savonarolas mit der vornehmen Ruhe eines Weltmannes. Unter dem hochmütigen, aber charakterschwachen Piero, über den sein Vater Lorenzo selbst geäußert hatte, er sei ein Narr, konnte Savonarola hoffen, seine politischen Pläne, die auf Gründung einer Volksrepublik gerichtet waren, zu verwirklichen.

Silvestro Maruffi, der an somnambulen Zuständen litt und häufig Visionen hatte, war der vertrauteste Freund des Fra Girolamo. Savonarola glaubte so fest an die Gesichte des Maruffi, daß er sie wiederholt als seine eigenen ausgab und verkündete.

MAILAND 1494

(2) EIN SAAL IM KASTELL

Lodovico Sforza, Regent von Mailand, sitzt vor einem großen Tisch mit einer roten Samtdecke, die mit buntem, gold und silbernem Laubwerk durchwirkt ist. Er ist in schwarzen mit Schmelzstickerei verziertem Atlas gekleidet und trägt im Gürtel einen reich ziselierten Dolch. Er spielt mit seinem Handschuh. Um ihn herum sitzen Antonio Cornazano, Verfasser des Gedichtes De re militari; Giovanni Achillini Altertumsforscher, Dichter, Hellenist und Musiker; Gaspare Visconti, berühmt durch seine Sonette und zu seiner Zeit für ebenso vollkommen wie Petrarca gehalten; Bernardino Luini, Maler; Lionardo da Vinci.

LODOVICO: Nun, Maestro Lionardo, ist's diesmal Ernst damit, daß Ihr uns wiederkehrt?

LIONARDO: Durchlauchtigster Herr, ich verdiene nicht soviel Strenge. Eure Hoheit weiß wohl, wie sehr ich Eurem Dienste ergeben bin.

LODOVICO: Gewiß, Ihr macht mir in diesem Augenblick die schönsten Beteuerungen von der Welt, das leugne ich nicht. Der Arnostadt müde, angewidert von den fanatischen Predigten des Frate Girolamo Savonarola, empört über die blinden Vorurteile, die sie erwecken, seid Ihr bereit, wie Ihr mir geschrieben habt, für mich Kanonenrohre zu gießen, Geschütze, Maschinen aller Art zu ersinnen, Brücken für mich zu bauen, den Plan für unsere Befestigungen zu entwerfen, Kanäle zu graben, endlich unsere

Städte mit Palästen, Kirchen, Statuen und Gemälden zu schmücken. Ich weiß sehr wohl, daß Ihr der Mann seid, das alles auszuführen, — aber vermögt Ihr auch Euren unbeständigen Sinn zu zügeln? Wie oft habt Ihr nicht schon Meinungen und Freundschaften gewechselt! Ich will Euch damit keine Vorwürfe machen, lieber Lionardo, aber offen gesagt, Ihr seid launisch wie eine Kokette.

LIONARDO *(den Kopf schüttelnd)*: Ich kann nicht umhin, über die liebevollen Anklagen Eurer Hoheit zu lächeln; denn was Sie auch darüber sagen mögen, es sind doch Anklagen, und, ich gestehe, der Schein ist gegen mich. Ich bin jedoch nicht launisch, gewiß nicht! Seht, durchlauchtigster Herr, ich hätte vielleicht mein ganzes Leben in Florenz zugebracht, aber es gibt soviel zu sehen in der Welt und soviel zu lernen! Wäre ich beständig an denselben Orten geblieben, so besäße ich weniger als ein Drittel meiner Kenntnisse, und dennoch weiß ich noch nicht den hundertsten Teil von dem, was ich lernen möchte.

ANTONIO CORNAZANO: Vielleicht tätet Ihr besser, Maestro Lionardo, Euch einer einzigen Beschäftigung zu widmen, statt ihrer so viele und so verschiedenartige zu betreiben. In der Malerei zum Beispiel seid Ihr bewunderungswürdig — warum suchet Ihr Euren Ruhm auf andern Gebieten?

LIONARDO: Ihr sprecht wie Bernardino.

BERNARDINO LUINI: Ach! Maestro, wenn Ihr Euch wenigstens dazu verstehen wolltet, die Bilder zu vollenden, die Ihr beginnt! Welches Glück wäre das für mich, Euren Schüler! wieviel Belehrung könnte ich daraus schöpfen!

LIONARDO: Auf die Geometrie, auf die Mathematik könnte ich niemals verzichten.

GASPARE VISCONTI: Ihr hättet weit mehr Grund, die Zahl Eurer Poesien und Eurer so entzückenden musikalischen Kompositionen zu vermehren! Wendet Eure Liebe also nur der Baßlaute zu, die Ihr erfunden habt!

LIONARDO: Ich werde darauf zurückkommen und sie vervollkommnen. Die Musik steckt gegenwärtig noch in den Kinderschuhen und muß sich noch sehr entwickeln. Aber davon ist jetzt nicht die Rede.

ACHILLINI: Vielleicht vom Traktat über die Optik.

LIONARDO: Ebensowenig.



BERNARDINO LUINI: Dann also von der Anatomie. Dabei ist doch wenigstens etwas für die Malerei zu holen.

LIONARDO: Die Anatomie ist eine Wissenschaft, die einen nicht wieder losläßt. Vor allem aber bekümmert es mich, daß man in Florenz mein Projekt bezüglich des Kanals von Pisa nicht hat annehmen wollen; die größten Vorteile hätten sich daraus ergeben, und wenn ich hierher gekommen bin, so geschah es in der Hoffnung, Ihr ließet Euch, da jener Plan abgelehnt wurde und für mich in Fortfall kommt, vielleicht überreden, den Überschwemmungen ein Ende zu

machen, unter denen das Tal von Chiavenna und der Veltlin soviel zu leiden haben. Ich habe meine Pläne mitgebracht.

LODOVICO: Maestro Lionardo, einem Manne wie Ihr muß man vollste Freiheit lassen, nach seiner Weise zu schaffen; er kann nur Bewunderungswürdiges hervorbringen. Aber, ich weiß es im voraus: eines Tages packt Euch die Laune, und Ihr verlaßt mich abermals. Ihr werdet bewundert, und alle Fürsten verlangen nach Euch. Der Lorenzo Magnifico war nur darauf bedacht, Euch unter den berühmten Männern, mit denen er sich umgab, festzuhalten. Er ist tot und damit ist ein Bewerber weniger, — aber der Gonfaloniere Soderini hat Euch nur mit knapper Not gehen lassen; Galeazzo Bentivoglio macht Euch die weitgehendsten Anerbietungen, um Euch nach Bologna zu ziehen, und es ist mir auch nicht unbekannt, daß Cesare Borgia Euch zu seinem obersten Werkmeister und Architekten ernannt hat. Ihr werdet Euch schließlich doch verführen lassen.

LIONARDO: Solange mir Eure Gunst erhalten bleibt, durchlauchtigster Herr, glaube ich das nicht; denn Ihr seid in Dingen der Kunst der empfänglichste Fürst Italiens. Selbst ein bewunderungswürdiger Dichter, begreift Ihr das Wesen der Dichter; bei Euch ist gut weilen, man kann mit Euch reden, man wird von Euch verstanden, und die Freigebigkeit Eures reichen Geistes ist mir hundertmal wertvoller als die goldenen Gunstbezeigungen aus den vollsten Börsen. Ich werde bleiben, solange Ihr mich wollt.

LODOVICO: O, meine Freunde, wie wäre das Leben angenehm und schön, könnte man es von Anfang bis zu Ende wie einen Strom des Paradieses zwischen den grünenden und fruchtbaren Ufern der Wissenschaft und der Kunst hingleiten sehen! Aber ihr wißt ja alle, wie sehr die Wirklichkeit verschieden ist von einem so erhabenen Gemälde der Phantasie, und was jene Unglücklichen erdulden müssen, die der Himmel mit der Regierung der Völker beschwert hat. Nur in den allzu kurzen Augenblicken, die ich allein mit euch verbringe, genieße ich eine wirklich ungetrübte Freude!

LIONARDO: Es ist ein großes Unglück, daß Ihr, statt unser regierender Herzog zu sein, nur der zeitweilige Regent des Staates seid. Wir leben in einer Zeit, da Männer nötig sind, um die Völker zu leiten, und Messer Galeazzo ist infolge seiner schwachen Gesundheit und seines beschränkten Geistes in Wahrheit nur ein Kind. Ich bitte Euch um Verzeihung, wenn ich mit solchem Freimut rede, aber ich wiederhole hier vor Euch nur, was ein jeder im Gebiet von Mailand wie in ganz Italien laut ausspricht.

GASPARE VISCONTI: Es ist die reine Wahrheit. Welches Unglück, in diesem Augenblick von einem so großen Fürsten regiert zu werden, der dazu verurteilt ist, uns binnen kurzem allen Zufällen der Unerfahrenheit und der Schwäche preiszugeben!

LODOVICO: Eure Reden betrüben mich, meine Freunde. Ich liebe meinen Neffen Galeazzo; ich liebe seine Gemahlin, die Herzogin Isabella, und ich bin stets darauf bedacht, ihnen zu dienen; trotzdem kann ich es mir nicht verhehlen, daß mein Mündel nicht aus einem sehr kostbaren Stoffe geschaffen ist. Gott behüte uns vor dem Unheil, das durch die geringen Fähigkeiten des armen jungen Mannes unser Haus bedroht!

ANTONIO CORNAZANO: Eure Hoheit, ich habe lange unter dem edeln und tapfern Messer Bartolommeo Colleoni gedient und manches Staatswesen entstehen und vergehen sehn. Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig deute, bedarf das Herzogtum nötiger denn je eines starken Herzens und einer eisernen Hand.

LODOVICO: Ihr täuscht Euch nicht, Messer Antonio; Eure Sprache verrät mir den erprobten Krieger, den gewandten Unterhändler und nicht minder den feingebildeten Gelehrten. Meine lieben Freunde, mit euch kann ich offen von den großen Angelegenheiten sprechen, die uns beschäftigen; übrigens gibt es hier keine Geheimnisse mehr.

LIONARDO: Ihr seid im Begriffe, uns ein sehr großes Geheimnis zu enthüllen, allergnädigster Herr, eines, das mich für sich allein mehr gefangen nimmt als alle andern. Ihr wollt uns gewiß offenbaren, wie hochherzige und kühne Geister die Geschicke der Reiche wahrnehmen, vertreten, entscheiden und zu leiten gedenken.

LODOVICO: So hör' mich denn an, Philosoph, da die Regungen der menschlichen Seele für dich von solcher Wichtigkeit sind, und sieh mich an, Maler, wenn du einen entschlossenen Mann betrachten willst. Ihr wißt, es sind noch nicht zwei Jahre her, daß Alexander VI. die päpstliche Tiara aufgesetzt hat. Der, den man den Kardinal Rodrigo Borgia nannte, ist das Haupt der Kirche geworden. Ihr senkt alle das Haupt mit sorgenschwerer Miene? Ich begreife es; aber ich kenne den Papst, ich kenne ihn vom Grund auf und ich sage folgendes: er ist ein Mann, begabt mit Weisheit, mit Klugheit, mit einem majestätischen Verstand. Seine Beredsamkeit ist, wo es geboten ist, ebenso unüberwindlich wie seine Kunst, sich der Geister zu bemächtigen und sie nachgiebig zu machen. Seine unerschütterliche Beharrlichkeit ist die eines Gottes; diese Kraft, die gefährlichste bei einem Gegner, sichert ihm in fast allen Lagen den Erfolg. So ist der Mann, mit dem die Welt rechnen muß, und wir wissen alle, daß er im Kampfe um die Herrschaft weder Treue, noch Gesetz, weder Religion noch Gewissen oder Gnade besitzt und daß er auf der Welt nur ein einziges Interesse kennt: das Haus Borgia, das in seinen Kindern verkörpert ist. Er ist ein wunderbarer Mann. Bisher ist ihm alles geglückt, trotzdem man ihn kennt. Auch haben alle klar blickenden Staatsmänner des heiligen Kollegiums aus Furcht für ihr Leben ihre Rettung in der Flucht gesucht; es war das einzige, was ihnen übrig blieb. Giuliano della Rovere hält sich in seiner Bischofstadt Ostia, umgeben von Befestigungen und Soldaten; Giovanni Colonna glaubt sich nur in Sizilien sicher; Giovanni de' Medici weilt in Florenz. Und auch ich, ich gestehe es offen, ich fürchte diesen Mann ebensosehr wie die Kardinäle selbst. Ich weiß, daß sein Sohn, dieser Cesare, uns

verderben und uns das Herzogtum Mailand nehmen möchte; ich weiß, daß diese Leute sich mit den Aragonesen, meinen Feinden, verbündet haben; ich weiß, daß Piero de' Medici seine Florentiner gegen mich aufhetzt; ich weiß, daß ich von Venedig nichts zu erwarten habe als verschlungen zu werden, sowie ich schwach werden sollte. In dieser Lage schien es mir notwendig, zunächst festzustellen, wo ich meine gefährlichsten Gegner zu suchen hätte. Ein Zweifel ist hier nicht möglich: es sind die Aragonesen und die Florentiner; sie werden mich bei nächster Gelegenheit mit offener Gewalt angreifen. Auf sie mußte ich also zuerst meine Blicke richten und gerichtet halten. Indem ich dies tat, machte ich wieder einmal in meinem Leben die Wahrnehmung, daß keine Lage, die verzweifelt erscheint, es in Wirklichkeit ist, und daß man aus dem heftigsten Gift, wenn man es sorgsam auflöst, einen heilsamen Saft gewinnen kann. So habe ich denn gefunden, daß Alexander VI. dem Ferrante von Neapel und den Medici gegenüber genau in der gleichen Lage war wie ich. Ich habe daher den Kardinal Ascanio Sforza, meinen Bruder, zum Papste gesandt, und wir haben ein Bündnis geschlossen. Gleichzeitig habe ich mich den Venezianern genähert, die dem Hause Aragon ebenfalls nicht gewogen sind. Auf diese Weise ist's mir gelungen, die Florentiner durch Venedig und die Aragonesen durch den Papst unschädlich zu machen. Das ist im Grunde nur ein zeitweiliges und zerbrechliches Gerüst, ein Kartenhaus, das einstürzen oder Feuer fangen wird. Angesichts dieser Gewißheit und der unbedingten Notwendigkeit, mich vor meinen Verbündeten sorgsam zu hüten, habe ich mich an den König von Frankreich gewandt. Ich habe ihn überredet, als Erbe des Hauses Anjou, auf Neapel Anspruch zu erheben. Er hat dazu noch den Plan gefaßt, Alexander der Tiara unwürdig zu erklären und ihn abzusetzen, was mich hoffen läßt, daß er sich, für den Augenblick wenigstens, nicht mit ihm verständigen wird. Karl VIII. hat die Alpen überschritten und marschiert auf Florenz. Später wird man auf Mittel sinnen müssen, wie man ihn wieder heimschickt; für

jetzt aber, urteilt und saget selbst, ob mein Neffe, der arme Galeazzo, der Mann ist, so feine und doch so notwendige Berechnungen zu begreifen und durchzuführen?

LIONARDO: Sicherlich nicht! Aber was ist doch der Geist eines Mannes wie Ihr, durchlauchtigster Herr, für eine gewaltige Schöpfung der heiligsten Tiefe des Geistes Gottes!

GASPARE VISCONTI: Signor Lodovico ist so geschaffen für die Krone, daß die Krone sich gewiß von selbst auf sein Haupt setzen wird.

Ein diensttuender Edelmann.

DER EDELMANN: Durchlauchtigster Herr, ich komme als Kurier von Rom. Man hatte mir verboten, mich auch nur eine Minute aufzuhalten. Hier ist das Schreiben, das mein hochwürdigster Herr, der Kardinal Ascanio mir Euch zu überbringen befahl.

LODOVICO: Gib her! Sehen wir, was mein Bruder schreibt.

Er geht an ein Fenster, liest das Schreiben und kommt lächelnd zurück.

Da Ihr so liebt, Euch zu belehren, Maestro Lionardo, so vernehmt: mein Verbündeter, der heilige Vater, hat sich soeben mit den Aragonesen verständigt. Man bewilligt die Hand der siebzehnjährigen Donna Sancia von Aragon seinem dreizehnjährigen Sohne Jofré Borgia. Alexander ist zufrieden, er darf es sein.

LIONARDO: Jetzt seid Ihr in Verlegenheit, durchlauchtigster Herr.

LODOVICO: Keineswegs. Ich hatte meinen Bauern gezogen, ehe noch der Papst den seinen berührte. Die Franzosen marschieren auf Florenz, sagte ich dir, und wir werden alle, wie wir hier sind, zu Pferde steigen, um uns nach Chiari vor den König zu begeben. Ich verlasse euch und werde Madonna Beatrice, meine Gattin, bitten sich zu beeilen, sie und die schönen Damen, die wir mit uns nehmen. Die Franzosen lieben derlei Begegnungen und die Spiele, die ihnen folgen. Auf denn, Messeri, eilt, eure festlichsten Ge-



LIONARDO DA VINCI. Selbstbildnis
Rötelzeichnung in der kgl. Bibliothek, Turin

wänder anzulegen; ihr nehmt meine Pferde, und ich werde euch Karl VIII. vorstellen.

ACHILLINI: Das wird uns eine sehr große Ehre sein!

ANFANG SEPTEMBER 1494. Die Szene enthält ein Exposé der politischen Situation, die dem Kriegszug Karls VIII. unmittelbar vorausging und aus der sich die weiteren für Italien so folgenschweren Ereignisse entwickelten. Lange diplomatische Verhandlungen, Umtriebe und Ränke waren dem Ausbruch des Krieges vorangegangen; mannigfach waren die Erwägungen und Erwartungen der Akteure. Karl VIII. beabsichtigte Ober- und Mittelitalien zwischen Frankreich und dem eroberten Neapel einzuklemmen und damit die Vorherrschaft Frankreichs über die ganze Halbinsel vorzubereiten. Er sprach dabei allerdings auch von der Bekämpfung der Ungläubigen und der Befreiung des heiligen Grabes, wobei Unteritalien als Stützpunkt für das gottgefällige Unternehmen dienen sollte. Aber das war nur eine schöne Geste, die niemand der Beteiligten für Ernst nahm. Am königlichen Hof ergriffen die französisch gesinnten neapolitanischen Barone, deren Besitzungen die Aragonesen ihren eigenen Anhängern gegeben hatten, mit Feuer den Gedanken auf, siegreich in ihr Vaterland zurückzukehren und drängten eifrig zum Krieg gegen Neapel. Die den Borgias feindlich gesinnten Kardinäle, voran Giuliano della Rovere, der nach dem Tode Innocenz VIII. auf die Tiara gehofft, aber im Konklave gegen Alexander VI. unterlegen war, sowie Ascanio Sforza, des Moro Bruder, schürten den Krieg gegen den Papst. Lodovico Sforza hoffte, abgesehen von der Befestigung seiner usurpierten Herzogskrone als Herr von Genua auf Lucca und Pisa, die früher genuesisch waren. Alexander VI. war zuerst geneigt, sich mit Lodovico zu verbünden und hatte 1493 seine Tochter Lucrezia einem Neffen desselben, dem Giovanni Sforza, Herrn von Pesaro, vermählt. Schließlich aber entschied er sich nach längerem Schwanken zu einer Verständigung mit Neapel, und vermählte, als ihm Alfonso II. günstige Aussichten für seine Söhne eröffnete, seinen Sohn Jofré mit Alfonsos Tochter Sancia. In der Allianz mit Neapel glaubte er den ersten Schritt zur Erreichung der großen territorialen Pläne zu tun, die er für seine Familie hegte. Auch Piero de' Medici hielt zu Neapel, während das Volk von Florenz der Gewaltherrschaft Pieros müde und unter dem Einfluß Savonarolas den Zug Karls herbeiwünschte, in dem es ein Strafgericht gegen seinen Tyrannen und gegen die römische Kurie erblickte. Pisa erwartete sich von der verhaßten florentinischen Vorherrschaft freizumachen; Venedig blieb zunächst neutral und wartete, ob und wo etwa Beute zu machen sein möchte. Jeder hoffte also aus einem allgemeinen Chaos irgendeinen

Gewinn für sich herauszuschlagen; nationale Erwägungen kamen überhaupt nicht in Betracht.

Karl VIII. weilte noch in Unschlüssigkeit, die ebenso durch pekuniäre Schwierigkeiten als durch seinen Hang zu Vergnügungen genährt wurde, zu Lyon, als dort im Juni 1494 der Kardinal Giuliano della Rovere erschien und durch sein leidenschaftliches Drängen den Ausschlag gab. Nur der persönliche Haß gegen seinen erfolgreichen Nebenbuhler trieb ihn zu diesem verderblichen Bündnis mit Frankreich und der nachmalige Julius II. wurde so eines der tätigsten Werkzeuge für das namenlose Unglück, das nun über Italien hereinbrechen sollte.

Bis in die neueste Zeit hat man dem Moro die schwere Schuld zugeschoben, er habe Karl VIII. ausdrücklich zu seinem Eroberungszuge aufgefordert und sei deshalb als der eigentliche, intellektuelle Urheber des Verderbens Italiens anzusehen. Diese Anschauung hat erst vor kurzem, insbesondere durch Malaguzzi, eine wesentliche Korrektur erfahren. Danach war Karl VIII. in Italien anfänglich von seiten des Moro eher geduldet als herbeigewünscht worden; schließlich ging der Mailänder allerdings als Verbündeter des Franzosen offen in dessen Lager über. Er sah zu spät ein, daß seine französische Politik als nächste Folge seinen eigenen Untergang herbeiführen mußte und die Fremdherrschaft über Italien begründete, und für diesen Mangel an Voraussicht sollte er damals und vor der Geschichte die Verantwortung zu tragen haben.

Die Charakteristik des Gian Galeazzo, die Gobineau dem Lodovico in den Mund legt, ist geschichtlich völlig zutreffend.

Im August 1494 überstieg Karl VIII. die Alpen. Am 9. September zog er in Asti ein, wohin ihm Lodovico Sforza mit seiner Gemahlin Beatrice und großem Gefolge, darunter ein reicher Kranz schöner Damen entgegengeeilt war.

Wissenschaft und Kunst, denen schon unter dem Mäzenat der Visconti und des Francesco Sforza am Mailänder Hofe eine ehrenvolle Stellung eingeräumt worden war, erlebten unter der Protektion Lodovicos und seiner Gemahlin Beatrice d'Este ihre höchste Blüte. Lodovico Sforza selbst war unter der Leitung seiner Mutter Bianca Maria Visconti, einer ganz außerordentlichen Frau, sehr sorgfältig erzogen worden; er war gelehrt und mit den Alten wohl vertraut; zwei lateinische Reden, die er als Elfjähriger vorgetragen, haben sich in seiner Handschrift erhalten. Den Beinamen „il Moro" erhielt er wegen seiner schwärzlichen Gesichtsfarbe, nicht, wie man gewöhnlich liest, nach einem maulbeerförmigen Muttermal.

Lionardo da Vinci, geb. 1452 in Vinci, einem Dörfchen bei Empoli, trat bei Verrocchio, dem bedeutendsten italienischen

Bildhauer am Ende des Quattrocento, in die Lehre. Über die Zeit seines Aufenthalts in Florenz ist nicht viel bekannt. Um 1484 bot er in einem ausführlichen Briefe, der uns erhalten blieb, Lodovico Moro seine Dienste an. Er empfiehlt sich darin als Festungsbaumeister, als Leiter des Ingenieur- und Artilleriewesens bei Verteidigung und Belagerung fester Plätze, als Geschützgießer und Feuerwerker usw., im Frieden als Baukünstler und letzten Endes verspricht er in der Marmor-, Bronze- und Tonskulptur und in der Malerei alles zu leisten, was nur im Vergleich mit jedem anderen, wer er auch sei, geleistet werden kann. Lodovico nahm das Anerbieten um so lieber an, als er das Saitenspiel liebte und gehört hatte, daß Lionardo darin Meister sei. Mit einer silbernen Laute, zu deren Klang er im Gesange Verse erfand, trat Lionardo zum erstenmal vor den Sforza und versetzte ihn und den Hof in helles Entzücken.

Lionardo blieb bis zu dem Sturz Lodovicos im Jahre 1499 an dessen Hof. In die Zeit seines Aufenthaltes fällt u. a. das berühmte Abendmahl und das kolossale Modell einer Reiterstatue des Herzogs Francesco Sforza, des Vaters Lodovicos, das von den Zeitgenossen als ein Wunderwerk gepriesen, aber von französischen Armbrustschützen 1499 zerstört wurde, ehe es zur Ausführung kam. Im Jahre 1502 war Lionardo als Kriegsingenieur im Dienste des Cesare Borgia tätig. Nach öfterem Wechsel seines Aufenthaltes zwischen Mailand, Rom, Venedig und Florenz folgte er 1516 dem König Franz I. nach Frankreich, wo er 1519 sein ruhe- und rastloses Leben beschloß.

„Reiche Gaben sehen wir oft von der Natur mit Hilfe der himmlischen Einflüsse über menschliche Geschöpfe ausgegossen, bisweilen aber vereinigt sich, wie ein überschwengliches und übernatürliches Geschenk in einem einzigen Körper Schönheit, Liebenswürdigkeit und Kunstgeschick so herrlich, daß jede seiner Handlungen göttlich erscheint, alle andern Sterblichen hinter ihm zurückbleiben und sich deutlich offenbart: was er leiste sei von Gott gespendet, nicht aber durch menschliche Kunst errungen. In Wahrheit bewundernswert und gottbegabt war Lionardo da Vinci, er besaß ein so vollkommenes Kunstvermögen, daß, wohin auch sein Geist sich wandte, er das Schwierigste mit Leichtigkeit löste." So schrieb Vasari vor mehr als dreihundert Jahren. „Das charakteristischste Beispiel des Umschwungs im Denken, des Kritizismus, sind die Folianten aus Lionardo da Vincis Nachlaß. Sie beweisen, daß es kaum eine Wissenschaft, kaum ein Feld menschlicher Tätigkeit gegeben hat, auf dem dieser Meister nicht tiefste Einsicht gehabt hat." So schreibt Chledowsky, ein Moderner.

Lionardo, vor allem darauf bedacht, sich selbst zu einem Typus höchster Menschlichkeit auszugestalten, kann als der Idealmensch der Renaissance, als „l'uomo universale" in des Wortes vollster

Bedeutung bezeichnet werden. Die Tragik seines Schicksals war, daß er keinen Fürsten fand, der stark und groß genug war ihn dauernd zu fesseln und hierdurch seine Ruhelosigkeit zu bannen.

Gaspare Visconti aus Mailand schrieb lyrische Gedichte und das Poem Paolo e Daria. — Der bolognesische Dichter und Philosoph Giovanni Achillini beschreibt in einem lehrhaften Werk alle Arten kostbarer Steine, die Verschiedenheit antiker und moderner Waffen und Kostüme, Musikinstrumente usw. — Antonio Cornazano war durch eine Sammlung höchst obszöner Schwänke, die im XVI. Jahrhundert sehr verbreitet waren, bekannt. Wie bei vielen Dichtern dieser Zeit wechselte er zwischen sehr leichten und religiösen Dichtungen ab. Zwei Gedichte letzterer Gattung, la vita di Maria Vergine und la vita di Gesù Christo hat er der Lucrezia Borgia gewidmet. — Bernardino Luini (1470—1530) war der Bedeutendste unter Lionardos Schülern, die dieser in Mailand um sich versammelte. In den Mailänder Galerien befinden sich zahlreiche seiner Tafelbilder; von seinen Fresken sind wohl die bekanntesten diejenigen in S. Maria degli Angeli zu Lugano. — Außer diesen in der Szene genannten lebten an Moros Hofe noch der gelehrte Humanist Giorgio Merula und der Florentiner Bernardo Bellincioni, der burleske Sonette und mythologische und pastorale Festspiele schrieb, zu denen Lionardo da Vinci den szenischen Apparat schuf.

Zur Zeit der Szene war Cesare Borgia, damals Kardinal, noch nicht hervorgetreten. Die Äußerungen des Lodovico, Cesare trachte nach dem Herzogtum Mailand und er habe Lionardo da Vinci zu seinem Architekten ernannt, eilen den Tatsachen um mehrere Jahre voraus. Der Kardinal Giovanni de' Medici war von jeher ein Gegner der Borgia; Giovanni Colonna war zwar unter den Wählern Alexanders VI. gewesen, trat aber nachher auch zu dessen Gegnern über.

Zu den vorkommenden (alt-)italienischen und französischen Anreden (die Gobineau nicht konsequent durchführt) ist zu bemerken: den Titel „Messere" führten die Ritter, Richter, Geistliche und Doktoren der Rechte, doch wurde er allgemein als höfliche Anrede gebraucht, auch Hochstehenden gegenüber vor dem Adelstitel, z. B. „Messer marchese". Den Titel „Ser" führten die Notare. „Don", der Titel für Personen fürstlichen Bluts, wurde vornehmlich im Königreich Neapel und in der Lombardei gebraucht sowie für Angehörige spanischer Familien. Auch wurde er Geistlichen gegenüber angewendet. Die Anrede „Monsignore" war hauptsächlich höheren Prälaten gegenüber üblich. „Signore" bedeutet „Herr" als Gebieter, Besitzer; als Anrede weniger üblich. „Madonna" war die Anrede für Frauen; „Mona" wurde meist nur vom Ehemann



LIONARDO DA VINCI. Studie zum Reiterdenkmal des Francesco Sforza
In der Bibliothek von Schloß Windsor

angewendet oder wenn man einem Dritten gegenüber von einer Frau sprach. Die Bezeichnung „Madama" kam den Angehörigen souveräner Häuser zu. „Magnifico" wurde als Bezeichnung und auch als Anrede z. B. in Venedig für die Senatoren gebraucht. Es entspricht etwa der Bezeichnung „Erlaucht", ohne hierbei ein Adelsprädikat vorauszusetzen. Wenn Lorenzo il Magnifico, dem zuerst diese Bezeichnung beigelegt wurde, mit Lorenzo der Prächtige übersetzt wird, so ist dies unzutreffend.

„Messire" war Anrede für Adelige; „Seigneur" und „Sieur" für hohen Adel, zugleich auch „Herr" im territorialen Sinne, z. B. einer Herrschaft. Die Anrede „Monseigneur" stand den Angehörigen souveräner Häuser und den höchsten Prälaten zu; sie wurde auch wohl Königen gegenüber anstatt des „Sire" angewendet.

FLORENZ

(3) DER HOF DES KLEINEN HAUSES DES LODOVICO BUONARROTI

Ein Bretterdach in einem Winkel, unter dem Michelangelo an einer vier Ellen hohen Herkulesstatue arbeitet. Auf einem umgestürzten Trog sitzt sein Vater Lodovico mit gekreuzten Armen und sorgenschwerer Miene.

LODOVICO BUONARROTI: Du bist jetzt zweiundzwanzig Jahre alt; ich meine in diesem Alter müßte man sich wie ein Mann betragen. Du aber bist und bleibst ein Kind, das sich und andern unnütz ist.

MICHELANGELO: Ich arbeite, soviel ich kann und verdiene keine Vorwürfe.

LODOVICO BUONARROTI: Was ich vorausgesehen hatte, ist seit dem Tode des Lorenzo Magnifico eingetroffen. Du verdienst nichts... Recht so! Du weinst auch noch?

MICHELANGELO *(seine Augen trocknend):* Ich kann nicht an meinen Wohltäter denken, an ihn, dem ich alles verdanke, ohne daß der Schmerz mich übermannt.

LODOVICO BUONARROTI: Wenn dir dieser Mann nicht den Kopf verdreht hätte, so würdest du mir gehorcht haben und befändest dich besser dabei. Statt bei diesen Nichtstuern von Künstlern einzutreten und dich sowohl wie den Adel deiner Familie durch ein Maurerhandwerk zu entehren, wärst du heute im Seidenhandel tätig und ich sähe

dich nicht beständig mit Gips bedeckt und die Hände im Dreck.

MICHELANGELO: Als mein verstorbener Herr so gnädig war, mich mit Francesco Granacci in die Bildhauerwerkstatt in seinen Gärten von San Marco zuzulassen, wies er mir fünf Dukaten monatlich an, und was ich ausgeführt habe, hat er mir stets freigebig bezahlt. Übrigens: wenn Ihr die Anstellung beim Stadtzoll erhalten habt, die Euch und die ganze Familie ernährt, so geschah das aus Rücksicht für mich.

LODOVICO BUONARROTI: Außerdem hat dir dein Genosse Torrigiano, in seiner Wut, dich allzu geschickt zu sehen, das Gesicht fein zugerichtet; du vergißt diesen Punkt. Das ist der großartige Vorteil, den dir der Magnifico eingetragen hat! Du tust mir leid!

MICHELANGELO: Wohl oder übel, — ich bin, was ich bin. Ihr habt wohl nicht die Absicht, mich etwa bei einem Weber in die Lehre zu geben?

LODOVICO BUONARROTI: Und doch wäre es das beste. Es ist klar, daß die Medici weder Bilder noch Statuen mehr bei dir bestellen werden. Messer Piero ist nicht, was sein Vorgänger war, und was soll dann aus dir werden?

MICHELANGELO: Signor Piero behandelt mich nicht schlecht. Er hat mich erst gestern abend wegen eines antiken Karneols um Rat befragt, den man ihm zum Kaufe anbietet.

LODOVICO BUONARROTI: Er hat dich sogar eine Statue aus Schnee errichten lassen. Wahrhaftig, eine schöne und ehrenvolle Beschäftigung! Dieser Mann benutzt dich als Possenreißer. Er wird dich nächstens dem Übelwollen dieser Farbenkleckser preisgeben, die du dir als Gefährten erwählt hast. Ich muß dir auch noch sagen, daß ich deine dicke Freundschaft mit diesem Francesco Granacci nicht gerne sehe; er ist ein Taugenichts. Noch mehr verdrießt mich dein Umgang mit dem jungen Niccolò Machiavelli. Gewiß, er ist von guter Herkunft, das leugne ich nicht; aber man sagt, er sei sittenlos, und er hat sich in einem Alter, wo

er erst hätte denken sollen, sich eine Stellung zu schaffen, mit der Marietta versprochen. Er beschäftigt sich nur mit den alten Römern! Auch ist er ohne Mittel, und es wird nicht lange dauern, so wird er Geld von dir borgen, wenn er's nicht schon getan hat. Hat er's vielleicht schon getan?

MICHELANGELO: Ihr wißt doch, daß ich Euch gebe, was ich verdiene.

LODOVICO BUONARROTI: Kann ich etwa erraten, was du beiseite bringst? Doch lassen wir diesen mißlichen Punkt! Machiavelli mißfällt mir; ich glaube, er konspiriert gegen die Herrschaft des Signor Piero... Nicht daß ich mich viel um die Medici kümmerte! Sie werden ehestens davongejagt werden, wir sind sicherlich ihrer überdrüssig. Ich weiß auch recht wohl, daß der würdige Fra Girolamo der Volksregierung günstig ist, und Gott verhüte, daß ich mich den Absichten des Fra Girolamo widersetzte! Aber ich liebe es nicht, daß man sich in die öffentlichen Angelegenheiten mengt, wenn man noch so grün ist wie dieser Machiavelli. Was treibst du mit ihm? Von was sprecht Ihr? Er wird dich noch zu irgendeiner Dummheit verleiten. Erzähle mir doch ein wenig, was ihr auskocht, wenn ich euch zusammen ausgehen sehe.

Michelangelo legt seine Modellierhölzer auf den Schemel und setzt sich auf eine Bank, den Kopf in die Hände gestützt.

Was hast du? Bist du krank?

MICHELANGELO: Ich habe starken Kopfschmerz.

LODOVICO BUONARROTI: Der Müßiggang macht dich krank. Würdest du etwas Nützliches schaffen, so würdest du dich besser fühlen.

Niccolò Machiavelli tritt ein.

MACHIAVELLI: Untertänigster Diener, Messer Lodovico! Grüß Gott, Michelangelo!

LODOVICO BUONARROTI: Ich habe Eile, ich muß ausgehen, Messere, und du, Michelangelo, denke daran, daß du da eine Arbeit machst, die keinen Aufschub duldet und daß du keine Zeit zum Plaudern hast. Gott behüte Euch, Messer Niccolò. *Er geht.*

MACHIAVELLI: Ach! mein Freund, ich bin gekommen, um dir in Eile zu erzählen, was meine Seele mit Freude erfüllt. Die Franzosen werden in wenigen Tagen hier sein!

MICHELANGELO: Als Freunde? Als Feinde?

MACHIAVELLI: Darüber weiß man nichts. Man unterhandelt; wenn's zu keiner freundschaftlichen Verständigung kommt, so werden wir mannhaft Widerstand leisten und das Vaterland verteidigen. Aber es gibt noch mehr! Piero de' Medici macht nichts als Dummheiten. Fra Girolamo hat das eingesehen und verbindet sich mit der Volkspartei, so daß die Ankunft der Franzosen den Sturz dieses hochmütigen Hauses verursachen wird, dessen Stolz unsere Freiheiten erstickt.

MICHELANGELO: Ich verdanke dem Vater alles und will nicht zu den Feinden seiner Kinder zählen.

MACHIAVELLI: Du hast Gemüt, aber vergiß nicht, daß das Wohl des Vaterlandes dem deinen vorangeht. Alles ist in Wallung. Das Wasser ist warm, kochend, siedend. Das ganze Volk gerät in eine wilde Erregung. Ach! Michelangelo, welch schöner Augenblick! Ich werde Freiheit, gesetzmäßige Ordnung, eine weise Regierung schauen, aber nicht nur auf den toten Blättern alter Bücher und unter den Abstraktionen meiner Träumereien. Was es in Florenz an Männern gibt, die dieses Namens wert sind, ist mit uns: Soderini, Valori, Vespuccio, Marsilio, Ficino, die Gelehrten, die Künstler — wer nur immer groß denkt und das Wohl der Menschen will.

MICHELANGELO: Ich bin nicht mit euch. Ich will nichts von euch. Ich bin der Schützling der Medici und ich will es nicht, daß Fra Girolamo sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischt, anstatt uns, wie bisher, die Tugend zu predigen.

MACHIAVELLI: Er tut es um des allgemeinen Besten willen, und wenn man handeln kann, dann muß man handeln. Das Handeln allein ist eines Mannes würdig.

MICHELANGELO: Komm mit in meine Kammer. Ich will mich ankleiden und mein Bündel schnüren.

MACHIAVELLI: Wohin gehst du denn?

MICHELANGELO: Nach Bologna, zu Signor Galeazzo Bentivoglio; und wenn ich mich in Bologna nicht wohl fühle, so gehe ich nach Venedig. Hier, inmitten dieser Tumulte, bleibe ich nicht, dabei kann man nicht arbeiten; übrigens habe ich auch noch andere Gründe. Ich kann es nicht mehr länger ertragen . . . kurz, komm! Du sollst mich bis ans Stadttor begleiten.

MACHIAVELLI: Zuvor werde ich dir beweisen, daß du unrecht hast. Hör' mich an!

MICHELANGELO: Rede soviel du willst; mein Entschluß ist gefaßt. *Er geht ins Haus.*

OKTOBER 1494. Zwei Bürger von Florenz stehen einsam, in alles überragender Größe, Dante Alighieri und Michelangelo Buonarroti. Sie gehören zu den geistigen Heroen, zu den Kulturgewalten wie Luther, Shakespeare, Goethe und Richard Wagner. Sie sind wie diese Gemeinbesitz der gebildeten Welt geworden. Wenn aber Dante die gesamte Kultur des Mittelalters in einer einzigen Schöpfung zu vereinigen vermochte, so steht Michelangelo an der Grenzscheide zweier Zeiten. In Michelangelo hat das Wissen von der Welt tief gewurzelt. Einmal in aller Geschichte geht hier die Größe der Gedanken und der Form zusammen.

Quella antica purezza e dantesca gravità!

ruft Benedetto Varchi, der Florentiner Dichter, der die Rede am Grabe des Meisters hielt.

Michelangelo wurde 1475 in Caprese bei Chiusi geboren, wo sein Vater Richter war. Die Familie Buonarroti hielt fest an der Tradition, daß sie von den Grafen Canossa abstammte, einem alten Geschlecht, das im XI. Jahrhundert in den Besitz der Mark Tuscien gelangte. Michelangelo rühmte sich der Abstammung von dieser alten ghibellinischen Familie, in deren Adern kaiserliches Blut floß; dieser Zusammenhang ist jedoch nicht richtig. Die Buonarroti waren übrigens ein sehr angesehenes florentinisches Geschlecht, dessen Name sich oft mit Staatsämtern verbunden findet.

Im Jahre 1476 übersiedelten die Eltern nach Florenz. Der Vater bestimmte Michelangelo zum Gelehrten und versuchte selbst mit Schlägen den Sohn von seiner Liebe zur Kunst abzubringen. Denn die Malerei war in seinen Augen ein wenig angesehenes Handwerk:

Doch setzte Michelangelo endlich seinen Willen durch und durfte 1488 in die Werkstatt des Domenico Ghirlandajo eintreten, eines der Hauptmeister der florentinischen Malerei des Quattrocento. Mit seinem Freund Francesco Granacci, der gleichfalls bei Ghirlandajo lernte, erhielt er Zutritt zu den Gärten von San Marco, wo antike Skulpturen aufgestellt waren. Eine von ihm gefertigte Maske aus Marmor kam zufällig Lorenzo de' Medici zu Gesicht, der den jungen Mann in seinem Hause aufnahm. Michelangelo genoß dort den Umgang der vielen um den Magnifico versammelten Gelehrten und Künstler, der einen tiefgehenden Einfluß auf die Vielseitigkeit seiner Bildung übte. In einem Streit mit Torrigiano schlug ihm dieser das Nasenbein entzwei, was Michelangelo dauernd entstellte. Torrigiano mußte flüchten und durfte jahrelang nicht nach Florenz zurückkehren. Vielleicht trug diese Entstellung dazu bei, Michelangelos Neigung zur Melancholie und Einsamkeit zu steigern. Die politische Spannung in Florenz veranlaßte ihn im Herbst 1494 nach Bologna zu gehen, jedoch kehrte er schon im folgenden Jahre in seine Vaterstadt zurück.

Die ganze Künstlergeneration der Hochrenaissance wird durch die gewaltige Erscheinung des Michelangelo überschattet, der länger als ein halbes Jahrhundert im Mittelpunkt der Kunstentwicklung steht. In der Universalität des Schaffens überragt er die Künstler aller Zeiten; allen drei Gebieten des Kunstschaffens, der Architektur, Skulptur und Malerei, hat er die Spuren seiner hohen geistigen Individualität eingegraben. Um sein Schaffen ganz verstehen zu können, muß man sich in die Persönlichkeit dieses Mannes versenken, wozu nicht nur das Studium seiner Werke, sondern seine ganze Lebensgeschichte, seine Briefe und Gedichte, seine Beziehungen zur Mitwelt gehören. Ohne diesen Blick auf das Ganze, seine Natur und Kunst, bleibt Michelangelo in seiner mächtigen Subjektivität in vielem rätselhaft, ja unnahbar.

Die Güter der Welt bedeuteten ihm nichts und darum konnte ihn nichts beglücken, aber das Unglück hatte Macht über ihn, und darum hat der Schmerz diesen prometheischen Mann nie verlassen. Frauenliebe hat er nie voll genossen, einsam geht er durch das Leben. Er klagt in einem Sonett:

Sol io ardendo all' ombra mi rimango
quando 'l sol de suo' razzi 'l mondo spoglia.
Ogn'altro per piacere, et io per doglia
prostrato in terra mi lamento e piango.

Ob auch der Welt die Sonne nicht mehr scheine,
Ich fühle heiß im Dunkeln ihren Strahl,
Die Ruh', die andre freut, wird mir zur Qual.
Am Boden lieg' ich hingestreckt und weine.

„Das gesamte Schaffen Michelangelos ist ein unablässiger Kampf erhabenster Ideen, die aus der wunderbaren Tiefe seines Seelenlebens zutage streben und deren Erscheinung daher alle Spuren dieser gewaltigen Erschütterung auch in sich trägt. Vor seinen Werken gibt es kein ruhiges Genießen, sie reißen uns unwiderstehlich in ihr leidenschaftliches Leben hinein und machen uns, wir mögen wollen oder nicht, zu Genossen ihrer tragischen Geschicke. Das ist auch der Eindruck, den die Zeitgenossen meinen, wenn sie von dem Furchtbaren (terrible) der Werke des Meisters sprechen." Er selbst bekannte sich zu allen Zeiten vorzüglich als Bildhauer und nannte die Skulptur die echte Kunst. Ein tragisches Geschick wollte es, daß das Grabmal Julius II., das die größte skulpturale Schöpfung aller Zeiten werden sollte und dem er ungezählte Jahre opferte, nicht zur Ausführung kommen sollte. Aus den fortgesetzten Reduktionen entstand schließlich der von Schülern aufgeführte Wandaufbau in S. Pietro in Vincoli zu Rom, der die einzige ganz vollendete Figur des ursprünglichen Planes, den gewaltigen Moses umfaßt. Die anderen für das Grabmal bestimmten Figuren sind, soweit sie überhaupt begonnen wurden, als Torsi in der ganzen Welt verstreut. Auch die Statuen in der Mediceischen Kapelle in Florenz sind nur teilweise vollendet. Die Fassade von S. Lorenzo in Florenz, die ein Spiegel der toskanischen Architektur und Plastik hätte werden sollen, wurde gar nicht begonnen, die Decke der Sixtina ist von Sprüngen zerrissen und das jüngste Gericht von Stümpern übermalt und rauchgeschwärzt. Die als Zentralbau gedachte Peterskirche wurde durch das Langschiff und den Vorbau Madernas verunstaltet und nur die herrliche Kuppel ist nach Michelangelos Plänen ausgeführt worden, aber auch ihre Wirkung wird durch die genannten Abweichungen vom ursprünglichen Bauplan beeinträchtigt. So liegt nicht nur über dem Künstler selbst, sondern auch über seinen Werken ein tragisches Schicksal.

Kaum wurde je ein Mann durch Jahrhunderte so falsch beurteilt, wie Niccolò Machiavelli, geb. 1469 als Sohn einer verarmten florentinischen Patrizierfamilie, dieser leidenschaftliche ehrliche Patriot, der die Schwächen Italiens kannte wie kein anderer, der von Italiens Größe träumte, dem Italiens Verfall das Herz brach. In untergeordneten Stellungen verwendet und später politisch kaltgestellt, hatte er nur mehr die Möglichkeit in der Einsamkeit zu schreiben, während er der größte Staatsmann seiner Zeit hätte werden können. In seinen Werken „il Prinzipe", den „Discorsi" und in der Geschichte von Florenz (von 1434—1492) bekundet er die bewundernswerte Klarheit und Denkschärfe des Realpolitikers, der sich von den leisesten Zuckungen der Zeit Rechenschaft gibt, die er durchmacht. Er ist der Begründer der Geschichtsphilosophie. Seine Sprache erreicht, übertrifft vielleicht

sogar die der besten antiken Autoren. Die Grundsätze, die Machiavelli im Prinzipe ausspricht, diesem vielverlästerten Buche, zu dem ein Friedrich der Große den „Antimachiavelli" schrieb, müssen aus den damaligen politischen Verhältnissen, aus dem Geist der Renaissance heraus begriffen werden. Obwohl republikanisch gesinnt, erschien Machiavelli als einziger Ausweg für sein Vaterland, dessen Unglück er in der Durchwucherung durch die Hierarchie erkannte, ein Fürst, stark genug, um einen Staat zu konstituieren, der ein Zentrum des Widerstandes gegen fremde Einflüsse werden und die nationale Einheit Italiens schaffen könnte. Das konnte aber nur mit „Blut und Eisen" geschehen. Schon Fichte sagte über dieses vielverlästerte Buch: „Da man weiß, daß politische Machtfragen nie, am wenigsten in einem verderbten Volke, mit den Mitteln der Moral zu lösen sind, so ist es unverständig, das Buch vom Fürsten zu verschreien. Machiavelli hatte einen Herrscher zu schildern und keinen Klosterbruder". Zahllosen Staatsmännern und Fürsten hat der Principe als Handbuch der Politik gedient, er ist zur Grundlage und zum Typus einer ganzen Schule des Staatsrechts, des „Machiavellismus" geworden. Es ist ein hoher Genuß dieses Buch zu lesen, in dem ein jedes Wort wie in Erz gegraben erscheint. Vielleicht hat niemand der Allgemeinheit gegenüber so viel beigetragen, den Vielverleumdeten richtig zu bewerten als Gobineau.

PIACENZA

(4) EIN PALAST, DER KÖNIG KARL VIII. ZUR RESIDENZ DIENT

Ein Vorsaal. Zwei französische Hauptleute.

ERSTER HAUPTMANN: Du hier, Kamerad? Komm her, laß dich umarmen!

ZWEITER HAUPTMANN: Von Herzen gerne. Wie gut du aussiehst! Hol's der Teufel, welche Gesundheit!

ERSTER HAUPTMANN: Ja, meiner Treu, wir führen ein gutes Leben! Woher kommst du?

ZWEITER HAUPTMANN: Geradewegs von Lyon. Ich bringe euch ganze fünfundzwanzig Fähnlein. Es hat mich ein gehöriges Stück Geld gekostet, sie anzuwerben! Es sind prächtige Reitersleute.

ERSTER HAUPTMANN: Du wirst tausend Gelegenheiten finden, dich bezahlt zu machen. Weißt du, daß alles ganz wunderbar klappt?

ZWEITER HAUPTMANN: Erzähl' mir doch ein wenig, was ihr gemacht habt?

ERSTER HAUPTMANN: Hörst du denn nicht? Alles geht ganz famos! In Turin hat man uns mit offenen Armen empfangen, und nach vielen Festen haben wir dort der Herzogin Bianca ihre Diamanten und Edelsteine abgeborgt. Sie hat ein etwas saueres Gesicht gemacht; aber wir haben alles verpfändet.

ZWEITER HAUPTMANN: Ein guter Spaß!

ERSTER HAUPTMANN: Zwölftausend gute Dukaten haben wir dabei verdient. In Casale hat die Markgräfin von Monferrato, die dumme Gans, uns einen Ball gegeben und ebenfalls ihre Juwelen gezeigt. Dieselbe Geschichte wie in Turin; wir haben reinen Tisch gemacht.

ZWEITER HAUPTMANN: Dieses Land ist demnach ein wahres Paradies, ein gelobtes Land?

ERSTER HAUPTMANN: Das will ich meinen! Außerdem haben wir uns in Genua festgesetzt, wo die mailändischen Truppen uns die Hand reichen. Die Schweizer haben allerdings die Stadt Rapallo ausgeleert; es war etwas unüberlegt, sie hätten mit ein wenig Schonung plündern und nicht alles niedermachen sollen, — aber in Summa: die Wirkung war gut. Herr d'Aubigny schreibt uns aus der Romagna, daß die Neapolitaner es mit der Angst bekommen haben und vor ihm ausreißen. Als wir in Asti einmarschierten, kam uns der Oheim des Herzogs Galeazzo mit seiner Frau, der schönen Beatrice, entgegen, und, ich will dir's ins Ohr sagen: er hat dem König eine Anzahl mailändischer Damen vorgestellt, die uns, meiner Treu! einen ganz vorzüglichen Empfang bereitet haben!

ZWEITER HAUPTMANN: Das Wasser läuft mir im Munde zusammen. Wenn ich doch schon früher gekommen wäre!

ERSTER HAUPTMANN: An Gelegenheiten wird's dir nicht fehlen. Still! Da ist der König!

Karl VIII. tritt ein, ein kleiner, schwacher Mann, aber mit hoheitsvoller Miene; er ist bleich und abgezehrt infolge der Krankheit, die er sich

wenige Tage zuvor in Asti zugezogen hatte, und an der er fast gestorben wäre. In seinem Gefolge eine Anzahl Offiziere, Philippe de Commynes, Seigneur von Argenton; die Herren von Bonneval und von Châtillon, beide große Günstlinge des Königs; der Arzt Teodoro von Pavia.

KARL VIII.: Ihr sagt, Teodoro, Galeazzo sei soeben verschieden, und dieses plötzliche Ende sei nicht klar?

TEODORO: Sire, ich fürchte im Gegenteil, daß es nur zu klar ist. Es ist Gift im Spiel.

KARL VIII.: Lodovico il Moro geht zu weit. Was hat er mit der Herzogin Isabella und den Kindern seines Neffen angefangen?

TEODORO: Sie befinden sich in einem dunklen und recht ungesunden Gemach.

KARL VIII.: Das verdrießt mich; aber ich habe andere Geschäfte. Dieser Lodovico wäre imstande, mich selbst zu vergiften, trotz aller seiner Freundschaftsbeteuerungen. Ich weiß nicht, warum ich noch in Italien bleibe. Man rät mir heimzukehren, und vielleicht wäre es klüger. In diesem Lande gibt es nichts als Verräter.

DE BONNEVAL: Da sind jedoch die Medici und vor allem der Kardinal Giovanni della Rovere, die uns bestürmen, ihre Sache nicht im Stich zu lassen.

DE COMMYNES: Es ist nur natürlich, daß diese sich wenig darum kümmern, den König in schlimme Händel zu verwickeln; sie sinnen darauf, wieder in ihre Stadt zurückzukehren und sich zu rächen.

DE CHÂTILLON: Diese Florentiner! diese Schwachköpfe! lassen sich von einem Kuttenhelden, genannt Girolamo, beraten und lenken! von einem Schelm! Und ihr Fürst ist eine Memme, ein hergelaufener Mensch, eingeschüchtert und gleichsam geknebelt durch Piero Capponi und all die andern Feinde seines Hauses, vor denen er unaufhörlich zittert! Ich kann seinen Namen nicht hören, ohne daß mich die Lust ankommt auszuspeien! *(Man lacht.)* Er ist unfähig, die Wohltaten anzuerkennen, mit denen Euer königliches Haus ihn überhäuft hat!

KARL VIII.: Man hat mir gesagt, daß mein Vorfahre Karl der Große und die zwölf Paladine Florenz erbaut hätten; ist das richtig?



DE COMMYNES: Wenn auch nicht geradezu erbaut, so haben sie doch geholfen, daß es wieder aus den Trümmern erstand.

KARL VIII.: Dann sind die Florentiner meine Untertanen; sie sind Rebellen; mein Ritterschwur verpflichtet mich, sie zu bestrafen, und ich werde es mit aller Strenge tun.

DE COMMYNES: Es wäre vorteilhafter, diesen Leuten bessere Gesinnungen einzuflößen, als sie uns zu entfremden. Da Eure Hoheit entschieden haben, durch die Toskana nach Neapel zu marschieren, ist es nötig, uns den Rücken freizuhalten.

DE BONNEVAL: Sieur von Argenton scheint annehmen zu wollen, wir könnten geschlagen werden.

KARL VIII.: Das ist wahr. Ihr habt kein kühnes Herz, Messire; Ihr gleicht darin meinem Vater.

DE COMMYNES: Das war ein großer und sehr umsichtiger Fürst.

DE CHÂTILLON *(lächelnd):* Der König ist nicht nach Italien gekommen, um den Schulmeister zu spielen, sondern um der Welt seine Tapferkeit zu zeigen und sie durch große Waffentaten in Erstaunen zu setzen.

KARL VIII.: Ich will keine andern Vorbilder als die ruhmreichen Ritter Gawan, Lanzelot und Reinald von Montauban, die so schöne Taten ausgeführt haben! Mit Gottes Beistand hoffe ich ein Gleiches zu tun!

DE CHÂTILLON: Das nenn' ich gesprochen, wie sich's ziemt. Was nützt es, ein schneidiger Ritter und gefürchteter Sieger zu sein, wenn man sich damit aufhält, zu überlegen, hin und her zu erwägen, mit einem Wort: den Fuchs zu spielen? bei Gott! wir werden überall durchkommen, überall! über Köpfe und Leiber! mit wuchtigen Schwertstreichen und gewaltigen Lanzenstößen! Sonst hätte es sich nicht verlohnt, von so weit herzukommen!

DE BONNEVAL: Hiebe und Schlachten, Liebschaften, Feste und Triumphe! Gibt's das nicht, so kehr' ich um!

KARL VIII. *(lächelnd):* Ihr habt recht! Ich denke wie Ihr. Geh' zu Bett, Messire Philippe, du bist alt, dein Herz ist ausgebrannt.

ENDE OKTOBER 1494. Alfonso II. von Neapel hatte den Franzosen eine Armee unter seinem Sohn, dem Herzog von Calabrien, durch die päpstlichen Staaten nach der Romagna entgegengeschickt, die d'Aubigny zurücktrieb. Don Federigo, des Königs Bruder, segelte mit einer Flotte auf Genua, das er zu nehmen hoffte. Er landete bei Rapallo dreitausend Mann, die am 8. September von den Schweizer Söldnern Karls VIII. aufs Haupt geschlagen wurden. Federigo wagte keine weiteren Operationen, sondern zog sich mit der Flotte nach Livorno zurück.

Die Niederlage bei Rapallo verbreitete im ganzen italienischen Volk, das jeder kriegerischen Zucht entbehrte, eine Panik; der neue Cyrus war gekommen, den Savonarola verkündet hatte.



KARL VIII. VON FRANKREICH. Nach einer französischen Miniatur

Die Franzosen und die unter Karl VIII. dienenden Schweizer waren den elenden italienischen Soldtruppen und der theatralischen Kriegführung der Condottieri im Felde weit überlegen; ihre Gewalttätigkeit und Grausamkeit war jedoch derart — Plünderung, Brandstiftung, Vergewaltigung der Frauen u. dergl. waren an der Tagesordnung —, daß Karls Zug einem Einfall der Mongolen glich. Guicciardini, der berühmte gleichzeitige Historiker schreibt: „Das Heer war furchtbar, nicht sowohl durch die Anzahl, als durch die Tapferkeit der Soldaten. Die Reiterei bestand nur aus Untertanen des Königs, meist aus Adeligen, die nicht nach bloßer Willkür der Befehlshaber angenommen oder zurückgewiesen wurden, und nicht von diesen, sondern vom König besoldet wurden. Die Kompagnien bestanden aus auserlesenen Leuten; jeder wetteiferte sich im Dienst auszuzeichnen, sowohl wegen des Ehrgefühls, als auch wegen der Beförderungen, die sie zu erwarten hatten, denn der Kriegsdienst war so geordnet, daß man bis zum Grad eines Hauptmanns steigen konnte. Von allem diesen fand das Gegenteil in den italienischen Heeren statt. Dort waren die Leute Bauern oder aus dem gemeinen Volk und Untertanen eines anderen Fürsten. Sie hingen ganz von ihren Hauptleuten ab, mit denen sie sich über den Sold verständigen mußten. Auch die Hauptleute waren sehr selten Untertanen dessen, der sie in Dienst nahm und hatten oft ganz verschiedene Zwecke und Interessen. Sie hielten nicht die Zahl der Soldaten, wofür sie bezahlt wurden und versuchten noch bei jeder Gelegenheit mit unersättlichem Heißhunger Gelderpressungen an ihren Dienstherren. Unbeständig im Dienst traten sie oft in andern Dienst über und ließen sich zu Treulosigkeiten verleiten." Endlich rühmt er die Tapferkeit des französischen Heeres, während die Italiener ihre Leute schonten, manövrierten und Gefangene zu machen suchten, um Lösegeld herauszuschlagen. Gobineau hat diese Zustände in den Szenen 6, 10, 11 und 18 meisterlich charakterisiert.

Karl VIII., König von Frankreich, geb. 1470, wird vom venezianischen Botschafter Zaccaria Contarini geschildert als „ärmlich in der Erscheinung, häßlich von Gesicht, mit großen glanzlosen Augen, übermächtig starker Adlernase, dicken, stets geöffneten Lippen, schleppender Sprache und häßlichen krampfhaften Bewegungen der Hand". In seinem Privatleben war er unmäßig und jeder Art der Wollust ergeben. Sein Zug nach Italien war eigentlich nichts, als ein romantischer Einfall eines schwachen, aber von Großtaten träumenden und von seiner fürstlichen Größe erfüllten, eitlen und beeinflußbaren Mannes.

Von Asti war Karl in Begleitung des Moro nach Pavia gezogen, wo er den kranken Gian Galeazzo besuchte; Isabella flehte

für sich und ihren Vater um Hilfe, aber der König erklärte ausdrücklich, daß seine Ehre es ihm verbiete, jetzt von dem Unternehmen gegen Neapel abzustehen. Wenige Tage später, am 21. Oktober, starb Gian Galeazzo und schon am folgenden Tag konnte sich Lodovico zum Herzog von Mailand erklären lassen, obwohl Gian Galeazzo drei kleine Söhne hatte, denen die rechtsgültige Nachfolge zustand. Kaiser Maximilian I., den er schon zu Anfang des Jahres durch die Zahlung von 400 000 Dukaten bewogen hatte, sich mit Bianca Maria Sforza, einer Schwester des Gian Galeazzo zu vermählen, nahm keinen Anlaß die Bestätigung zu verweigern.

Gobineau folgte nur der von den Historikern bisher vertretenen Anschauung, wenn er den Gian Galeazzo durch seinen Oheim vergiften ließ. Malaguzzi hat jedoch den Moro von dem Vorwurfe dieses Verbrechens einwandfrei gereinigt. Gian hatte von Natur aus keine gesunde Konstitution und die Erwähnung seiner Krankheiten reichen bis viele Jahre vor seinem Tode zurück. Der junge Herzog mißachtete die Verordnungen seiner Ärzte, er lebte unmäßig und starb an einer gewöhnlichen Darmkrankheit. Auch die Behauptung, daß er von seinem Oheim schlecht behandelt und in enger Gefangenschaft gehalten wurde, ist eine Legende. Isabella selbst gab nie, auch als sie durch das Zugeständnis Moros in voller Freiheit souveräne Herrin von Bari war und keinerlei Repressalien mehr zu fürchten hatte, den leisesten Verdacht zu erkennen, daß ihr Gemahl, dessen Pflegerin sie doch lange Zeit gewesen, vergiftet worden sei.

Philippe de Commynes, Sieur d'Argenton, geb. 1445, französischer Staatsmann und Geschichtsschreiber, zuerst im Dienst Karls des Kühnen von Burgund, dann im Dienste Ludwigs XI., Karls XIII. und Ludwigs XII., stand infolge seiner diplomatischen und staatsmännischen Fähigkeiten in höchstem Ansehen. Er hatte schon in Frankreich dem König lebhaft von dem italienischen Abenteuer abgeraten. Seine Denkwürdigkeiten über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. sind die wichtigste Geschichtsquelle dieser Epoche. (Fortsetzung des Zuges Karls VIII. s. Bem. zu I. 7—9.)

ROM

(5) DAS GEMACH PAPST ALEXANDERS VI.

Der Papst, Giorgio Bocciardo; Johannes Burchard, Zeremonienmeister.

ALEXANDER VI: Maestro Burcardo, mein Freund, halte dich ein wenig hinter der Tür und sieh' zu, daß uns niemand unterbreche. Ich habe mit diesem Burschen hier zu reden.

BURCHARD: Jawohl, Allerheiligster Vater.

Er geht hinter die Tür.

ALEXANDER VI.: Nun denn, Giorgio, Esel, der du bist, paß gut auf und versuche zu verstehen. Du reisest also noch heute nach Konstantinopel ab und wirst dir die größte Mühe geben!

BOCCIARDO: Jawohl, Allerheiligster Vater.

ALEXANDER VI.: Höre mich wohl! Du wirst nur mit dem Großwesir selbst sprechen, insgeheim, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit... verstehst du mich?

BOCCIARDO: Jawohl, Allerheiligster Vater. Ich erfasse die Absicht meines allerheiligsten Herrn. Nur ganz im geheimen und mit größter Vorsicht werde ich mich dem Großwesir entdecken.

ALEXANDER VI.: Und ganz ohne Rückhalt wirst du nur mit dem Sultan Bajesid selbst reden.

BOCCIARDO: Das dachte ich auch, Allerheiligster Vater.

ALEXANDER VI.: Spiele nicht den Klugen. Ich weiß genau, daß du nur ein Dummkopf bist; aber unter Umständen weiß man nicht, wem man vertrauen soll, und die Ganzgescheidten sind niemals zuverlässig.

BOCCIARDO: Jawohl, Allerheiligster Vater.

ALEXANDER VI.: Du sagst also dem Großwesir, wenn du nicht sogleich mit dem Sultan sprechen kannst, daß ich ihm meine aufrichtigsten Grüße entbiete und ihm meinen apostolischen Segen sende.

BOCCIARDO: Jawohl, Allerheiligster Vater.

ALEXANDER VI.: Du wirst hinzufügen, daß ich seine Zuneigung nicht einen einzigen Tag, nicht eine einzige Minute vergäße und daß ich sie reichlich vergelten werde. Dann überreichst du ihm in meinem Namen die hübsche Madonna von Giovanni Bellini, um die er mich durch den Gesandten seines Herrn in Venedig hat bitten lassen.

BOCCIARDO: Ich werde nicht verfehlen, Allerheiligster Vater. Die Madonna ist schon nach Ostia an Bord meiner

Galeere gebracht, und was den Sultan Bajesid und seinen Minister anlangt, so werde ich mich eifrigst bemühen, sie von der großen Freundschaft zu überzeugen, die mein Allerheiligster Herr für sie hegt.

ALEXANDER VI.: Sodann — damit kommst du auf die Hauptsache — erwähnst du zunächst, wie ich mit vollem Recht überrascht bin, die beiden fälligen Quartale des Jahrgeldes von vierzigtausend Dukaten nicht zu erhalten, das Papst Innocenz VIII. seit 1489 bewilligt worden ist. Du wirst nicht ermangeln, eindringlich zu betonen, daß ich sie genau ebenso verdiene wie mein Vorgänger, da ich den Prinzen Djem, den Bruder des Sultans, nicht weniger sorgfältig überwache und ihn nicht aus meinen Händen lasse.

BOCCIARDO: Mein Allerheiligster Herr darf vollkommen beruhigt sein. Ich werde es erreichen, daß die Zahlung des Jahrgeldes wieder aufgenommen wird.

ALEXANDER VI.: Wenn das erledigt ist, lenkst du die Aufmerksamkeit auf den zügellosen Ehrgeiz des Königs von Frankreich. Du führst aus, daß ihn zu der Eroberung des Königreichs Neapel vor allem der Gedanke bestimmt, Konstantinopel anzugreifen, um sich der Krone der byzantinischen Kaiser zu bemächtigen. Zur Stunde ist er noch nicht in Florenz; dann wird er zu mir kommen, um die Argonesen zu bekriegen. Und doch kann er schon jetzt seine hochstrebenden Pläne nicht verbergen, die die Festigkeit des ottomanischen Thrones bedrohen. Er hat mir seine Absichten mitgeteilt, ebenso wie den Venezianern und dem Herzog von Mailand, die Sache ist also kein Geheimnis. Aber was er mir ganz allein anvertraut hat, und was ich Bajesid enthülle, ist sein Entschluß, mir den Prinzen Djem zu entführen, um sich seiner bei günstiger Gelegenheit als Gegensultan zu bedienen. Bajesid hat alle Ursache, einen solchen Gedanken zu fürchten; du wirst ihn also auf die schweren Folgen dieser Absichten hinweisen. Meinerseits werde ich dem Verlangen Karls VIII. nicht nachgeben; solange ich irgend kann, werde



ALEXANDER VI.
Ausschnitt aus einem Fresko des Pinturicchio, Appartimenti Borgia, Vatikan

ich Djem dem König von Frankreich nicht ausliefern. Ich bin jedoch nicht der Stärkere und sollte ich endlich gezwungen werden, meinen Gefangenen gehen zu lassen, so wird ihn der König in einem Zustande bekommen, daß der Sultan um seinetwillen keine Besorgnis zu hegen braucht. Das kannst du ihm in meinem Namen versprechen. Selbstverständlich aber wird Bajesid einen derartigen Dienst verdienen müssen. Du wirst diesen vertraulichen Mitteilungen eine Form geben, die mich nicht bloßstellt.

BOCCIARDO: Es ist nicht schwer, die Verkettung und die Tragweite dieser Dinge anzudeuten, ohne sie mit einem einzigen Worte auszusprechen.

ALEXANDER VI.: Den guten Dienst, den ich hierfür von meinem Verbündeten erwarte, soll in der Unterstützung bestehen, die Barbaren aus Italien zu verjagen, und zu diesem Zweck wäre es für mich nützlich, entweder in der Romagna oder in Apulien eine starke türkische Armee zu meiner Verfügung zu haben, um der Franzosen Herr zu werden, was für den Sultan ebenso vorteilhaft wäre wie für mich. Das wäre dein Auftrag — hast du verstanden?

BOCCIARDO: Die vierzigtausend Dukaten Jahrgeld, Allerheiligster Vater, und die Türken nach Italien.

ALEXANDER VI.: Fort denn! eile, was du kannst und gib mir baldigst gute Nachrichten . . . Burcardo! Halloh! Burcardo!

BURCHARD: Allerheiligster Vater?

ALEXANDER VI.: Führe den Monsignore in die Sacra Segnatura und sorge, daß ihm sein Beglaubigungsschreiben ausgehändigt werde, wie auch das besondere Sendschreiben, das ich an den Sultan richte. Ach! wenn ich doch diese französischen Banditen aufhalten könnte, ehe sie bis nach Rom vordringen! *Ein Kämmerer tritt ein.*

DER KÄMMERER: Allerheiligster Vater, draußen ist ein Abgesandter des Herzogs von Mailand.

ALEXANDER VI.: Wer ist's? Ah! schön! Das ist der Kleine! . . . der Vertraute! Tritt ein, mein Freund. Wie befindet sich Signor Lodovico? Sein Neffe Gian Galeazzo ist ihm also an einer plötzlichen Krankheit unter den Händen weggestorben und das Söhnlein des besagten Galeazzo gleichfalls?

DER ABGESANDTE: Jawohl, Allerheiligster Vater.

ALEXANDER VI.: Dein Herr scheint solchen Unglücksfällen sehr ausgesetzt. Was sagt er?

DER ABGESANDTE: Er sagt, Eure Heiligkeit hielten ihm in der Angelegenheit des Frate Girolamo Ihr Wort nicht. Ihr schont diesen Fanatiker, und seine Predigten dauern fort. Abgesehen davon, daß die Florentiner gefügiger wären und mit Freuden die französische Sache im Stich lassen würden, wenn dieser Mönch ihnen nicht den Kopf verdrehte, ist der Norden Italiens in voller Unordnung. Die Fürsten sind sehr unzufrieden; der Klerus ist es noch mehr, da er in Gefahr ist, seine Besitzungen zu verlieren; Savonarola spricht von nichts Geringerem, als den Armen die Kirchengüter, ja sogar die heiligen Gefäße auszuliefern.

ALEXANDER VI.: Die Besorgnis des Herzogs von Mailand für die heilige Kirche belustigt mich einigermaßen. Solange schwerere Lasten meine Schultern drücken, werde ich mich nicht mit Savonarola beschäftigen. Warum hat dein Herr, entgegen seinen Versprechungen, noch nicht selbst mit den Franzosen gebrochen? Macht er sich lustig über uns? Wenn die Venezianer noch nicht losgeschlagen haben, so rüsten sie wenigstens und haben uns Unterpfänder gegeben. Sind die Neapolitaner und wir dazu da, um ins Blaue hinein zu warten, bis es euch genehm ist? Nur die Florentiner und dein Herr wollen sich noch nicht entscheiden. Wann soll das enden?

DER ABGESANDTE: Do ut des! Geschäft gegen Geschäft! Geht offen gegen Savonarola vor, und wir werden an Eure Interessen denken. Dies ist's, was Euch der Herr Herzog erklären läßt.

ALEXANDER VI.: Besprich diese Angelegenheiten mit Don Cesare, und ich will sehn, was sich tun läßt.

ENDE OKTOBER 1494, IN DEN DURCH DIE FRESKEN PINTURICCHIOS BERÜHMTEN APPARTIMENTI BORGIA DES VATIKANS. Der Kardinal Rodrigo Borgia, geb. 1430 bei Valencia, war 1492 durch maßlose simonistische Umtriebe als Alexander VI. aus dem Konklave hervorgegangen „bei dem sich die Kandidaten des Papsttums aufwarfen mit einer Offenheit, wie sie nie zuvor gesehen ward; man konnte an die Zeiten denken, wo das römische Kaisertum zur Versteigerung kam". Als Kardinal galt er bei seinen Zeitgenossen für eines der tüchtigsten Mitglieder des Kardinalskollegiums und keineswegs für einen frevelhaften Mann. Seine Ausschweifungen waren zwar bekannt, aber sinnliche Verfehlungen wogen damals nicht schwer. Er wird geschildert von hochstrebendem Sinn, bei mäßiger Bildung von fertiger, kraftvoller Rede; verschlagen von Natur und von bewundernswertem Verstand, wo es zu handeln galt. Das Pontifikat Alexanders VI. sollte allerdings alles in Schatten stellen, was bis dahin in Rom getrieben worden war.

Johannes Burchard, geb. in Straßburg, wurde 1483 päpstlicher Zeremonienmeister. Seine Tagebücher beginnen von dieser Zeit und sind bis zu seinem Tode 1506 fortgeführt. Ihr Wert liegt in dem Einblick, den sie in die Hofgeschichte der Borgia geben.

Die Geschichte des Prinzen Djem ist eine der abenteuerlichsten Episoden der damaligen Zeit. Djem, ein Bruder des Sultans Bajesid II., hatte sich nach unglücklichen Kämpfen um das Sultanat nach Rhodus in den Schutz des Johanniterordens begeben und war 1489 an Innocenz VIII. ausgeliefert worden, der ihn für den Fall eines Türkenkrieges benützen wollte. Für die Festhaltung des unbequemen Bruders hatte sich Bajesid zu einer jährlichen Zahlung von 40 000 Dukaten verpflichtet und den Rittern von Rhodus die rechte Hand Johannes des Täufers, eine „Reliquie erster Klasse" geschenkt. Djem war für Alexander, der vom Sultan Hilfe gegen Karl VIII. erhoffte, als auch für letzteren, der die Auslieferung Djems forderte, eine wertvolle Persönlichkeit, denn man konnte Bajesid jederzeit drohen, seinen Bruder als Prätendenten für den Thron von Byzanz auszunützen. Der Unterhändler des Papstes, Giorgio Bocciardo, wurde bei seiner Rückkehr von Konstantinopel in Sinigaglia aufgegriffen und dem Kardinal Giuliano della Rovere übergeben, der die 40 000 Dukaten, die der Sultan dem Papste schickte, sowie die Dokumente beschlagnahmte, aus denen die Ver-

bindung Alexanders mit dem Sultan hervorging. Als Karl im Dezember 1494 nach Rom kam, erzwang er die Auslieferung Djems und führte ihn mit sich nach Neapel, wo er schon am 23. Januar 1495 starb. Man sagte sofort, was auch durch verschiedene Zeugnisse bestätigt wird, daß Alexander VI. den Prinzen vergiften ließ, wofür ihm der Sultan 300 000 Dukaten geboten hatte. Burchard teilt einen Brief Bajesids mit, in dem dieser dem Papst verspricht, die genannte Summe auszuzahlen, falls er Djem vergiften lasse; jedoch ist die Authentizität dieses Briefes nicht einwandfrei erwiesen.

Alexander VI. unterhandelte durch den Kardinal Ascanio Sforza mit Lodovico, daß dieser mit Karl VIII. brechen und Mailand und Venedig ihn gegen jeden Angriff des Königs schützen sollten. Dafür sollte Alexander von seinem Bündnis mit Alfonso zurücktreten und künftig nur mehr Kardinäle ernennen, die den Brüdern Sforza genehm wären. Die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, da der Papst fürchtete, die Mehrzahl des Kardinalskollegiums möchte durch diese Bedingung französisch gesinnt werden. Er erklärte lieber sein Leben zu lassen, als Sklave des Franzosenkönigs zu werden. Die Predigten Savonarolas gegen die Verderbtheit des Fürsten waren für Lodovico nur ein Vorwand, Alexander VI. zum Vorgehen gegen den Frate zu bestimmen, denn er fürchtete von dessen franzosenfreundlichem Einfluß in Florenz eine zu große Stärkung der Macht Karls VIII. in Italien, die seinen eigenen ehrgeizigen Plänen, vielleicht selbst seinem Herzogtum, gefährlich werden mußte.

BEI FLORENZ

(6) HOHLWEG UNWEIT DES FRANZÖSISCHEN LAGERS

Ein brennendes Bauernhaus; der Besitzer liegt am Boden und weint; auf einem Stein sitzen Jean de Bonneau, Bogenschütze der Kompagnie de Terride und Jacques Lamy, ein anderer Bogenschütze, beschäftigt Brot und Zwiebeln aus der Hand zu verzehren; sie trinken von Zeit zu Zeit einen Schluck aus ihrer Kürbisflasche.

JACQUES LAMY *(zu dem Bauern)*: Wie alt war deine Frau?

DER BAUER *(weinend)*: An die zweiundzwanzig.

JEAN DE BONNEAU: War sie hübsch? . . . Geh doch! Wimmere nicht so! Du bist ja gerade wie ein Kalb. Also, sie haben sie getötet? Und weiter?

DER BAUER *(die Hände ringend)*: Ach! mein Gott! mein Gott!

JAQUES LAMY: Ja, wir Gascogner packen fest zu. Da — iß ein Stück.

DER BAUER: Nein! . . . Nein! . . . Ach! mein Gott!

JEAN DE BONNEAU: Was geschehen ist, ist geschehen, — das mußt du doch einsehen, mein armer Kerl . . . Das ist der Krieg! Der Soldat muß auch ein wenig Spaß dabei haben.

DER BAUER: Meine Frau! . . . Meine arme Frau! . . .

JAQUES LAMY: Du tätest besser, das Feuer in deiner Hütte zu löschen . . . Es wird alles verbrennen.

DER BAUER: Das ist mir eins.

JEAN DE BONNEAU: Ist das ein blöder Kerl! Gehen wir, guten Tag. Tröste dich. Kommst du Jaques?

JAQUES LAMY *(zum Bauern):* Da nimm, mein Junge, ich lasse dir den Rest des Brotes und zwei Zwiebeln . . . Wenn du Lust drauf hast, iß! Entschieden, er ist ein blöder Kerl!

Der Bauer schluchzt; die Soldaten entfernen sich und singen aus voller Kehle:

Châtillon, Bourdillon, Bonneval,
Gouvernent le sang royal.

FLORENZ

(7) VOR DEM PALAZZO MEDICI

Der Platz ist voll Menschen. Rufe, Tumult, Verwünschungen, plötzliche Aufschreie. An den Toren des Palastes sind Abteilungen französischer und schweizerischer Armbrustschützen, Büchsenschützen und Pikenträger aufgestellt; zwei Kompagnien in Bereitschaftsstellung; Geschütze kommen durch die Volksmenge heran und werden in der vordersten Reihe in Stellung gebracht. An den Fenstern eine große Zahl französischer Hauptleute und Offiziere, den Helm auf dem Kopf.

EIN LASTTRÄGER *(den Franzosen die Faust zeigend):* Ha! die Verruchten!

EIN METZGER: Diese Räuber! Diese Verfluchten! Wenn ich ihnen nicht allen den Wanst aufschlitze mit meinem Hackmesser! . . .

EIN BÜRGER *(der auf einen Prellstein gestiegen ist):* Bürger, Freunde, glaubt kein Wort von dem, was man euch von diesen elenden Barbaren vorschwatzt! Sie, unsere Freunde!

Schöne Freunde! Sie haben Sarzana mit Sturm genommen und eingeäschert, haben Männer, Frauen und kleine Kinder erwürgt! Man hat Greueltaten erlebt!

RUFE VOM PLATZE HER: Nieder mit den Franzosen!

DER BÜRGER *(gestikulierend):* Wir haben den Piero de' Medici verjagt! Er hat sich mit seinen Schurken von Brüdern, dem Kardinal und dem andern vereinigt! Und den wollen diese Barbaren uns zurückbringen? Ist er nicht ein Feigling? Ist er nicht ein Verräter? Wir haben seine Wappenschilder durch den Kot geschleift und sollten sie wieder anbringen? Wir haben seinen Palast von unten bis oben verwüstet und sollten jetzt gezwungen werden, ihn wieder instand zu setzen? Es ist eine Schmach!

HEFTIGE RUFE: Tod den Medici! Tod den Franzosen!

EIN JUNGER MANN *(der auf einen andern Prellstein springt):* Jawohl, Tod ihnen! Elende sind sie! Barbaren sind sie! Zuerst haben sie Pisa gegen uns rebelliert und uns mit einer Belagerung gedroht, dann haben wir sie in die Stadt gelassen! Wir haben zugegeben, daß König Karl seinen Einzug hielt, unter einem Baldachin, wie das Allerheiligste! Wir haben sie in voller Rüstung durch die Straßen reiten lassen, die Lanze in die Seite gestemmt, wie Triumphatoren! Wir haben sie freundschaftlich aufgenommen, haben ihnen hofiert und geschmeichelt! Man hat ihnen die Verkündigung der allerheiligsten Jungfrau in San Felice aufgeführt, zweimal sogar, wie sie's verlangt haben und jetzt wollen sie uns knechten.

DIE MENGE: Nein! nein! nein! Tod den Franzosen! Knüttel! Streitkolben! Zu den Waffen!

Große Bewegung, das Volk beginnt sich zu bewaffnen.

DER HAUPTMANN TERRIDE *(zu seinem Leutnant):* Bleibt an der Spitze der Kompagnie und befehlt den Leuten, die Visiere herunterzulassen . . . Ich gehe hinauf und melde, was vorgeht.

DER LEUTNANT: Herr Hauptmann, eine gepfefferte Ladung auf dieses Gesindel, nicht wahr?



FLORENZ UM 1490

Nach einem Holzschnitt im Kupferstichkabinett, Berlin

DER HAUPTMANN TERRIDE: Ja, aber wartet den Befehl ab. Keine Unbesonnenheit.

Er steigt vom Pferde und geht in den Palast.

(8) EIN SAAL IM PALAZZO MEDICI

Der König, Philipp von Savoyen, Graf von Bresse, die Seigneurs de Piennes, de Bourdillon, de Bonneval, d'Argenton; eine große Zahl Offiziere; Messer Piero di Gino Capponi und drei florentinische Kommissare.

KARL VIII. *(mit dem Fuße stampfend):* Ich bin der Herr! Man hat mir zu gehorchen!

CAPPONI: Eure Hoheit werden geruhen, uns noch einmal zu sagen, was Sie fordert, und wir werden der Signoria darüber berichten.

KARL VIII.: Nun wohl! Hört mich aufmerksam an; ich werde meine Worte nicht ein drittes Mal wiederholen, und wenn ihr widerspenstig seid, habt ihr's zu büßen.

DE PIENNES: Wohl gesprochen!

KARL VIII.: Ich will, daß ihr euren Fürsten, Signor Piero de' Medici, wieder aufnehmt.

Beifall bei den Franzosen.

CAPPONI: Ich höre.

KARL VIII.: Nehmt ihr ihn wieder auf?

CAPPONI: Ich höre und werde Antwort geben, wenn wir wissen, worum es sich handelt.

KARL VIII.: Ihr scheint nicht entschlossen, euch zu unterwerfen?

CAPPONI: Das wird Euch der Ausgang zeigen. Für den Augenblick hören wir Eure Hoheit an, um zu erfahren, was Ihr Begehr.

KARL VIII.: Ich sagte schon: ich will zunächst, daß Signor Piero wieder eingesetzt werde, und dann will ich, daß die ganze Signoria künftig von mir gewählt werde.

CAPPONI: Das also wollt Ihr?

KARL VIII.: Ja, das will ich.

CAPPONI: Nun wohl, wir wollen es nicht.

KARL VIII.: Ihr wollt es nicht!

CAPPONI: Nein, wir wollen es nicht!

KARL VIII.: Bei Gott, ich finde euch sehr verwegen!

CAPPONI: Der Augenblick erheischt es.

KARL VIII. *(zu einem seiner Offiziere):* Gebt mir den Vertrag her, den diese Leute auf der Stelle unterschreiben werden. Seht ihr, Messeri? Setzt euch an diesen Tisch, — hier ist Tinte, da sind Federn; versucht nicht zu trotzen, die Geduld reißt mir. Unterschreibt, unterschreibt, unterschreibt!

CAPPONI *(reißt den Vertrag dem, der ihn hat, aus der Hand und zerreißt ihn in vier Stücke):* So verfahren die Florentiner mit der Tyrannei!

KARL VIII. *(außer sich):* Laßt die Trompeten blasen!

CAPPONI: Und wir werden Sturm läuten!

Er geht mit seinen Kollegen aus dem Saal.

HAUPTMANN TERRIDE *(stürzt in den Saal):* Sire, Befehle! Die Menge auf dem Platz ist ungeheuer; es droht ein Angriff! Schweizer haben sich des Borgo Ognis Santi bemächtigen wollen, sie sind übel zugerichtet und zurückgeschlagen. Was befehlt Ihr?

KARL VIII.: Ruft schleunigst Messer Capponi zurück.

Der König geht erregt im Saale auf und ab; Bourdillon spricht leise mit ihm; Stillschweigen; man hört das Geschrei und die Drohrufe des Volkes auf dem Platze.

Die Florentiner Abgesandten treten ein.

KARL VIII. *(Capponi bei den Händen ergreifend):* Ach, Kapaun, böser Kapaun, du spielst uns hier einen schlimmen Streich!

CAPPONI: Ich bin der Diener Eurer Hoheit und bereit, Ihr zu dienen in allem, was Rechtens ist.

KARL VIII.: Mein Diener!

CAPPONI: Der allergetreueste.

KARL VIII.: Nun gut! Da du meine Angebote, die zu deinem Besten waren, zurückweisest, mache deinerseits Vorschläge.

CAPPONI: Ihr seid ein großer König, Ihr habt ein ritterliches und großmütiges Herz; wir bitten Euch, den glor-

reichen Titeln Eurer Vorfahren noch den nicht weniger glänzenden hinzuzufügen: Wiederhersteller und Schützer der Freiheit von Florenz.

KARL VIII.: Das will ich.

CAPPONI: Wir bieten Euch zum Zeichen unserer Dankbarkeit eine freiwillige Gabe von hundertzwanzigtausend Goldgulden.

KARL VIII.: Ich nehme sie an; und dann?

CAPPONI: Dann? Dann wird Eure Großmut uns unsere Festungen zurückgeben; Ihr werdet uns Pisa wiedergeben, und es bleibt dabei, daß Piero de' Medici sich unseren Mauern auf nicht mehr als zweihundert Meilen nähern darf.

KARL VIII.: Es sei! Und nun, da wir gute Freunde sind, werde ich in eurer Mitte bleiben.

CAPPONI: Nein, Sire! Eine Republik sieht nicht ohne Besorgnis so viele fremde Waffen in ihrer Mitte. Eure Hoheit werden mit ihren Truppen abziehen und uns in unserer Unabhängigkeit lassen.

KARL VIII.: Ich will des Todes sein! Messer Piero, Ihr schlagt eine höchst seltsame Tonart an! Bin ich ein Lakai, daß ich mich auf diese Art hinausjagen lassen soll? Haltet Ihr mich für die erbärmlichste aller Memmen? Das heißt denn doch meine Milde gar zu sehr mißbrauchen! Ich habe das Schwert an der Seite, ich werde es ziehen, wenn man mich beleidigt. Nein, ich werde nicht gehen, gewiß nicht! Ich werde bleiben bei meinem Leben, und zwar solang es mir gefällt, versteht Ihr wohl? Und wenn ich mich inmitten Eurer von meinen Kanonen in Staub geschossenen Häuser behaupten müßte! Ah! Ihr habt Euch eingebildet.... Was ist das für ein Mönch?

Savonarola tritt ein.

CAPPONI: Sire, es ist der Frate Girolamo.

KARL VIII.: Wir bedürfen seiner Kutte nicht. Ich kenne dich, Bruder, du bist nichts als ein Heuchler, ein Aufrührer, ein Narr! Hinaus mit dir, oder ich lasse dich...

FRA GIROLAMO: Ihr werdet mir nichts anhaben, solange Gott, mein Herr, mich mit seiner Rechten schirmt. Ich höre, daß Ihr nicht abziehen wollt? Ihr tragt Begehr, diese unglückliche Stadt unter den Hufen Eurer Pferde zu zerstampfen? Ich aber sage Euch ....

KARL VIII.: Werft ihn hinaus!

CAPPONI: Sire, seht Euch vor! Aufruhr und Erbitterung tosen in Florenz. Wenn Ihr an Fra Girolamo rührt, rührt Ihr an den Nerv des Landes. Glaubt mir! glaubt mir! Hört ihn, anstatt ihn zu beleidigen, sonst werden selbst die Steine sich gegen Euch erheben! Ihr wißt nicht, was das heißt, ein Volk in Raserei!

KARL VIII.: Was willst du, Mönch?

FRA GIROLAMO: Ich will Euch zu Euch selber bringen. Ihr habt in Florenz nichts zu suchen; was Ihr braucht, ist Neapel, — Neapel und das weite Meer, und darüber hinaus jene kaiserliche Krone, die Euch die Vorsehung bestimmt hat, das Verderben der Türken, die Vernichtung der Heiden und den erlauchten Namen eines Herrschers der ganzen Christenheit, nicht des kleinen Florenz! Wollet nicht, allergnädigster Herr, wollet nicht um einer kleinlichen Zornwallung willen den Platz verscherzen, den Gott Euch vorbehält und die Schätze des Ruhmes, mit denen er Euch überhäuft! Geht dorthin, wohin Eure unvergleichliche Bestimmung Euch ruft! Neidet seine Freiheiten nicht einem armen, kleinen Lande, das Euch liebt. Tut nicht wie David; nehmt einem Unglücklichen nicht sein mageres Schaf fort, wenn unermeßliche fette Herden Euch zuteil werden! Hütet Euch davor! Ihr seid berufen, mit allmächtiger Hand die allumfassende Kirche zu reformieren! Laßt ab von kleinlichen Dingen und bemächtigt Euch der großen; und handelt nicht so, daß Euch Gott nicht eines Tags verwerfe und Ihr ein neuer Saul werdet!

KARL VIII.: Dieser Mann spricht, wie wenn er dessen sicher wäre, was er erzählt. Weißt du gewiß, daß ich Kaiser des Orients sein werde?



EINZUG KÖNIG KARLS VIII. IN FLORENZ. Von Francesco Granacci
Galleria Crespi, Mailand

FRA GIROLAMO: Wer hat denn vor vier Jahren geweissagt, daß Ihr nach Italien kommen und unwiderstehlich sein würdet? Wer hat denn den Sturz der Aragonesen und Euren Einzug in Rom verkündet?

KARL VIII.: Ja, ich werde in Rom einziehen; du sprichst wahr!

FRA GIROLAMO: Geht also, Sire, und verliert keine Zeit! *Ein Offizier tritt ein.*

DER OFFIZIER: Wenn die Signoria von Florenz sich nicht sofort ins Mittel legt, werden wir in diesem Palaste eingeschlossen. Die Zugänge sind voll von bewaffneten und vor Wut rasenden Bürgern.

CAPPONI *(zu seinen Kollegen)*: Wenn der König befiehlt, so kommt und laßt uns ein schreckliches Unglück verhüten!

DE BOURDILLON: Sire, ich glaube, man sollte nachgeben; wir haben in der Tat in dieser Stadt nichts zu suchen. Wir werden uns später rächen.

KARL VIII.: Du glaubst?

FRA GIROLAMO *(dem König ins Ohr)*: Seht Euch vor, Sire! Die himmlischen Heerscharen steigen von der Höhe gegen Euch herab!

KARL VIII. *(zu Capponi)*: Werdet Ihr Eure Bedingungen erfüllen?

CAPPONI: Das Geld wird Euch augenblicklich ausbezahlt werden.

KARL VIII. *(zu seiner Umgebung)*: Zu Pferde, Messires! Unsere Liebe zu Florenz lenkt uns von unsern Angelegenheiten ab! Noch heute abend sind wir auf dem Weg nach Neapel. Ihr, Messire de Piennes, befehligt die Vorhut, und die Kundschafter sollen unverzüglich aufbrechen.

DIE FLORENTINER: Es lebe der König!

(9) EINES DER STADTTORE

Volksauflauf

EIN BÜRGER: Endlich sieht man nur noch die letzten Nachzügler! Nun sind sie weg, diese verdammten Franzosen!

Hol' sie der Teufel! Wenn uns nicht Fra Girolamo von ihnen befreit hätte, wer dann?

EIN SCHNEIDER: Er hat mit dem König geradeheraus gesprochen und ihm deutlich seine Meinung gesagt.

EIN SCHLOSSER: Er hat sie ihm gesagt, wie ich euch Guten Tag sage, und der arme Tropf hat weiters keine Angst gehabt.

EIN MANN: Fra Girolamo ist der Prophet Gottes!

DIE MENGE: Wenn jemand daran zweifelt, so soll man ihm den Bauch aufschlitzen! Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot, den gotteslästerlichen Hund! Es lebe Fra Girolamo! Es lebe der Prophet Gottes!

ZU SZENE 7—9, 25. BIS 28. NOVEMBER. Karl VIII. war am 23. Oktober 1494 von Piacenza aufgebrochen. Piero de' Medici hatte erkannt, daß er bei den durch Savonarola aufgehetzten Florentinern keine Unterstützung mehr zu erwarten hätte und war dem König entgegengeeilt, da er glaubte hierdurch seine Autorität in der Stadt wieder zu befestigen. Am 30. Oktober schlug er Karl VIII. einen Vertrag vor, in dem er die befestigten Städte Sarzana, Sarzanella, Pietrasanta, Pisa und Livorno dem König übergab, für den nunmehr der Weg nach Florenz offen lag. Dafür sollte Karl ihn unterstützen, seine Herrschaft in Florenz aufrechtzuerhalten. Als man in Florenz von diesen Verhandlungen vernahm, brach ein Sturm der Entrüstung los. In der Sitzung der Signoria vom 4. November sprach Piero Capponi die geflügelten Worte: „Ormai è tempo di uscire di quello governo di fanciulli!", dieses Regiment von Knaben muß endlich aufhören. Piero kehrte am 8. November nach Florenz zurück. Als er sich am folgenden Tag in den Palast der Signoria (der jetzige Palazzo vecchio) begeben wollte, wurde er mit dem Zuruf „Popolo e libertà" empfangen und aus der Menge flogen Steine gegen ihn. Zugleich riefen die großen Glocken am Turm des Palazzo della Signoria das Volk auf. Die Signoria erklärt Piero für einen Verräter des Vaterlandes; nach sechzigjähriger Herrschaft der Medici flohen die Söhne des Magnifico, Piero, der Kardinal Giovanni und Giuliano nach Bologna, und als sie hier nicht aufgenommen wurden, nach Venedig. Gegen die Entflohenen wurde die für Rebellen bestimmte Strafe ausgesprochen; auf den Kopf Pieros wurden 2000, auf den des Giovanni 1000 Dukaten gesetzt. Das Volk plünderte die Schätze, kostbare Altertümer, Handschriften und Drucke, selbst den berühmten Garten der Medici mit den

antiken Statuen, nach denen Michelangelo und so mancher Schützling des großen Lorenzo seine ersten Studien gemacht hatte. Auch das Wappen der Medici mit den „palle" (Kugeln) wurde allenthalben entfernt.

In Pisa wurde Karl VIII. als Befreier von der florentinischen Tyrannei mit Jubel empfangen; am 17. November zog er, die Lanze an der Hüfte, als Zeichen, daß er als Herr und Eroberer kam, von dem Volke mit dem Zuruf „Viva Francia" begrüßt, in Florenz ein und nahm im Palazzo Medici Quartier.

Zwischen den Franzosen und den Florentinern, die das anmaßende Auftreten der französischen Besetzung nur mit größtem Unmut ertrugen, herrschte binnen kurzem eine Spannung, die selbst zu Blutvergießen führte. Die Florentiner fürchteten Plünderung, Karl besorgte Verrat. Am 24. hatte der König beabsichtigt, mit den Prioren im Palazzo della Signoria zu Mittag zu speisen, wagte aber nicht angesichts der Aufregung des Volkes seine Wohnung zu verlassen. Dem König lag vor allem daran, den Zug nach Rom und Neapel fortzusetzen und seinem empfindlichen Geldmangel abzuhelfen. Gobineau hat der Szene 8 die Aufzeichnungen zeitgenössischer Chronisten zugrunde gelegt. Capponi sagte zum König: „Poichè si domandano cose si disoneste, voi sonerete le vostre trombe, e noi soneremo le nostre campane!" (Wenn Ihr so entehrende Forderungen stellt, mögt Ihr die Trompeten blasen lassen und wir werden Sturm läuten.) Am folgenden Tag fand im Dom eine feierliche Messe statt, der der König und die Signoria anwohnten, wobei der Vertrag von beiden Seiten am Hochaltar beschworen wurde.

Savonarola war Karl schon nach Pisa entgegengereist. Er begrüßte ihn als „allerchristlichsten" König, vom Herrn gesandt, um Italien von seinen Leiden zu befreien und die Kirche zu reformieren und ermahnte ihn Barmherzigkeit, besonders gegen Florenz zu üben, sonst werde Gott furchtbare Strafen über ihn verhängen. Auch am 26. und 27. November ermahnte der Dominikanermönch den zögernden König dringend, den Willen Gottes zu erfüllen und Florenz zu verlassen. Gobineau hat den Inhalt dieser Begegnungen zwischen den beiden in eine Szene zusammengezogen. Am 28. November verließ der König mit seinem Heere Florenz. (Fortsetzung des Zuges Karls VIII. s. Bem. zu I, 12.)

Piero di Gino Capponi aus einer vornehmen florentinischen Familie, ob seiner staatsmännischen und militärischen Befähigung hoch angesehen, war wiederholt als Gesandter verwendet. Während des Einfalls Karls VIII. war er Gonfaloniere (die oberste Magistratsperson). Machiavelli sagt, daß es nur dem energischen Auftreten Capponis zu verdanken gewesen wäre, daß

Florenz nicht zur Magd geworden sei. Im Jahre 1496 war Capponi Kriegskommissar des florentinischen Heeres und fiel am 26. September in einer Schlacht gegen die Pisaner. Die Florentiner betrauerten ihn als ihren besten Staatsmann und Truppenführer.



AN DER VENEZIANISCHEN GRENZE

(10) EIN LAGER VON SECHSTAUSEND ITALIENISCHEN SÖLDNERN

Eine weite fruchtbare Ebene, mit Bäumen, Weingärten und Feldfrüchten bedeckt; am Horizont Dörfer; mitten durch die Landschaft strömt ein Fluß, an dessen Ufern sich die Zelte des Lagers hinziehen. An der Uferböschung eine Bretterbude mit Laubgewinde, in der man Getränke verkauft. Troßknechte kommen vorbei und führen ihre Pferde zur Tränke; schwere Reiter, Bogen- und Armbrustschützen, Pikenträger, Bauern, Bäuerinnen, Soldatendirnen, Bettler. Die einen gehen auf und ab, die andern streiten sich; viele sitzen vor der Kantine, plaudern, lachen, spielen Würfel und Tarock.

EIN SCHWERER REITER: Es lebe die Liebe! Ich verlasse die Kompagnie des Alessandro del Tiaro und nehme Dienst beim Sciarotto. Der Teufel hole meinen ersten Hauptmann! Dieser Knicker! Man stirbt Hungers bei ihm!

EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Ich kenne ihn! Ich habe bei ihm gedient! Das Rauhbein hat für den Soldaten nur böse Worte!

EIN TROMPETER: Stimmt. Da lobe ich mir den Battista di Valmontone! Das ist ein wackerer Condottiere!

EIN BAUER *(die Mütze in der Hand):* Hochedle Signori, ich bin ein armer Mann.

EIN PIKENTRÄGER: Du tätest besser, reich zu sein und zwei gute Dukaten im Würfelspiel gegen mich zu setzen.

DER BAUER: Verzeiht, hochedler Signore, ich schwör' es Euch bei der Madonna und dem heiligen Kinde! Ich bin ein blutarmer Mann, dem's so schlecht als möglich geht und eben hab' ich noch dazu meine letzte Kuh verloren. Zwei ehrenwerte leichte Reiter haben sie mir weggeführt.

EIN TROMMLER: Ich kenne den Kerl. Er klappert alle Soldatenquartiere ab und hat immer seine letzte Kuh verloren; das ist sein Gewerbe.

DER SCHWERE REITER: Wieviel verdienst du damit jährlich so im Durchschnitt?

Der Bauer entfernt sich und setzt seine Mütze wieder auf.

EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Man sagt, daß der Soldat den Bürger bestehle, ich aber sage euch, daß es die Bürger sind, die schließlich mit ihren Herbergen und ihren verdorbenen Waren, ihren Spiel- und Hurenhäusern, ihren ewigen Klagen und Beschwerden, dem armen Soldaten sein letztes Hemd ausziehen und ihn auf dem Stroh sterben lassen.

EIN TROMPETER: Du hast recht, meiner Treu! Aber wer kommt denn da ganz in Sammet, Seide und Tressen, die Feder auf dem Hut, die Nase in der Luft, die Faust auf der Hüfte, geschweift wie ein Fidelbogen? Sakrament, ein richtiger Bramarbas! Und das hat erst drei blonde Härchen unter der Nase und kaum achtzehn Jahre!

DER ANKÖMMLING: Messeri, ich grüße euch und brenne darauf, eure Bekanntschaft zu machen.

DER SCHWERE REITER: Wir werden gern die Eurige machen, wenn Ihr uns gesagt habt, woher Ihr stammt.

DER ANKÖMMLING: Das will ich nicht verhehlen. Ich bin ein Ordelaffo von Forlì, Vetter des Messer Antonio und folglich Edelmann, was die meisten von euch kaum sind. Ich liebe den Ruhm und glühe von edelstem Ehrgeiz, ich will bei den Truppen meines Verwandten eintreten und bitte euch, mir eure Freundschaft gegen die meine zu gewähren.

DER ARMBRUSTSCHÜTZE: Wenn ich ein so schönes Wams am Leib hätte, würde ich Kaufmann oder Priester werden, aber gewiß nicht aus Mutwillen die Hellebarde, den Hunger, den Durst, die Kälte, die Hitze und die schlaflosen Nächte als Liebste nehmen.

DER ANKÖMMLING: Mein guter Freund, Ihr stammt ohne Zweifel von irgendeinem Bauernknecht ab, und die Niedrigkeit Eurer Neigungen ist sehr natürlich. Ich aber bekenne mich zum Geschlechte der Falken: ich liebe die freie Luft, das Getümmel, das Kampfgeschrei, ich fürchte nicht Regen noch Sturm, und wenn die Sforza und so viele andere Fürsten geworden sind, so sehe ich nicht ein, warum mir nicht ein Gleiches widerfahren sollte.

DER PIKENTRÄGER: Potztausend! Ein verfluchter Bursche! Hast du eine Dublone in der Tasche, oder eine Zecchine? . . . Oder irgendeine Kleinigkeit? Spielen wir eine Partie Prime, und ich führe dich dann zu Don Agostino da Campo Fregoso, der mehr wert ist als dein Vetter.

DER ANKÖMMLING: Du scherzest, alter Schäker! Ich habe fünfzig deutsche Gulden im Beutel. Drei Runden im Bassettespiel, was meinst du?

DER TROMMLER: Kein Zweifel, ein schneidiger Kerl! Karten her, Karten!

EINE DIRNE *(zu ihrer Gefährtin):* Sie werden ihn rupfen. Uns ist's gleich! Verlieren wir diese Taube aber nicht aus dem Auge. Wir wollen ihm morgen schon helfen, sein Handgeld zu verzehren.

DIE GEFÄHRTIN: Gib auf ihn acht. Er hat einen bösen Blick und eine leichte Hand. Sein Messer sitzt nicht sehr fest in der Scheide.

(11) AM RANDE DES LAGERS

Inmitten eines schönen Gartens voller Blumen und Zypressen ein kleiner Palazzo im neuesten Stil mit Laubwerk, Bogengängen, Doppelsäulen, Statuen, einem flachen Dach und einer Loggia, die auf Satyrfiguren aus Terrakotta ruht. — Ein zierlich ausgemalter und möblierter Saal, Truhen mit Perlmutter- und Elfenbeinintarsien, Ebenholzschränke mit kleinen geschnitzten Figuren, venezianische Spiegel, große Ruhebetten. Neben einem der Fenster, dem besten Lichte zugewandt, ein Gemälde auf einer Staffelei. — Signor Deifobo dell' Anguillara, Oberanführer der Soldtruppen; der Hauptmann Don Sigismondo da Brandolino; der neapolitanische Dichter Cariteo.

ANGUILLARA: Nun, Messer Cariteo, Ihr seid ja ein großer Feinschmecker und berühmter Kunstverständiger. Wie findet Ihr dieses Gemälde?

CARITEO: Ein Barbarelli, wenn ich mich nicht täusche?

ANGUILLARA: Gut geraten! Es ist ein Giorgione, und einer seiner besten, bei meiner Seele! . . . Aber ich will Euch nicht beeinflussen . . . Sprecht nur frei heraus!

CARITEO: Ein wundervolles Bild!

ANGUILLARA: Ich bin sehr erfreut, daß Ihr so denkt. Dieser Schatz ist soeben für mich eingetroffen und just ausgepackt worden.

CARITEO: Wundervoll! Wundervoll, sage ich Euch! Der Zauber der Farbe ist nicht mehr zu steigern. Noch dazu ist etwas drinnen wie ein köstlicher Widerschein von der Malweise des da Vinci! Und doch, im Grunde welche Originalität! Welche Kühnheit! Welches Feuer! Er ist doch ein ganzer Künstler, dieser Giorgione und eine der Zierden des Jahrhunderts!

BRANDOLINO: Und doch ziehe ich die Maler von Florenz denen von Venedig vor; ihre Zeichnung ist unvergleichlich strenger und ihr Pinselstrich hat eine männliche Kraft, die mich entzückt.

CARITEO: Glaubt mir! Giorgione und Bellini sind göttliche Wesen! . . . Gestattet mir aber die Bemerkung, daß Signor Deifobo nicht gewollt hat, daß der Künstler die unvergleichliche Schönheit dieser Juno nur im Himmel erschaue? . . . Er hat sie ihm auf Erden gezeigt.

ANGUILLARA *(lächelnd):* Ihr seid indiskret, ein Verbrechen, das die Damen nicht vergeben . . . Aber im Ernst: Ihr habt sie wiedererkannt?

CARITEO: Gewiß, obwohl das Genie des Malers die unbegreifliche Vollkommenheit des Modells nicht erreicht hat.

ANGUILLARA: Freilich, das Modell ist nicht übel.

BRANDOLINO: Signor Deifobo hat in allen Dingen Glück.

DER HAUPTMANN BARTOLOMMEO FALCIERA *(auf der Schwelle der Tür):* Kann ich den Signore sprechen?

ANGUILLARA: Was wünscht Ihr? Ich bin beschäftigt, Hauptmann. Doch tretet ein . . . Was gibt's?

FALCIERA: Auf die Anklage elender Bauern hin ist einer meiner besten Reiter von den Profossen ergriffen worden, und man sagt, Ihr hättet befohlen, ihn aufzuknüpfen.

ANGUILLARA: Ich weiß, worum sichs handelt. Euer Reiter wird gehängt. Es tut mir um Euretwillen leid; aber der Mann wird aufgeknüpft.

FALCIERA: Bedenkt jedoch, Signore, welchen Schaden Ihr mir verursacht. Seit vier Jahren bilde ich diesen Mann aus und bestreite seinen Unterhalt; er ist ein braver, waffengeübter Mensch; natürlich habe ich ihm Vorschüsse gegeben, und er schuldet mir nicht weniger als fünfzehn Dukaten . . . Ich werde sie verlieren.

ANGUILLARA: Das ist sehr unangenehm, ich gebe es zu; aber ich dulde es nicht, daß man die Landleute mißhandelt, und wer es tut, wird aufgeknüpft. Das ist so festgesetzt und ich werde nicht davon abgehen. Dieser Einfaltspinsel geht hin und röstet mit größter Seelenruhe einem Mann aus dem Dorfe dort drüben das rechte Bein und verspricht

ihm dasselbe fürs linke, wenn er sein Geld nicht herausgibt! *(Man lacht.)* Gibt es etwas Blödsinnigeres auf der Welt? Sind wir denn in Deutschland, in Frankreich oder gar in Neapel? Dann wäre es etwas ganz anderes; dann könnte ich um Euretwillen beide Augen zudrücken und man brauchte sich über die Sache nicht aufzuregen. Aber beim Teufel! Wir sind in Italien, und wenn die Soldtruppen auf diese Weise mit den Bauern umgehen, so wird uns bald der Magen leer bleiben und man wird auf uns Jagd machen wie auf wilde Tiere. Ich liebe diese üblen Gewohnheiten nicht; man muß darauf verzichten. Wir treiben unser Handwerk; treiben wir es ruhig und ohne die andern zu belästigen, die das ihrige treiben. Euer Mann wird aufgeknüpft.

FALCIERA: Ich habe Unglück. Beim letzten Treffen mit den Venezianern ist einer von meinen schweren Reitern gestürzt und tot geblieben.

ANGUILLARA: Sollte sich vielleicht der Feind erlaubt haben, ihn zu töten?

FALCIERA: Mein Gott, nein! Die Kameraden von der andern Partei haben uns im Gegenteil geholfen, unsern Toten aufzuheben; es waren Leute des Kapitäns Ercole Bentivoglio. Der arme Teufel hat ganz einfach infolge der Hitze und des Gewichts der Rüstung einen Schlaganfall bekommen.

ANGUILLARA: Dafür kann niemand etwas; aber tröstet Euch, Hauptmann Falciera. Man muß von Zeit zu Zeit etwas Mißgeschick in den Kauf nehmen, das würde Euch Seneca besser sagen als ich. Setzt Euch indessen und nehmt ein Glas von diesem Friauler Landwein, er ist wirklich gar nicht so übel.

FALCIERA *(mit einem Seufzer)*: Auf euer Wohl, hochedle Messeri!

Messer Vincenzo Quirini, Senator von Venedig, tritt ein, reichgekleidet in ein rotes Brokatgewand mit großem, grün und gelben Muster, eine goldene Kette um den Hals; in der Hand hält er sein schwarzes, mit einer Schnur großer Perlen eingefaßtes Samtbarett; schönes Gesicht, sehr braun, schwarze, kurzgeschnittene Haare und langer, schwarzer, gekräuselter Bart, Ohrringe mit Rubinen.

QUIRINI *(zu Anguillara):* Welche Freude, Euch zu sehen! Gott behüte Euch, mein erlauchter Freund! Erlaubt, daß ich Euch umarme!

ANGUILLARA *(eilt auf ihn zu und drückt ihn ans Herz):* Was! Ihr seid's? Ah! Monsignore Vincenzo! welches Glück! .. mein edler, mein erlauchter Gevatter!

QUIRINI: Messer Cariteo und ihr andern, edle Messeri, die ich hier sehe, seid mir von ganzem Herzen gegrüßt! Ich will nicht viel Worte machen. Die durchlauchtigste Signoria entsendet mich zu Euch, Signor Deifobo. Wir möchten wissen, ob Ihr in unsern Sold treten würdet.

ANGUILLARA: Mein Vertrag mit den Aragonesen erlischt in einem Monat. Wieviel bietet Ihr mir?

QUIRINI: Zwölftausend Dukaten monatlich, alles in allem.

ANGUILLARA: Zu diesem Preise werden wir nicht einig. Gegenwärtig habe ich vierzehntausend, und Messer Sforza und die Franzosen machen mir die schönsten Angebote. Messer Francesco Sanseverino hat sie mir persönlich überbracht. Seht zu, was Euch dienlich ist. Wollt Ihr mich? Nun, dann zahlt, was nötig ist. Wollt Ihr mich nicht? Dann wende ich mich an andere. Inzwischen aber nehmt Platz.

QUIRINI: Herrgott! Welch ein köstliches Gemälde! . . . Juno Jupiter umarmend! . . . Wundervoll! . . . Vom Giorgione, das ist klar! Er allein ist eines solchen Meisterwerks fähig! . . . Ah! wartet einen Augenblick! . . . Mir scheint, es ist das Bildnis der . . . Tausend Glückwünsche, Herr Jupiter! . . . Meiner Treu, lieber Freund, ich für mein Teil wäre außerordentlich erfreut, wenn Ihr zu uns kämt; aber Eure Interessen gehen selbstverständlich vor. Wir finden jederzeit Condottieri, weniger berühmte freilich, aber entgegenkommendere.

ANGUILLARA: Zu dem Preise, den Ihr daran wenden wollt, werdet Ihr keinen namhaften Condottiere finden:

weder den Kardinal von Capua, noch den ausgezeichneten Gattamelata, noch Colleoni, noch Piccinino, noch dal Verme; nur Bandenführer zweiten Ranges. Aber wie Ihr wollt! Vergeßt aber nicht, daß die billigen Waren der Ruin des Käufers sind. Ich hatte schon zehn eiserne Bombarden, und soeben habe ich sechs weitere gekauft, die man mir gestern geliefert hat. Zwei davon sind von dem kleinen Michelangelo Buonarroti erfunden. Sie schleudern Steine, achtmal so groß wie Euer Kopf, und haben eine Schußweite von etwa vierhundert Schritt! Ich übertreibe nicht im geringsten!

BRANDOLINO: Das stimmt vollkommen, ich habe die Versuche mitangesehen und war starr vor Staunen.

ANGUILLARA: Keine Truppe verfügt über eine Artillerie, die sich mit der meinigen vergleichen ließe; ich rede Euch da nur von meinen Bombarden und habe doch noch eine Menge von Feldschlangen, Kanonen und Serpentosen, die von Deutschen bedient werden. Jeder Mann kostet mich, abgesehen von den Nebenausgaben, monatlich sechzehn Florinen. Doch lassen wir diese Einzelheiten, mit denen ich Euch nicht blenden will. Ich verfüge über zweitausend vollständig ausgebildete schwere Reiter; tausend vorzügliche albanesische Stradioten und viertausend Mann Fußtruppen, die Blüte der Infanterie. Mir scheint, ich benachteilige niemanden, wenn ich sechzehntausend Dukaten verlange.

QUIRINI: Durchaus nicht . . . durchaus nicht . . . und man würde Euch ohne längeres Zögern geben, was Ihr wünscht, wenn die bösen Zungen Euch nicht beschuldigten, Ihr setztet Eure Truppen nie einer Schlacht aus, aus Furcht, sie könnten Schaden leiden.

ANGUILLARA *(lebhaft)*: Mein Grundsatz ist, gleich dem aller wirklichen Kriegsmänner, daß man Schlachten und Feldzüge durch strategische Manöver entscheidet. Ich habe kein Bedürfnis danach, meine Leute ohne Not hinzuschlachten. Dieser Grundsatz ist klar wie Kristall! Welche Torheit, welch wilde Roheit, nur des Vergnügens wegen

blind drauf loszuschlagen und arme Teufel von Soldaten verwunden oder umbringen zu lassen! Das paßt für Schweizer, Franzosen, Spanier . . . für Barbaren! Wir aber, wir sind Italiener!

QUIRINI: Bedauerlicherweise packen diese Barbaren aus Leibeskräften an, und bei diesem Spiel müssen sie schließlich die Oberhand behalten.

ANGUILLARA: Solange ich lebe, halte ich mich an die Vorschriften der Kriegskunst.

QUIRINI: Wie denkt Ihr über unsern Streit, erlauchter Poet, der Ihr immerfort den Gott Mars wutentbrannt inmitten blutiger Scharen darstellt?

CARITEO: Jede Zeit hat ihre Mode, und was die Dichter ersinnen, ist meist anders als die Wirklichkeit.

ANGUILLARA: Gut geantwortet! Übrigens, Monsignore Vincenzo, fragt doch Euren Alviano, der mit der durchlauchtigsten Republik verheiratet zu sein scheint, da er keiner andern Macht dient. Er wird Euch sagen, ob er dabei Vergnügen empfindet, seine Leute ohne Grund zu opfern. Und der ist gewiß ein tapferer Degen!

QUIRINI: Wir verweigern ihm weder Ehre noch Geld; wir haben ihm die Stadt Pordenone und das zugehörige Gebiet gegeben . . .

ANGUILLARA: Er hat ein Paradies daraus gemacht. Man sieht dort nur Künstler, Gelehrte, Leute von Talent; seine Akademie ist weit berühmt. Setzt mich in den Stand, ein so feines und so vornehmes Leben zu führen, und ich werde Euch ebensogut dienen wie er.

QUIRINI: Würdet Ihr Euch verpflichten, im Notfall standzuhalten, auch wenn es Euch Leute kosten würde?

ANGUILLARA: Offen gesagt . . . gegen andere Condottieri, niemals! Das wäre wohl schön, ehrenhaft, rechtschaffen, einem Kameraden Verluste beizubringen, der mir

tags darauf meine Truppen zugrunde richten würde, und mit dem ich fernerhin bei einer neuen Condotta nicht unter denselben Fahnen dienen könnte! Niemals! sage ich Euch, aber gegen Barbaren, die selbst nichts schonen, will ich von Herzen gern losschlagen, und Ihr werdet Euch nicht weigern, mich mit einem bestimmten Betrag für jeden getöteten oder verwundeten Mann und für jedes Pferd, sowie für den Verlust an Gepäck schadlos zu halten . . . Seid Ihr einverstanden?

QUIRINI: Wir fangen an, uns zu verstehen.

ANGUILLARA: Dann können wir verhandeln; wenn's Euch gefällt morgen früh; zunächst aber speist mit uns zu Abend.

BRANDOLINO: Daß Ihr's wißt — die Morella ist hier.

QUIRINI: Wirklich?

ANGUILLARA: Bravo! Die Glut steigt ihm in die Wangen!

QUIRINI: Aber Euer Lager, teurer Freund, Euer Lager ist ja zugleich ein Athen und ein Amathunt!

BRANDOLINO: Davon gar nicht zu reden, daß wir Musiker allerersten Ranges und Gian-Pagolo, diesen unvergleichlichen Tänzer, aufzuwarten haben. Außerdem wollen Messer Cariteo und Serafino Aquilano uns ihre letzten Dichtungen vorlesen.

ANGUILLARA: Auf denn, zur Tafel!

QUIRINI: Ich bitte noch auf ein Wort! Wenn wir über die Bedingungen der Condotta zu einer Verständigung kommen und Ihr in die Dienste der Republik tretet, so werden Eure Truppen die Bauern doch nicht zu arg mißhandeln?

ANGUILLARA: Ich halte strenge Manneszucht, da könnt Ihr Euch auf mich verlassen. Erkundigt Euch übrigens bei dem Herrn Hauptmann hier, bei Messer Bartolommeo Falciera, wie er darüber denkt. Er hat es in diesem Augenblick selbst erfahren.

QUIRINI: Das ist Goldes wert. Wir legen großes Gewicht darauf.

ANGUILLARA: Für heute nun genug der Geschäfte, jetzt wollen wir nur mehr an das Vergnügen denken! Kommt zur Tafel!

JUNI 1495. Die Grafen von Anguillara waren ein altes Raubgeschlecht aus der Grafschaft gleichen Namens am See von Bracciano, das im XV. Jahrhundert die ganze Gegend von den Bergen von Viterbo bis zur Küste unsicher machte und den von Städten, Kaufleuten und Pilgern erpreßten Raub in seinen Felsenburgen aufhäufte. Paul II. hatte 1464 diesem Treiben ein Ende gemacht. Deifobo dell'Anguillara war nach Venedig entflohen, wo er unter dem Condottiere Piccinino Dienst nahm. Später diente er vorübergehend dem Lorenzo Magnifico, dann dem König Alfonso II. von Neapel. Wenn man in Rom über den Ponte Garibaldi nach Trastevere geht, so erblickt man an der linken Seite der Piazza d'Italia die Torre degli Anguillara, die Reste einer der Burgen des Geschlechtes.

Die Szene schildert in köstlicher Weise und geschichtlich völlig zutreffend Auffassung und Grundsätze der Condottieri über Kriegführung, die Art ihres Feilschens bei Anwerbung, das der damals entstandene Spruch:

„Guelfo non son', nè Ghibellin' m'appello —
Chi mi paga di più, sono di quello."

Ich bin weder Guelfo noch Ghibelline,
Wer mich am höchsten bezahlt, dem dien' ich.

charakterisiert; das Prunken mit schöngeistiger Bildung und Gehaben als Mäcen, das auch dem kleinen Condottieri als standesgemäße Verpflichtung galt (vgl. Einleitung S. 13 u. Bem. zu I, 4).

Cariteo, höfischer Dichter der Aragonesen. — Serafino Aquilano, gerühmt wegen seiner Sonette, die er zur Laute sang. — Giorgione s. Bem. zu V, 10. — Die von Anguillara genannten Condottieri gehören den ersten zwei Dritteln des XV. Jahrhunderts an und lebten zur Zeit des Einfalls Karls VIII. nicht mehr. Auch die Dienstzeit des Deifobo bei der Republik Venedig fällt etwa fünfundzwanzig Jahre früher. Mit dem Kardinal von Capua dürfte Braccio de' Fortebracci gemeint sein, der aber Fürst, nicht Kardinal von Capua war.

Amathunt, cyprische Stadt, im Altertum berühmt durch den Kult der Aphrodite.

VENEDIG

(12) EIN SAAL IM DOGENPALAST

Die drei Staatsinquisitoren bei einer Sitzung; ein mit Briefschaften und Papieren bedeckter Tisch.

ERSTER INQUISITOR *(Einen Brief in der Hand)*: Da hätten wir die Nachricht! Die Franzosen haben nach den unverschämtesten Triumphen in Rom und in Neapel die letztere Stadt soeben in großer Verwirrung verlassen. Welche Narren! Weder Vernunft, noch Mäßigung, noch Voraussicht! Die Aragonesen drängen ihnen nach; die Truppen des Papstes beunruhigen sie. Sie ziehen sich in Eilmärschen zurück ohne Halt zu machen und suchen die Übergänge der Apenninen zu gewinnen.

ZWEITER INQUISITOR: Es ist gestern beschlossen worden, die Neutralität aufzugeben. Sind die Befehle zum Angriff erlassen? Ist unsre Armee in voller Gefechtsbereitschaft?

DRITTER INQUISITOR: Hier sind die letzten Rapporte der hochansehnlichen Provveditori und unseres Feldherrn, des Markgrafen von Mantua. Ferner meldet uns der Senator Messer Vincenzo Quirini, er habe mit dem Grafen dell'Anguillara abgeschlossen. Somit verfügen wir über vierzigtausend Mann, und die Franzosen haben höchstens siebentausend.

ZWEITER INQUISITOR: Hätte der Frate Girolamo Savonarola nur einen Funken Verstand in seinem Predigerschädel, so wäre es für ihn ein Leichtes, dem Feinde dermaßen den Weg abzugraben, daß er ihn nicht überwinden könnte. Aber anstatt an das Nächstliegende zu denken, faselt er von guten Sitten!

ERSTER INQUISITOR: Ich erhalte soeben eine Mitteilung vom Leiter des Arsenals von Padua. Die letzten Munitionstransporte für unsre Truppen sind abgegangen. Nichts fehlt an der Gesamtausrüstung. Lebensmittel sind reichlich vorhanden.

ZWEITER INQUISITOR: Wir dürfen alles hoffen. Jetzt heißt es an den Tag nach dem Siege denken, der uns nahezu

sicher ist. Sollen wir unserm Verbündeten, dem Herzog von Mailand, diejenigen seiner Festungen, die wir besetzt halten, zurückgeben?

DRITTER INQUISITOR: Hier würde uns der Beistand der Florentiner sehr wertvoll sein.

ERSTER INQUISITOR: Daran ist gar nicht zu denken. Mit dem Pöbel hat man noch nie ein ersprießliches Bündnis schließen können. Rechnen wir nur auf uns selbst und seien wir im voraus entschlossen, Lodovico nichts zurückzugeben. Glaubt ihr nicht, daß es angezeigt wäre, den hochansehnlichen Provveditori von unsern Beschlüssen vorher Kenntnis zu geben?

DRITTER INQUISITOR: Gewiß!

ZWEITER INQUISITOR: Ich pflichte natürlich Eurer Ansicht bei. Wir wollen den durchlauchtigsten Dogen und die Zehn von der Ansicht des Großen Rates verständigen. Nun zu den andern Angelegenheiten.

JUNI 1495. Von Florenz war Karl VIII. über Siena marschiert; am 31. Dezember 1494 zog er an der Spitze seines Heeres in Rom ein. Die Kardinäle Giuliano della Rovere und Ascanio Sforza ritten an seiner Seite. Alexander VI. war machtlos und mußte die Bedingungen des Königs annehmen: den Franzosen freien Durchzug durch den Kirchenstaat gewähren, die wichtigsten Städte zur Besetzung ausliefern und in den Städten des Patrimoniums und der Mark Ancona dem König genehme Gouverneure einsetzen. Nachdem der Vertrag zustande gekommen war, erschien Karl im Konsistorium zur Obedienz, küßte dem Papst Hand und Fuß und sprach die vorgeschriebenen Worte: „Ich bin gekommen, Euer Heiligkeit Gehorsam und Ehrfurcht zu leisten, wie dies meine Vorfahren, die Könige von Frankreich zu tun gewohnt waren." Am 28. Januar brach der König gegen Neapel auf.

Alfonso II., ein roher und grausamer Tyrann, sah sich von den französischen Waffen und vom Hasse seiner Untertanen bedroht und floh feige nach Messina, wo er wenige Monate nachher starb. Auch sein Sohn Ferrante II. sah sich von seinem Volk verlassen und floh nach Ischia. Am 22. Februar 1495 zog Karl in Neapel ein, Italien lag ihm als kampflose Beute zu Füßen. „Mit Sporen von Holz und die Kreide in der Hand, um die Quartiere anzuschreiben, haben die Franzosen Italien erobert," sagte Alexander VI.

Aber während Karl und sein Heer vom Glücke berauscht sich in die Lüste Neapels versenkten, zog sich hinter ihm ein drohender Sturm zusammen. Lodovico Moro begann nach dem leichten Siege Karls VIII. über Neapel die Erbansprüche zu fürchten, die der Herzog Louis d'Orleans von den Visconti auf Mailand ableitete. Kaiser Maximilian I. konnte nicht zugeben, daß Frankreich mit dem Besitze Italiens die Hegemonie in Europa erlangte. Venedig war durch die französischen Truppen bedroht, die in der Romagna standen; König Ferdinand der Katholische von Spanien besorgte für Sizilien.

Am 31. März 1495 schlossen alle diese Mächte, denen sich auch der Papst anschloß, die „große Liga" zur Verteidigung ihrer Staaten und Italiens. Dem König sollte der Rückweg über die Apenninen verlegt werden. Auch im Volke hatte sich die anfängliche Sympathie für die Franzosen, die sich als Eroberer allerorts brutal und grausam benahmen, in glühenden Haß verwandelt. Schleunigster Rückzug, bevor die Verbündeten ihre Truppen gesammelt hatten, war das Einzige, was den König noch retten konnte. Nach nutzlosem Zögern trat Karl am 20. Mai mit der Hälfte seiner Armee den Rückzug an; den Herzog Gilbert von Monpensier als Vizekönig und d'Aubigny beließ er mit der anderen Hälfte zur Sicherung der neapolitanischen Eroberungen in Neapel. (Ende der Expedition, s. Bem. zu I, 15—18.)

FLORENZ

(13) DAS HAUS DES MESSER GUIDANTONIO VESPUCCI

Vespucci; Marsilio Ficino, der Übersetzer des Plato; der Maler Baccio della Porta; Francesco Valori; Niccolò Machiavelli.

VESPUCCI: Die Franzosen haben den Karren so verfahren, daß sie nunmehr aus Neapel verjagt und in der Romagna derart bedroht sind, daß d'Aubigny diese Provinz räumen muß, und der Herzog von Mailand nicht zögerte, Truppen gegen sie auszuheben, er, der sie selbst gerufen hat.

FRANCESCO VALORI: Alles nur von Vorteil für unsere Sache! Hätten sich die Franzosen erst einmal in Neapel festgesetzt, so würden wir ihre Rache über die Art, wie Messer Pier Capponi sie hinausgeworfen, schon zu fühlen bekommen. Wenn sie besiegt sind, werden diese zweifelhaften Freunde gefügiger sein und uns Pisa zurückgeben, was sie bis auf diesen Tag stets verweigerten.

MACHIAVELLI: Mögen sie's tun oder lassen — ich vermag darüber nichts vorher zu sagen; denn der König ist ein Schwachkopf, und seine Eingebungen kommen ihm von allen vier Winden; recht unbefriedigt bin ich aber von unserer Lage im Innern.

FRANCESCO VALORI: Warum, ich bitte Euch, Messer Niccolò? Die Volksregierung ist wohl gefestigt; die letzten Wahlen haben ausgezeichnete Resultate ergeben. Unsere Beamten sind standhafte und maßvolle Leute, und das Ansehen des Fra Girolamo bei unsrer Bevölkerung scheint trotz der schon siebenjährigen Dauer gerade so einflußreich und frisch, als ob es noch den Reiz der Neuheit hätte. Meiner Meinung nach gehen die Dinge so gut, wie sie nur gehen können.

VESPUCCI: Und sie müssen gut gehen, allein schon darum, weil wir die Medici nicht mehr haben. Ich bin bereit, alles erdenkliche Unheil zu ertragen; nur das könnte ich nicht sehen, daß diese Familie ihren verruchten Einfluß wiederherstellt.

FRANCESCO VALORI: Davon kann gar nicht die Rede sein.

MACHIAVELLI: Ich wünschte sehr, Eure Ansicht zu teilen; indessen sehe ich die Dinge nicht in so rosigem Lichte. Wir wollen eine starke, populare Regierung, unter der jeder arbeiten kann und eine wohlabgewogene Freiheit genießt. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, denke ich wie Messer Vespucci: wir bedürfen nicht dieser Einflüsse mächtiger Familien, die imstande sind, eine der Wagschalen zu stark zu belasten. Aus diesem Grunde lehne ich vor allem die Medici ab. Unsere Politik arbeitet jedoch — so scheint es mir — mit ein wenig zu straff gespannten Federn, und das wird zu unangenehmen Störungen führen.

VESPUCCI: Warum? Man verfährt unsanft mit den Kreaturen Pieros? Wo liegt da das Übel? Es ist sogar eine Notwendigkeit. Es ist gut, diese Leute zu strafen und zu zeigen, daß es nicht geraten ist, ihnen nachzuahmen. Ihr findet, daß die begeisterten Anhänger des Fra Girolamo in ihrem Eifer

zu weit gehen? Das mag wahr sein; sie haben eine manchmal wenig geschickte Art, die Tugend zu predigen und durchzusetzen, aber zum Teufel! Man backt keine Eierkuchen, ohne Eier zu zerbrechen. Girolamo selbst glaubt ein wenig zu fest an das, was er sagt und — unter uns — mir drängt sich oft genug ein Lächeln auf die Lippen, wenn ich sehe, wie er stürmisch gegen die oder jene menschliche Schwäche loszieht, die nicht entfernt des Lärms wert ist, den er deswegen schlägt. Aber was wollt Ihr? Wir haben ihn nötig. Meint Ihr etwa, die Liebe zu einer guten Regierung könnte den florentinischen Pöbel und die überhitzten Gehirne an uns fesseln, wenn sie sich nicht einbildeten, der gute Frate öffne ihnen das Paradies und sei auf dem Wege, die Welt zu erneuern? Es dürfte mehr als einen geben, der sich wenig um die Vorteile kümmert, die er uns verdankt, und der sogar dem geregelten und verständigen Leben eines rechtschaffenen Mannes den Müßiggang eines lasterhaften Schützlings der Medici vorzöge.

FRANCESCO VALORI: Ich habe von unsern Mitbürgern eine bessere Meinung, Messer Vespucci, und bin davon durchdrungen, daß die Mehrzahl der Menschen von Natur gut ist und gern den rechten Weg wandelt, wenn er ihnen gewiesen wird.

MARSILIO FICINO: Ich für meine Person bin, wenn ich's gestehen darf, tief bewegt und gerührt von dem einmütigen Streben, das ein ganzes Volk zu den Zaubersphären des Guten und Schönen emporhebt. Gibt es etwas Herrlicheres als den Anblick dieses hochherzigen Kampfes aller edlen Leidenschaften, die sich wider die bösen verbündet haben, und dieser immer vollen Kirchen, während die Schenken verödet sind!

MACHIAVELLI: Es geht mir wie Euch, das heißt, ich verfolge mit gespannter Anteilnahme die Verhandlungen in den Ratsversammlungen, und gleichzeitig geben mir die guten Verwaltungsmaßnahmen das Bild einer theoretisch gut geleiteten Tätigkeit. Und dennoch weiß ich nicht, ob dieser Zustand andauern kann.

VESPUCCI: Und warum, ich bitte Euch, zweifelt Ihr daran?

MACHIAVELLI: Es herrscht zuviel scheinbare Stille und zu wenig wirkliche Ruhe. Die Leute, die zufrieden sind, sind es zu leidenschaftlich, wie Messer Vespucci, oder zu systematisch, wie Messer Valori.

VESPUCCI: Ich, ich hasse die Medici, das ist wohlbekannt, und in dem Augenblick, wo sie trauern, juble ich, nichts ist natürlicher.

FRANCESCO VALORI: Ich versichere Euch, Messer Niccolò, es gibt nur Grund zur Zufriedenheit, sofern man alles richtig einschätzt, und sich ausschweifender Wünsche enthält.

MACHIAVELLI: Es wäre mir lieber, Ihr bedürftet nicht des Beweises. Soviel ist sicher, daß die unserer Staatsform feindlichen Parteien insgeheim erbitterter sind als je. Die Arrabbiati lassen seit einigen Wochen eine Kühnheit durchblicken, die mir zu denken gibt; die Palleschi gestehen fast ein, daß es ihre Absicht ist, uns die Erben des Lorenzo Magnifico wieder zurückzurufen; die Compagnacci erheben das Haupt und führen auf offener Straße ihre unziemlichen Reden gegen Fra Girolamo. Ich bemerke, daß viele Leute sie reden lassen und sich über ihre Witze freuen, wenn sie sie auch mißbilligen. Von den Tepidi wissen wir bestimmt, daß sie unter denen werben, denen ein Verzicht auf alle Vergnügungen — für Durchschnittsnaturen eine etwas übertriebene Zumutung — schwer fällt. Die Nachbarregierungen endlich, die Mailänder, die Sieneser und die andern, erschrecken über die Beschwörungen unseres heiligen Predigers. Man beschuldigt ihn, er wolle die Reichen zugunsten der Armen berauben und sei ein ausgesprochener Volksverführer. Rom ist gegen Fra Girolamo gewonnen und sendet wiederholte Monitorien. Erst gestern ist eines eingetroffen, worin ihm die Fortsetzung seiner Predigten verboten wurde.

VESPUCCI: Dieses Verbot ist sehr gelinde ausgesprochen. Fra Girolamo wird sich nicht im geringsten daran kehren. Was folgert Ihr daraus?

MACHIAVELLI: Man sollte vielleicht von den Florentinern weniger Vollkommenheiten verlangen und sich bemühen, sie zu regieren, nicht wie man möchte, sondern wie man kann.

BACCIO DELLA PORTA: Das ist nicht meine Ansicht. Die Hauptsache ist, ein gutes und starkes System aufrecht zu erhalten; diejenigen, die sich ihm nicht unterwerfen wollen, wird man dazu zwingen. Unterdessen wächst allmählich ein neues Geschlecht heran, das die entsprechenden Gesinnungen haben wird, und so kündet sich die Zukunft vielverheißend an. Und darauf muß man bedacht sein.

MARSILIO FICINO: Ihr urteilt wie ein wahrer Weiser. Ich bin vollkommen der Meinung des Messer Baccio.

VESPUCCI: Es ist um so notwendiger, den jetzigen Zustand zu belassen, weil er uns das sichere Mittel gibt, erbarmungslos gegen die Medici und ihre Anhänger vorzugehen, wenn diese Bande es irgend wagen sollte, die Nase hochzuheben.

FRANCESCO VALORI: Vielleicht hätte es auch seine Unzuträglichkeiten, wenn man weniger eifrig erschiene als die Massen.

MACHIAVELLI: Ich fange an, nicht mehr so überzeugt von unserm endgültigen Erfolge zu sein. Das Strohfeuer ist eine schöne Sache, es flammt hell auf; aber wendet man den Blick nur eine Minute, so ist's erloschen.

JUNI 1495. Unmittelbar nach dem Abzug Karls VIII. aus Florenz war ein Parlamento (öffentliche Volksversammlung) berufen worden, daß zwanzig Männer „aus den Edelsten und Weisesten" ernannte. Diese sollten die Signoria und Collegi besetzen. Unter ihnen befanden sich: Guidantonio Vespucci, ein hervorragender Jurist, und Francesco Valori, ein hochgeehrter Staatsmann, aber ehrgeizig, der Partei des Savonarola angehörig, die auch ihn stützte, einer der erbittertsten Gegner der Medici. — Marsilio Ficino lehrte an der von Cosimo gestifteten Akademie platonische Philosophie, übersetzte Plato und die Neuplato-

niker Plotin usw. ins Lateinische. — Baccio della Porta, allgemein unter seinem späteren geistlichen Namen Fra Bartolommeo di San Marco bekannt (1472—1517), der erste Vertreter der cinquecentistischen Florentiner Malerei, trat als Bewunderer Savonarolas nach dessen Tode in den Dominikanerorden ein und berührte mehrere Jahre keinen Pinsel, bis er dann auf Zureden seiner Ordensbrüder seine religiösen Malereien begann. Von seiner Hand stammt das vorzügliche Bild Savonarolas, das sich jetzt in dessen ehemaliger Zelle im Kloster San Marco befindet. Im Palazzo Pitti und der Accademia zu Florenz sind zahlreiche Werke des Meisters.

Am 23. Dezember 1494 war unter dem Einfluß Savonarolas die neue Verfassung auf breiter demokratischer Grundlage eingesetzt worden; alle berechtigten Bürger sollten daran teilhaben und als „Consiglio grande" die höheren Würden vergeben. Der Frate bekleidete keine amtliche Stellung, übte aber durch seine Predigten den ausschlaggebenden Einfluß. So brachte er es schließlich dahin, eine Autokratie zu schaffen, die sich von anderen nur dahin unterschied, daß die Macht nicht in den Händen eines weltlichen Tyrannen, sondern eines Dominikanerpriors lag. Von jeher aber war die theokratische Gewaltherrschaft die furchtbarste, weil sie auch das innerste Eigentum des Menschen erfaßt.

Die strengen Maßnahmen Savonarolas stießen bei einem Teil der Gebildeten und Vornehmen des weltfreudigen mediceischen Florenz auf starken Widerstand und zeitigten schroffe Parteigegensätze. Den Anhängern Savonarolas, den Frateschi, auch Piagnoni genannt (d. h. Heulbruder, von piangere, weinen, klagen), standen die Arrabbiati, d. h. die über das „Narrenregiment des Mönchs Wütenden" und die Compagnacci, junge vornehme Leute, die sich zu einem Verein zusammengeschlossen hatten, um Feste und Bälle zu veranstalten, gegenüber. Die Stellung der Palleschi (von Palle, Kugeln, Wappen der Medici) und die der Tepidi (die Lauen) erklärt sich aus der Szene.

FLORENZ

(14) DAS HAUS EINES HELLENISTEN

Studierzimmer. — Eine Büste des Sokrates in grüner Bronze. Regale mit Büchern, meist in Pergament gebunden; auf einem großen Tisch eine Menge aufgeschlagener Folianten; Manuskripte, Papierbogen mit Tintenflecken, fein und eng beschrieben; ein großes Tintenfaß aus Blei, Federkiele mit zerzausten Bärten. — Der Hellenist sitzt in einem Lehnstuhl aus geschnitztem Eichenholz. Vor ihm auf dem Tische ein aufgeschlagenes

Buch. Die Ellenbogen sind beiderseits aufgestützt, das Haupt ruht in den Händen. Er liest aufmerksam und in vollständiger Versunkenheit.

DIE MAGD *(eintretend):* Messere . . . Es ist Zeit zur Predigt! Hört Ihr denn die Glocken nicht? . . . Wenn Ihr nicht in die Kirche wollt, so sagt es! Ich habe Euch schon viermal dran erinnert! Seid Ihr taub? He, Messere, Messere!

DER HELLENIST: Was gibt's, mein Kind?

DIE MAGD: Die Predigt! die Predigt! die Predigt! Fra Girolamo predigt in Santa Maria del Fiore! Alle Väter von San Marco werden dort sein! Und die Signoria und die Bruderschaften! und alle Welt! Die Predigt! Versteht Ihr?

DER HELLENIST: Ah! die Predigt, 's ist wahr! . . . Es gibt eine Predigt . . . Ich sehe keinen Nachteil darin, in die Predigt zu gehen.

DIE MAGD: Was, keinen Nachteil? Was wollt Ihr damit sagen? Ihr wollt mir etwas weismachen! Wenn Ihr nicht in die Predigt geht, so könnt Ihr Euch in Zukunft Eure Suppe selber kochen. Bei einem Gottlosen bleibe ich sicher nicht.

DER HELLENIST: Da hättest Du vollkommen recht, meine Tochter! Du bist ein braves Mädchen! Ich freue mich, Dich so gesinnt zu sehen. Geh! Ich ziehe den kastanienfarbenen Rock an und folge Dir nach.

DIE MAGD: Verliert nicht zuviel Zeit; trödelt nicht herum wie gewöhnlich, Ihr findet sonst keinen Platz mehr . . . Da! hier ist Euer Gebetbuch!

DER HELLENIST: Ich sage Dir, daß ich vor Dir dort sein werde! *Die Magd geht hinaus.*
Hm! Jetzt bin ich im Studium dieser schwierigen Stelle unterbrochen worden, um die Albernheiten anhören zu müssen, mit denen man die Ohren des Pöbels traktiert! Der ganze Sinn dieser äußerst wichtigen Wendung hängt von der Silbe ab, auf die wir den Akzent setzen! . . . Die Antepänultima? . . . Gewiß, die Antepänultima, ich verstehe wohl, aber dann . . . wir werden sehn; ich muß jetzt gehen und mich durch das blöde Gerede dieses Savonarola stumpfsinnig machen lassen!

. . . Welche Knechtschaft! Ach! die Unwissenden! ach! die Fanatiker! Wann werden wir sie los sein, große unsterbliche Götter, Musen und Nymphen! . . . Ich muß mich aber eilen, um mich keiner Verfolgung auszusetzen. Es ist schon viel, daß man noch keine behördliche Untersuchung bei mir vorgenommen hat! Wann wird diese Tyrannei zu Ende sein?

DIE APENNINEN

(15) UNWIRTLICHE VORGEBIRGSGEGEND

Moosbedeckte Felsen, abgeästete, wild durcheinander geworfene Fichten; eine unermeßliche Ebene am Fuße des Gebirgs; der Taro windet sich durch die Ebene; in der Ferne das Dorf Fornuovo. Auf den letzten Hängen des Gebirgs französische Abteilungen in Schlachtordnung; jeden Augenblick marschieren Wachkompagnien, Trupps von Stradioten, Gascognern, Deutschen, Schweizern vorbei; Fuhrleute geleiten die Geschütze und die Bagagewagen. Zur Rechten, in einiger Entfernung, eine venezianische Feldwache, bestehend aus dalmatinischem Fußvolk und einigen italienischen Reitern, deren Rüstungen in der Sonne blitzen; die meisten haben das Visier heruntergelassen, und alle halten sich, die Lanze auf dem Schenkel, zum Angriff bereit. — Auf der geräumigen Kuppe eines einzeln stehenden Hügels König Karl VIII., halb hingestreckt zwischen Strohbündeln. Eine Anzahl Höflinge und Hauptleute umgeben ihn. Unter ihnen gewahrt man Philippe de Commynes, Seigneur von Argenton; Etienne de Vesc, Seneschall von Beaucaire; die Herren von Bourdillon, von Bonneval, von Piennes.

KARL VIII.: Ich habe den Pisanern meinen Schutz versprochen, ich werde mein Wort nicht brechen und diese Leute nicht den Florentinern ausliefern. Ich wünsche nichts mehr davon zu hören! Im übrigen bin ich nach Italien gekommen, um mein Rittertum zu bekunden und meiner Dame zu gefallen, nicht aber, um Papierwische zu schreiben, zu lesen oder zu unterzeichnen! Kein Wort mehr von Verhandlungen! Ich werde den Feind binnen weniger als einer Stunde angreifen!

DE COMMYNES: Es wäre besser, abzuwarten und vernünftige Gründe anzuhören. Wenn wir Savonarola und die Florentiner nicht bewegen, uns zu unterstützen, laufen wir große Gefahr, hier nicht durchzubrechen.

KARL VIII.: Und ich sage Euch, daß ich glänzendere Taten vollführt habe, als meine Ahnen! Ich habe Italien er-

obert! Ich habe in Rom und in Neapel im Angesicht der ganzen Welt triumphiert. Überall habe ich meine Galgen aufgerichtet und meine Gerichte eingesetzt, ich habe erst vor wenigen Tagen meine unumschränkte Herrschaft verkündet. Wenn ich jetzt nach Frankreich zurückkehre, so geschieht es einzig und allein, weil man mich verraten hat! Mögen diese elenden Verbündeten mir nur die Stirne bieten, sie werden mir eine Freude damit machen, so wahr ich lebe!

DE COMMYNES: Ich bitte Eure Hoheit untertänigst zu bedenken, daß wir trotz alledem — um die Sache beim rechten Namen zu nennen — uns auf dem schleunigsten Rückzug befinden. Wir können von Glück sagen, wenn uns eine völlige Auflösung erspart bleibt, denn diese droht uns. Erwägt, daß der Gegner über viermal so starke Kräfte verfügt, als wir; man braucht nur die Augen zu öffnen, um es zu sehen! Ich glaube daher, daß es unumgänglich nötig ist, den Vorschlägen Savonarolas Gehör zu schenken und den Florentinern Pisa zurückzugeben, wofür wir ja auch unser Wort verpfändet haben.

KARL VIII.: Ich will nichts hören! Eure Florentiner sind Feiglinge, Schurken, Schelme! Ich werde sie zu Staub zermalmen.

DE COMMYNES: Wir sind nicht gerade in der Lage, um drohen zu können.

KARL VIII.: Ihr habt stets nur Befürchtungen!

DE COMMYNES: Man könnte zum mindesten vorsichtig sein. Dort, vor uns, stehen die Heere der Venezianer und des nämlichen Herzogs von Mailand, der uns herbeigerufen hat. Die Truppen des Papstes und die Aragonesen verfolgen uns; wir haben es dringend nötig, daß uns jemand unterstützt.

KARL VIII.: Unsere Schwerter werden genügen! Meine Flotte hat sicherlich zu dieser Stunde Genua wieder genommen.

DE COMMYNES: Es schmerzt mich, Eurer Hoheit melden zu müssen, daß die Flotte soeben bei Rapallo geschlagen wurde. Viele Galioten, Galeassen, Galeeren, Flütschiffe und

Fregatten sind vernichtet oder genommen worden; der Rest ist geflüchtet, man weiß nicht, wohin.

KARL VIII.: Bei Fornuovo werden wir nicht geschlagen werden, das verspreche ich Euch. Laßt unsere Artillerie vorrücken! Da kommt der Seigneur de Gié.

DER MARSCHALL DE GIÉ *(zu Pferde, in voller Rüstung, das Schwert in der Hand. — Offiziere seines Gefolges):* Ich grüße Eure Hoheit und erwarte Ihre Befehle.

KARL VIII.: Was macht der Feind?

DER MARSCHALL DE GIÉ: Da er sich so stark und uns so schwach sieht, marschiert er in trefflicher Ordnung. Er hat, wie mir gemeldet wurde, zweitausendfünfhundert Lanzenreiter, zweitausend albanesische Stradioten und soviel Fähnlein Fußvolk, daß man im ganzen auf sechzehntausend Mann rechnen kann.

KARL VIII.: Seigneur de Gié, Ihr seid ein schlachterprobter Ritter! Ich vertraue auf Euch. Gilt's zu schlagen, so werde ich trachten, meinen Mann zu stellen, für's Kommando aber bin ich nicht geeignet. Erteilt Befehle, trefft Eure Maßnahmen nach Eurem Gutdünken, ich werde der erste sein, der gehorcht.

DER MARSCHALL DE GIÉ: Ich werde mein Bestes tun!

KARL VIII. *(mit lauter Stimme):* Holla! Knappen, meine Rüstung!

Die Knappen befestigen den Helm des Königs und vergewissern sich, daß die verschiedenen Teile seiner Rüstung gut schließen; man führt ihm sein stahlgepanzertes Schlachtroß vor. Er schwingt sich in den Sattel.

Zu den Rittern, Hauptleuten und Soldaten, die ihn umgeben:

Auf denn, Messires, auf eure Posten, und jeder tue sein Bestes!

Er galoppiert mit den Seinen davon.

DE COMMYNES: Viel Ehre und keinen Verstand! Was haltet Ihr von unserer Lage, Seigneur de Gié?

DER MARSCHALL: Im Augenblick gilt's tüchtig dreinzuschlagen, das übrige ist jetzt gleichgültig. Galopp, meine Herren! *Er reitet mit seinem Gefolge ab.*

DE COMMYNES: Wenn der hochselige König von seinem Platze im gesegneten Paradiese die Verwirrung, die sein Nachfolger anrichtet, sehen könnte, so müßte er sehr betrübt sein. Es ist um uns geschehn. Dieses eigensinnige Kind wird heute abend gefangen sein, und ich mit ihm: wie viel werde ich drangeben müssen, um das Lösegeld zu bezahlen! Aber



ich höre den Erznarren zu seinen Reitern reden. Was kann er ihnen sagen? . . . In der Schule hat er nicht allzuviel gelernt . . . Für gewöhnlich sind seine Reden ohne rechten Zusammenhang . . . Der Wind kommt von dort her . . . man erhascht einige Worte . . .

KARL VIII. *(in der Ferne):* Sehr tapfere und kühne Ritter, niemals hätte ich diesen Zug unternommen . . . ohne mein Vertrauen auf eure Tapferkeit und euren Heldenmut . . . Seid überzeugt, daß es ebenso leicht oder leichter ist, die Schlacht zu gewinnen als sie anzufangen . . . Denkt daran, daß unsere Ahnen durch die ganze Welt gezogen sind . . . große Beute und Triumphe davongetragen haben . . . Denkt an nichts, als euch tapfer zu schlagen . . . und, wenn ihr . . . es vorzieht . . . euer Heil in der Flucht zu suchen, so sagt es beizeiten . . .

DE COMMYNES: Diese Prahlereien sind nicht übel und würdig des höchstschrecklichen Fierabras. Es wird nicht lange dauern, und wir werden diesen Unsinn teuer genug bezahlen. Ach! mein lieber und mitleidiger Herr Jesus, erbarme dich unser!

(16) DIE SCHLACHT

Die französischen schweren Reiter haben soeben einen Angriff gemacht. Der König, das Schwert gesenkt, öffnet sein Visier, seine Stirn trieft von Schweiß und seine Augen blitzen. Sein Pferd ist außer Atem. Die Lanzen wogen wie die Ähren auf den Kornfeldern, und die Fähnchen leuchten und flattern. Wehende Banner in allen Farben lassen die bunten Wappen sehen. Trompeten- und Zinkensignale, Wirbel der großen und kleinen Trommeln; Geschrei in der Ebene, Kommandorufe, Zorn- und Schmerzensgeschrei; Staubwirbel erheben sich auf allen Seiten; dumpfer Kanonendonner; man sieht da und dort Tote, Verwundete, in Haufen, in Reihen, wie sie gerade fielen.

DE BOURDILLON *(mit dem Schwerte den König salutierend):* Eure königliche Majestät verrichten Wunder!

KARL VIII.: Frei heraus, Bourdillon, sprich zu mir wie zu dem Freunde deines Herzens. Habe ich mich gut gehalten?

DE BOURDILLON: Bei allen Heiligen! besser als Amadis!

KARL VIII.: Ein schönes Ding um den Krieg! Mein Herz jauchzt bis zum Himmel! Vorwärts! . . . Seht! das wütende Handgemenge auf dem linken Flügel! Vorwärts, Ritter! Zur Attacke!

Er senkt von neuem sein Visier, schwingt sein Schwert und sprengt mit seiner Schar fort, welche ruft: Es lebe der König! Saint-Denis! Saint-Denis! Frankreich!

(17) EIN ANDERER TEIL DES SCHLACHTFELDES

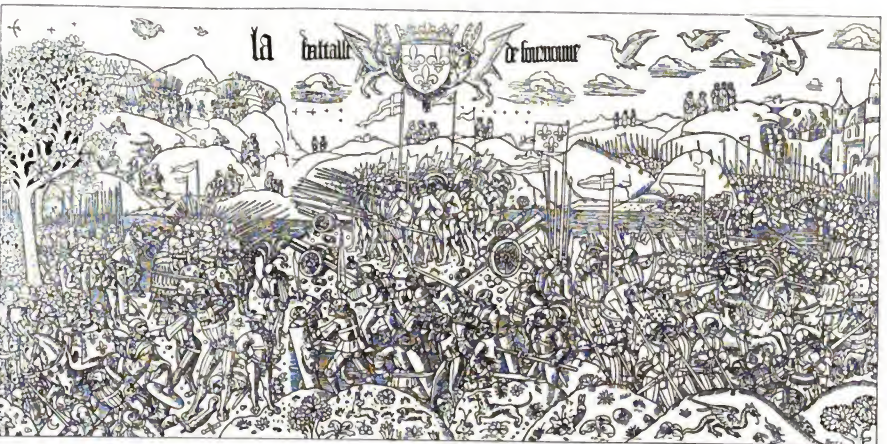
Die Schweizer zu geschlossenen Haufen formiert.

DER HAUPTMANN RÜTTIMANN VON LUZERN: Kinder, seht doch die Gasgocner an! Denen habens wir besorgt! Die Albanesen fliehen, was das Zeug hält! Wenn ihr euch nicht beeilt, dann haben wir die Plünderung gesehen! Die Kameraden haben den Rahm abgeschöpft!

DIE SOLDATEN: 's ist wahr, 's ist wahr, vorwärts!

DER HAUPTMANN: Fällt die Lanze! Zugestoßen! Fest!

Die Schweizer stürzen sich mit mächtigen Hellebardenstößen auf eine Schwadron mailändischer schwerer Reiter, die im Nu durchbrochen ist und die Flucht ergreift. Gemetzel, Geschrei, Trommelwirbel, Trompeten.



DIE SCHLACHT BEI FORNUOVO

Aus „la Mer des Histoires", Paris 1503.

(18) AUF DER SEITE DER VERBÜNDETEN

Auf einer Anhöhe. — Francesco Gonzaga, Markgraf von Mantua, Befehlshaber des venezianischen Heeres, Hauptleute der Söldner und Stradioten; die beiden Provveditori, Edelleute ihres Gefolges. — In der Ebene beginnen die verschiedenen mailändischen und venezianischen Haufen davonzulaufen.

ERSTER PROVVEDITORE: Aber, Messer Marchese, ich verstehe nicht, was vorgeht! Die durchlauchtigste Signoria hat den Sold der Leute bis auf den letzten Pfennig bezahlt! Ihr habt alles bekommen, was Ihr verlangt habt! Nichts fehlt Euch . . . Lebensmittel, Geschütze, Munition . . . Warum halten die Truppen nicht stand?

DER MARKGRAF VON MANTUA: Ich gebe Befehle; ich habe jetzt nicht die Zeit, Euch zu antworten.

Er spricht mit mehreren Offizieren, die sich eiligst nach verschiedenen Richtungen entfernen. — Artillerie kommt vorbei.

ZWEITER PROVVEDITORE: Das ist unerhört! Ich werde meinen Bericht machen! Mir scheint, die Armbrustschützen ergreifen die Flucht!

ERSTER PROVVEDITORE: Hier gehen sehr ernste Dinge vor!

DER MARKGRAF VON MANTUA: Gewiß, unser Zentrum hält sich schlecht.

ZWEITER PROVVEDITORE: Messer Marchese, wir haben das Recht, Euch zu befragen, und Ihr habt die Pflicht, uns zu antworten!

DER MARKGRAF VON MANTUA: Findet Ihr nicht, daß die Mailänder uns sehr schwach unterstützen? Ich weiß nicht, woran ihr General Gayazzo denkt.

ERSTER PROVVEDITORE: Laßt ihn verhaften!

ZWEITER PROVVEDITORE: Überlegt, um Gotteswillen, überlegt, Herr Kollega! Ein solcher Fall ist in unsern Instruktionen nicht vorgesehen. Euer Vorschlag ist äußerst gewagt!

DER MARKGRAF VON MANTUA: Bei San Marco! was ich gefürchtet, tritt ein! Die Stradioten zerstreuen sich und plündern das Gepäck! Unser Fußvolk ist auf dem rechten

Flügel ohne Deckung! Es wird von den Reitern über den Haufen geritten! ... es flieht!

DIE BEIDEN PROVVEDITORI: Alles ist verloren?

DER MARKGRAF VON MANTUA: Beinahe, meiner Treu! Bleiben wir nicht hier, Messeri! Die Gascogner stürmen im Laufschritt! ... Galopp! Sammeln wir unsre Leute!

Die französischen Trompeten blasen zum Angriff; die Schlacht bei Fornuovo ist für die Venezianer und Mailänder verloren.

ZU SZENE 15—18. 6. JULI 1495, IN DER NÄHE DES DORFES FORNUOVO, NACH DEM DIE SCHLACHT BENANNT IST. Die verbündeten Venezianer und Mailänder sollten Karl VIII. den Rückweg nach Frankreich verlegen und sein Heer vernichten. Der Marschall de Gié führte den Oberbefehl über die französischen Truppen. — Francesco da Gonzaga, Markgraf von Mantua, befehligte das Heer der verbündeten Mailänder und Venezianer.

Die ersten Äußerungen des Königs (Szene 15) beziehen sich darauf, daß Karl Pisa veranlaßt hatte, trotz des Vertrages mit Florenz (I, 8.) den Florentinern nicht die Tore zu öffnen. Florenz konnte sich erst nach jahrelangen Kämpfen wieder in den Besitz von Pisa setzen.

Commynes gibt als Augenzeuge einen ausführlichen Bericht über die Schlacht. Es war ein wilder und zerstreuter Kampf, der kaum mehr als eine Stunde dauerte. Der König saß auf seinem einäugigen Rappen Savoye, er focht selbst tapfer wie einer seiner Ritter. „Das war der einzige Lorbeer, den er nach Frankreich mit sich nahm." Auch die Venezianer fochten tapfer, dem Markgrafen von Mantua wurden drei Pferde unter dem Leib getötet. Aber die Mailänder kämpften sehr zurückhaltend, so daß die Italiener im Handgemenge einige Tausend Mann verloren, während die Verluste der Franzosen gering waren. Diesen gelang es auch, sich trotz der großen Übermacht durchzuschlagen; sie kehrten über Piacenza und Turin nach Frankreich zurück und konnten demnach den Erfolg für sich beanspruchen. Den Italienern fiel das ganze Gepäck und unermeßliche Beute in die Hände. Wie man in Italien selbst die Kampfweise der Verbündeten beurteilte, geht aus dem Tagebuch Landuccis hervor. Er schreibt: „Und am 11. Juli erfuhr man, der König von Neapel habe Neapel wiedergewonnen und es seien viele Franzosen getötet worden. Ferner traf die Nachricht ein, daß der König von Frankreich sich davonmache und die Liga ihm die Wege ebne und ihn ziehen lasse; denn in der Liga befanden sich Leute, die in Wirklichkeit nicht mit ihren

Zielen übereinstimmten. Denn hätten sie es gewollt und wären einig gewesen, so wäre auch nicht ein Franzose in die Heimat zurückgekehrt, der König nicht ausgenommen." Diese Ansicht teilt auch Commynes.

Zu gleicher Zeit hatte Giuliano della Rovere, der Genua anzugreifen beabsichtigte, von den Genuesen bei Rapallo eine Niederlage erlitten und mußte sich dem Rückzug des Königs anschließen. Inzwischen war der große spanische Heerführer Gonsalvo de Cordova auf Grund des Vertrages vom 31. März 1495 (s. Bem. zu I, 12) in Calabrien gelandet, um die Franzosen, die sich durch ihren Übermut allgemein verhaßt gemacht hatten, aus Neapel zu vertreiben. Schon am 7. Juli konnte König Ferrante II. von Messina wieder nach Neapel zurückkehren. Der unfähige Vizekönig, Herzog von Montpensier, und d'Aubigny hielten sich noch einige Zeit in befestigten Plätzen. Im November schifften sich die letzten Überreste des französischen Heeres, die im Königreich Neapel nicht ihr Grab gefunden hatten, nach der Heimat ein. „So zerrann die fluchwürdige Eroberung Karls VIII. in Nichts. Als ihr Niederschlag blieb jene furchtbare Lustseuche zurück, die den Namen die Franzosenkrankheit erhielt und sich mit pestartiger Schnelligkeit über Europa verbreitete. Sie brach zuerst in Neapel aus und erschien gerade in der Zeit der tiefsten sittlichen Verderbnis und als deren physischer Ausdruck." (Gregorovius.)

FLORENZ

(19) DIE WERKSTATT DES SANDRO BOTTICELLI

Ein sehr großer und hoher Saal. — Eine Menge Künstler in malerischen Gewändern, einige davon stark entblößt; mehrere, an großen Bildern beschäftigt, stehen auf Gerüsten; andere vollenden oder entwerfen Tafelbilder auf Staffeleien. — Sandro Botticelli, Luca Signorelli, Domenico Ghirlandajo, der Miniaturenmaler Fra Benedetto. Er trägt die Dominikanerkutte und sitzt über ein auf einem kleinen Tische liegendes Meßbuch gebeugt, das er illuminiert, indem er mit peinlicher Sorgsamkeit den rings um ihn stehenden Näpfchen Farben entnimmt. Der Baumeister Cronaca.

BOTTICELLI *(in weinerlichem Tone)*: Heute ist mein letzter weltlicher Tag, und dieses Bild wird mein letztes Werk sein; fortan werde ich nur noch daran denken, meine Sünden zu beweinen.

FRA BENEDETTO: Daran wirst du gut tun, und wir würden gut daran tun, es dir nachzumachen. Das Seelenheil ist mehr wert als das Talent, und die Palme der Auserwählten mehr als der Kranz der Genies. Amen!

DIE KÜNSTLER: Amen! Amen!

SIGNORELLI: Meine Kinder, ich glaube, ihr geht zu weit. Es steckt Gutes in der heiligen Lehre des Fra Girolamo. Aber sich zu kleiden wie arme Teufel, worin mehrere von euch sich brüsten, auf alle Freuden des Lebens zu verzichten, vom Morgen bis zum Abend zu seufzen und vor allem, zu den trockenen Formen und den eckigen Zeichnungen der alten Meister zurückzukehren, das nenn' ich nicht Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, darin sehe ich nichts sonderlich Heilsames.

CRONACA: Das Gute ist absolut und duldet keine Zerstreuung.

SIGNORELLI: Das Gute ist die Unendlichkeit; diese aber duldet keine Einschränkung.

Der Bildhauer Torrigiano tritt herein, prächtig gekleidet, das Barett tief in die Augen gedrückt. Er schlägt die Tür heftig zu.

TORRIGIANO: Daß euch der Teufel hole, Klageweiber, die ihr seid! Ich schlage dem ersten die Nase ein, der mir den Fra Girolamo, diesen Mucker, rühmt.

BOTTICELLI: Du wirst verdammt werden, Torrigiano.

TORRIGIANO: Und warum, wenn's euch beliebt? Ich bin ein besserer Christ als du! Idiot! Ein sauberer Prophet, euer Girolamo! Ein Schmeichler des Pöbels! Ein Held der Phrase! Ein toller Scheinheiliger! Reform! Tugend! Sitten! ... Beim Bacchus, glaubt ihr, daß die Wonnen dieser Zeit geschaffen sind, damit man sie mit Füßen trete? Glaubt ihr, die schönen Weiber seien dazu gemacht, damit sie in fest verschlossenen Klöstern lebendig vermodern? Soll man mit den feurigen Weinen den Straßenstaub sprengen, sollen die alten Meisterwerke, die man zutage fördert, in die Erde zurückkehren, wo das, was sie uns lehren, so lange begraben und erstickt war? Soll ich mit eurem Mönche gehen und die neuen Bücher verbrennen, um in ihrer Asche die wiedererstehende Flamme des Geistes besser zu ersticken? . . . Wahrhaftig, nein! Ich rufe, ich schreie es euch zu: „Ihr seid Idioten, Affen einer lächerlichen Vollkommenheit, Ungeheuer von Wider-

sinn!" und noch heute abend verlasse ich Florenz, um nichts mehr davon zu hören und zu sehen.

CRONACA: Und ich ehre den erhabenen, verehrungswürdigen, unvergleichlichen, göttlichen Fra Girolamo wie meinen Vater, ja noch höher! Sollte man ihn je angreifen, so werde ich ihn bis auf den Tod verteidigen, und die ihn beschimpfen sind Elende! Du brauchst mich nicht so anzuglotzen und mit deinen großen Raufboldaugen zu rollen! Ich werde mir das Gesicht nicht breitschlagen lassen, wie der kleine Buonarroti! Und wenn du das Pech hast, mir zu nahe zu kommen, so bohre ich dir meinen Dolch mitten in die Brust, feiler Knecht der Medici, der du bist!

TORRIGIANO: Wenn ihr dieses Schimpfwort ausgestoßen habt, so glaubt ihr einen Mann so recht nach Herzenslust geschmäht zu haben! Wischt euch doch das Maul ab! Es ist noch beschmiert von dem Brei, mit dem der Magnifico euch stopfte!

BOTTICELLI: Rede, was du magst! Florenz ist darum nicht weniger das Reich Gottes geworden! Jesus hält das Szepter; die allerheiligste Jungfrau berät uns durch den Mund des Girolamo; die Reichen ernähren die Armen, und es gibt nichts Herrlicheres!

TORRIGIANO: Und du findest es wahrscheinlich auch herrlich, die guten Gemälde zu verbrennen und wieder anzufangen, wie vor fünfzig Jahren brave Frauen dürr wie Spindeln, ohne Brüste und Bauch zu malen! Findest es wunderschön, in Lumpen einherzugehen und von früh bis spät überzulaufen wie eine Dachtraufe, ohne daß jemand begreifen kann, warum?

FRA BENEDETTO: Du mit deinem Aufputz von Samt und Stickerei, mit deinen Federn und deinem vergoldeten Dolch und deinen Ringen verhöhnst die Armut deiner Brüder!

TORRIGIANO: Meiner Brüder? . . . meiner Brüder? Wollt ihr alle, ihr Lumpengesindel, etwa die Unverschämtheit haben, euch meine Brüder zu nennen? Geduldet euch noch ein wenig, bis ihr einen Torso zeichnen könnt, wie ich, bis ihr wie ich eine Verkürzung versteht und wiedergeben

könnt, ehe ihr euch als meine Vettern auftut! Bis dahin wird noch einige Zeit vergehen! Meine Brüder sind tot! Es waren die Künstler des alten Rom!

DOMENICO GHIRLANDAJO: Verstehe erst, uns himmlische, reine, keusche, ernste Madonnen zu meißeln, dann wird man dich vielleicht bewundern!

TORRIGIANO: Der Himmel soll euch zermalmen! . . . Was ist das für ein Geschrei?

Er stürzt nach der Tür.

CRONACA: Geh, laß dich totschlagen! Es sind die Kinder der Stadt, die, zu heiligen Scharen vereint, Jesus zum König ausrufen, Leuten, die so aufgedonnert sind wie du, die Kleider zerreißen und die Übelgesinnten mit Püffen gefangen nehmen, um sie ins Gefängnis zu schleppen! Mach, daß du hinkommst, mach!

TORRIGIANO: Diese Meute tollgewordener Köter wird mich nicht anrühren, ohne daß ich ihrer ein Dutzend erdolche! Lebt wohl! Ich verlasse dieses Narrenhaus! Ich kehre erst wieder zurück, wenn man unbehindert Mars und Venus darstellen kann! Die Kunst, vernehmt es, ihr armseligen Bettler, ist die einzige Tugend, die einzige Größe, die einzige Wahrheit! Nichts ist Gott wohlgefälliger! Euer Teil ist Lüge, Unwissenheit, Schulfuchserei und Niedrigkeit! Mein Teil aber ist der leuchtende Genius! Es lebe die Kunst! es lebe das Licht! Nieder mit der Finsternis! Ich eile, bei den spanischen Truppen einzutreten und werde euch bekriegen bis auf's Messer!

BOTTICELLI: Gestern noch wolltest du die Barbaren aus Italien vertreiben — du hast das rechte Mittel dazu gefunden.

TORRIGIANO: Wir werden zuerst die Franzosen und dann die Aragonesen vertilgen! . . . Lebt wohl! . . . ihr Lumpenpack!

EIN MALER *(der sich blitzschnell von einem Gerüst heruntergleiten läßt):* Er ist doch zu unverschämt! . . . Halt! das da für dich!

Er wirft ihm sein Messer nach, das ihn verfehlt und in der Wand stecken bleibt.

TORRIGIANO: *(im Hinausgehen):* Tölpel! Das werd' ich dir vergelten, und wenn's nach fünfundzwanzig Jahren wäre!

ENDE 1494. In dieser Szene werden einige der Hauptvertreter der florentinischen Malerei des späten Quattrocento (Botticelli und Ghirlandajo zu denen noch Filippino Lippi zu zählen wäre), Cronaca als Repräsentant der Architektur dieser Zeit, und endlich Signorelli als Vertreter der umbrisch-toskanischen Schule vorgeführt.

Sandro di Mariano genannt Botticelli (1446—1500) steht in erster Reihe der tonangebenden Meister der Frührenaissance. Durch die Anregungen, die Botticelli im geselligen Verkehr mit den humanistischen Ästheten, Dichtern und Gelehrten im Kreise des Lorenzo Magnifico empfing, entstanden die Gemälde, die antike und mythologische Stoffe im Stile jener Zeit behandeln. Sein „Frühling" (Uffizien, Florenz) ist eines der populärsten und beliebtesten Bilder der Frührenaissance geworden. Das Auftreten Savonarolas wirkt so mächtig auf Sandro, daß seine künstlerische Entwicklung plötzlich abbrach. Die wenigen Werke aus dieser Zeit sind religiösen Inhalts und lassen die klare und leuchtende Farbe der früheren Periode vermissen. — Luca Signorelli (1441—1523) ist der erste Künstler der Renaissance, der darnach strebt, das größte aller Probleme in der Kunst, die Darstellung des Nackten in umfassender Weise zu bemeistern. Sein Hauptwerk sind die gewaltigen Fresken im Dom zu Orvieto „die erste ganz großartige Äußerung des Jubels über die Bezwingung der nackten Form". In den Bergstädten der südlichen Toskana und in Umbrien sind zahlreiche Werke des Meisters erhalten. — Domenico Ghirlandajo (1449—1494) bildet den Abschluß der Florentiner Malerei des Quattrocento. Er verstand die künstlerischen Bestrebungen seiner Zeit zusammenzufassen; sein hoher Schönheitssinn und sein klares, großes Kompositionstalent befähigten ihn in höherem Maße als seine Zeitgenossen zum Meister des Freskos. Die höchste Entwicklung seiner künstlerischen Tätigkeit zeigen die Fresken im S. Maria Novella in Florenz. — Simone Pollajuolo genannt Cronaca (1454—1508) macht in der Architektur den Beschluß der toskanischen Frührenaissance. Die von ihm erbaute Kirche S. Francesco al Monte, durch einfache und reine Verhältnisse ausgezeichnet, nannte Michelangelo „la bella Villanella", das schöne Landmädchen. Sodann vollendete er den Palazzo Strozzi in Florenz durch Ausgestaltung des Hofes und des weltberühmten Kranzgesimses. — Fra Benedetto, der Bruder des Fra Bartolommeo, wird nur als Miniaturist genannt. — Pietro

Torrigiano (1472—1522) war nach der Mißhandlung des Michelangelo (s. Bem. zu I, 3) nach Rom geflohen und arbeitete dort unter Pinturicchio an der Stuckdekoration der Appartimenti Borgia. Dann diente er als Söldner unter verschiedenen Condottieri, ging später nach England, wo er das Grabmal Heinrichs VII. in der Westminster-Abtei vollendete und endlich nach Spanien. Wegen rohen und gotteslästerlichen Benehmens wurde er der Inquisition denunziert und starb, um dem Scheiterhaufen zu entgehen, im Kerker freiwillig den Hungertod.

Savonarola forderte, daß die Kunst ausschließlich der Religion diene. Die Darstellung des nackten Körpers erklärt er als unkeusch und verderblich und fordert Rückkehr zur Einfachheit und Schlichtheit in Form und Farbe. Die heiligen Gestalten sollen als solche typisch kenntlich gemacht werden. Also eine Rückkehr zu Cimabue und Giotto, eine Verneinung der Kunst der letzten zweihundert Jahre.

Es ist merkwürdig, daß der redegewaltige Frate auch auf die Künstler einen so tiefgreifenden Einfluß ausübte. „Aristoteles, der ein Heide war", so predigte Savonarola „sagt in seiner Poetik, daß unzüchtige Figuren nicht gemalt werden dürften, damit die Kinder durch den Anblick derselben nicht verdorben würden. Was soll ich dann von euch sagen, ihr christlichen Maler, die ihr jene halbnackten Figuren dem Auge bietet? Alle weltliche Eitelkeit bringt ihr in das Haus Gottes. Glaubt ihr, daß die Jungfrau Maria so gekleidet ging, wie ihr sie malt? Ich sage euch, sie trug die Kleidung der Armen und ging züchtig verhüllt, daß man kaum ihr Gesicht sehen konnte, und ebenso die hl. Elisabeth. Ihr würdet gut tun, derartige unzüchtige Malereien zu vernichten, ihr malt ja die hl. Jungfrau, als ob sie eine Dirne gewesen." Vasari erzählt, wie Fra Bartolommeo, Lorenzo di Credi und viele andere, die den Piagnoni angehörten, alle ihre Studien und Zeichnungen von nackten Gestalten verbrannten. Mit wenigen meisterhaften Strichen zeichnet Gobineau die Stellung, die die größten florentinischen Künstler, jeder seiner künstlerischen Eigenart entsprechend, einnahmen. Einerseits dem puristischen, reaktionären Mönch, anderseits dem Torrigiano gegenüber, der als Vertreter des Heidentums der Renaissance auftritt.

FLORENZ

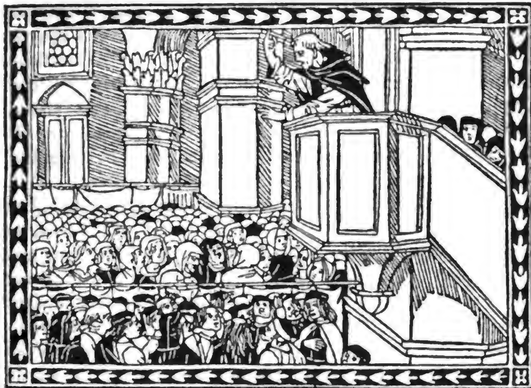
(20) DAS INNERE DES DOMES

Ungeheure dichtgedrängte Menschenmenge. Alle Altäre der Seitenschiffe sind mit Blumen geziert. Die Kerzen und Lichter strahlen hell; die Heiligenstatuen sind mit ihren schönsten Seiden-, Samt-, Brokatellgewändern

geschmückt und mit Edelsteinen beladen; Weihrauchduft erfüllt das Gebäude; jeden Augenblick kommen neue Andächtige und bringen Bewegung in die Menge; Kinder, Schüler, junge Leute sind auf die Fenstersimse und auf die Giebel der Altäre geklettert; mehrere klammern sich an die Friese der Säulen; die Signoria nimmt die Bänke gegenüber der Kanzel ein. Tiefes Schweigen.

FRA GIROLAMO *(auf der Kanzel):* Florenz! Florenz! Gott hat mit Warnungen nicht gespart! Er hat sie dir nicht vorenthalten! Er liebt dich, wie er seine Kirche liebt. Aber die Wahrheit ist traurig; höre sie! Dein Leben verrint im Bett, im Geklatsche, in müßigem Gerede, in schändlichen Gelagen, in nicht zu beschreibender Ausschweifung! Dein Leben, Florenz, ist das Leben der Schweine! *(Schauder durchzittert die Zuhörer.)* Du antwortest mir: „Bruder — Ihr schont mich wenig! — Ich werde dich gar nicht schonen! Mit welchem Recht dürftest du vor Vorwürfen zurückschrecken, wenn du dich vor den Strafen nicht fürchtest? Habe ich dir nicht geweissagt? Antworte! Antworte! . . . Habe ich dich in Unwissenheit gelassen über das, was dich bedrohte, oder nicht? Der arme Frate, der nichts ist, der nichts gilt, der aus sich selbst nichts weiß, hat ihn nicht Gott und unser König Jesus erleuchtet, um dich von den Medici zu befreien und den Klauen der Franzosen zu entreißen? . . . Nun wohl! was ist geschehen! Hast du es schon vergessen? Die Medici essen das Brot Venedigs, und die Franzosen . . . die Franzosen, überglücklich, daß sie sich gegen alle Wahrscheinlichkeit einen Ausweg bei Fornuovo bahnen konnten, sind geflohen, atemlos und bestürzt bis weit in ihre Provinzen, und dort sind sie nun . . . fürchte nichts! Sie werden niemals wiederkommen! *(Tiefe Bewegung.)* Wenn euch nur ein Funke von Vernunft geblieben ist, so werdet Ihr euch erinnern, daß ich euch stets das Richtige vorausgesagt habe und daß meine Worte niemals eitel befunden wurden. Dann müßt ihr mir auch diesmal glauben, wenn ich euch sage: „Die Volksregierung ist für euch das beste! Gott hat sie euch durch meine Hand gegeben! Bewahrt sie! Gestattet niemand sie anzutasten; wer sie antastet, beleidigt Gott, begeht einen Frevel; er beleidigt den König Jesus, macht sich des Hochverrats, der Majestäts-

beleidigung schuldig. Dürfte ein Elender, der sich in solch ungeheuerliche Verbrechen stürzt, je Verzeihung bei euch finden? *(Schrei der Wut.)* Ihr Signor vom Rate der Acht — ich sage euch, solche Verbrecher müssen gezüchtigt werden. Wer die öffentliche Eintracht stört und sich wie ehemals Weißer oder Grauer nennt, so zaudert nicht! Zehn Florinen Buße! Und wer rückfällig wird, viermal das Folterseil! Und wer hartnäckig ist, in den ewigen Kerker mit ihm! Und jetzt, Florenz, ernähre deine



Armen! sie sind die Glieder des Königs Jesu! Es ziemt sich nicht, daß das Volk Hunger habe, wenn die Reichen satt sind. Das Korn soll fortab nur zwanzig Soldi das Maß kosten für diejenigen, die es nicht höher bezahlen können. *(Allgemeine Rührung.)* Wenn ein jeder hat, womit er seinen Hunger stillen kann, so ist dies noch nicht einmal der Anfang: die Hauptsache bleibt noch ganz und gar zu tun. Ihr antwortet mir: „Bruder! Ihr seid unersättlich! Wir haben die Regierung Gottes, wir haben die Liebe Gottes, wir haben . . ." — Ihr habt Legionen von Lastern, die in eurem Herzen wuchern! Die

ganze Hölle hält darin ihren Sabbat, ihr wißt es nur zu gut und keiner von euch ist besser als die andern! . . . Vielleicht werdet ihr mir Entschuldigungen entgegenhalten für die Soldaten — es sind rohe Gesellen! für die Kaufleute — sie sind durch den Gewinn verderbte Seelen! für die jungen Leute — sie sind Hohlköpfe! für die Frauen — sie sind Närrinnen! Sehr schön! . . . Werdet ihr auch Entschuldigungen finden für die Priester, diese wollüstigen, ehebrecherischen, dem Trunk ergebenen, diebischen Simonisten? Vom Stuhl des heiligen Petrus angefangen bis herab zum verborgensten Beichtstuhl der geringsten Pfarre ziehen sie euch auf dem Wege des Verderbens nach sich! Nichts mehr von diesen trostlosen Zuständen! Von diesen Greueln! Von diesen babylonischen Ungeheuerlichkeiten! Kehrt aus! Kehrt aus! Sonst bist du verloren, Florenz! Ich bürge dir dafür! Der Becher der Geduld ist leer! Kein Tropfen ist mehr darinnen. Das rächende Schwert schwebt über dir! Ach! Unseliges Florenz! . . . Es fällt herab! Es trifft! *(Rufe des Entsetzens!)* Ihr fragt mich: „Bruder, was verlangt Ihr?" — Ich verlange nichts. Gott ist's, der keine leichtfertigen Vergnügungen mehr will! Habt ihr euer Leben denn nicht genug vergeudet? Fort mit den Promenaden, auf denen die Weiber mit verliebten Blicken ködern! Keine Tanzereien mehr — sie sind das Verderben! Keine Schenken mehr — sie machen nur zum Tier! Kein Glücksspiel mehr — es ist . . . ah! Werdet ihr unruhig? Ihr würdet lieber auf euren Anteil am Paradiese verzichten als auf diese schmachvolle Gewohnheit! Gut denn! Ich will Gnade walten lassen! . . . Spielt, wenn es denn sein muß, aber entsagt den Würfeln! Nehmt Knöchelchen! Spielt, aber nie mehr um Geld! Spielt um einen Salatkopf, um Nüsse, um eine Wurzel! Unselige! Ihr lacht, ich aber, ich rufe den Getreuen zu: Wenn ihr auf den Straßen oder in den Häusern Gottlose erblickt, die ihrer Leidenschaft für das Glücksspiel fröhnen, so reißt ihnen ohne Zaudern die Karten aus den Händen, und ihr, ihr Signori des Rats der Acht, ergreift sie, sperrt sie ein! . . . Zur Folter! *Die Predigt dauert fort.*

(21) AUF DEM PLATZE VOR DER KIRCHE

Gruppen von Kindern.

DER KLEINE BONI *(schreiend und weinend):* O weh! au! au!

EIN KNABE: Was hast du denn?

Die andern Kinder umringen ihn.

DER KLEINE BONI: Ein großer Flegel hat mir eben einen Faustschlag auf den Kopf gegeben. Der ist's, der dort hinten fortgeht.

ZWEITER KNABE: Warum hat er dich geschlagen?

DER KLEINE BONI: Weil ich ihm seinen Kragen aus venezianischen Spitzen abreißen wollte.

DIE KINDER: Ah! der Verruchte! Ihm nach! In Stücke wollen wir ihn reißen!

DRITTER KNABE: Nein, laßt es bleiben, er ist ein Ungeheuer! Es ist Torrigiano, der Bildhauer, ein Compagnaccio! Er liebt weder Gott, noch die heilige Jungfrau! Er ist zu stark für uns!

Zwei junge Frauen gehen vorüber; ein Dutzend Kinder umringen sie.

ERSTER KNABE: Meine Schwestern, ich befehle euch im Namen Jesu Christi, des Königs dieser Stadt, und der Jungfrau Maria, unserer Königin, diesen Schmuck abzunehmen und diese Sammetkleider auszuziehen.

DIE ERSTE JUNGE FRAU: Wir werden sofort gehorchen, mein liebes Kind! Laß uns nur in unsere Wohnung zurückkehren.

VIERTER KNABE: Ich kenne sie, sie sind unverbesserlich! Wir haben sie schon vorgestern ermahnt, sich nicht so unanständig zu kleiden, aber sie tun es immer wieder.

DIE ZWEITE JUNGE FRAU: Es braucht Zeit, andere Kleider zu nähen, du wirst das begreifen, mein kleiner Freund!

FÜNFTER KNABE: Kommt! Wir wollen ihnen alles herunterreißen.

Die Bande wirft sich auf die beiden Frauen, zerreißt ihre Kleider und ihren Kopfputz.

SECHSTER KNABE: Schön! Zwei Halsketten! Ohrringe! Armbänder! Kettchen! Wir wollen das alles den Armen bringen! *Andere Kinder kommen herbeigelaufen.*

ERSTES KIND: Was sind das für Frauen, die da weinen?

EIN ZWÖLFJÄHRIGER KNABE: Sünderinnen, die wir auf den Weg der Tugend zurückgeführt haben. Und ihr, woher kommt ihr?

DER KNABE: Vom Almosensammeln! Fünfzig Dukaten! Dann haben wir Spieler ausgeplündert! Nun paßt auf! Ich will euch etwas sagen! An der Ecke der Via del Cocomero weiß ich ein Haus, wo man unheilige Bücher aufbewahrt, ein Schachbrett, Harfen, und ich glaube, auch einen Spiegel, ich weiß es aber nicht ganz sicher. Kommt! Kommt alle mit! Wir wollen diese Hölle säubern!

DIE KINDER: Kommt! Kommt!

EIN BÜRGER: Holla! Niccolò! Komm her, mein Sohn!

NICCOLÒ: Was wollt Ihr, Vater?

DER BÜRGER: Komm mit nach Haus; ich habe dich nötig.

NICCOLÒ: Ich muß Jesus dienen und die Sünder in Zaum halten.

DER BÜRGER: Verwünschter Lausbub! Wirst du wohl gehorchen?

NICCOLÒ: Es ist besser Gott zu gehorchen, als den Menschen! Kommt, Kameraden!

Große Bewegung unter der Menge, die die Kirche verläßt.

EIN KIND *(das auf einen Baum gestiegen ist)*: Da ist der Frate! Da ist der Frate!

In der Vorhalle erscheint Fra Girolamo, umgeben von den Vätern von San Marco, unter denen man die Frati Silvestro Marulli, Buonvicini, Sacromoro und andere Glaubenseifrige gewahrt. Die Menge grüßt begeistert; Männer und Frauen werfen sich auf die Knie und küssen unter Tränen Fra Girolamos Kutte.

DIE KINDER: Die Hymne! Die Hymne! Stimmt die Hymne an! *Sie singen:*

Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel!

Fra Girolamo entfernt sich, von der Menge angebetet.

(22) IM HAUSE DES SIGNOR NERLI

Ein Zimmer; Tanai de' Nerli, Mitglied der Signoria, seine Frau, sein Sohn.

NERLI: Kurz, ich habe dergleichen Szenen satt und will nichts mehr davon wissen. Ich will leben, wie es mir paßt; in meinem Hause will ich Frieden haben!

DIE FRAU: Ich, für meine Person, werde mich nicht unter das Joch des Bösen beugen.

NERLI: Was meinst du mit dem Bösen, bitte. Etwa mich?

DIE FRAU: Keineswegs, wohl aber den Geist, von dem du besessen bist. Warum willst du dieses abscheuliche Buch behalten, das der Prophet auf offenem Markt hat verbrennen lassen? Hast du etwa nicht ein Exemplar dieses Decamerone, wenn ich diesen Namen schon aussprechen muß?

NERLI: Das heißt wirklich zu viel Lärm um ein Werk zu machen, das seit Jahrhunderten in eines jeden Händen ist.

DIE FRAU: Seit langem stürzt sich ein jeder in Verdammnis, und es ist Zeit, damit aufzuhören.

NERLI: Ich will Frieden, und diesmal sage ich es dir in vollstem Ernst.

DAS KIND: Siehst du, Mama, er hat das Buch und noch andere dazu, die Fra Girolamo verboten hat! Ich weiß es! Verbrennen wir diese Bücher! Verbrennen wir sie!

DIE FRAU: Gewiß, mein Kind, sei unbesorgt! Ich werde nicht dulden, was ich nicht dulden darf.

NERLI: Das ist ja die reine Tobsucht, und ich fordere dich auf, Monna Lisa, dich zu beruhigen: sonst müßt ich Maßregeln ergreifen, die . . .

DIE FRAU: Du versuchst umsonst, mich einzuschüchtern; es wird dir nicht gelingen; dir zum Trotz werde ich nur für mein Seelenheil sorgen!

DAS KIND: Ja, Mama, sorge für dein Seelenheil, ich bitte dich, sorge für dein Seelenheil, Mama!

DIE FRAU: Jawohl, mein Liebling! Fürchte nichts!

NERLI: Das ist hier ein Haus von Besessenen in einer Stadt von Rasenden, und dieses unselige Florenz, das sonst nur ein liederliches Weibsbild war, ist wahnsinnig geworden, seit dieser verdammte Mönch . . .

DIE FRAU (*außer sich*): Ha! lästere Fra Girolamo nicht! Ich warne dich davor!

NERLI: Ich werde den Fra Girolamo zu allen Teufeln schicken, wenn's mir gefällt, und dich dazu! Hast du verstanden?

DIE FRAU: Und ich, du Scheusal, ich eile, dich bei den Acht anzuzeigen und eine gebührende Züchtigung für eine solche Verruchtheit zu verlangen.

DAS KIND: Ja, Mama, ja! Papa muß bestraft werden!

NERLI: Gott strafe euch alle miteinander!

DIE SZENEN 14 UND 20—22 SCHILDERN DIE FLORENTINISCHEN ZUSTÄNDE VON ENDE 1494 BIS ANFANG 1498. Wie schon in den Bemerkungen zu I, 13 erwähnt wurde, lag die eigentliche Führung der Republik in den Händen Savonarolas. Er leitete das Leben wie die Politik der Stadt. Die Herrschaft sollte Gott selbst führen — über dem Eingang des Palazzo vecchio wurde die Inschrift angebracht: „Jesus Christus rex Florentini populi S. P. decreto electus" — durch den Mund des Mönchs sollte der göttliche König seinen Willen kund tun. Er selbst erhob den Anspruch, das Organ besonderer göttlicher Sendung und Offenbarung zu sein. Von der Gabe der Prophetie überzeugt, sah er himmlische Gesichte und hörte himmlische Stimmen. In vernünftigen Grenzen wäre ein Kampf gegen die sittliche Verderbnis sehr verdienstvoll gewesen. Aber der Mönch kannte nichts anderes als das strenge, der Welt abgewandte geistliche Leben. Alles, was bis dahin schön und liebenswert gewesen, wurde verpönt; alles was den Mächten dieser Welt, der Natur, der Schönheit, dem Genuß dient, wurde verdammt. „Ihr Frauen, die ihr mit euerm Schmuck, euern Haaren, eurer Schönheit prahlt, ich sage euch, ihr seid allesamt häßlich. Wollt ihr die wahre Schönheit sehen, so betrachtet einen frommen Menschen, der vom heiligen Geist beseelt ist, wenn er betet, wenn ihn jene Begeisterung der göttlichen Schönheit durchströmt." Die Mittel, die der Frate zur Durchführung seiner Reformen empfahl, waren so grausam wie nur möglich. Öffentliche Spieler sollten so-

fort mit der Tortur, Gotteslästerer mit Durchstechen der Zunge bestraft werden.

Die ärgsten Zwangsmittel, Spionage und Denunziation, wirkten zusammen, um die Bürger zu dem „vollkommenen" Leben zu zwingen. Auf die Humanisten wies man mit Fingern und Polizian, der größte Humanist von Florenz, ist im September 1494 „in Infamie und Tadel" gestorben. Statt des verheißenen Friedens war ganz Florenz, jede Familie, von Streit und Unfrieden zerrissen. Die Frauen schrieben heimlich an Savonarola, um ihm ihre Gatten zu verraten, die Dienerschaft denunzierte ihre Herrschaft. Am ärgsten war das Treiben während der Fastenzeit. Der Frate organisierte eine Kinderpolizei, die den ärgsten Terrorismus ausübte. Was nach seiner Ansicht zu den „Unerlaubtheiten" gehörte, wurde den Frauen weggenommen, so daß keine Frau mehr wagen konnte, sich anders als „dem Brauch gemäß", d. h. der Forderung des Dominikaners entsprechend angezogen, auf der Straße zu zeigen.

Während der Fasten 1497 fand die berühmte Verbrennung der „Eitelkeiten" statt. Landucci erzählt darüber: „Am 27. Februar war Karneval und es wurde auf der Piazza de' Signori ein Brandgerüst errichtet, angefüllt mit eitlem Tand, nackten Figuren und Schachbrettern, ketzerischen Büchern, Sittengeschichten, Morganti (s. u.), Spiegeln und vielen eitlen Dingen von hohem Werte, die man auf Tausende von Florenen schätzte. Das Brandgerüst war übrigens kein Kinderspiel, denn es war ein quadratischer Bau nach jeder Richtung, von Zimmerleuten in mehreren Lagen und mit viel Arbeit angefertigt." Unter den „eitlen Dingen" befanden sich Meisterwerke der Malerei und Plastik, Nacktbilder und Aktstudien von Baccio della Porta und Lorenzo di Credi, Werke von Petrarca, von Boccaccio, Exemplare des berühmten, romantischen Heldenepos „Der Morgante" von Luigi Pulci, philosophische und humanistische Schriften, kunstvolle Musikinstrumente, Schachbretter, Gewänder von Samt und Seide und Frauenluxus aller Art. Beim Anzünden des Scheiterhaufens trat die Signoria auf den Balkon, die Glocke des Palazzo vecchio ertönte, Trompetenschall und Gesang begleiteten die lodernden Flammen. Dann zog man in feierlicher Prozession nach der Piazza S. Marco, um dort nach des Frate eigener Aussage ein Fest der höheren Tollheit (maggior pazzia) zu feiern. Dominikaner, als Engel maskierte Knaben, Priester und Laien bekränzten ihr Haupt und tanzten einen Reigen. Die Äußerung Savonarolas: „Wer sich wie ehemals Weiß und Grau nennt" bezieht sich auf die blutige Geschlechterfehde der Donati und Ceroni um die Wende des XIV. Jahrhunderts. Die ersteren hießen die „Schwarzen" (nicht Grauen), die letzteren die „Weißen".



ROM

IM JUNI 1500

(23) EIN SAAL DER PÄPSTLICHEN WOHNUNG

Alexander VI.; Lucrezia Borgia, Herzogin von Biseglia. Sie ist in tiefer Witwentrauer und sitzt sehr niedergedrückt und das Gesicht von Tränen überströmt, in einem Lehnstuhl.

ALEXANDER VI: Nun denn! — Es ist ja wahr. Dein Bruder Cesare ist der Schuldige. Er ist in das Zimmer gedrungen, wo der unglückliche Alfonso, dein Gemahl, mit seinen verbundenen Wunden lag; er hat ihn erdrosselt . . . ich gestehe dir's . . . man würde es dir ja doch sagen . . . Du könntest keine vier Schritte in die Stadt tun, ohne daß man es dir erzählte . . . . Es ist mir lieber, du erfährst es von mir, damit wir gemeinsam überlegen können, was sich in einer solchen Lage ziemt, an der man nichts zu ändern vermag.

Madama Lucrezia schluchzt in ihr Taschentuch und ringt die Hände.

Eine wesentliche Eigenschaft jedes Kummers, so groß er auch sein mag — und der deine ist sehr groß, meine Tochter, und so gerecht, wie er nur sein kann — die Eigenschaft jedes Kummers sage ich, ist, daß er das Vergessen in sich schließt.

MADAMA LUCREZIA: Ach! Allerheiligster Vater!

ALEXANDER VI: Ich spreche verständig zu dir. Menschen in unserer Stellung müssen in allen Lagen verständig sein, sonst werden sie noch kläglicher als die andern. Der bitterste Kummer, die tiefste Verzweiflung, alles, was uns erschüttert und uns irgend ein Gut entreißt, die schmerzlichsten Schicksalsschläge, all das erscheint nur, um vergessen zu werden. Es wird der Tag kommen, da du selbst erstaunt sein wirst, daß du dir kaum mehr die Züge, vielleicht sogar kaum den Namen des Gatten in die Erinnerung zurückzurufen vermagst, dessen Verlust dir in diesem Augenblick einen Schmerz verursacht, der dir unerträglich dünkt.

MADAMA LUCREZIA: Ihn verlieren! . . . ihn auf diese Weise verlieren! . . . von meinem Bruder meuchlerisch gemordet! . . . in dem Augenblick, da die Geburt seines Sohnes ihn mit Jubel erfüllte! . . . Welch ein Ungeheuer ist doch sein Mörder!

ALEXANDER VI: Er ist kein Ungeheuer, liebe Tochter, er ist eine Herrschernatur, die den ihr vorausbestimmten Platz nur um den Preis des angespanntesten und erbarmungslosesten Ringens gewinnen kann. Höre mich wohl, Lucrezia, und hebe nicht die Arme gen Himmel. Ich spreche nicht zu dir, um törichterweise Don Cesare zu rechtfertigen, noch um dich aufzubringen; ich suche in dir wachzurufen, was ich von richtigem, echtem und machtvollem Empfinden deiner Seele kenne; ich suche dir zu helfen, diese Krisis zu überwinden, in der Jugend und Unerfahrenheit dir nicht gestatten, dich so heroisch zu zeigen, wie du es wohl vermagst.

MADAMA LUCREZIA: Ich bin eine unglückliche Witwe, die einen unschuldigen, von dem niederträchtigsten der Verräter hingewürgten Gatten beweint!

ALEXANDER VI: Was haben solch heftige Reden für einen Sinn? Sei doch vernünftig, Lucrezia . . . Du weißt, daß ich dich liebe, und von ganzem Herzen.

MADAMA LUCREZIA: Ich weiß auch, welchem Verdacht, welchen abscheulichen Anklagen die Liebe Eurer Heiligkeit meine Ehre aussetzt! Aber ich bin in einer Verzweiflung, daß mich nichts mehr in der Welt bekümmern kann!

ALEXANDER VI: Die Leute sagen, ich sei gleichzeitig dein Vater und dein Liebhaber, nicht wahr? Laß die Welt, Lucrezia, laß sie, laß diesen Haufen ebenso lächerlichen wie schwächlichen Gewürms das unsinnigste Gerede über die starken Seelen aushecken. In ihrer Ohnmacht, deren Ziele zu begreifen, ersehen sie nur das ihnen Fremdartige; sie sind nicht imstande, ihre Beweggründe zu zergliedern, noch weniger, ihre Tragweite zu erkennen. Sie glauben im geheimnisvollen Schoße dieses Unbekannten sinnlose Schändlichkeiten zu entdecken und sind stolz, wenn es ihnen gelingt, dafür Namen zu finden. Mögen die Dunstblasen dieser Albernheiten auch bis zu deinem Haupt aufsteigen, wenn du ihnen nur keinen Einlaß gewährst. Wir wollen hier nur von Tatsachen reden. Du mußt dich von dieser Niedergeschlagenheit befreien. Deine Lage erheischt es; ich kann es nicht dulden, daß du dich in die Einsamkeit zurückziehst; ich gebe nicht zu, daß du nach Nepi zurückkehrst, wo du in diesem Augenblick dich und deinen Kummer für immer begraben willst. Das geht nicht an. Die Natur selbst widerstrebt dem: du bist jung, schön, zielbewußt, klug, tätig; du bedarfst des Lebens und das Leben bedarf deiner. Bleib bei uns, bleib in der Welt, um sie zu beherrschen! Du sagst, du habest einen Gatten verloren, der dir teuer war? Ich betrauere ihn, ich beweine ihn gleich dir, und ich hätte viel darum gegeben, dir diesen Schmerz zu ersparen. Aber du bist Madama Lucrezia Borgia; dein Blut gehört zum erlauchtesten, das man kennt; du bist Herzogin von Biseglia und Sermoneta, Prinzessin von Aragon, lebenslängliche Statthalterin von Spoleto; man sieht in dir die fast ebenbürtige Genossin gekrönter Häupter; du bist geboren mit dem Instinkt, die Völker zu lenken, und dein Geist, dessen Größe ich kenne, wird dir niemals erlauben, dich dieser Aufgabe zu entziehen.



DIE HEILIGE KATHARINA. (Lucrezia Borgia?)
Ausschnitt aus einem Fresco des Pinturicchio, Appartimenti Borgia, Vatikan

MADAMA LUCREZIA: Ich habe vielleicht früher Vergnügen daran gefunden, dem Laufe der Weltbegebenheiten zu folgen und an die Fäden zu rühren, die sie in Bewegung setzen . . . Diese Zeit ist vorbei. Ich bin entschlossen, mich nur mehr mit meinem Sohne zu beschäftigen und, wenn ich es vermag, mit meiner Rache.

ALEXANDER VI: Nimm dich in acht, Lucrezia! wiederhole niemals gegen andere als mich ein so gefährliches Wort. Dein Bruder weiß, was er will, und er will, was er muß. Seine Pläne müssen gelingen, und wenn er eines Tages denken müßte, daß er sich in dir getäuscht habe, und daß du nicht die wahrhaft starke, wahrhaft verständnisvolle Frau seiest, als die er dich ansieht, wenn er endlich in dir ein Hemmnis und nicht mehr eine Stütze entdeckte, so wärst du vor ihm nicht sicherer als dein Bruder Juan und dein Gatte und der Unglückliche, den er unter meinem eigenen Mantel erdolcht hat . . . und soviele andere . . . .

MADAMA LUCREZIA: Don Cesare ist der letzte, der mich schreckt, und wenn er Euch beleidigt — mich soll er nicht beleidigen.

ALEXANDER VI: So liebe ich dich und daran erkenne ich dich wieder! Die kleine bürgerliche Witwe ist verschwunden! Die Königin, die Herrscherin spricht zu mir! ... Meine Tochter, du bist in diesem Augenblicke schön wie der Stolz! Du bist die Stärke! Und so will ich auch zu dir reden! Don Cesare hat nicht im geringsten die Absicht gehabt, dir zu schaden, und das wird dir klar werden, wenn du ein wenig überlegst. Als wir vor zwei Jahren deine Scheidung von Giovanni Sforza veranlaßten und dich mit Don Alfonso von Aragon verheirateten, haben wir einer einwandfreien Berechnung folgend der Notwendigkeit gehorcht. Obwohl dein Gemahl nur der natürliche Sohn des Königs von Neapel war, sicherten wir uns durch ihn ein machtvolles Bündnis, und es war in jenem Augenblick unmöglich, etwas Besseres für unsere weiteren Pläne zu erreichen. Seitdem haben sich die Dinge sehr geändert. Die

unbezähmbare Tatkraft Don Cesares, seine Gewandtheit, sein erfinderischer Geist, die sehr günstigen Umstände, die er mit klarem Blick erkannt und sich zu Nutzen gemacht hat, verschaffen uns in diesem Augenblick die Gunst, die enge Freundschaft, ja die Liebe von Karls VIII. Nachfolger. Wir haben — und wir werden vor allen Dingen — von dieser Seite Vorteile genießen, die uns die Spanier niemals hätten gewähren können. Du kannst dir vorstellen, wie peinlich Don Cesare es empfinden mußte, gerade in dem Augenblick durch ein aragonesisches Bündnis gefesselt zu sein, wo wir gezwungen waren, uns ganz an die Franzosen anzuschließen und es mit der äußersten Sorgfalt vermeiden mußten, bei dem einfältigsten, leichtgläubigsten, argwöhnischsten aller Fürsten, bei Ludwig XII., Mißtrauen zu erregen.

MADAMA LUCREZIA: Und aus diesem Grunde ist Don Alfonso ermordet worden?

ALEXANDER VI: Einzig und allein aus diesem Grunde. Ich gebe zu, daß es auch andere Wege gegeben hätte. Du selbst hättest den unglücklichen Don Alfonso bestimmen können, Vater, Familie und Vaterland zu verlassen.

MADAMA LUCREZIA *(schluchzend)*: Er würde alles getan haben, um was ich ihn gebeten hätte!

ALEXANDER VI: Lassen wir diese Sache auf sich beruhen. Don Cesare hat in der Form gefehlt . . . im Grunde urteilte er richtig, und ich will dir beweisen, daß er sicherlich sehr weit davon entfernt ist, dir irgendwie übel zu wollen und nur auf deine Erhöhung sinnt.

MADAMA LUCREZIA: Ich erlasse ihm das.

ALEXANDER VI: Um deinen Bruder zu beurteilen, mußt du dir vor allem eine Wahrheit vor Augen halten, und vielleicht wird dir eine solche Erwägung doppelt nützlich sein, indem du dich über dich selbst klar wirst. Wir sind keine unruhigen, unbeständigen Italiener; wir sind Spanier, und wo es sich darum handelt, zwingt uns ein natürlicher Trieb, den kürzesten Weg zu wählen! Was unsere Landsleute

in Westindien tun, — die Härten des Herzogs von Veragna und seiner Genossen gegen die Bewohner jener Gegenden — das tun wir vom Hause Borgia, vor allem Don Cesare, in Italien. Darum bin ich geneigt zu glauben, daß wir, wenig um die Mittel besorgt, und wenig zurückhaltend im Handeln, uns von dem lästigsten Teil der Fesseln unbeengt wissen, die andere Menschen lähmen. Dadurch gelangen wir um so schneller dazu, unsere Größe auf sicheren Grundlagen aufzurichten. Dies aber ist das große Ziel, dem wir uns ganz und gar weihen müssen.

MADAMA LUCREZIA: Ich hatte nicht danach verlangt, Don Alfonso von Aragon zu heiraten. Unter dem Vorwand, ich sei noch zu jung, hatte man mich nicht einmal gefragt, ebensowenig wie zuvor, als man meine erste Ehe schloß und wieder auflöste und, noch früher, als man mich verlobte. Und nach alledem sprecht Ihr von meinem Ruhm, von meiner Macht, von meinen Staaten? Was bedeuten diese aufgeblasenen, hochtönenden Worte? Denkt Ihr mich über den Flittertand zu täuschen, womit Ihr mich überhäuft habt? Durch meinen Gatten bin ich Herzogin von Biseglia, morgen aber kann der König von Neapel mir dieses Lehen entziehen, das ein freiwilliges Geschenk war. Sermoneta habt Ihr den Gaetani abgenommen und mir gegeben; irgend ein anderer wird es mir wieder nehmen, um es Neuangekommenen zu überlassen. Ich bin lebenslängliche Statthalterin von Spoleto? Aber Spoleto gehört der Kirche, und wenn Ihr tot seid, was gilt dann die Lebenslänglichkeit? Nein, Allerheiligster Vater, ich bin nichts als eine unglückliche Frau, aus der ihre Familie einen Spielball macht, und deren Interessen ebensowenig zählen wie ihre Gefühle. In dieser Lage bleibt mir nur mein Stolz. Ihr habt mich von Nepi kommen lassen; ich beabsichtige dorthin zurückzukehren; ich werde es nur noch verlassen, wenn meine Pflichten als beleidigte Mutter und Gattin mich dazu zwingen sollten.

ALEXANDER VI: Deine Zukunft . . . . sie ist nicht so, wie du sie eben geschildert hast, ich werde sie dir jetzt entrollen. Du klagst deine Angehörigen an? Aber bedenke

doch, mit welch' liebevoller Sorge wir dich betreut haben. In unseren Anfängen, als unsere Glücksumstände noch recht bescheiden waren, glaubten wir, daß ein Edelmann von vornehmer Geburt, angesehener Verwandtschaft und von Reichtum für dich passend wäre. Als aber fast im gleichen Augenblick der Wind unsere Segel geschwellt hatte und Fortuna unser Schiff in die hohe See steuerte, entledigte man dich alsbald dieses mäßigen Glücks und führte dich dorthin mit, wohin man steuerte. In diesem Augenblick war es viel, einen Scheinprinzen für dich zu gewinnen; man suchte danach, man fand ihn, man gab ihn dir. Die Zeiten haben sich noch einmal geändert. Die Falken sind zu Adlern geworden; ihre Beute muß großartiger sein; sie wollen auch dir dein Teil davon geben. Was einst für dich passend war, ist es jetzt nicht mehr; du bist im Werte gestiegen. Was würdest du zu einem souveränen, wahrhaft souveränen Throne sagen? Zu einem Gemahl, der einem der erlauchtesten Häuser der Welt angehört? Er ist schön, tapfer, unverzagt, einer der ersten Heerführer Italiens, zu Größtem bestimmt, der dich bis zur Anbetung liebt und deine Hand begehrt?

MADAMA LUCREZIA: Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht, und ich kümmere mich nicht im mindesten darum.

ALEXANDER VI.: Ich spreche von Don Alfonso d'Este, dem Sohne und Erben des Herzogs Ercole von Ferrara. Ich spreche von deiner wahren Größe, von deiner Zukunft, von deinem Glück; von der Zukunft, dem Glück und dem Leben deines Sohnes. Hörst du mich, Lucrezia?

MADAMA LUCREZIA: In diesem Augenblick bin ich nicht imstande, dergleichen Vorschläge anzuhören, noch zu erwägen, was sie Richtiges enthalten können.

ALEXANDER VI.: Ich begreife es. Immerhin kannst du dir bereits darüber klar werden, daß jetzt nicht der Augenblick ist, nach Nepi zurückzukehren. Um dich noch mehr zu überzeugen, eröffne ich dir einen Plan, den ich in Über-

einstimmung mit Don Cesare gefaßt habe, und der dir meine Liebe und deines Bruders Eifer für deine wahren Interessen beweisen wird.

MADAMA LUCREZIA: Ich bin gespannt, zu erfahren, worum es sich handeln mag.

ALEXANDER VI.: Die Geschäfte nötigen mich, Rom auf einige Zeit zu verlassen. Du wirst hier bleiben, wirst hier meine Stelle einnehmen. Die Leitung der Regierungsangelegenheiten wird in deine Hände gelegt; du allein sollst das Recht haben, die Schreiben zu öffnen und zu lesen, Beschlüsse zu fassen und Befehle zu erteilen. Ich habe die Kardinäle, deren ich am sichersten bin, beauftragt, mit dir zu beraten, sofern du es für gut befindest. Auf diese Weise, Lucrezia, wirst du meine Staaten, die Kirche und die Welt lenken. Ich weiß, du bist würdig, den Wert einer derartigen Aufgabe zu begreifen. Glaube mir, trockene die Tränen, die deiner unwürdig sind, allein schon, weil sie nichts nützen. Denke an den Ruhm deines Hauses, an die Zukunft unserer Schöpfungen und verbanne jede Rücksicht vor einem so nützlichen Ehrgeiz. Wisse hinfort, daß für diejenigen Menschen, die vom Schicksal berufen sind, über die andern zu herrschen, die gewöhnlichen Lebensregeln hinfällig und die Pflichten ganz andere werden. Das Gute wie das Böse rücken anders wohin, höher hinauf, in eine andere Umgebung, und die Verdienste, die man bei einer Frau gewöhnlichen Schlages loben kann, würden bei dir Fehler werden, allein darum, weil sie nur Ärgernis erregen und zum Verderben führen würden. Das große Gesetz der Welt befiehlt ja nicht dies oder jenes zu tun, diesen Punkt zu vermeiden oder jenem nachzustreben, — es gebietet zu leben, groß zu werden und alles entwickeln, was dem Herzen und dem Geist an Willenskraft und Größe innewohnt, so daß die Fähigkeit gewahrt bleibt, sich aus irgend einer Sphäre in eine weitere, freiere, höhere emporzuschwingen. Vergiß es nicht. Gehe unbeirrt geradeaus. Tue nur das, was dir gefällt, insofern es dir dienlich ist. Überlaß den kleinen Geistern, dem Pöbel der Untergeordneten, die Schwach-

heiten und Bedenklichkeiten. Es gibt nur eine Erwägung, die deiner würdig ist: das ist die Erhöhung des Hauses Borgia, das ist deine eigene Erhöhung, und ich meine, daß in einem so wichtigen Gedanken die Macht enthalten sei, deine Tränen zu trocknen und dich das hinnehmen zu lassen, was unabänderliche Tatsache und deshalb gleichgültig geworden ist. Ich verlasse dich, Lucrezia, und bitte dich: betrachte dich als diejenige, die binnen kurzem Herzogin von Ferrara sein wird und die in diesem Augenblick für die Völker den Statthalter Gottes darstellt.

SPÄTHERBST 1500. Die Szene müßte sowohl der Zeit der Ereignisse als auch organisch den Anfang des zweiten Teils „Cesare Borgia" bilden, der schon als beherrschender Regisseur im Hintergrund steht und seinen Vater lenkt, der aber erst im Oktober 1498, also ein halbes Jahr nach der Verbrennung Savonarolas eine Rolle zu spielen begonnen hat. Gobineau hat wohl diese Szene hier eingefügt, weil ihm eine Unterbrechung der Savonarolatragödie wünschenswert erschienen sein mochte.

„Nur eine einzige Leidenschaft erfüllte Alexander VI.: die Liebe zu seinen Kindern. Sie und nichts anderes ist der alleinige Hintergrund für sein gesamtes Tun. In der Geschichte Alexanders VI. wird niemand einen anderen leitenden Gedanken zu entdecken vermögen, als diesen erbärmlichen, seine Kinder um jeden Preis zur Macht zu bringen. Am Ende wurde er der Sklave Cesares, seines Sohnes und bösen Dämons." Diese Worte des Gregorovius sind der Schlüssel zu den Handlungen des Borgiapapstes.

Das Verhältnis Alexanders VI. zu der Vanozza de Catanei, aus einem Geschlecht kleiner Edelleute Roms, mochte um das Jahr 1470 begonnen haben. Vanozza war die Mutter seiner vier Kinder: Juan (geb. 1474), Cesare (1475), Lucrezia (1478) und Jofré (1481). Juan erhielt vom König Ferdinand V., dem Katholischen von Spanien, den Titel eines Herzogs von Gandia und wurde von Alexander 1497 mit Benevent als erblichem Herzogtum beliehen. Am 17. Juni 1497 wurde Juan auf der Heimkehr von der Vigne seiner Mutter, wo er mit Cesare zu Nacht gespeist hatte, ermordet. Das geheimnisvolle Dunkel, das über dieser Mordtat liegt, wurde nie aufgeklärt. Von der Beschuldigung der Zeitgenossen, seinen Bruder, den Lieblingssohn des Papstes, ermordet zu haben, die auch noch Gregorovius erhebt, wird Cesare von neueren Forschern zu entlasten gesucht. Jofré heiratet Sancia, die Tochter Alfonsos II. und wurde Herzog von Squillace. Die Vanozza hatte Alexander

mehrmals verheiratet, das erstemal 1474, dann nochmals 1480 und 1486, ohne seine Beziehungen mit ihr abzubrechen, was die Geburtsdaten seiner Kinder bezeugen. Sie selbst lebte, durch das Glück ihrer Kinder befriedigt, so zurückgezogen, daß ihr Name in der Skandalchronik der Borgia nie genannt wird.

Der Name der Tochter Alexanders, der Lucrezia Borgia, ist welthistorisch geworden. Annalisten, Epigrammatiker, Romanschreiber und Autoren von Spektakelstücken haben Jahrhunderte hindurch gewetteifert, sie als eine der verworfensten ihres Geschlechtes darzustellen. Sogar Blutschande mit ihrem Vater und Bruder Cesare wurde ihr vorgeworfen. Gregorovius war der erste, der für Lucrezia eingetreten ist und nachgewiesen hat, daß dies alles unwahr ist. Nachdem sie durch ihre Heirat mit Alfonso d'Este der römischen Atmosphäre entrückt wurde, ist sie von den Verleumdungen, die sie verfolgten, nicht mehr berührt worden. Poetische Lobeserhebungen aus dem Munde von gleichzeitigen Staatsmännern, Historikern und Dichtern vereinigen sich zu ihrem Lob; sie wird als gütig, sanft, gegen jeden freundlich, hochsinnig und verständig gerühmt. Nach den Berichten der höfischen Zeitgenossen sprach und schrieb Lucrezia spanisch, italienisch, französisch und las lateinisch und etwas griechisch, indessen mögen diese Kenntnisse wohl etwas übertrieben sein. Alle Zeitgenossen sind einig, daß ihr eine unbeschreibliche Grazie und Liebenswürdigkeit eigen war; ihr ganzes Wesen atmete stets lachende Heiterkeit. Diese Eigenschaften waren väterliches Erbteil, denn auch Alexander konnte die Menschen durch seine Liebenswürdigkeit bezwingen, wenn er nur wollte. Von Lucrezias Äußerem wird besonders ihr goldgelbes Haar gerühmt, das jedoch gefärbt war. Aus dem Studium ihrer Lebensgeschichte ergibt sich das Bild einer geistig zwar nicht bedeutenden, aber durchaus gutartigen und sympathischen Frau.

Ein einwandfrei bezeugtes Originalporträt der schönen Papsttochter ist nicht bekannt. Angeblich trägt die hl. Katarina des Pinturicchio in der Sala dei Santi der Borgiagemächer die Züge Lucrezias. Ihr Kleid zeigt die Wappenfarbe der Borgia, blau und rot. Die Identität ist aus inneren und äußeren Gründen sehr wahrscheinlich, aber nicht bewiesen. In Nîmes und in Como befinden sich Kopien eines Porträts (von Tizian?), das der Gemahl Lucrezias, Alfonso d'Este, dem in Como gebürtigen Historiker Paolo Giovio, der am Hof von Ferrara verkehrte, geschenkt haben soll. Aber auch für diese Bilder ist der Beweis der Authentizität nicht absolut sicher erbracht. Lucrezias gepriesene Schönheit kommt jedenfalls nicht zum Ausdruck. Authentisch ist nur das Porträt auf der 1503 in Ferrara geschlagenen „Medaille à l'amour captif".

Chledowski schildert launig die Umgebung der heranwachsenden Papsttochter. „Der alte Vater, der Papst, in ein Liebesaben-

teuer mit Giulia, der Frau eines anderen verstrickt und dieses Verhältnis von der Haushofmeisterin und Schwiegermutter der jungen Frau begünstigt. In einem anderen Stadtviertel Lucrezias Mutter, ihr ferngerückt, von einer neuen Familie und neuen Kindern umgeben und in Lucrezias Haus das kleine Schwesterchen, Giulias und des Papstes Tochter. Die Verhältnisse waren selbst für die Renaissance kompliziert genug." Zu diesem Familienbilde ist noch zu bemerken, daß die Gunst, die Giulia Farnese dem Papste gewährte, mit der Ernennung ihres Bruders zum Kardinal belohnt wurde und daß Alexander vorher mit der Schwiegermutter der Giulia, einer Adriana Orsini, in intimen Beziehungen gestanden hat. Man darf sich füglich wundern, daß Lucrezia in dieser „Kinderstube" moralisch nicht gänzlich zugrunde ging. Als Beispiel für die Vorurteilslosigkeit der Renaissance sei noch bemerkt, daß die Geliebte Alexanders VI., die schöne Giulia, in paradiesischer Nacktheit als „die Gerechtigkeit" auf dem Grabmal Pauls III. in der Peterskirche verewigt wurde. Später wurden ihre Reize durch einen Blechmantel verhüllt.

Im vierzehnten Lebensjahr wurde Lucrezia einem spanischen Edelmann, dem Grafen von Anversa, durch Prokuration angetraut. Als der Papst es für notwendig fand, seinen politischen Einfluß durch Verbindung mit einer großen italienischen Familie zu stärken wurde diese übrigens nicht vollzogene Ehe aufgelöst und Lucrezia am 12. Juni 1493 dem Giovanni Sforza, Herrn von Pesaro, vermählt. Als sich Alexander mit den Aragonesen verbündet hatte, löste er auch diese kinderlose zweite Ehe, nachdem Lucrezia beschwören mußte, sie sei nicht vollzogen worden, und vermählte Lucrezia am 20. Juni 1498 mit Alfonso, Herzog von Biseglia, einem natürlichen Sohne Alfonsos II. von Neapel. Giovanni Sforza war es, der aus Rachsucht die oben erwähnten schamlosen Gerüchte über Lucrezia verbreitete.

Bisher war das Herz Lucrezias je nach Bedarf verkauft oder versetzt worden. Alfonso, der als der schönste Jüngling Roms galt, war ihre erste Liebe, die Ehe war aufrichtig glücklich. Aber bald wurde das junge Paar das Opfer der mörderischen Politik Cesares. Der Papst war einer Liga beigetreten, die Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., mit Venedig gegen Lodovico Moro geschlossen hatte; außerdem erhob Ludwig XII. Ansprüche auf Neapel. Dadurch wurde eine Verbindung der Borgia mit dem Hause Aragon wertlos; auch erwartete Cesare die Hilfe des Franzosenkönigs für die Eroberung der Romagna. Alfonso mußte also verschwinden und Lucrezia neu verwertet werden. Als Alfonso am Abend des 15. Juli 1500 den Vatikan verließ, um sich nach Hause zu begeben, wurde er von fünf Meuchelmördern überfallen und schwer verwundet. Er und Lucrezia ahnten, daß dies Cesares Werk sei. Aus Furcht vor Ver-

giftung bereiteten ihm Lucrezia und ihre Schwägerin Sancia selbst die Speisen. In der Nacht des 18. August kam Cesare in das Gemach des Kranken, entfernte die beiden Frauen und ließ den Schwager durch seinen berüchtigten Vertrauten Michele de Corella erdrosseln.

„Am letzten August reiste Lucrezia nach Nepi, um sich von der Gemütsbewegung zu erholen, die ihr der Tod ihres Gatten, des Herzogs von Biseglia, verursacht hatte." So lautet der lakonische Eintrag in Burchards Tagebuch. Im Oktober kehrte sie wieder nach Rom zurück; im November begannen die Unterhandlungen wegen der neuen Heirat mit Alfonso d'Este, dem Thronfolger von Ferrara.

Die berüchtigte Episode der Stellvertretung des Papstes durch seine Tochter fand im folgenden Jahre statt. Alexander VI. übergab Lucrezia zweimal für die Zeit seiner Abwesenheit von Rom den vatikanischen Palast und die Führung der Geschäfte mit der Befugnis, einlaufende Briefe zu öffnen, wobei sie in schwierigen Fällen den Kardinal von Lissabon zu Rat ziehen sollte. Die Römer machten beißende Witze und beklatschten die Späße, „die der Kardinal über den reizendsten Sekretär machte, der je in einem Kabinett fungierte". Einige der sehr eindeutigen Äußerungen, die in Rom umliefen, sind uns erhalten.

Die Äußerung des Papstes: „Der Unglückliche, den er unter meinem eigenen Mantel erdolcht hat . . ." bezieht sich auf den Lieblingskämmerer Alexanders, Pedro Caldes. Dem Papst spritzte hierbei das Blut ins Gesicht. Täglich fand man damals Ermordete auf den Straßen, die Cesare umbringen ließ; selbst hohe Prälaten verschwanden wie durch Zauber. Alexander liebte seinen Sohn, aber er zitterte selbst vor ihm.

Die politischen Verhältnisse, die mit dem französischen Thronwechsel in Verbindung stehen, s. Einl. zu II.

VENEDIG

(24) SAAL IN EINEM PALAZZO AM CANALE GRANDE

Piero de' Medici; er geht mit sorgenvoller Miene auf und ab, die Hände auf dem Rücken; sein Bruder, der Kardinal Giovanni de' Medici, später Papst Leo X., damals neunzehnjährig; sein Vetter Giulio de' Medici, später Papst Clemens VII., damals Johanniterritter und Prior von Capua; Bernardo Dovizi da Bibbiena, Haushofmeister des Kardinals und ehemaliger Geheimschreiber des Lorenzo il Magnifico.

BIBBIENA: Zu leugnen, daß unsere Angelegenheiten schlecht stehen, wäre kindisch, ich halte es aber nicht für angebracht, daran zu verzweifeln, wie Ihr es tut, Signor Piero.

PIERO DE' MEDICI: Ich habe Fehler begangen, große Fehler! Ich durfte den Franzosen nicht so weit nachgeben, als ich den Versuch machte, sie vom Einzug in Florenz abzubringen, und, nachdem ich mich mit ihnen verständigt hatte, mußte ich sie wenigstens zu Hilfe rufen, ehe ich nach Bologna aufbrach, wo dieser Elende, dieser Giovanni Bentivoglio, uneingedenk dessen, was er dem Andenken unseres Vaters schuldig war, uns gezwungen hat, zu erkennen, wie wenig er selbst taugt und uns hierher zu flüchten . . . Ach! wenn es mir je gelingen sollte, unser Haus wieder in die Höhe zu bringen, so soll er fühlen, was Rache heißt! Aber das bekümmert mich jetzt nicht weiter; was mich mehr schmerzt, sind — wie ich Euch schon sagte — meine eigenen Fehler.

KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Mein Gott! lieber Bruder, ärgere dich doch nicht so. Ich, der ich noch nach deiner Abreise in Florenz geblieben bin, ich schwöre dir, daß gar nichts zu machen war. Unsere Feinde hatten alle Anstalten getroffen und die Gemüter der Bürger so bearbeitet, daß es beschlossene Sache war, uns zu vertreiben. Die Luca Corsini, die Jacopo de' Nerli, all diese neidischen Patrone, hatten selbst die ruhigsten Leute aufgewiegelt, und ich konnte zum Volke reden, wie ich wollte, — man hat mich nicht angehört. Ich habe weichen müssen; man hat sogar Steine nach mir geworfen. Ich hatte Savonarola gegen mich. Er ist es, der die Dominikaner von San Marco überredet hat, mich aus ihrem Kloster zu verjagen, wo ich anfänglich eine Zuflucht gefunden hatte.

PIERO DE' MEDICI: Ein Haus, das wir erbaut haben!

KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Nimm dir das nicht so zu Herzen, lieber Bruder. Es ist sehr wahrscheinlich, ich wiederhole es, daß Fra Girolamo den guten Vätern den Verstand verdreht hat, sonst hätten sie nicht sich derart benommen. Es war ein entsetzliches Schauspiel, diese erbitterte Menge, durch die ich mich als armer Mönch verkleidet geflüchtet habe: ein Haufe heulender, schimpfender

Schurken, die die Türen der Gefängnisse einschlugen und die befreiten Räuber und Mörder umarmten!

BIBBIENA: Das ist die Art, wie sich der Pöbel in die öffentlichen Angelegenheiten mischt.



PIERO DE' MEDICI: Damit würde ich mich abzufinden wissen; aber es gibt noch viel schlimmere Dinge. Ihr habt gehört, daß die Söhne unseres Oheims, unsere Vettern, durch ihre Niederträchtigkeiten die Erlaubnis erlangten, in die Stadt zurückzukehren und ihre Güter wieder in Besitz nehmen zu dürfen. Um ihre Anhänglichkeit an die neuen Herren besser zu beweisen, haben die Elenden feierlich auf ihren Namen verzichtet und nennen sich nun Popolani, so daß ich Euch heute das Dasein eines ehrenwerten Messer Lorenzo Popolani und seines in jeder Beziehung seiner würdigen Bruders, des ehrsamen Messer Giovanni Popolani, vermelden kann. Welch ein Hohn! Welche Erbärmlichkeit! Wie viele Gemeinheiten gibt es doch in dieser Welt!

KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Den Abfall unserer Vettern kann ich verschmerzen; sie sind keine Freunde, um die man zu trauern braucht. Mir geht es — offen gestanden — viel näher, daß die Aufrührer die Gärten verwüstet haben, in denen unser Vater so viele Statuen, Gemälde und Werke der großen Meister aller Zeiten vereinigt hatte. Bei der allgemeinen Plünderung sind Bücher, Medaillen und die geschnittenen Steine verschwunden! Es waren so schöne Stücke darunter, die ich niemals vergessen werde und über deren Verlust ich mich nicht trösten kann.

PIERO DE' MEDICI: Was liegt daran! Wir, wir selbst sind verloren! Wir sind jetzt dazu verurteilt, endlos von einem Orte zum andern zu irren, aus den Händen einer lauen Freundschaft in die einer frostigen zu wandern und stets auf der Hut zu sein, daß uns nicht treulose Freunde an unsere Feinde verkaufen. Für den Augenblick erweist sich der durchlauchtigste Senat edel gegen uns; aber wie lange wird es so bleiben?

BIBBIENA: Gerade so lange, als die Venezianer Florenz hassen, das heißt ewig. Nein, ich wiederhole es Euch, wir wollen nicht verzweifeln! Auf diesem Erdball sind die Dinge in beständiger Schwingung, von rechts nach links und von links nach rechts. Die Interessen Italiens sind das Zünglein an der Wage, und darum wechseln sie den Platz noch schneller als die übrigen Interessen. Ich für meine Person bin davon überzeugt, daß die Medici eines Tages nach Florenz zurückkehren und dort ihre Macht und ihren Glanz wieder entfalten werden.

KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: In der Tat scheinen mir manche Wahrscheinlichkeiten dafür zu sprechen. Frankreich gehorcht einem neuen König, diesem Ludwig XII., der, wie man sagt, noch stärker vom Drang nach Eroberungen beherrscht ist wie der verstorbene Karl VIII. Was er will, ist nicht nur Neapel, sondern das Gebiet von Mailand. Man wird sich vielleicht verständigen können; übrigens kann Savonarola ja nicht ewig dauern. Er beginnt, die Geduld der Menschen zu ermüden. Die Republikaner sind unter sich uneinig; viele von unsern Anhängern kehren in die Stadt zurück, ohne dort behelligt zu werden. Da ist zum Beispiel, um nur einen zu nennen, der kleine Michelangelo Buonarroti, der nach Bologna flüchtete. Obwohl ihm Aldovrandi Arbeit in San Petronio verschafft hat, ist er in die Heimat zurückgekehrt und man duldet ihn dort.

GIULIO DE' MEDICI: Was man dort noch besser aufnimmt, ist unser Geld. Euren Befehlen zufolge, Signor Piero, habe ich solches an Tornabuoni gesandt. Er schreibt mir,

daß die Zahl derer, denen er ein Jahrgeld gibt, im Wachsen sei. Monsignore Giovanni, wollt Ihr mitkommen, der Werkstatt Tizians einen Besuch abzustatten?

KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Mit Vergnügen! Ich werde Euch meine neuen Livreen für die Mannschaft unserer Gondeln zeigen.

PIERO DE' MEDICI: Unterhaltet euch gut! Ich werde mit Bibbiena einige Briefe schreiben.

ZEIT ZWISCHEN DEM TOD KARLS VIII. UND VOR DER HINRICHTUNG DES SAVONAROLA; 7. APRIL BZW. 23. MAI 1498. In der Szene werden die Hoffnungen zum Ausdruck gebracht, die die verbannten Medici auf die durch den Tod Karls VIII. veränderten Verhältnisse und auf die Erschütterung von Savonarolas Stellung in Florenz setzten. Diese Hoffnungen erfüllten sich zunächst nicht. Piero kämpfte in dem Eroberungskrieg, den die Spanier und Franzosen gegen Neapel führten, auf französischer Seite und ertrank bei einem Rückzug am 1. Januar 1503 in den Fluten des Garigliano. Die Restauration der Medici in Florenz erfolgte erst 1512.

Giovanni und Lorenzo, die der zweiten Linie der Medici angehörten, Vettern der Brüder Piero, Giovanni und Giuliano de' Medici waren bei deren Vertreibung in Florenz zurückgeblieben, hatten den Namen Popolani angenommen und sich der Volkspartei angeschlossen. Die Tornabuoni waren heimliche Anhänger der Medici. — Bernardo Dovizi da Bibbiena s. Bem. zu III, 5.

FLORENZ

(25) STUBE HINTER EINEM LADEN

Zwei Kaufleute bei Tisch.

ERSTER KAUFMANN: Eßt noch diese Waffel. Die Piagnoni des Fra Girolamo sehen Euch ja nicht.

ZWEITER KAUFMANN: Ihr seid sehr liebenswürdig. Ich habe aber einen schwachen Magen und getraue mich nicht, mehr zu nehmen. Ich wiederhole es Euch, England ist ein Land, wo man sehr gute Geschäfte macht.

ERSTER KAUFMANN: Mit Seidenwaren ohne Zweifel und noch mehr mit Weinen. Vergangenes Jahr habe ich

vierzig Stückfässer einer ziemlich geringen Qualität an meinen Faktor in London gesandt. Er hat damit viel Geld verdient. Ich gewähre den Engländern gerne Kredit.

ZWEITER KAUFMANN: Wie ich Euch schon sagte: sie sind zuverlässig.

ERSTER KAUFMANN: Und dennoch gebe ich den Vlämen den Vorzug. In Antwerpen gibt es zahlreiche wirklich hochachtbare Kaufleute.

ZWEITER KAUFMANN: Unter uns: würde Fra Girolamo — den ich übrigens verehre, was ich Euch zu beachten bitte — nicht besser tun, uns die vielen schönen Sachen, die er vernichten läßt, billig abzulassen. Die wackeren Vlämen würden sie uns abkaufen.

ERSTER KAUFMANN: Ganz meine Meinung. In diesem Punkt ist mit dem würdigen Frate nichts anzufangen. Auch kann man nicht mehr so freimütig mit ihm reden wie früher. Er wird beim ersten Wort heftig und überhäuft Euch mit Schmähungen.

ZWEITER KAUFMANN: Man muß allerdings zugeben, daß die unverbesserlichen Sünder ihm Kummer verursachen.

ERSTER KAUFMANN: Schweigen wir davon! Ich weiß nicht, wie er es aushält. Einerlei, er würde besser getan haben, wenn er den schönen Gobelin mit den Goldblumen geschont hätte! Man hätte ihn uns abgekauft und mit klingender Münze bezahlt. Der Prophet predigt heute abend in San Niccolò. Kommt Ihr nicht hin?

ZWEITER KAUFMANN: Wie könnt Ihr nur so fragen? Es ist für mich eine heilige Pflicht und ich möchte um nichts in der Welt der Lauheit beschuldigt werden; denn, unter uns gesagt, ich habe hier sehr schöne Sachen und trage kein Verlangen, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

ERSTER KAUFMANN: Ganz mein Fall, Gevatter Nachbar. In diesen schwierigen Zeiten heißt es vorsichtig sein. Kommt denn! Wir wollen uns auf den Weg machen. Die Kirche wird voll sein. Nehmt Ihr eine Kerze?

ZWEITER KAUFMANN: Ich versäume es nie, das macht einen guten Eindruck. Seht nur! es ist ein wahrer Schiffsmast!

ERSTER KAUFMANN: Ganz wie ich, — ich wetteifere mit Euch.

Sie lachen und gehen fort.



(26) DIE ZELLE DES FRA GIROLAMO

Er liegt auf seiner Pritsche ausgestreckt, die Augen mit den gekreuzten Armen bedeckend. Auf Schemeln sitzen Fra Silvestro Marutti und Fra Domenico da Pescia.

FRA GIROLAMO: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

FRA SILVESTRO: Ihr selbst, Maestro, verlaßt Euch; wir sagen es Euch immer wieder.

FRA DOMENICO: Und ich verstehe nicht einmal, wie Eure Kräfte so vollständig zusammenbrechen konnten.

FRA GIROLAMO: Ich bin zu Ende. O, daß mein Herr Jesus mich doch zu sich rufen möchte!

Er birgt sein Gesicht im Kopfkissen und weint laut.

FRA DOMENICO: Welches Unglück, einen solchen Mann als Beute solcher Schwäche zu sehen!

FRA GIROLAMO *(steht auf, verschränkt die Arme und betrachtet seine Freunde):* Soll ich es gestehn? Eine Last liegt mir auf dem Herzen seit mehr denn Jahresfrist. Ich muß mich ihrer entledigen. So hört mich denn an! Ich fürchte, daß ich mich getäuscht habe! Ich gleiche einem Wanderer, der den Weg verfehlt hat, der ausgezogen ist, das himmlische Jerusalem zu suchen und sich nun plötzlich in der Nachbarschaft der Hölle findet.

FRA SILVESTRO: Aber, Maestro, was fehlt Euch denn? Haben die Erfolge nicht Eure kühnsten Hoffnungen übertroffen? Florenz macht mit jedem Tage einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Vollkommenheit; Ihr allein seid Herr, man glaubt nur an Euch, man liebt nur Euch, man will nur Euch allein! Das übrige wird von selbst kommen. Der Papst droht, aber er wagt nichts auszuführen!

FRA GIROLAMO: Ich habe mich getäuscht, sage ich euch. Ich glaubte, das Gute sei ebenso leicht zu verwirklichen wie zu erkennen. Ich ahnte nicht, daß die Tat meist zum Verräter an der Absicht wird. Die Wohltat wird niemals willig angenommen. Man muß sie gewaltsam aufdringen. Wenn ich rate, so hört man nicht auf mich. Ich muß strafen. Wo ist dann das Maß, wo das Mittel? Wenn ich schelte, so stellt es sich heraus, daß ich fluchte. Wenn ich verweise, so beleidige ich; wenn ich mit dem Hirtenstabe schlage, wird er zum Schwert, das ich mit Blut beflecke, und so töte ich die Menschen, die ich zu retten suche. Nein! alles verwandelt sich unter meinen Händen; der Honig in Galle, die Milde in Wut, die Festigkeit in Wildheit! Glaubt ihr, ich wüßte nicht, was meine Getreuen tun? Unheil, soviel wie die Wölfe!

FRA SILVESTRO: Sie scheinen zuweilen ein wenig roh, das ist wohl möglich; aber im ganzen sind die Ergebnisse ausgezeichnet, und ein Fehler im einzelnen kann den Wert des Ganzen nicht beeinträchtigen!

FRA GIROLAMO: Ich diene der Sache des Himmels mit den Mitteln des Teufels.

FRA DOMENICO: Der König David hatte Philister zu Leibwächtern!

FRA GIROLAMO: Ach! mein Gott! Ach! mein Gott! Ich erstrebe doch nur Reinheit und Gerechtigkeit! Rufe mich ab von hier!

FRA SILVESTRO: Und das Werk, was soll aus ihm werden, wenn du stirbst?

FRA GIROLAMO: Mag da werden, was nur will — ich will von hinnen!

Er wirft sich wieder auf sein Lager.

(27) EIN GARTEN

Nacht. Ein junges Weib. Ein Liebhaber.

DAS JUNGE WEIB: Ich habe zuviel Angst! . . . Wenn mein Bruder etwas ahnte! . . . Geh' fort, ich flehe dich an!

DER LIEBHABER: Nein! Dein Bruder treibt sich in der Stadt herum, um die Piagnoni zu verhöhnen. Hab' keine Angst! Du hast Angst? Gut denn! sei zufrieden; ich gehe! Liebst du mich wenigstens?

DAS JUNGE WEIB: Ich glaube . . . ich weiß nicht . . . ich liebe dich in diesem Augenblick . . . Wünschst du, daß ich dich täusche? Warum willst du dich an mich hängen? Ich bin wandelbar . . . Ich kenne mich selbst nicht. Ich liebe dich wohl, mein Freund, mein süßer Freund! Aber morgen werde ich dich ohne Zweifel nicht mehr lieben. Ich bin gegen dich immer aufrichtig gewesen.

DER LIEBHABER: Solche Reden könnten mich töten. Gleichviel! ich werde dich lieben, dich anbeten, dir dienen! Ich bin dein. Ich will für dich sterben!

DAS JUNGE WEIB: Ich habe solche Angst! Küsse mich . . . hier . . . auf die Wange . . . armer Fabrizio! . . . ich liebe dich gewiß . . . jetzt, in diesem Augenblick! Warum bist du so betrübt? Hast du nichts Wichtigeres zu tun? Denk' an die Medici.

DER LIEBHABER: Die Medici sind mir so gleichgültig wie ihre Feinde. Ich will nichts anderes als dich lieben. Lebewohl! Fünf Tage soll ich dich jetzt nicht sehen!

DAS JUNGE WEIB: Fünf Tage? . . . das ist zuviel! Komm' morgen durch die Straße; ich kann dich vielleicht zu mir hinauflassen.

DER LIEBHABER: Und wenn man mich sieht?

DAS JUNGE WEIB: Mir ist alles gleich!

DER LIEBHABER: Es gibt auf der Welt nichts, was so schön ist, so anziehend, so anmutig, so verführerisch wie du!

DAS JUNGE WEIB: Leb' wohl! mach' dir keinen Kummer. Denk' ein wenig an mich — willst du?

DER LIEBHABER: Noch einen Kuß!

DAS JUNGE WEIB: Nein! Morgen! Gib mir die Hand, das ist genug. Leb' wohl!

DER LIEBHABER: Liebst du mich?

DAS JUNGE WEIB: Ich weiß nicht.

DER LIEBHABER: Wenn du mich in den Tod aus Verzweiflung getrieben hast, wirst du es vielleicht wissen. Leb' wohl!

SZENE 25—27. ZU ENDE DES JAHRES 1497. Die Forderungen des Lebens sind dem fanatischen Purismus der Dominikanermönche in der Szene der Kaufleute und namentlich in dem entzückenden Augenblicksbild der Liebesszene gegenübergestellt. Die Szene der Kaufleute hat insofern eine geschichtliche Grundlage, als ein venezianischer Kaufmann, der bei der Verbrennung „der Eitelkeiten" gerade in Florenz anwesend war, meinte, es wäre besser, die vortrefflichen Handelsgegenstände zu verkaufen und hierfür die Summe von 20 000 Scudi bot. Die Signoria ließ hierauf den Mann ohne weiteres ergreifen und porträtieren; sein Bild wurde auf die Spitze des Scheiterhaufens gestellt.

Savonarola hatte zahlreiche Visionen, glaubte an Dämonen und Geister und wurde darin noch durch den nachtwandlerischen Fra Silvestro bestärkt. In der letzten Zeit seines Lebens hat sich ihm jedoch die Frage aufgedrängt, ob er nicht durch böse Engel getäuscht wurde; er scheint die Nichtigkeit seiner Gesichte

und Weissagungen geahnt zu haben. Fra Silvestro s. Bem. zu I, 1. — Fra Domenico da Pescia war gleichfalls ein unbedingter Anhänger des Savonarola.

ROM

(28) DAS GEMACH DES PAPSTES

Alexander VI.; der Kardinal Francesco Piccolomini; der mailändische Gesandte.

DER KARDINAL: Und ich erkläre Euch, Allerheiligster Vater, wenn Ihr mit dem Frate Girolamo nicht ein Ende macht, wird er ein Ende mit Euch machen.

ALEXANDER VI.: Du grollst ihm, weil er dir fünftausend Florinen verweigert hat. Glaubst du, ich kennte deine Schliche nicht? Ihr seid samt und sonders über diesen Schwätzer empört. Er sagt euch gehörig die Wahrheit. Ein schönes Unglück! Auch mir sagt er sie recht deutlich! Kümmere ich mich etwa darum? Mache ich Anspruch darauf, ein Heiliger zu sein? Ich will in Frieden leben. Ich habe genug der schlimmen Händel! Ich will mir keine weiteren zuziehen. Ich bin alt; ich will ruhig sterben, euch zum Trotz; ich will meine Kinder versorgen. Laßt mich in Ruhe.

DER KARDINAL: Aber Allerheiligster Vater, um Eure Ruhe handelt es sich ja gerade. Hört nur an, was Signor Lodovico Sforza Euch sagen läßt.

ALEXANDER VI.: Ich will nichts hören, was mich angreift oder ärgert.

DER GESANDTE: Es sind keine in den Wind gesprochenen Worte, die ich Euch überbringe. Wir haben Tatsachen und Beweise.

ALEXANDER VI.: Behaltet sie für Euch!

DER GESANDTE: Savonarola hat an alle gekrönten Häupter geschrieben; er fordert ein Konzil und Eure Absetzung.

DER KARDINAL: Das ist die reine Wahrheit, und mehrere Fürsten sind schon gewonnen.

ALEXANDER VI.: Hirngespinste und Verleumdungen!

DER GESANDTE: Hier ist der Brief an den König von Frankreich! Wir haben ihn bei einem Kurier beschlagnahmt. Er ist von Fra Girolamo unterzeichnet, und Ihr seht sein Siegel!

ALEXANDER VI.: Beim Blute der Madonna! Der Hund! Der Elende! Der Niederträchtige! Der Betrüger! Der Schurke! So ist es also doch wahr! Ah! Du willst mein Verderben! Man versammle meinen Rat . . . man verständige Don Cesare und Donna Lucrezia . . . und Donna Vanozza! Diesmal ist's um ihn geschehen!

DER KARDINAL: Ich sagte Euch wohl, daß es dazu kommen müßte. Eure Breves verachtet, Eure Befehle mit Füßen getreten, Euer Name auf offener Kanzel jeden Tag, jeden Augenblick bespieen! Er behandelt Euch wie den verächtlichsten Gesellen.

ALEXANDER VI.: Ich bin sein Herr, und er soll es zu fühlen bekommen! Ich will ihm das Herz aus dem Leibe reißen, diesem Girolamo, und er soll erfahren, was man dabei gewinnt, wenn man sich gegen mich auflehnt.

MÄRZ 1498. Die Angriffe Savonarolas gegen Papst und Kurie waren immer heftiger geworden. Der Frate griff von der Kanzel Alexander VI. an wegen des Ärgernisses, das er durch Ehebruch, Mord und Gotteslästerung der ganzen Christenheit gab, forderte zum Ungehorsam gegen den Papst, der nur mehr „ein zerbrochenes Eisen" sei, da er gegen die Gesetze Gottes verstoße usw. Der Papst, dem das alles berichtet wurde, zeigte sich lange Zeit unempfindlich. Auf das Drängen der Kardinäle verbot er endlich dem Frate zu predigen, und als dieser das Verbot ignorierte und seine Angriffe noch mehr steigerte, belegte er ihn im Mai 1497 mit dem Bann. Trotzdem fuhr Savonarola zu predigen fort. Damit aber nicht genug, verfaßte er im März 1498 ein Sendschreiben an die christlichen Fürsten, worin er sie aufforderte, baldmöglichst ein freies Konzil zur Reform der Kirche zu berufen. Das an Karl VIII. von Frankreich gerichtete Schreiben wurde im Mailändischen aufgefangen und dem Papst übergeben. Nun erst war Alexander entschlossen,

energisch gegen den Dominikaner vorzugehen. Zugleich wuchs in Florenz der Einfluß der Arrabbiati; auch das Volk begann der Mönchsherrschaft „stanco e infastidito" (müde und überdrüssig) zu werden, wie Machiavelli schreibt. Die Katastrophe brach von dieser Seite herein.

Die Bemerkung des Papstes dem Kardinal Piccolomini (später Pius III.) gegenüber bezieht sich darauf, daß der Kardinal im August 1497 Savonarola den Vorschlag gemacht hatte, die Lossprechung von der Exkommunikation durch Geld zu erkaufen!

FLORENZ

(29) EIN PLATZ

Eine Gruppe Handwerker begegnet einer heimkehrenden Menge.

EIN ARBEITER: Holla! Ihr Leute! Der Prophet hat versprochen, in eigener Person durch die Flammen eines Scheiterhaufens zu schreiten, um seine Verleumder zu beschämen; hat er's getan?

EIN BÜRGER: Er? . . . Meiner Treu, nein!

EIN ANDERER HANDWERKER: Wie! . . . nein! . . . So haben also die Franziskaner ihre Behauptungen zurückgenommen?

ZWEITER BÜRGER: Durchaus nicht. Die Franziskaner und die Väter von San Marco haben sich von Ferne eine Menge Beschimpfungen zugeschrien, und nachdem sie sich einen ganzen Tag herumgestritten hatten, wagten sich weder die einen noch die andern an die Feuerprobe, wie sie sich so großartig gerühmt hatten. Seit heute morgen habe ich mit vielen andern gewartet, um das Schauspiel zu sehen. Meiner Meinung nach sind wir die Geprellten. Fra Girolamo ist nicht so gar viel wert!

EIN WEBER: Auch ich fange an, es zu glauben.

EINE FRAU: Das war auch der Mühe wert, den Tanz zu verbieten! Ich habe es Euch schon lange gesagt: er ist nichts als ein Heuchler!

EIN BÄCKER: Ich gehe heim, zum Abendessen; ich pfeife auf alle Mönche der Welt.

(30) IM PALAZZO VECCHIO

(Ratssaal. — Der Gonfaloniere Piero Popoleschi; der Rat der Acht.)

DER GONFALONIERE: Fra Girolamo hat vollkommen Unrecht gehabt, sich so weit in diese Geschichte mit dem Scheiterhaufen einzulassen. Da er seiner Sache nicht sicher war, durfte er sich nicht der Notwendigkeit aussetzen, schmählich zurückweichen zu müssen. Er bringt sich in die äußerste Verlegenheit und uns dazu.

ERSTER PRIOR: Und die Briefe aus Rom werden mit jedem Tage drohender! Unser Gesandter Domenico Bonsi erspart sie uns nicht. Es gewinnt den Anschein, als sei der Papst entschlossen, ein Ende zu machen. Was soll aus unserer Verfassung und aus der Volksregierung werden ohne Fra Girolamo?

ZWEITER PRIOR: Der Pöbel hatte sich schon seit vierzehn Tagen auf das Schauspiel gefreut. Er war so wütend, nun darum gekommen zu sein, daß er den Frate in Stücke gerissen hätte, wenn wir ihn nicht durch den Hauptmann Giovacchino und durch Marcuccio Salviati hätten begleiten lassen.

DER GONFALONIERE: Es ist nicht zu leugnen, edle Signori, die Volkstümlichkeit des Frate sinkt beträchtlich. Die Medici verteilen überall Geld: ich habe dafür Beweise. Man muß auf alles gefaßt sein . . . Die Dinge können nicht lange so bleiben. Die Arrabbiati und die Compagnacci durchziehen bewaffnet die Straßen. Fassen wir einen Entschluß. Es handelt sich um unser eigenes und um das öffentliche Wohl.

DRITTER PRIOR: Wenn es angeht, wollen wir uns niemandem, keiner Partei gegenüber bloßstellen. Mein Vorschlag ginge dahin, dem Frate einen Befehl zuzustellen, die Stadt zu verlassen. Achtet wohl auf meine Begründung: Wenn wir so handeln, retten wir das Leben des Mönchs, und es ist nötig, ihm wie auch seinen Freunden dies deutlich zu machen, damit sie nicht daran zweifeln und sich nicht gegen

uns wenden. Damit stellen wir auch Rom zufrieden, da wir den Mahnschreiben zu gehorchen scheinen, und der Frate tatsächlich seine Predigten einstellen wird, obwohl wir in dieser Hinsicht noch keine Bestimmung getroffen haben. Endlich benehmen wir den Anhängern der Medici den Vorwand, Lärm zu machen, da die vorgebliche Ursache der Zwietracht beseitigt sein wird. Sind wir einig?

DER GONFALONIERE: Sollen wir darüber beraten, hochedle Messeri?

DIE PRIOREN: Gewiß, gewiß. Dieser Gedanke hat viel für sich.

ZU SZENE 29 UND 30. ENDE MÄRZ 1498. Wiederholt hatte Savonarola in seinen Predigten ausgesprochen, daß er bereit sei zum Beweis der Wahrheit seiner göttlichen Mission durchs Feuer gehen zu wollen. Daraufhin erbot sich der Franziskanermönch Francesco in einer Predigt in Santa Croce die Feuerprobe gegen den Exkommunizierten zu bestehen. „Ich glaube wohl zu verbrennen," sagte Francesco, „aber ich bin damit zufrieden um dieses Volk zu befreien. Wenn Savonarola nicht mit mir verbrennt, dann haltet ihn als einen wahren Propheten." Savonarola zeigte indessen wenig Neigung, seine göttliche Sendung durch die Feuerprobe zu erhärten, während seine Gegner ihr Möglichstes taten, um ihn dazu zu zwingen. Sie sagten: „Geht er durch das Feuer, so verbrennt er, geht er nicht hinein, so verlieren seine Anhänger den Glauben an ihn." Aber auch die Piagnoni verlangten fanatisch nach der Feuerprobe, denn sie hofften, die göttliche Wahrheit, die ihr Meister verkündete, werde durch ein Wunder bestätigt werden.

Die Lage war für die Signoria von Florenz sehr schwierig. Der Papst verlangte, daß Savonarola in Einzelhaft gehalten werde, „bis er zu sich komme und die Absolution verdiene", also eine noch recht milde Forderung. Wenn die Signoria diesem Befehl nicht entsprechen sollte, werde er über Florenz das Interdikt verhängen. Das Protokoll der Sitzung, in der über die Frage beraten wurde, macht den Eindruck, daß die Mehrheit der Teilnehmer die Feuerprobe gut hieß. Die Probe mußte gefordert werden, um die Entzweiung der Stadt zu heben. Wenn die Probe zum Nachteil des Fra Girolamo ausfallen würde, so sollte er aus dem florentinischen Gebiet verbannt werden.

(31) DAS GEFILDE UNWEIT FLORENZ

Der Arno im Hintergrunde, Wiesen und Bäume.

EIN JUNGER KUPFERSTECHER: Dieses neue Werk von Albrecht Dürer beschäftigt mich im höchsten Grade! Ich fürchte, daß wir Italiener die Erfindung des Finiguerra noch nicht voll auszunützen verstehen. Und doch ist sie der Ruhm der Florentiner! Ich will die deutsche Arbeitsweise studieren; ich will ihre Technik entdecken und wenn ich es nicht besser oder mindestens ebensogut mache, so werde ich vor Verzweiflung darüber sterben.

Nach Vasari wäre Maso Finiguerra (gegen Ende des XV. Jahrhunderts) der Erfinder der Kupferstecherei. Indessen wurden schon vorher in Italien Kupferstiche angefertigt. Die ältesten stammen aus dem Jahre 1477. In Deutschland war die Kupferstecherei schon früher aufgekommen; die erste Datierung zeigt die Jahreszahl 1446. Schon Martin Schongauer (1450—1491) bekundet eine sehr reife Technik, die sich auf Albrecht Dürer (1471—1528), den großen Stecher von Nürnberg vererbte. Die Stiche von Schongauer und Dürer waren den damaligen italienischen Kupferstichen technisch weit überlegen.

FLORENZ

(32) DAS KLOSTER SAN MARCO

Der Chor der Kirche. — Große Menschenmenge, die Männer meist bewaffnet; Mönche, ebenfalls bewaffnet; Fra Girolamo, Fra Silvestro, Fra Sacromoro, Domenico da Pescia, Francesco Valori, Luca degli Albizzi, Vespucci.

FRA GIROLAMO: Beruhigt euch, meine Brüder! meine Kinder! Jetzt ist der Augenblick, euch unerschrocken zu zeigen! Laßt euch nicht von der Furcht übermannen, es ist keine Gefahr!

FRA SACROMORO: Seid ruhig, mein Vater! Wir alle wollen lieber sterben, als Euch im Stich lassen!

FRA GIROLAMO: Ihr sollt Gott dienen und nicht mir.

FRA SILVESTRO: Was ist das für ein Geheul?

FRA DOMENICO: Der Feind dringt in die Kirche. Eine schreckliche Menge! Wilde Gestalten!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Wir dürfen nicht eine Minute verlieren. Fra Girolamo, gebt Befehl, die Gewehre zu laden!

FRA GIROLAMO: Wo denkt Ihr hin! Im Tempel des Herrn!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Wollt Ihr Euch lustig machen? Ist es besser, darin niedergemetzelt zu werden? Greifen wir an, bevor man uns angreift, und ich versichere Euch, daß wir immer noch die Stärkeren sein werden.

FRANCESCO VALORI: Um Gotteswillen, Messer Luca, keine Unbesonnenheit! Beherrscht Euch! Die Leute der Medici würden nicht verfehlen, zu sagen, daß wir sie herausfordern. Zeigen wir uns edelmütig!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Zeigt euch nur recht albern! Der Schüttelfrost der Feigheit packt euch an und ihr schämt euch nicht, diese Krankheit Klugheit zu nennen. Vorwärts! vorwärts! Ihr seid verloren! Ich, der ich keine Lust habe, meine Knochen diesen Elenden auszuliefern, ich verlasse Florenz! Sie sollen mir nur zu nahe kommen, da regnet's Büchsenschüsse! Lebt wohl, mir nach, wer warmes Blut in den Adern hat!

Er zieht sein Schwert und geht ab, von seinen Freunden umgeben.

ZAHLREICHE STIMMEN: Wir folgen Euch! wir folgen Euch! *Musketensalve. Ein Mann kommt gelaufen.*

DER MANN: Fra Girolamo! Wo ist Fra Girolamo?

FRA GIROLAMO: Hier bin ich!

DER MANN: Die Signoria verbannt Euch! Die Compagnacci überbringen den Befehl! Ach! mein Gott! Ach! mein Gott! Sie wollen Euch nur ermorden! Es sind ihrer mehr als achthundert! mehr als dreitausend! Sie kommen schon! Diesen Augenblick haben sie zwei Männer umgebracht! Da sind sie! Verbergt Euch! Rettet Euch!

FRA GIROLAMO *(zu den Mönchen)*: Meine Brüder, in eure Chorstühle! . . . Wenn wir schon sterben müssen, so soll es dort sein! . . . O Florenz! Florenz!

Großer Tumult; die Frauen kreischen und flüchten sich in die Kapellen. Die Compagnacci und die Arrabbiati geben Büchsenschüsse ab, und hauen schimpfend auf die Leute ein.

EIN COMPAGNACCIO: Hinaus mit euch, ihr Gesindel! Die Signoria konfisziert alle Güter der Laien, die hier bleiben!

FRANCESCO VALORI *(zu einem Offizier):* Ist das wahr, Messere?

DER OFFIZIER: Ganz gewiß! Die Signori der Acht haben keinen andern Gedanken, als die gute Ordnung wieder herzustellen, und ich fordere euch auf, euch zurückzuziehen.

FRANCESCO VALORI: Ihr wollt also den Tod des Fra Girolamo?

DER OFFIZIER: Im Gegenteil; wir wollen den Frieden und zu diesem Zweck trennen wir die Kämpfenden.

FRA SACROMORO: Das ist schändlich!

EIN COMPAGNACCIO: Halt das Maul, dicker Mönch! oder ich schlitze dir den Wanst auf!

FRA GIROLAMO: Die Menge erdrückt uns. Laßt uns in die Kreuzgänge treten!

FRA SACROMORO: Wir wollen die Glocken läuten, um unsern Leuten ein Zeichen zu geben!

FRANCESCO VALORI: Tut es nicht! Ich beschwöre euch! Mäßigung! Ruhe! Besonnenheit! Ich eile, die Prioren zu bestimmen, daß sie dem all ein Ende machen.

FRA DOMENICO: Verteidigen wir uns! Zu den Waffen!

Die Mönche ziehen mit Mühe Fra Girolamo in das Kloster und schließen die Tore. Man schlägt sich in der Kirche.

(33) EIN VERWAHRLOSTES, KAUM MÖBLIERTES ZIMMER

Ser Bernardo Nerli, seine Frau, in einer Wiege ein schlafendes, krankes Kind.

SER BERNARDO: Acht Soldi für ein Testament und vier Soldi für die Schenkungsurkunde, — das macht zwölf Soldi; dann sieben Denari für den alten gelben Rock, den ich eben verkauft habe, macht im ganzen zwölf Soldi, sieben Denari.



GIROLAMO SAVONAROLA. Von Fra Bartolommeo
Museo di S. Marco, Florenz

DIE FRAU: Ich glaube, das Kind hat weniger Fieber.

SER BERNARDO: Möge der Himmel dich erhören, mein Schatz! . . . Ja, es glüht weniger! . . . Ich wiederhole! . . . Zwölf Soldi, sieben Denari! Dann will ich dir noch sagen, unser Nachbar, der Schneider, hat mir ein Maß Korn für das Sonett versprochen, das ich ihm heute abend anläßlich der Verlobung seiner Nichte geben soll.

DIE FRAU: Das ist ein großes Glück, und es bleibt uns auch noch das halbe Viertel vom Zicklein.

SER BERNARDO: So glaube ich denn, wir können sagen, daß wir die schlimmste Not überstanden haben.

DIE FRAU: Aber ich sagte es dir schon gestern: deswegen bin ich nicht sehr beunruhigt; wenn es nur dem Kleinen besser ginge!

SER BERNARDO: O! mein lieber Schatz! . . . Möge Gott ihn uns doch erhalten! . . .

Man hört Büchsenschüsse.

Wann werden sie denn endlich mit ihrem Lärm aufhören, diese Räuber da? . . . Im heißesten Winkel der Hölle möchte ich sie alle miteinander sehn, den Fra Girolamo und seine Gegner! So lange sie leben, ist's nicht möglich, seinen Lebensunterhalt zu verdienen!

DIE FRAU: Ach! du hast schon recht! Anstatt so viel zu predigen und so viel zu reden, täten sie besser, uns arbeiten zu lassen.

SER BERNARDO: Ich will mein Sonett schreiben . . . Und das Kind?

DIE FRAU: Es geht ihm besser.

SER BERNARDO: Gib mir einen Kuß!

(34) VOR DEM HAUSE DES FRANCESCO VALORI

Vincenzo Ridolfi, Tornabuoni, eine Menge Compagnacci und Arrabbiati; sie schlagen wiederholt heftig gegen die Tür, um sie einzustoßen.

DIE FRAU DES VALORI *(an einem Fenster):* Liebe Messeri, ich schwöre es euch, mein Mann ist nicht da! er ist abwesend! Ach! mein Gott! mein Gott!

RIDOLFI: Wo hat er sich versteckt? Antworte, Weibsbild! Wo ist er, der Feigling?

DIE FRAU: Erbarmen, Messer Ridolfi!

TORNABUONI: Schlagt doch diese verdammte Tür ein, Leute! Seid ihr bald fertig?

GESCHREI DER STÜRMENDEN: Sieg! Der Eingang ist frei! Plünderung! Plünderung!

Die Tür bricht ein; die Menge stürzt sich in das Haus.

RIDOLFI: Bringt die Kreatur her!

TORNABUONI: Kein Erbarmen für die Valori! Gedenkt der Medici! *Man bringt die Frau und ihr Kind.*

DIE FRAU: Gnade! Gnade! Mein Mann ist abwesend, ich schwöre es euch!

RIDOLFI: Aber dich habe ich wenigstens! Auf die Knie! Elende, auf die Knie! Zertretet mir diesen kleinen Wolf!

Die Frau stößt entsetzliche Schreie aus; sie wird bei den Haaren gepackt und auf dem Leichnam des Kindes erwürgt.

FRANCESCO VALORI *(herbeieilend):* Was tun sie, mein Gott? Was macht ihr? Mein Weib! Mein Neffe! . . . Ridolfi! Mörder!

RIDOLFI *(ihm einen Degenstoß versetzend):* Da, nimm das, für deine Schmähungen!

Valori fällt; man gibt ihm den Rest, und der Pöbel schleift seinen Leichnam unter Geschrei über das Pflaster.

(35) DAS INNERE DES KLOSTERS SAN MARCO

Die Kreuzgänge. Die Mönche; Fra Girolamo; die Menge dringt mit Geheul in die Klausur.

FRA GIROLAMO: Was wollen sie?

FRA DOMENICO: Dich gefangen nehmen! Ich werde dich nicht verlassen.

FRA GIROLAMO: Aber was habe ich ihnen denn zuleide getan? Gestern noch haben sie mich geliebt! Gleichviel! Leisten wir Widerstand, Kinder!

FRA SACROMORO: Damit das Kloster noch mehr gefährdet werde! Ihr seid unser Hirte; der gute Hirte gibt sein Leben für seine Schafe hin!

FRA GIROLAMO: Sei es! Du sprichst wahr! Ich gehe in den Tod! Undankbares Volk, was begehrst du?

EIN OPTIMIST: Die Signoria verlangt von Euch einzig, daß Ihr Euch ergebt. Man hat nicht die Absicht, Euch das geringste zuleide zu tun!

Ein Hagel von Steinen wird auf Fra Girolamo geschleudert.

EIN COMPAGNACCIO: Weissage, wer dich schlägt!

EIN ANDERER: Da, auch noch einen Fußtritt!

Ein Dritter verrenkt ihm die Finger; er stößt einen Schrei aus.

EINE FRAU: Ah! der Feigling! er plärrt.

EIN ARRABBIATO: So geh' doch! Die Acht verlangen nach dir!

FRA GIROLAMO: Ich gehe! Mißhandelt meine Brüder nicht! Ach! Florenz! Florenz! Alles ist zu Ende!

ZU SZENE 32—35. 8. APRIL. PALMSONNTAG 1498. Am Vortage hätte die Feuerprobe (s. Bem. zu Szene 29 und 30) stattfinden sollen. Aber Savonarola bestand darauf, nur mit der geweihten Hostie durchs Feuer zu gehen, während die Franziskaner sich dem widersetzten und die Mitnahme der Hostie als Ketzerei bezeichneten. Auch vom Volk wurde die Forderung Girolamos als eine Beleidigung des Heiligsten angesehen und die allgemeine Meinung ging dahin, daß es von Seite der Dominikaner nur auf einen Betrug abgesehen sei. Der Nimbus des Frate war endgültig zerstört. Am Palmsonntag beging er zudem die Unklugheit, trotz des Verbotes des Papstes und der Signoria, die Kanzel von San Marco zu besteigen. Das steigerte die Aufregung aufs höchste. Landucci schreibt an diesem Tag: „Die bisherige Ordnung begann in Stücke zu gehen" und Guicciardini bemerkt, daß wieder einmal der Wankelmut des Volkes und seiner Gunst zutage getreten sei. Die ganze Stadt war in Waffen und das Volk, geführt von den Compagnacci, bewegte sich nach San Marco mit dem Rufe: „A'frati, a'frati, a San Marco!" (zu den Brüdern). Vom Palast kam ein Erlaß der Signoria, daß Savonarola binnen zwölf Stunden aus dem florentinischen Gebiet verbannt sei, aber die Ereignisse waren für diese Lösung schon zu weit gediehen.

Die Wut der von den Compagnacci geleiteten Menge wuchs noch, als Francesco Valori, die Hauptstütze des Frate, in San Marco erschien. Zudem hatte Valori unter den Gegnern Savonarolas erbitterte persönliche Feinde. Im August des vergangenen Jahres war man darauf gekommen, daß Mitglieder der vornehmsten

Familien von Florenz mit Piero de' Medici in heimlicher Verbindung standen. Daraufhin wurden die Verdächtigen verhaftet und zum Tode verurteilt. Die Signoria verweigerte zuerst die Vollstreckung des Urteils bis Francesco Valori mit Aufruhr drohte und die Vollziehung der Strafe in wiederholter Abstimmung erzwang. Die fünf, unter denen sich Niccolò Ridolfi und Lorenzo Tornabuoni befanden, wurden noch in derselben Nacht hingerichtet.

Beim Erscheinen Valoris ertönten die Rufe einiger Compagnacci „a casa Francesco Valori, a sacco!" (zur Plünderung von Valoris Haus!). Die Menge stürmte das Haus, tötete die Frau Valoris und erwürgte das Kind in der Wiege. Valori selbst wurde auf der Straße von Vincenzo Ridolfi und Simone Tornabuoni, den nächsten Verwandten der im August Gerichteten unter den Rufen: „Du sollst nicht länger regieren" ermordet. Die Gelegenheit Blutrache zu üben, war ihnen willkommen. Nun schickte die Signoria, es war Abend geworden, Kommissarien mit dem Befehl, daß die Laien das Kloster zu verlassen hätten. Savonarola, der mit dem Sakrament in der Hand inmitten der betenden Brüder vor dem Altare stand, solle sich ohne weiteren Kampf der Signoria stellen, die ihn mit Milde und Gnade behandeln werde. Daraufhin gaben ihn die Piagnoni und die Frati, die Girolamo noch verteidigt hatten, heraus; er versicherte nochmals, daß alles, was er prophezeit habe, in Erfüllung gehen werde und „sie führten ihn, den Frate Domenico und Frate Silvestro nach dem Palast und es wurden ihm Eisen an die Füße und Handschellen angelegt und er sehr fest gehalten, wie ein großer Übeltäter und ihm viel Schimpf und Schmach angetan". (Landucci.)

FLORENZ

(36) EIN SAAL IM PALAZZO VECCHIO

Die Kommissarien des Papstes, Romolino und der Pater Turriano, Ordensgeneral der Dominikaner; der Gonfaloniere Piero Popoleschi.

PIERO POPOLESCHI: Wir haben getan, was in unseren Kräften stand und hoffen, daß Seine Heiligkeit mit uns zufrieden sein wird.

ROMOLINO: Das werden wir schon sehen.

PIERO POPOLESCHI: Wir haben Fra Girolamo zum Scheiterhaufen und nachfolgenden Gehenktwerden verurteilen lassen. Was wollt Ihr noch mehr. Seine beiden Genossen, Fra Silvestro und Fra Domenico, werden dieselbe

Strafe erleiden. Das ist keine übertriebene Nachsicht, meine ich! Die Führer der Piagnoni endlich sind entweder verbannt oder zu Geldbußen verurteilt worden; Pagolantonio Soderini zu dreitausend Florinen, und der Ser Niccolò Machiavelli, der arm ist wie Hiob, zu zweihundertfünfzig. Ich weiß nicht, was man noch mehr von uns verlangen könnte.

ROMOLINO: Ihr habt Euch Zeit gelassen, von Euren Irrtümern zurückzukommen, Messer Gonfaloniere.

PIERO POPOLESCHI: Was wollt Ihr? Wir mußten uns die Gunst des Volkes bewahren und mit den Wölfen heulen. Sowie sich der Wind gedreht hat, waren wir hocherfreut, den richtigen Weg einschlagen zu können, und Ihr seht selbst unsere Taten.

ROMOLINO: Sie sind nicht gerade übel. Nun aber, ans Werk! Wir sind beauftragt, Euer Gerichtsverfahren gegen Fra Girolamo zu prüfen, und wir wollen ein schönes Feuer machen; denn ich trage die Verdammung bei mir. Man führe die Zeugen herein!

Mönche von San Marco werden hereingeführt.

Guten Tag, guten Tag, meine Väter. Ihr wißt, was der Schuldige gewagt hat. Ihr habt ihn am Werke gesehen. Erklärt euch. Ist er zu Recht verurteilt? Ich frage den, der mir als der Ehrenwerteste bezeichnet worden ist. Fra Malatesta Sacromoro, tretet näher!

FRA SACROMORO: Monsignore, sieben Jahre lang haben wir geglaubt, was Fra Girolamo uns lehrte. Er war unser Generalvikar. Er hat seine Macht über unsere Geister mißbraucht.

ROMOLINO: Wenigstens seid Ihr für künftig davon wohl überzeugt.

FRA SACROMORO: Und gründlich.

ROMOLINO: Das ist ein braver Mann! So betrachtet Ihr also, mein Freund, die Akten des Verhörs als vollkommen rechtsgültig?

FRA SACROMORO: Gewiß, Monsignore.

ROMOLINO: Eurer Meinung nach wären Fra Girolamo und seine Mitschuldigen also zu Recht von der weltlichen Gerichtsbarkeit verurteilt worden?

FRA SACROMORO: Es ist nichts dagegen einzuwenden.

ROMOLINO: Ich lobe Eure Offenherzigkeit und den Geist der Wahrheit, der Euch beseelt. Zieht Euch zurück, mein lieber Freund; man führe die Schuldigen vor.

Die Soldaten führen Fra Girolamo, Fra Silvestro und Fra Domenico, alle mit Stricken gefesselt, herein.

ROMOLINO: Fra Girolamo, Ihr wißt, daß Euer hochwürdigster Ordensgeneral und ich hier die Heiligkeit unseres Herrn, des Papstes, vertreten, und daß wir alle Eure Betrügereien genau kennen. Es würde Euch also nichts nützen, wenn Ihr uns belügen würdet. Macht zu Eurer Verteidigung geltend, was Ihr wollt.

FRA GIROLAMO: Sieben Jahre lang habe ich in dieser Stadt gepredigt. Ich habe mein Bestes getan, um die Liebe zu Gott einzupflanzen und für die Sittlichkeit zu wirken. Ich mag mich oft getäuscht haben. Ich bin nur ein schwacher Mensch, und als solcher habe ich geirrt; aber ich habe nur das Gute gewollt.

ROMOLINO: Ihr seid ein Unverschämter! Ihr habt gelogen wie ein Teufel! Eure eigenen Aussagen bezeugen es, und es ist allzu vermessen, hierher zu kommen und vor uns diese Sprache zu führen!

FRA GIROLAMO: Mein Fleisch ist schwach und trägt meine Seele nicht. Ich gestehe es unter Thränen: ich habe gegen die Wahrheit gefehlt, als ich auf der Folterbank erklärte, was nicht wahr ist. Ich bin nicht imstande, die Folter auszuhalten. Aber ich widerrufe, was mir die Pein entrissen hat.

ROMOLINO: Geht! geht! wir sind nicht Eure Narren! Was Ihr bekannt habt, gehört uns! Wir glauben daran! Ihr spielt in diesem Augenblick Komödie!

FRA DOMENICO: Ihr beschimpft einen Heiligen! Gott wird Euch strafen!

FRA GIROLAMO: Ach! meine Sorgen, meine Schmerzen! meine Mühen, mein heißer Wunsch, Gutes zu tun, — alles war umsonst! Ich wollte den Glauben retten; ich habe es nicht vermocht. Die Bilder meiner Phantasie haben mich betrogen, ich bin Trugbildern nachgejagt. Es ist besser, ich sterbe, und ich wünsche es schon seit langem.

ROMOLINO: Das ist ja ganz unerträglich! Man spanne diesen hartnäckigen Menschen von neuem auf die Folter, sonst hört er nicht auf, uns zu widersprechen.

Die Henker bemächtigen sich des Frate Girolamo.

(37) AUF DEM PLATZE VOR DEM PALAZZO VECCHIO

Das Schafott. Eine fliegende Brücke aus Brettern führt von der Ringhiera auf die Plattform mit dem Scheiterhaufen. — Die Volksmenge; mehrere Kinder spitzen Stöcke mit Messern.

EIN BÜRGER: Wir werden noch eine gute Stunde warten müssen. Ihr dürft mir's glauben. Ich kenne die Art und Weise unserer Regierenden. Es liegt ihnen nichts daran, uns gefällig zu sein. Wären wir doch noch unter dem Schutze des Lorenzo Magnifico oder seiner erlauchten Familie!

ZWEITER BÜRGER: Ich denke, man wird eines Tags wieder darauf zurückkommen müssen!

ERSTE FRAU: Ah! das reizende Kind! Gehört es Euch, Monna Teresa?

ZWEITE FRAU: Ja, meine Liebe. Es ist mein Ältester.

ERSTE FRAU: Gib mir einen Kuß, Engel! Ei, die schönen schwarzen Haare! ... Was machst du da mit deinen reizenden Kameraden?

DAS KIND: Wir spitzen unsre Stöcke ordentlich zu.

ZWEITER BÜRGER: Ah! mein kleiner Schlaukopf, was macht ihr denn damit?

DAS KIND: Um Fra Girolamo in die Füße und Beine zu stechen, wenn er über die Brücke geht. Wir stellen uns drunter und ... pieks! pieks!

Man lacht.

ERSTE FRAU: Nein, sind das Schlingel, mein Gott! sind das Schlingel! Komm, laß dich küssen, mein Herzblatt! Wie reizend er ist!

ERSTER BÜRGER: Wohl den Staaten, wo die Jugend frühzeitig lernt, mit den öffentlichen Gefühlen übereinzustimmen.

(38) AUF DEM SCHAFOTT

Fra Girolamo, Fra Silvestro, Fra Domenico. — Fra Niccolini, der Beichtvater Fra Girolamos.

FRA NICCOLINI *(zu Fra Girolamo)*: Ich wage nicht, Euch, mein Vater, von Ergebung zu sprechen, der Ihr so viel für dieses unglückliche Volk gebetet habt!

FRA GIROLAMO: Segnet mich!

FRA DOMENICO: O könnte ich doch noch viel mehr zum Ruhm Gottes leiden! Warum verbrennt man uns nicht, bevor man uns hängt? So lautet doch der Urteilsspruch.

FRA GIROLAMO: Mein Freund, mein Sohn, vergiß nicht, daß wir nur den Willen dessen zu vollbringen haben, der im Himmel ist!

FRA SILVESTRO: Ich will zu dieser irregeleiteten Menge sprechen!

FRA GIROLAMO: Nein, Silvestro, wenn du mich liebst, nicht ein Wort! . . . Armes Florenz! armes Italien! . . . So gerne hätte ich sie retten wollen! . . . Warum läßt man uns so warten?

DER KAPITÄN GIOVACCHINO: Daran ist dieses Tier, der Bischof von Voison schuld; statt zu kommen und euch zu degradieren, wie es seines Amtes ist, findet er kein Ende mit den Kommissarien zu schwatzen!

(39) DIE MENGE VOR DEM SCHEITERHAUFEN UND DEM GALGEN

Volk, Mönche, Bürger, Weiber, Kinder.

EIN MANN: Er ist gehörig gefoltert worden, der Schurke!

EINE FRAU: Was hat man denn mit ihm gemacht?



DIE VERBRENNUNG SAVONAROLAS. Kopie vom Ende des XVI. oder Beginn des XVII. Jahrhunderts nach dem verloren gegangenen Original eines unbekannten Meisters von ca. 1500
Palazzo Corsini, Florenz

DER MANN: Man hat ihm mehr als sechsmal die Wippe verabreicht. Das ist bitter, verlaßt Euch drauf! Er ist auf allen Seiten ganz zerschlagen.

Man lacht.

EIN KIND: Das ist recht!

EIN KAUFMANN: Kleiner Schlingel, man hätte es mit dir ebenso machen sollen, weil du mir die Spiegel zerschlagen hast, die ich in meinem Laden hatte; es ist kaum mehr als vierzehn Tage her.

DAS KIND: Je nun, man hat mir gesagt, ich sollte sie zerbrechen, und da habe ich sie zerbrochen!

EINE ALTE FRAU: Er hat recht, der Kleine! Wir sind alle von diesem Verruchten, der uns ein geschlagenes Jahr zum Fasten verdammt hat, zum Narren gehalten worden!

EIN HANDWERKER: Waren wir dumm! . . . Ah! Er steigt auf die Leiter! Jetzt ist er oben. . . Wird er denn nicht lebendig verbrannt?

EIN JUNGES MÄDCHEN: Ich hoffe schon. Sagt doch, Herr Soldat, wird er denn nicht verbrannt?

DER SOLDAT: Zuerst wird er aufgeknüpft, meine reizende Signorina!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ach! wie schade! Ich bin doch von so weit hergekommen, um zuzuschauen! Danke, Herr Soldat!

DER SOLDAT: Stets zu Euren Diensten, mein schönes Kind! Ihr könnt noch mehr nach vorne gehen, wenn Ihr wollt. Stellt Euch vor mich, da . . . Ihr werdet's bequemer haben.

DAS JUNGE MÄDCHEN: 'S ist wahr. Komm doch her, Marietta! . . . Nein! Ich bitte Euch, faßt mich nicht so um die Hüften! . . . Wer sind denn die beiden andern, die da neben Fra Girolamo hinaufsteigen?

EIN SCHLOSSER: Wie? Ihr erkennt sie nicht? Ich habe keine einzige ihrer Predigten versäumt, — ich, der ich hier mit Euch spreche, — damals als ich noch irregeführt war! Es sind Fra Silvestro und Fra Domenico!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Wie bleich sie sind!

EIN METZGER: Ei der Teufel! das kommt, weil sie auch gefoltert worden sind, wie sich's gebührt!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ich bitte Euch, Herr Soldat, laßt mich doch! . . . Sagt mir lieber, was die beiden Herren da machen, die auf der Plattform so mit den Armen herum fuchteln.

DER SOLDAT: Mein süßer Schatz, das sind die apostolischen Kommissare! . . . Sie heißen . . . Wahrhaftig! hol's der Teufel! ich habe ihre Namen vergessen! Ihr solltet mir lieber sagen, wo Ihr wohnt!

EINE ALTE DAME *(mit einem Hund auf den Armen)*: Sollte es wahr sein, daß der ehrwürdige Frate Girolamo mit glühenden Zangen gezwickt worden ist?

EIN BÜRGER: Man hat allen Grund, es zu vermuten. Es wäre indes auch möglich, daß ich mich täuschte und Euch irreführte, worüber ich untröstlich sein würde; ich bitte Euch mir das zu glauben.

DIE ALTE DAME: Ich bin Euch für Eure Liebenswürdigkeit sehr verbunden. *(Der Hund bellt den Bürger an.)* Schweig, mein Goldhündchen. Verzeiht ihm, Messeri; das kommt weil er Euch nicht kennt.

DER BÜRGER: Diese Art Vierfüßler sind gewohnt es so zu machen. Das kränkt mich weiter nicht, Madonna.

Er entfernt sich.

(40) AUF DEM SCHAFOTT

Die drei Verurteilten. Pagagnotti, Bischof von Voison, Dominikanermönche, Henker.

DER BISCHOF: Fra Sebastiano, nehmt diesem Manne das heilige Gewand Eures Ordens! . . . Nehmt ihm alles ab! laßt ihm nur das Hemd! Ist es geschehen? . . . Gut! . . . Und jetzt, Savonarola, scheide ich dich von der streitenden und von der triumphierenden Kirche!

SAVONAROLA: Das letztere geht über Eure Macht!

DER BISCHOF: Sind seine Mitschuldigen entkleidet?

FRA SEBASTIANO: Jawohl, Monsignore, sie sind im Hemd wie er.

DER BISCHOF: Er soll ihre Hinrichtung mit ansehen. Henker, tut, was Eures Amtes ist!

FRA SILVESTRO: In manus tuas, Domine.

Man knüpft ihn auf.

FRA DOMENICO: Jetzt komme ich dran, nicht wahr? Leb' wohl! Fra Girolamo!

SAVONAROLA: Auf einen Augenblick, willst du sagen.

Fra Domenico wird gehenkt.

DER BISCHOF: Und nun kommt Ihr dran, Erzketzer!

Savonarola blickt auf die Menge; die Henker ergreifen ihn.

(41) AUF DEM PLATZE

EIN BÜRGER *(zu seiner Frau)*: Das war eine recht schöne, ja sogar imponierende Zeremonie! Aber ich glaube, es wird bald regnen . . . Gehen wir nach Hause!

DIE FRAU: Ja, mein Lämmchen, gehen wir nach Hause! Ich fürchte sonst, mich zu erkälten.

ZU SZENE 36—41. 20. BIS 23. MAI 1498. Die innere Lage war durch die Unruhen vom Palmsonntag derart zugespitzt worden, daß die Regierung überzeugt war, es müsse dem Treiben des Mönchs unter allen Umständen ein Ende gemacht werden. Schon am folgenden Tag (9. April) begann der Prozeß; unter der Folter gestand Girolamo, „daß er kein Prophet sei und er habe die Sachen, die er predigte, nicht von Gott". Am 19. April wurde das Protokoll im Saal der Signoria verlesen. Der biedere Landucci schreibt: „und ich befand mich dort, um solches Protokoll verlesen zu hören, daher ich erstaunte und verblüfft stehen blieb. Und Schmerz fühlte meine Seele, ein derartiges Gebäude zu Boden fallen zu sehen, weil es sich auf dem traurigen Boden einer einzigen Lüge erhoben hatte". Am 19. Mai trafen die päpstlichen Kommissarien, der Dominikanergeneral Gioacchino Turriano und der Spanier Francesco Romolino, Bischof von Lerida, ein „mit dem Auftrag, den Savonarola sterben zu machen und wäre es ein hl. Johannes der Täufer". Piero di Niccolò Popoleschi war Gonfaloniere (oberste Magistratsperson).

Am 20. Mai begann das Verhör. Es existieren zwei Berichte über diese furchtbare Szene. Einige Worte daraus genügen. „Ich bekenne, daß ich Christus verleugnet habe... Ich habe Lügen

gesagt... Ihr Herren, ich habe ihn verleugnet vor Angst vor der Folter... Was ich gesagt habe, habe ich von Gott gehabt... O Gott, du legst mir Strafe auf, weil ich dich verleugnet habe... Ich habe dich verleugnet aus Furcht vor der Folter..." Es heißt dann, daß die päpstlichen Kommissarien Girolamo vierzehnmal am Strick emporziehen und niederstürzen ließen. Was er dann „gestand" war so wenig der Mühe wert, daß man die Protokolle weder unterschreiben noch drucken ließ.

Am 22. Mai wurde das Urteil gefällt. Savonarola, Fra Domenico und Fra Silvestro wurden „wegen der ungeheuren Verbrechen, deren sie überführt worden", zum Tode durch den Strang verurteilt; dann sollten die Leichen verbrannt werden.

Am folgenden Morgen wurde das Urteil vollzogen. Die Hinrichtungsszene folgt genau der geschichtlichen Darstellung. Auf der Tribüne der Ringhiera (Estrade vor dem Erdgeschoß des Palazzo vecchio) befanden sich die päpstlichen Kommissarien, die Signoria, der höhere Klerus und Pagagnotti, Bischof von Voison, der die Degradation auszusprechen hatte. Als die drei Verurteilten über die Brücke zum Galgen schritten, steckte der florentinische Pöbel von unten auf durch die Fugen spitze Pflöcke, in die sie mit den nackten Füßen hineintraten. Die noch getreu gebliebenen Piagnoni erwarteten vergeblich ein Wunder. Ein Jahr nach der Verbrennung der Eitelkeiten wurde Savonarola auf der gleichen Stelle gerichtet und verbrannt. Um den Anhängern des Mönchs keine Reliquien zu lassen, wurde die Asche in den Arno gestreut.

FLORENZ

(42) DAS HAUS DES MESSER NICCOLÒ MACHIAVELLI

Ein Zimmer. Machiavelli sitzt an einem Tisch, der mit Bergen von Büchern und Papieren bedeckt ist. — Es ist Abend. — Dämmerung.

MACHIAVELLI: Armer Girolamo! . . . Sie haben ihren Zweck mit ihm erreicht! . . . Sie haben ihn jahrelang gehetzt, und endlich haben sie ihn in die Enge getrieben . . . umstellt . . . gefangen . . . getötet! . . . Es war das einzig mögliche Ende! . . . Dieser Mann lebte in einem Traumzustand! . . . Er hatte sich schon in seiner frühesten Jugend ein hohes Lied von Religion, Reinheit, Ehrenhaftigkeit, Weisheit, Redlichkeit zusammengereimt. Weil er die Ausübung all dieser schönen und guten Phantasiegebilde für möglich hielt, nahm er ihre Realität an und übersah, daß die Welt um so mehr davon spricht, je weniger sie davon weiß . . .

Armer Girolamo! Weil er rein war von allen heftigen Leidenschaften, weder Spieler, noch Wollüstling, noch Geizhals, noch Verschwender, weder Geck, noch Possenreißer, wähnte er auch die Menschen, in deren Mitte er lebte, für vollkommen fähig, alles Schlechte abzustreifen. Weil er die Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schaute, so vermochte er es nicht einmal zu fassen, daß der größte Teil seiner Mitbürger, wenn nicht fast alle . . . ach! mein Gott, man kann wohl sagen, alle, mit seltenen Ausnahmen! . . . aus dem gleichen Holz geschnitzt sind, wie die Götzenbilder der Moabiter: mit Augen, um nicht zu sehen, und mit Ohren, um nicht zu hören! Man kann vor ihnen getrost den ganzen schimmernden Glanz der Tugenden beliebig lange ausbreiten — sie werden nie begreifen, was es damit für eine Bewandtnis hat und schließlich wie Tröpfe darüber lachen!

Armer Girolamo! Anzunehmen, daß die Aufrichtigkeit mehr sei, als ein reiner Begriff, eine besondere Gabe einiger einsamer Seelen! . . . Und von diesem Irrtum, von diesem großen Irrtum ist er ausgegangen und wollte unter uns das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit gründen, was wir mit dem Bürgerkriege, mit der Schändung des Rechts, mit Metzeleien, mit Blutströmen auf dem Straßenpflaster und deinem eigenen Tode und endlich mit der sicheren Rückkehr der Medici bezahlen! Das ist das Resultat, wenn man von falschen Prämissen ausgeht und sich über die wahre Natur der Menschen täuscht . . . Armselige, tierische Geschöpfe!

Und ich? Ich bin kaum klüger gewesen, auch ich habe mich Illusionen hingegeben, denen ich in diesem Augenblick auf ewig Lebewohl sage. Das Traumbild der Verschwisterung von Freiheit und Ordnung hat mich einen Augenblick verführt. Piero Soderini sah klarer. Jetzt bin ich dafür gestraft! Aber für die Zukunft, um Gottes willen! was soll man da wünschen? Ist unser armes Italien dazu verurteilt, das Joch der kleinen Despoten und der auf der Straße gewachsenen Tyrannen zu tragen? Ist es ohne Rettung erbarmungslosen Fremdlingen als Beute anheim-

gefallen? Kann man sich nicht, ohne in lächerliche Torheiten zurückzuverfallen, irgend eine höhere Bestimmung vorstellen, als diese schmählichen Orgien, in denen wir uns jetzt wälzen? Italien, Italien, die Mutter so vieler großer Männer, der Brennpunkt so vieler Lichtstrahlen, dieses Bündel so vieler Kräfte! . . . Wenn sich unter den Verruchten, die uns Tag für Tag mit Blut besudeln, wenigstens ein Sulla, ein Octavius fände! In Zeiten der Gärung, in Epochen der Zuckungen, wie die unsrige, ist die Erscheinung solcher Männer etwas Gewöhnliches, eine organische Notwendigkeit. Überlegen wir! . . . überlegen wir! . . . wer könnte dieser Mahomet sein . . . dieser Tamerlan . . . dieser rettende Bandit? Ein Sforza? . . . Nein! . . . Das sind leere Gräber. . . Ein Gonzaga? . . . Ebensowenig! . . . Ein Malatesta . . . ein Baglione . . . ein Bentivoglio? Mit Hilfe einiger Dutzend Meuchelmörder eine Stadt tyrannisieren, — etwas Schöneres können sie sich nicht vorstellen! . . . Morden, vergiften, verraten, emporsteigen, stürzen . . . das ist ihr Los! Immer das gleiche Spiel! . . . Aber inmitten dieser schamlosen und wilden Horde gewahre ich dennoch einen . . . er überragt alle die andern um Hauptesläge. . . Er hat andere, höhere Ziele. Er ist nicht weniger verderbt; er will unendlich viel mehr, und das ist ein unermeßliches Verdienst! . . . Welch seltsames, fürchterliches Wesen! . . . Klug und listig wie die Schlange, tückisch wie der Leopard, ehrgeizig wie der Adler, scheut er sich nicht, unseren von Entsetzen gelähmten Ränkeschmieden ganz laut ins Gesicht zu schreien: Aut Caesar, aut nihil! Ich wäre nicht überrascht, wenn wir durch Tausende von Verbrechen und auf dem blutigen Haufen von Unglück, den Girolamos mörderische Rechtschaffenheit aufgetürmt hat, eines Tages durch die verderbte Geschicklichkeit und Kühnheit des Cesare Borgia gerettet würden! . . . Aber was ist das für ein Lärm! Ach! . . . 's ist nichts . . . 's ist Monna Marietta, meine Frau . . . Sie zankt die Magd . . . Ich gehe, um nicht selbst gezankt zu werden; ich habe an anderes zu denken.

NACH DER HINRICHTUNG. Machiavelli war (erst seit 1502) mit Marietta Corsini vermählt. Die Ehe, der einige Kinder entsprossen, war glücklich, soweit sie nicht durch materielle Sorgen und die Eheirrungen des Niccolò getrübt wurde. Marietta überlebte ihren Gatten um sechsundzwanzig Jahre. Über das Verhältnis der beiden sind wir aus erhaltenen Briefen unterrichtet.

Im Juni 1498 wurde Machiavelli mit der Leitung der zweiten Kanzlei, einer Art politischen Behörde für auswärtige Angelegenheiten, betraut. In dieser Eigenschaft kam er häufig in diplomatischen Angelegenheiten an die Höfe auswärtiger Machthaber und Signorien.

Die Bemerkung Machiavellis über Piero Soderini, mit dem zugleich er später wiederholt zu diplomatischen Sendungen verwendet wurde, bezieht sich darauf, daß Soderini Gegner einer demokratischen Regierung nach dem Muster derjenigen von 1494 war.

Über die Stellung Machiavellis zu Savonarola und zu Cesare Borgia besitzen wir zahlreiche Dokumente. Gregorovius sagt, daß der Mönch in jener Zeit der einzige moralische Repräsentant seiner Nation war. Dafür fehlte dem großen Rationalisten Machiavelli allerdings das volle Verständnis, wenn er auch zugibt: „er wolle nicht darüber urteilen, ob Frate Girolamo Savonarola wahrhaft gewesen sei oder nicht, denn von einem solchen Manne zieme es sich mit Ehrfurcht zu reden." Aber der „Staatsmann" Machiavelli mußte bald von seinen anfänglich republikanischen Illusionen geheilt sein und in Savonarola nur mehr den mönchischen Fanatiker und den politischen Dilettanten erblicken. In „l'asino d'oro", einem satirischen Poem, schreibt Machiavelli:

„Der Wahn, Gott werde Wunderwerke verrichten
An uns, dieweil wir faul die Kniee beugen
Muß Reich und Staaten gar zugrunde richten."

Damit ist sein Verhältnis zu Savonarola erschöpfend charakterisiert; als Realpolitiker, der mitten in den Ereignissen stand, konnte er auch kaum anders urteilen.

Mit Cesare Borgia, (der politisch jedoch erst Ende des Jahres 1498 hervortrat), kam Machiavelli (jedoch erst später) wiederholt persönlich in Berührung; schon bei der ersten Begegnung bewundert er an ihm die Energie, die Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit im Verfolgen seiner Ziele, Eigenschaften, die er an den Bürgern seiner Heimat schmerzlich vermißte. Dem Manne der Tat, der Kraft des Willens, galt Machiavellis Bewunderung.

SCHLUSSWORT

DIE zwingende Ursache von Savonarolas Fall war nicht das Eingreifen der Kurie, sondern das Erlöschen seiner persönlichen Gewalt. Seine visionäre Extase und sein eitles Prophezeien langweilte das Volk auf die Dauer; dazu kam, daß die meisten großen Familien der Stadt im Geheimen Anhänger der Medici geblieben waren. Einige vornehme Familien, an der Spitze Francesco Valori, leiteten durch Savonarola den Staat, es war also doch wieder ein Parteiregiment. Schon Dante vergleicht das stets an seiner Verfassung bessernde Florenz mit einer Kranken, die beständig ihre Lage wechselt, um ihren Schmerzen zu entrinnen. Er zeichnet damit den bleibenden Grundzug des florentinischen Staatslebens. Der Irrtum, daß man eine Verfassung beliebig konstruieren könne, ohne die gewordenen und gegebenen Kräfte in Rechnung zu stellen, tauchte in Florenz immer wieder auf. Die Verfassung Savonarolas war auch nicht mehr als eines der vielen Experimente, ein Irrtum, wie alle andern Versuche.

Auch die Forderungen des Frate einer Reformierung der Kirche, die Angriffe gegen das entsittlichte Papsttum und den Klerus fanden keinen Widerhall bei den Italienern, denn der Sinn für Christentum und Kirche war innerlich nicht lebendig oder das Reformbedürfnis war in die Kanäle der klassischen Bildung abgeleitet worden. Den Italienern war das Papsttum nicht eine religiöse, sondern eine politische Frage.

Die übertriebenen sittlichen Anforderungen Savonarolas, sein schrankenloser Purismus mußten endlich unerträglich werden, denn wenn ihnen auch ein hoher sittlicher Ernst zugrunde lag, so bewiesen sie anderseits auch die fanatische Beschränktheit des Dominikanermönchs, der die ganze Welt zu einem Kloster umwandeln wollte.

Man hat Savonarola als einen Vorläufer Luthers bezeichnet. Auf dem Lutherdenkmal zu Worms ist er zu Füßen des größten deutschen Reformators verewigt. In Wahrheit trennt die beiden eine Welt. Das Ziel Luthers war, den Menschen aus den Ketten mittelalterlicher Denkweise zu befreien und die Kirche auf neuem Grunde aufzubauen. Er sah vorwärts. Die Weltanschauung Savonarolas blieb in der mittelalterlichen Scholastik und Askese

stecken. Er richtete den Blick nur nach rückwärts; er war der starre Vertreter von Grundsätzen, die dem Geist der Renaissance entgegengesetzt waren. Savonarola verlangte, daß der Staat sich nach den heilig gehaltenen Dogmen der Kirche richte; die Renaissance aber forderte, daß sich der Staat nach modernen Prinzipien forme, den Bedingungen und Bedürfnissen des Augenblicks gehorche. Er verlangte, daß sich die Bildung ausschließlich nach den Grundsätzen der Moral und Sittlichkeit, nach religiösen Vorschriften regle; die Renaissance aber verkündete den Grundsatz, daß man sich dem Altertum nicht nur als der heidnischen Zeit, sondern als dem Zeitalter reinen Menschentums zuwende und aus ihm, wenn auch im Gegensatze zum Christentum, das Edelste sich zu eigen mache. So mußte der Mönch fallen als Märtyrer eines Ideales, das nicht nur seiner Zeit widersprach, sondern überhaupt auf Weltfremdheit und Täuschung beruhte.

Aber auch das Volk von Florenz hatte gezeigt, daß es unfähig war, sich zu regieren. Anderthalb Jahrzehnte später kamen die Medici wieder zurück. Der Tod Savonarolas bezeichnet das Ende der alten großen Zeiten von Florenz. Die Kräfte, die ihm die reiche Kultur geschenkt hatte, zerstreuten sich; die Führung ging über auf Rom.

ZWEITER TEIL

CESARE BORGIA



EINLEITUNG

WENIGE Wochen vor Savonarolas Tod, am 7. April 1498, war Karl VIII. von Frankreich kinderlos gestorben. Sein Nachfolger Ludwig XII., nahm sofort nach seiner Thronbesteigung den Titel: „König von Neapel und Mailand" an; damit war die Richtung seiner Politik, die von dem leitenden Minister Georges d'Amboise auf das kräftigste unterstützt wurde, deutlich bekundet. Die große Liga zwischen Papst, Venedig, Mailand, Kaiser Maximilian und Spanien (Bem. zu I, 12.) bestand zwar noch, aber dem König gelang es zunächst Alexander VI. von ihr abzuziehen. Ludwig XII. benötigte die päpstliche Dispens um seine Gemahlin Johanna verstoßen und Anna, die Witwe Karls VIII. heiraten zu können. Der Papst ergriff mit Freuden den Anlaß, sich der Freundschaft des allerchristlichsten Königs zu versichern, die ihn gegen Schisma und Konzil schützte. Er erklärte sich bereit dem Wunsche Ludwigs zu willfahren, wenn dieser seinem Sohn Cesare freie Hand für dessen weltliche Herrschaftspläne in Italien ließe und ihn mit Truppen unterstützte. Der Papst war sich der Folgen dieses Schrittes wohl bewußt; er wußte, daß Ludwig XII. nach dem Besitze Mailands und Neapels strebte und er durch sein Bündnis die Franzosen auf die Halbinsel rief. Aber all das galt ihm nichts gegenüber der Erhöhung seiner Kinder und der Größe seines Hauses. Auf dieser Basis wurde der Handel abgeschlossen. Die Verbindung Alexanders mit Frankreich gab dem Borgia in der Folge unerhörte Kraft.

Cesare war von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt worden. Schon Sixtus IV. hatte den Knaben mit einträglichen Pfründen bedacht; Innocenz VIII. ernannte den fünfzehnjährigen zum Bischof von Pampelona. Vier Wochen nach der Papstkrönung seines Vaters erhielt Cesare den Kardinalshut, den er nunmehr mit einer Fürstenkrone vertauschen wollte. Den Plan zu seinem Rücktritt in die Welt hatte er schon von dem Augenblick der Ermordung seines älteren Bruders Juan gefaßt, für zwei Nepoten wäre kein Platz gewesen, nun aber hatte das Schicksal zugunsten Cesares entschieden. Am 13. August 1498 erklärte der Kardinal Cesare vor dem Konsistorium, daß er nur gezwungen Geistlicher geworden sei, da seine Neigungen stets

weltlich gewesen wären. Der Papst fügte dem bei, daß sich Cesare wegen seines weltlichen Lebenswandels dem heiligen Kolleg unwürdig zeige und man ihn „zum Heil seiner Seele" besser der Welt zurückgebe. Diese Worte aus dem Munde eines Alexanders VI.! Die Kardinäle gaben daraufhin einstimmig die Erlaubnis, den roten Hut abzulegen. Am 1. Oktober reiste Cesare mit königlicher Pracht nach Frankreich; er brachte für d'Amboise den Kardinalshut mit. Die neuen Beziehungen zwischen Ludwig XII. und dem Papst veranlaßten auch den Kardinal Giuliano della Rovere, sich mit seinen erbittertsten Gegnern, den Borgia auszusöhnen und deren Pläne zu begünstigen. Er unterstützte wie Karl VIII. auch Ludwig XII. in dessen Politik Italien gegenüber und half sein Vaterland abermals zu unterjochen. Der König ernannte Cesare nicht nur zum Herzog von Valentinois (eine Herrschaft in der Dauphiné) mit einer jährlichen Rente von 100 000 Livres; am 22. Mai 1499 konnte Alexander den Kardinälen „freudig bewegten Herzens" auch die Heirat seines geliebten Sohnes, des Herzogs von Valentinois mit der schönen Charlotte d'Albret, der Schwester des Königs von Navarra, verkünden. Die Scheidung des Königs und die neue Ehe wurden etwa zu gleicher Zeit vollzogen. Cesare kehrte nach kurzen Flitterwochen im Gefolge Ludwigs XII. nach Italien zurück; seine junge Frau hat er nicht mehr gesehen und das Kind, das sie unter dem Herzen trug und das Charlotte zu Anfang 1500 gebar, eine Tochter Louise, hat seinen Vater nie erblickt.

Der zweite Partner der Liga, den Ludwig leicht für sich gewann, war Venedig, das mit Lodovico Sforza ohnehin verfeindet war, da die Republik in dem Streite zwischen Pisa und Florenz (Bem. zu I, 15) auf Seite des ersteren war, während der Moro zu den Florentinern hielt. Endlich verband sich Ludwig (1500) mit Ferdinand dem Katholischen von Spanien; beide Könige gelobten sich im Vertrag von Granada zu gleicher Zeit über das Königreich Neapel herzufallen. Calabrien und Apulien sollten als Herzogtum an Spanien, die übrigen Provinzen mit der Hauptstadt Neapel an Frankreich fallen. Die neue Liga umfaßte also den Papst, Frankreich, Venedig und Spanien.

Der erste Schlag richtete sich gegen Mailand. Im August 1499 rückte ein französisches Heer unter Gian Giacomo Trivulzio, d'Aubigny und Ligny von Westen, die Venezianer von Osten her ins Mailändische ein. Am 6. Oktober zog Ludwig XII. mit Jubel begrüßt, in Mailand ein; der Kardinal Giuliano della Rovere befand sich zum zweitenmal im Gefolge eines französischen Eroberers. An Lodovico Sforza, wurde das Entgegenkommen Karl VIII. gegenüber vom Geschicke grausam gerächt. Ohne Bundesgenossen, ver-

haßt beim Volke, verraten von seinen Söldnern, fiel er in französische Gefangenschaft, wo er 1508 zu Loches im Kerker starb. Er mochte nun der drohenden Mahnung jenes blinden Mönches gedenken, der wenige Tage vor dem Einzug Karls VIII. in Mailand auf dem Platze vor dem Kastell gepredigt und ihm zugerufen hatte: „Herr, zeige ihnen nicht den Weg, du wirst es sonst bereuen". Guicciardini schreibt: „Es wurden im engen Kerker die Gedanken gesperrt und der Ehrgeiz, den vorher nicht einmal die Grenzen Italiens fassen konnten". Kaiser Maximilians I. Versuche, den Ansprüchen Ludwigs XII. auf die Lombardei entgegenzutreten, waren erfolglos. Er war sogar gezwungen dem König die Belehnung mit Mailand zuzusagen, um es mit dem übermächtigen Gegner nicht ganz zu verderben.

Der zweite Schlag richtete sich gegen Neapel. Schon zu Anfang des Jahres 1501 war Gonsalvo de Cordova in Sizilien gelandet und hatte den Süden des Königreiches besetzt. Im Juni rückten die Franzosen unter d'Aubigny und Cesare Borgia mit den päpstlichen Truppen vom Norden her ein. In Capua fanden sie den ersten Widerstand. Jean d'Auton, der Geschichtsschreiber Ludwigs XII. erzählt von der Eroberung dieser Stadt, daß die Soldaten niemanden schonten; das Blut der Gemetzelten floß in großen Bächen durch die Straßen. Die Mädchen und Frauen wurden vergewaltigt; Cesare ließ sich eine Anzahl von gefangenen Frauen vorführen und behielt die vierzig Schönsten für sich.

Als d'Aubigny in Neapel einzog, flüchtete der König Federigo nach Ischia und ergab sich dann Ludwig XII., der ihm das Herzogtum Anjou verlieh. Er starb im Jahre 1504 zu Tours. Sein Sohn Ferrante, der nach Tarent geflohen war, übergab die Festung unter Zusage des freien Abzugs. Aber der Feldherr Gonsalvo brach sein Wort und schickte den Prinzen gefangen nach Spanien, wo er kinderlos starb. Das war der Ausgang einer der berühmtesten Dynastien Italiens, die unter dem großen Alfonso I. Neapel zu einer der Hauptstätten der neuen Kultur gemacht hatte.

Für Mailand und Neapel begann nun die Zeit der Fremdherrschaft, die erst mit dem Rinascimento, der Einigung Italiens, enden sollte.

Cesare Borgia, geboren 1475, war von der Natur glänzend ausgestattet, der schönste Mann seiner Zeit, zugleich von athletischer Körperkraft bis ihn Ausschweifungen und Krankheit entstellten. Er war ein ebenso eleganter Tänzer und Reiter, wie ein gewandter Stierkämpfer; mit einem Schlage hieb er einem Stier den Kopf ab. Geistig war Cesare hoch begabt und

aufs sorgfältigste erzogen; er protegierte Gelehrte, Dichter und Künstler. Besonderer Förderung hatte sich die Kleinkunst zu erfreuen, unaufhörlich beschäftigte er Goldschmiede, Graveure und Juweliere. Seine ganze Seele war von den Träumen von Macht und Größe beherrscht; er war davon durchdrungen, daß es ihm bestimmt sei, in der Welt eine hervorragende Stellung einzunehmen. Die Menschen sah er nur als Werkzeuge für seine Zwecke an; wie sehr er auch der Liebe ergeben war, so hat doch keine Frau in seinem Leben etwas für ihn bedeutet; sie waren ihm nur Erholung in müßigen Stunden und wir kennen nicht einmal die Namen der Mütter seiner Bastarde. „Seine unersättliche Sinnlichkeit stand im Dienste eines kalten, durchdringenden Verstandes. Er besaß eine magnetische Anziehungskraft auf Frauen, aber eine noch viel furchtbarere Macht des Willens, die die Männer entwaffnete. Den Jesuitismus in der Staatskunst, ein Erzeugnis romanischer Nationen, hat Cesare so vollkommen durchgeführt, daß er als das Muster eines Herrschers in diesem Sinne gelten kann. Alle Eigenschaften dieser Natur zeigt er in vollstem Maße: mysteriöse Schweigsamkeit, List, Heuchelei, planvolle Berechnung, schnelles Handeln zur rechten Zeit, erbarmungslose Grausamkeit, Kenntnis der Menschen, Verwertung von Tugend und Verbrechen zu einem und demselben Zweck. Er konnte gerecht sein und war freigebig bis zur Verschwendung, aber immer nur aus Berechnung. Er zuerst führte den Grundsatz durch, daß ein überlegener Geist jedes Mittel zu seinem Zweck verwenden dürfe." So schildert Gregorovius den Mann, den nicht nur ein Machiavelli bewunderte, sondern dessen reiche Gaben auch seine erbittertsten Feinde anerkannten.

Es ist merkwürdig, daß kein einziges, ganz einwandfrei bekräftigtes Bild von Cesare existiert. Das u. a. auch in Chledowskys „Rom, die Menschen der Renaissance" veröffentlichte Porträt nach einem Bilde in der Pinakothek zu Forlì ist sicher nicht das des Valentino. Nach Ch. Yriarte ist das in der Sammlung des Grafen Codronghi zu Imola befindliche Bildnis dasjenige, dem die größte Wahrscheinlichkeit der Echtheit zuzusprechen wäre.

„Aut Cesar, aut nihil!" war Cesares Devise. Sein Wappen zeigte einen Drachen, der kleinere Schlangen verschluckte, das Sinnbild, daß auch er seine Feinde verschlingen wolle. Feind aber war jeder, der den Plänen des Herzogs von Valentinois, des „Valentino", wie ihn die Italiener nun nannten, im Wege stand. Ein Königreich Mittelitalien war es, das ihm vor Augen stand.

Nach dem Einzug in Mailand hatte Ludwig XII. Cesare dreitausend Lanzen und viertausend Schweizer zur Verfügung gestellt.

Im gleichen Monat beschlossen Alexander und Cesare die Eroberung der Romagna. Nun begann ein Vernichtungskampf gegen die kleinen Fürsten und die römischen Barone, wie man ihn in dieser Skrupellosigkeit und Konsequenz noch nicht gesehen hatte. Der Papst erklärte die Vasallen der Kirche in der Romagna und den Marken, die Herren von Rimini, Pesaro, Imola, Faenza, Forlì und Camerino unter dem Vorwand nicht entrichteten Lehenszinses ihres Besitzes verlustig. Cesare wurde zum Bannerträger und Generalkapitän der heiligen römischen Kirche ernannt; am 29. März 1500 verlieh ihm der Papst die goldene Rose mit den Worten: „Nimm diese Rose aus unsern Händen, sie stellt für alle Christen sinnbildlich die wunderbare Blume dar, die die Freude aller Heiligen ist und ihre Krone bildet. Nimm sie hin, teurer Sohn, der du edel und mit so viel Tugenden begabt bist, damit du noch weiter wachsest in der Tugend und in unserm Herrn Jesus Christus, ähnlich der Rose, die an Ufern mit fruchtbaren Wassern wächst!" Cesare schwor darauf dem heiligen Petrus, seinem heiligen Herrn, dem Papst, und seinen Nachfolgern gehorsam zu sein und zog dann mit seinen französischen und päpstlichen Truppen auf Raub aus. Zu Mitte des Jahres 1501 ernannte der Papst Cesare zum Herzog der Romagna, die nunmehr erobert zu dessen Füßen lag.

Im September 1501 konfiszierte der Papst die sämtlichen Besitzungen der Barone Latiums, der Colonna, Savelli und Gaetani und verteilte sie an seine Kinder. Fast der ganze Kirchenstaat war nun im Besitze der Borgia. In der Romagna und den Marken herrschte Cesare, die alten Erbländer der römischen Barone besaßen andere Mitglieder der Familie.

Im folgenden Jahre bemächtigte sich Cesare der Herrschaft von Piombino, die ihm als Operationsbasis gegen Florenz und Siena dienen sollte und sodann durch Verrat des Herzogtums Urbino und der Herrschaft Camerino. Der edle Guidobaldo von Montefeltro und seine Gemahlin Elisabetta da Gonzaga entgingen nur durch eilige Flucht dem Tode. Das nächste Ziel Cesares waren Bologna und Florenz; Ludwig XII. befahl ihm jedoch von diesem Plane abzustehen.

Ende Juli 1502 erschien Ludwig XII. wieder in Italien, denn dort war der Kampf zwischen Frankreich und Spanien um den Alleinbesitz der aragonesischen Beute ausgebrochen. Als der König in Asti eintraf, eilten alle Feinde der Borgia dahin und bestürmten ihn mit Warnungen und Klagen über den Herzog der Romagna. Doch Cesare war schlauer als sie. Verkleidet eilte er im August an das königliche Hoflager in Mailand. Er gewann den König, indem er ihm Hilfe gegen die Spanier in Neapel zu-

sagte; dem Kardinal d'Amboise stellte er in Aussicht seinerzeit für seine Wahl zum Papst einzutreten. Ludwig ließ ihm dagegen freie Hand gegen Bologna.

Da trat ein Ereignis ein, das alles von Cesare bisher Errungene in Frage stellte. Im Spätherbst verbanden sich die Condottieri des Valentino, die fürchteten „einer nach dem anderen vom Drachen verschlungen zu werden", mit den Bentivogli, der herrschenden Familie in Bologna, den Baglioni von Perugia und mit Pandolfo Petrucci, dem Tyrannen von Siena. Ein Teil der Truppen des Valentino wurde am Furlopaß in der Nähe von Urbino geschlagen; Guidobaldo kehrte von seinem Volk jubelnd begrüßt in sein Land zurück. Aber anstatt energisch gegen Cesare vorzugehen, schwankten die Verbündeten und verloren die Zeit in Unterhandlungen mit dem schlauen Borgia. Venedig besorgte zwar zwischen Frankreich und dem Herzogtum Romagna eingeklemmt zu werden, es fürchtete aber des ersteren wegen gegen Cesare vorzugehen.

Dieser nützte den Augenblick aus. Er hob in Eile ein Heer in der Romagna aus, außerdem schickte ihm Ludwig XII. neue Truppen. Durch die Drohungen Frankreichs erschreckt und unter sich uneinig, begannen nun die eben abgefallenen Condottieri Pagolo und Francesco Orsini Herzog von Gravina, Oliverotto da Fermo und Vitellozzo Vitelli, jeder nur an sein eigenes Heil denkend, mit dem Valentino zu unterhandeln.

Das ist der Stand der Dinge zu Beginn des zweiten Teiles der Dichtung.

CESENA 1502

(1) DER PLATZ VOR DEM KASTELL

Zelte; Militärbaracken; französische und italienische schwere Reiter. — Don Michele de Corella, Söldnerhauptmann und Vertrauter Don Cesare Borgias, plaudert mit Monsignore Burchard, dem Zeremonienmeister des Papstes. Sie spazieren, die Hände auf dem Rücken auf und ab.

DON MICHELE: Während unser Herr seine Depeschen diktiert, wollen wir uns beiseite begeben, und ich unterrichte Euch über das, was Seine Heiligkeit zu wissen wünscht.

BURCHARD: Wir sind hier völlig ungestört. Diese Franzosen verstehen kein Wort von dem, was wir sprechen.

DON MICHELE: Ihr habt recht. Wir dürfen nicht den Anschein erwecken, als suchten wir die Einsamkeit und spielten die Geheimnisvollen.

BURCHARD: Don Cesare scheint uns verloren! Rettungslos verloren! Seine Condottieri haben sich gegen ihn verbündet und einen seiner festen Plätze nach dem andern weggenommen! Das Herzogtum Urbino hat sich empört; der frühere Fürst ist vom Volke mit den entgegengesetzten Zurufen empfangen worden, die seinen Abzug begleitet hatten. Kurz, es ist Euch das Schlimmste zugestoßen, Ihr werdet Euch nicht aus dieser Klemme ziehen können. So denken wir in Rom.

DON MICHELE: Ihr vergeßt einen Hauptpunkt. Was verbürgt uns unsre Kraft?

BURCHARD: Ach! mein Gott! Ihr wollt vielleicht sagen, daß Alexander VI. hinter Euch steht und daß seine Hand Euch stützt. Aber bedenkt . . .

DON MICHELE: Nur ein Wort! Alexander VI. hatte uns zum Kardinal gemacht; wer hat uns zum Fürsten gemacht?

BURCHARD: Ludwig XII., König von Frankreich; aber er entzieht Euch seinen Schutz und wendet sich gegen Euch, er bedroht Euch sogar, wie man uns sagt!

DON MICHELE: Ihr geht den Dingen nicht auf den Grund. Warum liebte uns Ludwig XII.?

BURCHARD: Um des Kardinals d'Amboise willen.

DON MICHELE: Vortrefflich! Wir haben diesem Alexanders Nachfolge versprochen; wir fahren fort zu versprechen. Im übrigen sind wir schätzenswerte Leute; unsere Dienste haben einiges Gewicht und — um nur das Nächstliegende zu erwähnen — die jüngsten Unternehmungen im Mailändischen und in Neapel sind unser Werk. Gott sei Dank haben wir bei der Plünderung von Capua bewiesen, daß wir recht tüchtige Leute sind.

BURCHARD: Zum Teufel! Ihr habt dort nichts geschont! Aber Euer Glück ist dahingewelkt wie das Gras auf den Fluren; es ist gemäht von der Hand eben dessen, der es gesät hatte.

DON MICHELE: Ihr täuscht Euch. Ich komme mit meinem Herrn von Mailand. Unsere Angelegenheiten sind wieder geordnet, wir stehen in größerer Gunst denn je. Seine Hoheit der Herzog hat so geschickt gesprochen und gehandelt, daß es unmöglich war, uns wegen unserer kleinen Missetaten länger zu zürnen.

BURCHARD: Der Papst wird über diese Nachricht entzückt sein, sie hätte aber früher kommen müssen. Es bleibt Euch trotzdem keine Rettung. Während Ihr den Brand zur Rechten löschtet, griff er zur Linken um sich und hat alles verzehrt!

DON MICHELE: Nur langsam! Monsignore Burchard, mein lieber Freund! Malt doch nicht alles so schwarz in schwarz!

BURCHARD: Eure festen Plätze sind genommen oder in Aufruhr.

DON MICHELE: Nun gut! Dann werden wir sie wieder erobern.

BURCHARD: Womit? Ihr habt ja keine Truppen mehr! Die Orsini, der Herzog von Gravina und Pagolo verdingten

Euch ihre Truppen; sie sind umgeschwenkt und infolgedessen seid Ihr mit ihrem ganzen Hause entzweit!

DON MICHELE: Das ist ärgerlich! Es wird uns noch manchen Knoten zu lösen geben. Vor allem bedaure ich den Verlust des Vitellozzo Vitelli; er ist ein großer Kriegsmann! Auch der Abfall des Oliverotto da Fermo ist nicht leicht zu verschmerzen! . . . Aber dem ungeachtet wiederhole ich Euch: nichts ist verloren.

BURCHARD: Ihr wißt doch auch, daß die Venezianer sich gegen Euch erklärt haben?

DON MICHELE: Allerdings, leider!

BURCHARD: Die Aragonesen werden über Euch herfallen.

DON MICHELE: Wir müssen darauf gefaßt sein.

BURCHARD: Ihr habt kaum mehr einen einzigen Dukaten, und der Heilige Vater ist nicht in der Lage, Euch etwas vorzustrecken.

DON MICHELE: Wir werden uns immer mit Versprechungen helfen können.

BURCHARD: Die Florentiner werden sich gewiß mit Euren Gegnern verbünden.

DON MICHELE: Darin täuscht Ihr Euch. Ein Sekretär der Signoria ist in diesem Augenblick eingetroffen. Wenn man verhandelt, schlägt man nicht.

BURCHARD: Heilige Madonna! Habt Ihr diesen Sekretär gesehen?

DON MICHELE: Ich habe ihn selbst empfangen und ihm die Hand gedrückt. Es ist kein von der Hoffnung erzeugtes Phantom, sondern einer unserer Freunde, Messer Niccolò Machiavelli.

BURCHARD: Ihr beglückt mich! . . . Aber trotzdem, es wird Euch nichts helfen, Eure Lage scheint mir hoffnungslos.

DON MICHELE: Ich will Euch die Dinge von einer weniger trüben Seite zeigen.

BURCHARD: Ihr seid gewißlich die verkörperte Kaltblütigkeit, aber ich zweifle doch, daß der Heilige Vater Euch für unfehlbar hält.

DON MICHELE: Wenn ich, wie Ihr, darauf beharrte, nichts weiter als den guten Willen Ludwigs XII., die hundert Reiterfähnlein des braven Messire de Candalle, den ich dort unten als echten Gascogner seine Knoblauchschnitten verzehren sehe, die Handvoll italienischer Kompagnien, die uns bleiben, die Winkelzüge der Florentiner und andere Bagatellen in Rechnung zu stellen, so wäre ich vielleicht ebenso von Sorgen bedrückt wie Ihr. Aber Ihr berücksichtigt, nein, Ihr haltet nicht mit beiden Händen gleich mir unsern wahren Rettungsanker.

BURCHARD: Und der wäre?

DON MICHELE: Der wäre? Die unbeugsame Tatkraft des Valentino! So lange ich ihn ruhig, Herr seiner selbst, ungebrochen, furchtbar sehe, hege ich nicht den geringsten Zweifel, nicht die leiseste Furcht!

BURCHARD: Don Cesare ist ein großer Geist, ich gebe es zu! Es fehlt ihm nicht an Hilfsquellen. In seiner Verschlagenheit hat er deren sicherlich eine reiche Menge . . .

DON MICHELE: Sagt lieber, in seiner Unerschrockenheit! Und das ist eine ansteckende Tugend, die er auf seine Freunde zu übertragen versteht!

BURCHARD: Wenn es einen feinen Politiker gibt, so ist er es, und unter den feinsten ist er der feinste! Ich gebe zu, daß Ihr recht habt. Aber trotz alledem: seine Sachen stehen so schlecht, so schlecht, daß er vielleicht besser täte, sich nach Rom zu flüchten, als gegen das Geschick kämpfen zu wollen. Das hat mir Seine Heiligkeit aufgetragen, ihm vorzuschlagen.

DON MICHELE: Sagt ihm das nur, und Ihr werdet in seinem Lächeln lesen, was Verachtung heißt! So lange er aufrecht steht, ist jeder Schiffbruch ausgeschlossen. Aber,

wenn ich Euch raten darf, so beenden wir unseren Spaziergang und gehen wieder hinein. Der Herzog könnte unsere Abwesenheit bemerken, und er liebt die heimlichen Gespräche nicht.

BURCHARD: Ich glaube, Ihr habt recht. Wenn er unruhig ist, wird er, wie der Heilige Vater, mißtrauisch und gefährlich, selbst für die Seinen.

ENDE OKTOBER 1502. Gobineau hat die Ereignisse in den Szenen 1—7 auf den Zeitraum „einer Woche" zusammengedrängt, wie er Machiavelli in Szene 7 bemerken läßt. Tatsächlich fand die Verschwörung der Condottieri Anfang Oktober statt; die Verhandlungen begannen schon Mitte Oktober. Der Herzog befand sich damals in Imola und kam erst am 10. Dezember nach Cesena, seiner gewohnten Residenz, wenn er in der Romagna weilte.

Der Spanier Michele de Corella, von den Italienern Michelotto genannt, Feldhauptmann im Dienste Cesares, war dessen intimster Vertrauter, namentlich wo es sich um irgendwelche Schandtaten handelte. Er war es auch, der Lucrezias Gatten, den Herzog von Biseglia, erwürgt hatte. — Burchard s. Bem. zu I, 5.

Die Verhältnisse und die Lage Cesares, auf die sich die Szene bezieht, sind in der Einleitung dargelegt; sie sind in der folgenden Szene in dem Gespräch zwischen dem Herzog und Machiavelli noch weiter ausgeführt.

CESENA

(2) IN EINEM HAUSE DER STADT

Ein Zimmer, das als Geheimkabinett dient. — Don Cesare Borgia, Herzog von Valentinois, vor einem Tisch mit Depeschen und Briefen.

DON CESARE *(laut)*: Führt Messer Machiavelli herein! — Seid willkommen, Messer Niccolò! Was bringt Ihr Neues aus Florenz.

MACHIAVELLI: Nur Gutes, erlauchter Herr!

DON CESARE: Das freut mich. Seid Ihr von Eurer Reise ermüdet, oder zieht Ihr vor, mir sogleich den Gegenstand Eurer Sendung mitzuteilen? Ich habe einige dringende Geschäfte, die mich zwingen, keine Zeit zu verlieren.

MACHIAVELLI: Mit Erlaubnis Eurer Hoheit werde ich auseinandersetzen, was man mir aufgetragen hat.

DON CESARE: Ich höre Euch.

MACHIAVELLI: Erlauchter Herr, während Ihr in Mailand bei König Ludwig wart . . .

DON CESARE: Ich will Euch gleich von vornherein sagen, daß alles, was man mir von jener Seite in die Schuhe geschoben hat, vor meinen Aufklärungen wie Nebel zerflattert ist.

MACHIAVELLI: Unterdessen hatten Eure Hoheit in Ihren Staaten ausgesuchte Truppen zurückgelassen, um dort gute Ordnung zu gewährleisten, und diese Truppen waren von Führern befehligt, die ein großes Ansehen genossen.

DON CESARE: Es ist sehr wichtig, daß man seine Truppenmacht guten Händen anvertraut.

MACHIAVELLI: Bedauerlicherweise waren diese Hände nicht ebenso treu wie befähigt. In ihrer Furcht, Euch zu mächtig werden zu sehen und Euch nur noch fürchten zu müssen, haben Eure Condottieri unsere Signoria benachrichtigt, daß sie sich mit Giovanni Bentivoglio von Bologna, Pandolfo Petrucci von Siena und andern verbannten Herren verbündet und sich entschlossen hätten, ihre Waffen gegen Euch zu kehren. Sie fordern uns auf, ihrem Bunde beizutreten und erbieten sich, uns diejenigen Territorien und Städte zu überlassen, die zu bezeichnen uns belieben würde.

DON CESARE: Eure Gegenwart hier, Messer Niccolò, läßt mich hinreichend erkennen, daß die Weisheit der Florentiner nicht in so plumpe Fallen geht. Im übrigen ist Euch ja die Ehrlichkeit der Orsini und des Hauses Vitelli genugsam bekannt.

MACHIAVELLI: Ich bin beauftragt, Eurer Hoheit zu versichern, daß die Republik nicht die Gewohnheit hat, ihre Verbündeten zu verraten; sie ist voller Ehrerbietung für den heiligen Stuhl, und Eure Hoheit können auf sie zählen;



CESARE BORGIA. Unbekannter Meister
Nach dem im Besitze des Grafen Codronghi zu Imola befindlichen Gemälde

übrigens hofft sie, daß Eure Hoheit auf keinen von den Venezianern ausgehenden Vorschlag eingehen werden.

DON CESARE: Das ist ein mißlicher Punkt, über den wir reden wollen, wenn wir mehr Muße haben. Es ist nicht dringend. Aber, unter uns, Messer Niccolò, unter uns, — kann man mehr Unbesonnenheit, mehr Windbeutelei, getaucht in eine ungeheure Sauce von Dummheit, an den Tag legen als meine Condottieri es getan haben? Mich angreifen! mich! . . . Und sie haben nicht einmal überlegt, daß sie damit den Papst beleidigten, Ludwig beschimpften und sich die Deutschen, mit denen ich auf ausgezeichnetem Fuße stehe, auf den Hals ziehen! Man sagt immer wieder, die Aragonesen sind mir übel gesinnt. Ich lasse die Leute bei ihrem Glauben, Machiavelli, ich lasse sie dabei! . . . Diese armseligen Haudegen, die sich gegen mich empört haben, bilden sich ein, — diese kläglichen Kindsköpfe, — so gerissene Staatsmänner wie Ihr ließen sich mit ihnen in die schreckliche Sackgasse einsperren, in die sie sich gewagt haben, und das alles wegen einiger elenden kleinen Nester, die unmöglich zu halten sind! Frei heraus: das ist der Gipfel der Lächerlichkeit, nichts weiter! Diese Schilderhebung ist so ohnmächtig, daß ich — ich versichere Euch — noch keinen einzigen Augenblick auch nur die geringste Gefahr für mich gesehen habe!

MACHIAVELLI: Die Signoria hat die Dinge nicht ganz so angesehen wie Eure Hoheit! Sie hat wohl beachtet, daß Ihr fortan ohne Truppen wart; daß Eure Condottieri, indem sie sich von Euch trennten, einen entwaffneten, völlig entwaffneten Mann zurückließen; daß Eure Völker, da sie Euch erst seit wenigen Monaten angehörten, ohne jeden Schmerz, an manchen Orten sogar mit offensichtlicher Freude, von Euch abgefallen sind. Die Franzosen sind Euch wieder gewogen; Ihr sagt es mir, ich glaube es, und das umso mehr, als ich hier in der Umgegend französische Truppen mit den Eurigen marschieren sah. Seine Heiligkeit, der Papst, wird Eure Hoheit auch nicht im Stich lassen — das ist ziemlich

wahrscheinlich —, indessen wird es Ihr vielleicht selbst schwer fallen, sich in Rom gegen die Empörungsversuche der Häuser Vitelli und Orsini zu verteidigen. Eure Hoheit glauben mit den Deutschen und sogar mit den Aragonesen gut zu stehen; das ist auf alle Fälle etwas ganz Neues, und wir dürften Gründe haben, nicht Hochderen Ansicht zu sein. Aber setzen wir den Fall, die Condottieri Eurer Hoheit, die Pagolo, Vitellozzo, Oliverotto, Gravina, Petrucci, Baglioni und die andern hätten, anstatt ihre Zeit im Peruginischen mit Hin- und Widerreden und Unterhandlungen zu vertrödeln, sich ganz einfach Eurer Person bemächtigt, während Ihr allein, von Truppen entblößt, hilflos in Imola überrascht wurdet, — so ist es nicht leicht, sich vorzustellen, wie Eure Hoheit sich aus dem Handel gezogen haben würden. Das hat man in Florenz erwogen, und darum vermutet man, daß unsere Hilfe Euch nicht unerwünscht wäre. Wenn aber die Freundschaft meiner erlauchten Signoria hier fehlgegangen ist und sich ohne Grund beunruhigt hat, so werden Eure Hoheit geruhen, die gute Absicht als Entschuldigung anzunehmen.

DON CESARE: Wir wollen ganz ohne jeden Rückhalt reden! Nichts konnte mir angenehmer sein als Euer Kommen, und Ihr werdet denen, die Euch gesandt haben, dafür meinen Dank übermitteln. Ich war jüngst in Imola nicht gar so schlecht daran, wie Ihr zu glauben scheint. Ich hatte — glaubt mir — mehr als einen Pfeil in meinem Köcher! Ich war mir bewußt, nicht allein über Mittel zur Rettung zu gebieten, sondern die Gewißheit des Triumphs zu haben! Dennoch war meine Lage — ich will es nicht leugnen — in mancher Beziehung anders, als ich sie gewünscht hätte. Seither aber hat sich alles geändert. Der Herr, der Meister, bin ich! Wollt Ihr, mein werter Messer Machiavelli, daß ein Plan mißlinge? So laßt ihn durch eine Mehrheit von Menschen ausführen. Es erfordert die ganze Willenskonzentration eines Einzelnen, dies schwierige Etwas zu erzeugen, das man eine Tat nennt. Nun ja, sie haben sich gemeinsam gegen mich verschworen, aber ich habe den Vor-

teil vor ihnen voraus, über meine Verteidigung allein entscheiden zu können. Ich stehe jetzt an der Spitze einer starken italienischen Reiterei, die auszuheben man mir Zeit ließ, an der Spitze von fünfhundert französischen Lanzenreitern, die herbeizurufen man mir Zeit ließ und was noch viel wertvoller ist: ich besitze die Freundschaft der Florentiner, der man Zeit ließ zu reifen. Gewiß, Ihr rettet mich nicht, aber Eure Hilfe kommt mir wie gerufen.

MACHIAVELLI: Mag die Züchtigung der Eidbrüchigen auch noch so streng ausfallen, die erlauchte Signoria wird finden, daß sie wohl verdient ist.

DON CESARE: O, davon kann gar nicht die Rede sein. In gewissen Fällen ist Milde geboten. Nicht weil ein Bedenken bestände, offenkundige Verräter und Mörder wie Vitellozzo und Oliverotto zu bestrafen — ganz Italien ist ja von dem Blute ihrer Verbrechen besudelt. Trotzdem habe ich die versöhnlichsten Absichten . . . Battista! . . . Gut! . . . Geleite den Herrn Sekretär zu meinem Haushofmeister. Man soll ihm gutes Quartier geben und alles, was ihm angenehm sein kann. Messer Niccolò ist mein besonderer Freund.

BATTISTA: Jawohl, Hoheit.

MACHIAVELLI: Eure Güte macht mich verlegen, gnädiger Herr.

DON CESARE: Gott befohlen!

Niccolò Machiavelli verläßt das Kabinett.

DON CESARE (*allein*): Die Florentiner! . . . Sie kommen mir zu sehr gelegener Zeit zu Hilfe! . . . Wenn ich nicht auf meiner Hut wäre, würden sie mir aus diesem Dienst bald einen Strick drehen, und ich würde bei passender Gelegenheit damit erwürgt werden. Ihre plötzliche Freundschaft ist nur die Kehrseite ihres Hasses gegen die Orsini. Sie halten mich für weniger stark, folglich für weniger gefährlich als diese alte Familie . . . Ein Champignon hat keine Wurzeln und schießt nie so hoch empor wie die Eiche . . . und sie halten mich für einen Champignon! Von heute ab

werde ich mich noch mehr als bisher vor Florenz in acht nehmen müssen! . . . Holla, Giovan-Maria!

GIOVAN-MARIA: Was befehlen Eure Hoheit?

DON CESARE: Schau nach, wo Don Michele und Monsignore Burchard sind. Ich ersuche sie zu einer Besprechung zu kommen.

GIOVAN-MARIA: Die beiden Herren harren Eurer Befehle.

DON CESARE: So laß sie eintreten!

Don Michele und Burchard treten ein.

Unsere Sache steht besser, aber nicht so gut, daß die Gefahr nicht noch außerordentlich groß bliebe.

BURCHARD: Die Florentiner haben einen Gesandten an Eure Hoheit geschickt. Seid Ihr nach dieser Seite hin gesichert?

DON CESARE: Hinlänglich, und auf diesem Fundament wollen wir bauen. Du, eile jetzt auf dem kürzesten Wege nach Bologna; du wirst nicht eher nach Rom zum Heiligen Vater zurückkehren, als bis ich dich dorthin schicke. In Bologna suchst du herauszubekommen, wodurch Giovanni Bentivoglio bewogen werden könnte, sich von der Liga zu trennen. Markte nicht; biete an oder gewähre. Wir werden später sehen, ob wir deine Verpflichtungen halten oder nicht halten. Du, Michele, suche die Condottieri auf und . . . hier sind die Instruktionen, die ich eben niedergeschrieben hatte, als der Florentiner ankam. Du wirst dieses neue Bündnis in den glänzendsten Farben ausmalen und den denkbar größten Vorteil daraus ziehen.

DON MICHELE: Eure Hoheit, ich werde mein Bestes tun!

DON CESARE: Sobald es euch gelungen, euch auch nur Gehör zu schaffen, habt ihr mir beide zu berichten. Der Gegner, der verhandelt, ist nicht entschlossen. Früher oder später muß er zu Fall gebracht sein. Geht! Wenn ich diesen

Sturm überstehe, den heftigsten, der mich je überfallen hat, so bleibe ich Herr der ganzen Romagna.

DON MICHELE: Nein, gnädigster Herr, von ganz Italien!

DON CESARE: Kann sein! Ich weiß wirklich nicht, was mir wertvoller wäre: über ein so schönes Reich zu herrschen und diese elenden gallischen und deutschen Barbaren bis auf den letzten Mann zum Teufel zu jagen, oder aber diese Herzöge, Fürsten und Podestàs vom alten Schlage aufzuknüpfen! Sie begreifen nichts von den Forderungen der neuen Zeit, die Schwachköpfe!! Sie zerstechen mich mit ihren Bosheiten, wie nur ein spanischer Stier mit Banderillos gespickt werden kann.

DON MICHELE: Alles Glück wird Euch auf einen Schlag kommen und vollkommen wie die himmlische Glückseligkeit! Ich küsse die Hände Eurer Hoheit!

BURCHARD: Und ich desgleichen.

DON CESARE: Geht! Und spart alle beide nicht mit den Kurieren!



ENDE NOVEMBER 1502. Die Florentiner hatten sich einerseits an Ludwig XII. zum Schutze gegen die Anschläge Cesares gewendet, andererseits suchten sie sich, so gut es ging, mit den

Borgia abzufinden. Der Papst und der Herzog Valentino hatten schon im Herbst Florenz aufgefordert, Gesandte zu schicken; daraufhin war Machiavelli als Unterhändler nach Imola, in das Hauptquartier des Herzogs, geschickt worden. Alexander und Cesare verhandelten mit den Florentinern „über verschiedene Gegenstände, indem sie diese gegen den einen oder den anderen ihrer Wünsche willfährig zu machen hofften", wie sich Guicciardini ausdrückt. Unter dem Drucke der unsicheren Lage ließen sich die Florentiner herbei, dem Herzog jährlich Subsidien in der Höhe von 30 000 Dukaten zu bezahlen.

Machiavelli hat der Signoria von Florenz ausführliche Berichte über die damaligen Ereignisse in der Romagna und die Tragödie in Sinigaglia erstattet. „Für einen politischen Denker des damaligen Italiens gab es kein näherliegenderes Problem als das Entstehen und Vergehen der Staaten. Hier wurde nun Machiavelli der Zeuge eines verwegenen Experiments, das seine Erfahrung bereichern mußte. Hier fand er alles, was er am Arno vermißte: rücksichtslose Entschlossenheit und eine übermenschliche Siegeszuversicht. Diese Kraft des Willens war ihm neu. Ihr allein galt seine Bewunderung. Den schließlichen Erfolg schrieb er weislich dem unerhörten Glück des Herzogs zu... Nichtsdestoweniger wäre es grundverkehrt, seine Teilnahme an der Tragödie von Sinigaglia nicht höher anzuschlagen als das Interesse eines Spielers an einer geschickten Schachpartie, deren Zuschauer er zufällig geworden ist. Im Gegenteil dürfen wir versichert sein, daß ihm das Herz geschlagen hat, als er Cesare über seine Feinde triumphieren sah. Die Schwäche der florentinischen Republik mußte ihn fürchten lassen, daß auch Toscana von dem Drachen verschlungen werde. Seine Berichte beweisen, daß ihn der Gedanke an die Staatengründung Cesares erschreckt hat. Zu geheimer Sympathie war daneben kein Raum. Umso eifriger finden wir ihn bemüht von Cesare zu lernen." (R. Fester.) Mit diesen Worten ist die innere Anteilnahme, die Machiavelli an den Ereignissen nimmt, die die nächsten Szenen behandeln, vorzüglich charakterisiert.

Aber auch Cesare hat sich gewiß für den großen politischen Denker interessiert; er kam ihm mit „einer gewissen schrecklichen Bonhomie entgegen". Über die Condottieri sagte er einmal zu Machiavelli: „Ich will nicht prahlen, aber wahrscheinlich dürften meine Feinde ihren Verrat an mir bereuen." Ein andermal äußerte er lächelnd: „Die Konstellationen scheinen mir dieses Jahr für die Rebellen nicht günstig zu sein!"

SINIGAGLIA

(3) DAS LAGER DER CONDOTTIERI

Das Beratungszelt der Führer. Um einen großen Tisch sitzen Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signor Pagolo Orsini, Francesco Orsini Herzog von Gravina, die Kapitäne der Soldtruppen.

GRAVINA: Nur Friede! Streiten wir uns nicht! Alle haben wir recht, alle haben wir unrecht gehabt! Ich zu allererst! Wir mußten uns des Valentino bemächtigen, als wir ihn zu Imola sicher hatten, und ihn kalt machen! Aber uns jetzt zu entzweien, wäre ein noch viel größerer Fehler.

PAGOLO ORSINI (*schlägt mit der Faust auf den Tisch*): Und ich, ich sage euch, daß auch nicht das geringste aufs Spiel gesetzt ist. Bei Gott! wir verfügen über zehntausend Mann, und ein paar armselige französische Lanzen sind nicht dazu angetan, einem Manne aus meinem Hause Furcht einzujagen!

OLIVEROTTO: Ich bin ganz Eurer Meinung; ich besetze die Vorposten mit meiner Kompagnie: fünfhundert Reitern und tausend Bogenschützen! Der Borgia soll sich nur einfallen lassen, mit mir anzubinden und ich will ihm schon einen glänzenden Empfang bereiten!

VITELLOZZO VITELLI: Das sind nichts als Prahlereien! Die nackte Tatsache ist, daß wir nichts von alledem getan haben, was wir uns ausgedacht hatten. Der Valentino lebt und sollte in diesem Augenblick doch sechs Fuß unter der Erde verfaulen. Aber nein! Wir haben geschwatzt, anstatt zu handeln, und der Feind macht sich über uns lustig. Bentivoglio, der uns seine Hilfe versprochen hat, stellt sich tot; Guidobaldo läßt sich zu Urbino huldigen und rührt sich nicht. Die Florentiner haben uns nicht einmal geantwortet! Ich, für meine Person — — das erkläre ich euch — sehe recht schwarz in die Zukunft.

PAGOLO ORSINI: Soll ich frei herausreden? Du bringst mich um mit deinen Jeremiaden! Wenn Condottieri mit dem Panzer am Leib und dem Schwert an der Seite solche Jammermelodien anstimmen, ist's zum Erbarmen!

VITELLOZZO VITELLI: All deine Wildheit und dein Geprahle ändert nichts an der Wirklichkeit. Wenn du aufgeknüpft, gerädert oder vergiftet bist, wird dir's gut anstehn, den wilden Mann gespielt zu haben.

GRAVINA: Friedlich, friedlich, Kameraden! Wäre es nicht besser, wenn wir uns freundschaftlich über den besten und sichersten Ausweg beraten wollten?

VITELLOZZO VITELLI *(erhebt sich, geht erregt durch das Zelt und erhebt die Arme zum Himmel):* Beim Himmel! wie blind die Menschen doch sind! Wie eifrig sie doch in ihr Verderben rennen! Welcher Wahnsinn hat uns erfaßt, daß wir uns mutwillig in ein so schlecht überlegtes Unternehmen stürzten!

OLIVEROTTO: Pah! Nichts war vernünftiger, ja nichts notwendiger! Wir stehen im Solde des Valentino, das ist wahr, — aber wozu? Es ist ihm gestattet, die von uns eroberten Gebiete zu besitzen, aber wir müssen sie besetzt halten und darin herrschen. So haben wir die Dinge verstanden! Wir befehligen unsere Truppen; sie bedürfen des Soldes, — er liefert ihn uns. Nichts einfacher als das! Aber die wahren Herren, das sind wir; ich erlaube ihm nicht, sich den Anschein zu geben, als vergäße er es, — und da will er nun den Herrscher spielen? Das wäre nicht übel!

PAGOLO ORSINI: Ganz meine Ansicht! Ihr redet wie ein Bischof, Oliverotto. Geld und Vergnügen für unsere Leute! Vergnügen und Geld für uns, und den Teufel für die ganze Welt! Condottieri dürfen nur nach diesen Grundsätzen leben, nur sie festhalten und dulden!

OLIVEROTTO: Und wir haben tausendfach Ursache gehabt, uns zu ärgern, wenn wir sahen, wie dieser Valentino nur seinen Vorteil und nicht den unseren suchte! Aber wie? Er will regieren? den Fürsten spielen? Den wahren Fürsten?

VITELLOZZO VITELLI: Soviel steht fest, daß er seinen Offizieren den Hals abschneidet, wenn sie den Bauern für sich selbst und nicht für ihn plündern.

PAGOLO ORSINI: Seine Offiziere, über die ist er ja Herr; aber er hat es gewagt, auch mir wegen der Ein-

äscherung eines Dorfes auf das unziemlichste zu drohen! Ein Cesare Borgia! ein Mensch von niedriger Herkunft, ein Hundsfott, ein Schweinekerl, der ein kleiner Sforza werden will!

GRAVINA: Der war doch wenigstens Condottiere, wenn nicht sogar ein Edelmann.

OLIVEROTTO: Ah! Ihr verrechnet euch sehr mit dem Bastard Alexanders VI.! Im übrigen pfeife ich auf das, was er ist oder nicht ist! Weder Szepter, noch Gesetz! Unser gnädigster Wille, das genügt! Wir werden gut tun, nicht auf unsere Pläne zu verzichten!

VITELLOZZO VITELLI: Welches sind denn eure Pläne?

PAGOLO ORSINI: Ei, zum Teufel! unsere Pläne . . . das sind immer unsere Pläne! Den Valentino zur Rolle eines Dieners herabdrücken, nichts weiter. Wenn er Widerstand leistet, wird er abgedankt, — das sind unsere Pläne!

VITELLOZZO VITELLI: Einverstanden; aber sie sind mißglückt! Ihr habt weder Entschiedenheit, noch Festigkeit, noch Schnelligkeit bewiesen.

OLIVEROTTO: Der Teufel soll dich erwürgen!

GRAVINA: Ruhe! Ruhe! Ich beschwöre euch! Wir müssen uns einigen! Überlegen wir! Beschließen wir etwas, wenn es auch noch so wenig ist!

Ein Offizier tritt herein.

DER OFFIZIER: Euere Exzellenzen, der Kapitän Don Michele de Corella ist aus dem Lager des Valentino eingetroffen. Er wünscht bei euch vorgelassen zu werden.

PAGOLO ORSINI: Ei! Michele ist's! Der kleine Michele? Das ist ein braver Bursche!

VITELLOZZO VITELLI: Jawohl, er hat dem Teufel und seinem Herrn die Seele verkauft!

GRAVINA: Ich bin neugierig, zu erfahren, was er uns zu sagen hat.

VITELLOZZO VITELLI: Wenn ihr ihn anhört, wird er sich eures Vertrauens bemächtigen, indem er Lügen auf

Falschheiten häuft, wie einst die Titanen beinahe den Himmel erklommen haben, indem sie den Pelion auf den Ossa türmten! Ich will ihn nicht empfangen!

OLIVEROTTO: Aber ich! Führt Don Michele herein!

Don Michele tritt ein und umarmt die vier Condottieri der Reihe nach.

DON MICHELE: Guten Tag, guten Tag, erlauchte Signori! Meine lieben, meine vortrefflichen Signori! Ich bin entzückt, euch alle so wohlauf anzutreffen!

DIE CONDOTTIERI: Danke, Don Michele! Euch scheint es auch nicht schlecht zu gehen?

DON MICHELE: Ach! Nichts als Sorgen, ich schwöre es euch! Seit ihr und er euch nicht mehr zu verstehen scheint, ist der gnädige Herr sehr traurig und läßt uns recht trübselig dahinleben.

PAGOLO ORSINI: Die Pest ersticke ihn, Euren gnädigen Herrn! Er ist ein Mensch ohne Treu und Glauben.

DON MICHELE: Und warum denn? Ich bitte Euch?

PAGOLO ORSINI: Es ist offensichtlich, daß er den Despoten spielen will, und wenn wir ihm dazu verholfen haben, werden uns alle Mächte Italiens auf dem Nacken sitzen. Und unser schlimmster Gegner wird er selbst sein, der zuletzt auf unsere Kosten Frieden schließen wird, obwohl er uns alles verdankt.

DON MICHELE: Da ich nicht hierhergekommen bin, euch in Illusionen zu wiegen, noch zwecklos auf eingebildete Beschuldigungen zu antworten, so laßt uns bitte Ordnung in unsere Rede bringen. Um bei Euch anzufangen, Messer Pagolo, was wollt Ihr mit Euren Klagen? Ist Euch der Sold nicht regelmäßig, ja sogar vor dem fälligen Termin, ausgezahlt worden?

PAGOLO ORSINI: Ich . . .

DON MICHELE: Verzeiht mir, mein guter, liebenswürdiger Pagolo! Ihr könnt mir sogleich erwidern, was und wie Ihr wollt, und so ausführlich, wie es Euch paßt; vorher aber müßt Ihr wissen, mit was für einem Manne Ihr zu tun

habt, — und deshalb muß ich mich erklären. Ich bin ein freimütiger, aufrichtiger, ehrlicher, gerader, schlichter Mann und mache keine Umschweife! Ich schwöre es Euch bei der aufrichtigen Freundschaft, die ich für Euch hege, und bei meiner ewigen Seligkeit, um die ich nicht kommen möchte! Warum sollte ich Euch also etwas sagen, was nicht streng der Wahrheit gemäß wäre? Habt Vertrauen zu mir, alle vier, und laßt mich frei vom Herzen weg zu euch reden! Nein, Pagolo, nein, mein werter Kamerad, der Herzog hat Euch nicht das leiseste Unrecht getan; im Gegenteil, er hat Euch besonders geliebt und geehrt, und genau das gleiche ist dem Hause Orsini und dem Hause Vitelli gegenüber der Fall gewesen. Und was ich Euch für Euch bezeuge, das beschwöre ich ebenso für diese übrigen Kapitäne. Was die Vergangenheit betrifft, habt Ihr meinem Herrn nichts vorzuwerfen.

OLIVEROTTO: Ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung, Michele, aber . . .

DON MICHELE: Geduld! Geduld! Laßt mich zu Ende kommen! In der Vergangenheit — wiederhole ich — hat euch nichts Anlaß zur Verstimmung gegeben, aber die Zukunft? Ah! Ihr fürchtet für die Zukunft? Ihr glaubt, der Herzog sei so sehr darauf aus, allein zu herrschen, daß es ihm begegnen könnte, eure Dienste zu verkennen?

GRAVINA: Das wäre nicht unmöglich.

VITELLOZZO VITELLI: Ich für meine Person würde mich nicht darüber wundern.

DON MICHELE: Aber ich würde mich sehr darüber wundern. Von der Undankbarkeit ganz abgesehen, wäre es dermaßen töricht und ungeschickt. . . Überlegen wir doch ein wenig. Der Herzog wird von den Franzosen gestützt?

OLIVEROTTO: Wieso, gestützt? Sie sind es doch, die ihn aus dem Lehm geschaffen haben, wie Gott den Adam!

DON MICHELE: Ja, aber was hat Adam getan? Er hat augenblicklich gegen Gott ein Komplott geschmiedet, weil man seinen Schöpfer niemals liebt, dieweil er ein zu demütigender Gebieter ist. Versteht ihr das?

VITELLOZZO VITELLI: Um sich die Franzosen vom Halse zu halten, rechnet der Valentino auf den Papst.

DON MICHELE: Und vielleicht auch auf die Unsterblichkeit des Papstes? Wird Alexander VI. denn ewig leben? Könnt ihr uns das verbürgen? Nein! Wenn man Seine Heiligkeit einmal in die Grube senkt, wären wir demnach gezwungen, uns gleichfalls darein betten zu lassen? Ihr täuscht euch, wir wollen leben, und um das zu können und zu herrschen, rechnen wir auf euch und auf niemand anders!

PAGOLO ORSINI: Das ist was ganz Neues!

DON MICHELE: Ich bin vielleicht zu aufrichtig, ich muß euch daher auf alle Fälle bitten: sagt dem Valentino meine Worte nicht wieder. Sie müssen unter uns bleiben. Was ich euch da versichere, ist die reine Wahrheit. Wir suchen noch wünschen wir andere Freunde als euch! Denn — um euch alles zu sagen — was ich denke: eines Tages werden wir doch mit den Florentinern brechen müssen, so gut unser Einvernehmen auch gegenwärtig sein mag.

DIE VIER CONDOTTIERI *(gleichzeitig):* Was erzählt Ihr uns da? Ihr steht gut mit den Florentinern? Seid Ihr Eurer Sache gewiß?

DON MICHELE: Natürlich! Einer ihrer Sekretäre, Messer Niccolò Machiavelli, ist in diesem Augenblicke bei uns. Ihr könnt euch leicht davon überzeugen und . . .

PAGOLO ORSINI: Warum haltet Ihr inne? Redet! Michele, verschweigt uns nichts! Wir sind doch stets Freunde gewesen!

DON MICHELE: Nein! Ich darf euch nicht sagen, was ich auf der Zunge hatte. Ich lasse mich euch gegenüber zu sehr gehen! Ihr würdet gewiß dem Valentino die eine oder andere meiner Äußerungen wiedersagen. So wenig es auch sein würde, für meine Sicherheit wäre es schon zu viel! . . . Nein! . . . Sprechen wir von etwas anderem! . . . Dringt nicht in mich, ich bitte euch darum! . . . Seht! Es ist mein Verderben, wonach ihr trachtet! . . . Nein, und tausendmal nein!

. . . Meine Freunde, ich bitte euch darum! . . . Verstehen wir uns recht! Ich will euch nur eine Einzelheit erzählen . . . eine einzige . . . Ihr schwört mir vollständige Verschwiegenheit?

DIE VIER CONDOTTIERI: Bei unserer Ehre und bei allen Evangelien!

DON MICHELE: Gott! wie unrecht tat ich doch, mich gehn zu lassen! . . . Durch Messer Niccolò haben wir erfahren, daß ihr den Florentinern Bündnisvorschläge gemacht habt. Sie haben dem Valentino eure eigenen Briefe geschickt und Geld und Truppen angeboten; sie haben an Giovanni Bentivoglio geschrieben, daß sie sich sofort gegen ihn wenden würden, wenn sein Unglück es wollte, euch sein Wort zu halten. Das ist's, was ich euch anvertraue . . . Mehr werdet ihr nicht erfahren, und solltet ihr mich bis morgen bestürmen. Übrigens bedrückt mich das alles aufs schwerste!

VITELLOZZO VITELLI: Ich sehe nicht ein, was dich so sehr betrübt. Die Bologneser verraten uns, nach deinen Worten zu schließen; die Florentiner sind Judasse, ein ganzes Korps schwerer Reiter steht hinter euch bereit; du machst dich über uns wohl lustig mit deiner Jammermiene?

DON MICHELE: Und in sechs Monaten, was soll dann aus uns werden? Ihr allerdings werdet mit so vielen Feinden auf dem Halse schon in wenigen Tagen aufgerieben werden. Alle Städte verabscheuen euch, und solltet ihr euch auf die Seite der Spanier schlagen, so sind euch die Wege schon versperrt. Aber wir? Was können wir in den Händen so vieler Beschützer erwarten? Ach! Ihr habt sehr unrecht gehabt, euch zu empören. Man ist versucht, das Gleichnis des Menenius auf euch anzuwenden.

PAGOLO ORSINI: Das Unglück ist nun einmal geschehen.

PAGOLO ORSINI: Das Unglück ist nun einmal gehört hätte!

OLIVEROTTO: Ihr scherzt, Messer Vitellozzo! Ihr wart der Hitzigste!

VITELLOZZO VITELLI: Ich erkläre Euch, daß ich mir dieses anmaßende Gebahren verbitte! Ihr vergeßt Euch!

GRAVINA: Gemach! Vertragt euch! Ich bitt' euch, keinen Streit!

DON MICHELE: In der Tat, gestritten habt ihr euch nachgerade genug! Jetzt täte es not, sich zu verständigen.

VITELLOZZO VITELLI: Geschehen ist geschehen. Wir hätten vielleicht klüger getan, uns ruhig zu verhalten; aber es gibt keine größere Torheit, als uns jetzt überlisten zu lassen. Ich kenne die schönen Verheißungen des Signor Borgia! Ich kenne sie! Ich kenne sie recht gut! Er sieht in der ganzen Welt weder Freunde noch Feinde, sondern nur Marionetten, und keine einzige ist von ihm in Bewegung gesetzt worden, ohne daß er sie zerbrochen hätte.

DON MICHELE: Vielleicht habt ihr recht; in diesem Falle führt Krieg mit ihm! Auf der einen Seite stehen der Papst, der König, die Florentiner; morgen die Bologneser, übermorgen alle Städte, alle Gemeinden, alle Parteien, alle Herren der Romagna, eure Genossen Petrucci von Siena und selbst Giampagolo Baglioni von Perugia miteinbegriffen. Auf der andern Seite bemerke ich die Häuser Vitelli und Orsini, und dabei ist noch in Anschlag zu bringen, daß die Klügsten unter euch in Rom, in der Gewalt des Papstes sind. Aber vielleicht habt ihr Glück!

PAGOLO ORSINI: Es sind noch keine acht Tage her, da haben wir eure Leute bei Fossombrone geschlagen.

DON MICHELE: Auch recht, so schlagt uns denn weiter!

OLIVEROTTO: Setzen wir einen Augenblick den Fall, wir wären geneigt, zu unterhandeln, hättest du uns dann irgend einen vernünftigen Vorschlag zu machen? Ich meine, Vorschläge, die geeignet sind, uns vor der Rachsucht des rachsüchtigsten aller Menschen zu sichern, ganz unbedingt zu sichern?

DON MICHELE: Ich verstehe nicht recht, welche Gefahr ihr laufen könntet, da ihr doch an der Spitze eurer

eigenen Truppen steht. Ihr habt, denke ich, nicht die Absicht, euch von ihnen zu trennen?

GRAVINA: Sicherlich nicht! Aber ihr, ihr habt doch auch Truppen, und wenn wir uns infolge eines übel angebrachten Vertrauens überrumpeln ließen. . .

DON MICHELE: In diesem Falle — ich wiederhole es euch — würden wir den Ausländern auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert bleiben, und ich glaubte, ich habe euch unsern Widerwillen in diesem Punkt zu erkennen gegeben. Noch etwas! Was ihr getan habt, hat den Herzog nicht so geärgert, wie ihr anzunehmen beliebt. Er hat sich nicht in großer Gefahr geglaubt; er hat wohl bemerkt, daß ihr ihn zu Imola geschont habt. Überdies kennt er schon seit langem die gehässigen Maßnahmen der Florentiner gegen eure Familien. Im Grunde betrachtet er euer Verhalten als den recht unbesonnenen Streich von wackeren aber etwas ahnungslosen Soldaten. Ihr seid nicht verpflichtet, tiefe und weitsehende Politiker zu sein, meine edlen Signori. Wollt ihr einen höheren Sold, einen glänzenden Hof, schöne Feste, eine freundliche Aufnahme? Nun, so kehrt zu uns zurück; ihr findet offene Arme. Vor allen Dingen: geht in eurem Schuldgefühl nicht zu weit, ihr seid nicht entfernt so große Übeltäter wie ihr fürchtet! . . . Jetzt aber, bis ihr einen Entschluß gefaßt habt, gestehe ich euch, daß ich ganz gerne zu Abend essen würde. . .

PAGOLO ORSINI: Ich nehme dich in mein Quartier mit, wenn du willst.

DON MICHELE: Nein! Nein! macht wegen meiner keine Umstände! Bleibt und beratet weiter; der erste beste wird mir den Weg zeigen.

GRAVINA: Pagolo kann mit Euch gehen. Wir werden heute Abend oder morgen früh Zeit finden, über alle diese Angelegenheiten zu reden. Für eine Sitzung haben wir uns die Köpfe genügend zerbrochen!

VITELLOZZO VITELLI: Ich gestehe, daß mir der Kopf brummt; ich kann nicht mehr.

DON MICHELE: Ihr werdet aber, meine lieben Signori, meine Freunde, meine guten Freunde, euer Versprechen nicht vergessen, nicht wahr? Ihr werdet dem Herzog nichts davon verraten, was ich ausgeplaudert habe? Die Zunge ist mir recht unkluger Weise durchgegangen. Ihr wißt es — doch ohne böse Absicht —, der Himmel ist mein Zeuge!

DIE VIER CONDOTTIERI: Sei vollständig beruhigt, wir sagen nichts, alter Fuchs.

ANFANG DEZEMBER 1502. Durch geschickte Verhandlungen und Versprechungen war es Cesare gelungen, die abgefallenen Condottieri wieder für sich zu gewinnen. Von Blindheit geschlagen gingen diese selbst in allen Freveln erfahrenen Leute in die Falle, die ihnen der Meister bereitete. Er wußte sie schließlich zu einem förmlichen Friedensvertrag zu überreden; das Vergangene sollte vergessen sein, der Herzog garantierte seinen Condottieri alle ihre Besitzungen und sie ihm die seinen sowie diejenigen seines Hauses, „ein Vertrag über den sogar die Kinder lachen mußten", wie sich Cesares Sekretär Agapito zu Machiavelli äußerte.

Die getrennt geführten Verhandlungen — Cesare äußerte, er esse die Artischoke Blatt für Blatt — sind in eine Szene zusammengezogen. (Vergl. auch Bem. zu II, 1.) Die Condottieri standen erst Ende Dezember gemeinsam vor Sinigaglia.

Unter „Lanze" verstand man einen Trupp von — meist fünf — schweren Reitern. Eine „Vollanze" war eine Gruppe bestehend aus einem schweren Reiter, drei Bogenschützen, einem Knappen und einem Pagen.

CESENA

(4) DAS ARBEITSZIMMER DON CESARE BORGIAS

Der Herzog, mehrere Vertraute, Kuriere und Sekretäre. Einige schreiben eilig Depeschen, andere stehen und umgeben ihren Herrn.

DON CESARE: Keine Kuriere?

EIN SEKRETÄR: Nein, Eure Hoheit, noch nicht!

DON CESARE: Man melde mir sogleich, wenn einer kommt. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Antonio, du bist bereit?

ANTONIO: Jawohl, Eure Hoheit, mein Pferd steht vor der Tür.

DON CESARE: Geh und suche in meinem Namen die Bauern des Apennin auf. Wende dich in erster Linie an die Cerroni, und unter diesen an die Familien Ravagli. Wenn die Rinaldi dich anhören wollen, bist du natürlich mit ihnen freundlich; mehr Einfluß habe ich aber auf die andern. Auf jeden Fall: vernachlässige niemand und mach' mir so viel Freunde, als du irgend kannst.

ANTONIO: Jawohl, gnädiger Herr.

DON CESARE: Versprich Geld, versprich Gerechtsame, versprich vor allem Rache und die Plünderung der Städte, die ich bei Verweigerung sofortiger Unterwerfung mit Sturm nehmen müßte.

ANTONIO: Jawohl, gnädiger Herr. Der Bauer liebt es sehr, die Städte zu plündern.

DON CESARE: Rede ihm vor, was ihn anstacheln kann. Trage auch Sorge, den Baronen zu schmeicheln, die bei den Bauern beliebt sind und ziehe ihrer so viel wie möglich auf unsere Seite herüber.

ANTONIO: Ich kenne sie alle, und wenn ich ihnen Hoffnung auf die Vernichtung der Soldtruppen mache. . .

DON CESARE: Tu, was du kannst, ich verantworte alles; leb' wohl! Nun zu dir, Alfonso!

ALFONSO: Zu Befehl, gnädiger Herr.

DON CESARE: Geh nach Forlì. Ich muß dort die Guelfen für mich gewinnen. Biete ihnen daher meinen Schutz gegen die Ghibellinen an. Da diese die stärkeren sind, wollen wir jene, die ein Bündnis am nötigsten haben, an uns fesseln. In Faenza und Ravenna wirst du es ebenso machen, aber in Rimini, wo die Guelfen die Oberhand haben, machst du es umgekehrt. Dort bearbeitest du vor allem die Ghibellinen. Geh' jetzt! Und ihr da, habt ihr eure Weisungen?

MEHRERE VERTRAUTE: Jawohl, gnädiger Herr!

DON CESARE: So geht denn und bringt Erfolge heim!

Sie gehen ab.

Dich, Martino, will ich nach Urbino schicken. Du hast dort folgendes zu tun, damit Guidobaldo getötet oder davongejagt wird. Paß' gut auf!

ANFANG DEZEMBER 1502. Schon am 8. Dezember war das Herzogtum Urbino wieder unterworfen. Zahlreiche Orte wurden von den Banden der Condottieri in Brand gesteckt, die Einwohner niedergemacht. Der Herzog Guidobaldo war rechtzeitig geflohen.

Ghibellinen war im Mittelalter seit der Zeit der staufischen Kaiser der Parteiname der Anhänger der kaiserlichen Gewalt im Gegensatz zu den Guelfen, den Verfechtern der national-italienischen Interessen, die sie im Papsttum verkörpert sahen. Schon im XIV. Jahrhundert kamen diese Bezeichnungen mehr und mehr außer Gebrauch; vielfach wurden sie nun auch für Parteigegensätze üblich, die mit der ursprünglichen Bedeutung nichts mehr zu tun hatten.

CESENA

(5) AUF DEM PLATZE VOR DEM KASTELL

Die französischen schweren Reiter und Bogenschützen spielen Kegel und Bockspringen. Ein schwerer Reiter geht mit zwei Bogenschützen an derselben Stelle auf und ab, wo Don Michele und Monsignore Burchard gingen.

DER SCHWERE REITER: Ich aber sage dir, daß die Eyquem eine der guten Familien von Bordeaux sind, und als der Vater das Schloß Montaigne gekauft hat, sagte die ganze Welt: Umso besser, das ist ein gutes Geschlecht!

ERSTER BOGENSCHÜTZE: Ja, aber keins von den ersten der Stadt. Die Lestonnac sind viel älter!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Sie mögen alt sein, aber die Colomb sind noch älter. Das hab' ich meinen Vater immer sagen hören.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Ich habe nichts dagegen. Es scheint, daß sie zur Zeit der Engländer Bürgermeister und Schöffen ihres Namens gehabt haben!

DER SCHWERE REITER: Das hat man mir auch versichert! Es war eine gute Zeit, die Zeit der Engländer! Die

Stadt zahlte keine Abgaben, es gab keine Zölle, und der Wein kostete so gut wie gar nichts!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Möchtest du jetzt wieder englisch werden?

DER SCHWERE REITER: Baim Kap Saint-Fort! Ich würde werden, was man wollte, wenn man mich nur nach Mailand zurückkehren ließe, wo ich ein kleines Mädel gelassen habe, dem mein Schnurrbart gar wohl gefiel.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Tatsache ist, daß man hier fast kein Vergnügen hat; man schlägt sich so gut wie gar nicht und möchte vor Langeweile umkommen, wenn man von Morgens bis Abends die gelben Gesichter dieser Lumpenkerle von Italienern sehen muß. Kerle, so dumm, daß man nur lachen kann. Sie verstehen kein Wort französisch, sie trinken nicht, tanzen nicht und haben genau so viel Verstand wie mein Gaul!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Oho, Jeannot, sei vergnügt, mein Junge! Da! nimmt das, damit du wieder guter Laune wirst!

Er schlägt ihm seine Kappe zu Boden; die Bogenschützen und der schwere Reiter stoßen und schlagen sich unter schallendem Gelächter.

SINIGAGLIA

(6) DAS LAGER DER CONDOTTIERI

Das Zelt Pagolo Orsinis. — Pagolo hat eben mit Don Michele zu Abend gegessen. Diener tragen ab und ziehen sich dann zurück.

DON MICHELE: Es ist euch allen zu Kopf gestiegen und keiner sieht die Dinge, wie sie sind. Der Herzog ist gerade nicht der gutmütigste Mensch von der Welt — das ist richtig —, darum ist er aber noch nicht der wenigst kluge, und deshalb denkt er nicht daran, euch hart zu behandeln und sich dadurch dessen zu berauben, was ihr ihm wert seid.

PAGOLO ORSINI: Wenn wir ihn anhören, sind wir verloren! Du wirst mich nie vom Gegenteil überzeugen. Vitellozzo hat in diesem Punkte nicht unrecht.

DON MICHELE: Vitellozzo ist ein Esel, der sich für einen Löwen hält, weil er sich schlägt wie kein anderer. Das ist ein hübsches Talent, aber es reicht nicht für alles aus. Doch zurück zur Sache! Du glaubst also, daß der Herzog dir sehr übel will?

PAGOLO ORSINI: Ja, ich glaube es!

DON MICHELE: Hier hast du den Beweis. Er schickt dir diese Kette.

PAGOLO ORSINI: Donnerwetter! Rubine und Saphire! Schöne Fassung! Florentinische Arbeit! Hab ich recht?

DON MICHELE: Für einen Haudegen hast du einen feinen Geschmack.

PAGOLO ORSINI: Ja natürlich, ihr Hofleute! Ihr glaubt, ihr hättet allein das Recht gepachtet, die göttlichen Musen zu lieben und die wahre Schönheit zu würdigen! Wenn diese Kette nicht das Werk des Robetta ist — was mich sehr wundern würde —, so wette ich meine Venus, das vollkommenste Gemälde des Guido da Bologna gegen dein Glasbecken des Guillaume von Marseille, daß es die Arbeit Giovannis di Goro ist!

DON MICHELE: Das Glasbecken ist dein; denn die Kette ist in der Tat von Robetta. Wir bei Hofe verstehen uns aufs Auswählen, gesteh's nur!

PAGOLO ORSINI: Wie geht es dem Grafen Castiglione?

DON MICHELE: Stets der getreue Diener des Hauses Orsini.

PAGOLO ORSINI: Wir lieben ihn um dieser Gesinnung willen. Aber ich kann nicht mehr. Einen geschlagenen Tag im Sattel und Posten visitiert! Wie ärgerlich sind doch diese Mißverständnisse. Gehen wir zu Bette, willst du?

DON MICHELE: Ob ich will? Ich schlafe im Stehen!

PAGOLO ORSINI: Wenn du heut abend dem Herzog schreibst, so versäume nicht, Seiner Hoheit zu versichern, daß man ihn in bezug auf meine Person getäuscht hat . . . Doch nein, lieber nicht, sag' ihm gar nichts! . . . Ich möchte nicht, daß er glauben könnte . . .

DON MICHELE: Schon recht, großes Kind! Ich werde ihm sagen, daß du sein Freund bist, wie er der deine ist. Gute Nacht!

ANFANG DEZEMBER 1502. Über die Verhandlungen s. Bem. zu II, 3. Cristoforo Robetta und Giovanni di Goro waren zwei berühmte florentinische Goldschmiede jener Zeit. — Guillaume de Marseille kam im Dienste Julius II. nach Rom, wo er u. a. die beim Sacco di Roma zugrunde gegangenen Glasfenster in den Stanzen und die noch erhaltenen Glasmalereien in S. Maria del Popolo fertigte. Er war der bedeutendste Glasmaler der damaligen Zeit. — Wer unter Guido da Bologna gemeint ist, ist d. V. unklar. — Graf Baldassare Castiglione stand damals im Dienste der Gonzaga von Mantua, nicht in dem der Orsini und konnte sich deshalb auch nicht am Hoflager Cesares befinden. Im übrigen s. Bem. zu III, 5.

CESENA

(7) DAS ARBEITSZIMMER DES HERZOGS VON VALENTINOIS

Don Cesare Borgia; Machiavelli; Battista.

BATTISTA: Gnädigster Herr, eine Depesche.

DON CESARE: Schön! Gib sie her! Messer Niccolò, ich will nicht, daß der Signoria von Florenz irgendeine Einzelheit meines Streites mit den Condottieri verborgen bleibe. Seht hier, was Don Michele mir schreibt. *(Er reicht Machiavelli die Depesche, der sie liest.)* Ihr seht, daß Pagolo Orsini auf dem Wege ist, seine Kameraden zu beruhigen und wieder zur Vernunft zu bringen. Vitellozzo ist noch widerhaarig, aber er wird kommen, wie die andern . . . er wird es machen wie die andern . . . ich werde ihn haben, hier, in meiner Gewalt, Messer Niccolò, wie die andern!

MACHIAVELLI: Ich sehe es wohl, Eure Hoheit! Er wird dahin gelangen! Sie werden alle kommen! . . . Mit jeder Minute fällt ihr Herz tiefer, und ihr Kopf . . . ach! Ihr Kopf hat sie schon im Stich gelassen! Ich sehe, sie schlagen Euch vor, Euch mit ihnen zu verbünden, um uns zu bekriegen.

DON CESARE: Sie wissen nicht, was sie ausbrüten sollen! . . . Da sie meine Weigerung voraussehen, unterbreiten sie mir einen andern Plan.

MACHIAVELLI: Sinigaglia zu nehmen und Euch zu übergeben?

DON CESARE: Ich werde ihnen antworten, sie sollten den Platz zur Übergabe auffordern, und ich wollte ihnen zu Hilfe kommen, — und in der Tat, ich werde gehen.

MACHIAVELLI: Habt Ihr denn genügende Truppen, um in den Händen dieser Leute in Sicherheit zu sein?

DON CESARE: Genügende Truppen? . . . Ich habe ihnen sagen lassen — denn sie hatten Furcht —, ich würde alle Truppen bis auf die Kompagnie des Messire de Candalle und eine kleine Zahl italienischer Reiter aus meiner Umgebung fortschicken. Ich habe Wort gehalten. Vor einer Stunde ist alles abgezogen.

MACHIAVELLI: Ihr wollt Euch in eine derartige Gefahr begeben, gnädiger Herr?

DON CESARE: Es gibt Augenblicke, wo der sicherste Ort auf der Welt der vor dem Rachen des Löwen ist! Eines Tages werdet Ihr es verstehen. Ihr seid noch jung!

MACHIAVELLI: Ich bin gespannt, welche Gesinnung Eure Hoheit diesen Verrätern gegenüber zeigen werden.

DON CESARE: Ich werde ganz Sanftmut sein, Messer Niccolò, ganz Milde! Ihr lacht?

MACHIAVELLI: Ich lächle, Hoheit, weil der Honig Eurer Worte so wenig mit dem Feuer Eurer Blicke in Einklang ist.

DON CESARE: Staatsgeschäfte sind wichtige Dinge, Messer Niccolò; man darf sich dabei nicht schlaff benehmen. Was gibt's, Battista?

BATTISTA: Gnädigster Herr, ein Brief!

DON CESARE *(lesend)*: Meiner Treu! Unser Spiel läßt sich gut an! Giovanni Bentivoglio bietet mir seine Freundschaft und eine Familienverbindung an.



NICCOLÒ MACHIAVELLI. Von Santi di Tito
Sammlung Langton Douglas, London

MACHIAVELLI: Signor Giovanni ist im allgemeinen gegen seine Angehörigen nicht sehr zärtlich beanlagt.

DON CESARE: Er ist ein handfester Mann. In einer Nacht hat er die Meute seines Gegners tapfer aufgerissen. Zweihundert Rüden auf einen Schlag! Das würde einem Frischling Ehre machen. Aber diese Leute aus den alten Familien verraten stets irgendwie die abgelebte Kreatur! Es genügt nicht, sich auf das Erdolchen und Erdolchenlassen zu verstehen! Dem Bentivoglio fehlt's an dem nötigen Hirn und er hat noch nie einen Gedanken bis zum Ende durchgedacht! . . . Da seht Ihr's! Er läßt die Hand meiner Condottieri fahren!

MACHIAVELLI: Ihr habt diese Woche einen schönen Weg zurückgelegt!

DON CESARE: Allerdings! Aber man darf nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Man muß gerade, fest und schnell auf sein Ziel zugehen. . . Es bläst zum Aufsitzen. Wir brechen sogleich nach Sinigaglia auf.

MACHIAVELLI *(nachdenklich)*: Es ist sehr wahrscheinlich . . . sehr wahrscheinlich . . . . die Leute werden verrückt genug sein, Euch zu erwarten.

DON CESARE: Wie! Ob sie mich erwarten werden! . . . Sie werden mir sogar entgegenkommen, zweifelt nicht daran! Das Schicksal führt die Menschen oder es zwingt sie. Ich habe sie zwanzig Mal überlistet und hundert Mal getäuscht! Sie wissen, wie wenig die Nebenrücksichten in meiner Hand wiegen. Und dennoch — Ihr seht es selbst — gerät ihre Vernunft mit jeder Minute mehr ins Wanken! Die Florentiner wollen nichts von ihnen wissen! Gestern morgen hat es ihr Freund Guidobaldo vor der Flamme des Aufruhrs, die ich entzündet habe, mit der Angst bekommen und ist aus Urbino geflüchtet. Nun macht auch der Bentivoglio Front gegen sie. Die innere Unruhe benimmt sie, meine vier Helden! Don Michele bearbeitet sie; er betäubt Gravina mit Beweisgründen, Vitellozzo mit Schmeicheleien, Pagolo Orsini mit Geschenken, Oliverotto mit versteckten Drohungen

und Scheinversprechungen; alle miteinander aber wickelt er mit Beteuerungen ein, und — was wunderbar, aber, glaubt mir, gewiß, ganz gewiß, konsequent und in ähnlichen Fällen bewiesen ist — obwohl diese vier Eisenfresser auf's Haar wissen, wie hoch sie mein Entgegenkommen und mein Erbarmen einschätzen sollten, so werden sie kommen, sie werden blindlings ins Garn gerannt kommen, sage ich Euch; nichts kann sie davor retten. Ihre Natur und der Himmel wollen es so!

MACHIAVELLI *(streicht sich das Kinn):* Wahrlich, es gewährt einen packenden Reiz, die Welt zu studieren.

DON CESARE: Auf denn, genug der Abschweifung! Zu Pferde! In Fano machen wir Halt. Dorthin, denk ich, werden unsere Gegner kommen, mich um Gnade anzubetteln.

MACHIAVELLI: Wie Ihr befehlt, gnädiger Herr!

ENDE DEZEMBER 1502. In Sinigaglia herrschte Giovanna di Montefeltro, die Schwester des Herzogs Guidobaldo von Montefeltro als Vormünderin ihres elfjährigen Sohnes Francesco Maria della Rovere, des Erben von Urbino. Cesare beabsichtigte, gemäß seines Grundsatzes, die kleinen Dynastien auszurotten, Giovanna und ihren Sohn in seine Gewalt zu bekommen und zu ermorden. Sie konnten jedoch noch rechtzeitig nach Venedig flüchten.

Die vier Condottieri hatten von Cesare den Auftrag erhalten, Sinigaglia zu erobern. Sowie er Mitteilung von der Einnahme der Stadt erhalten hatte, brach er nach dahin auf.

SINIGAGLIA

(8) DAS ZELT DER ORSINI

Pagolo Orsini. Vitellozzo Vitelli.

VITELLOZZO VITELLI: Die Stadt ist genommen; aber das Kastell will sich nur dem Valentino persönlich ergeben. Soll ich dir meine Meinung sagen?

PAGOLO ORSINI: Nun?

VITELLOZZO VITELLI: Der Schuft von Gouverneur ist vom Herzog selbst angewiesen worden, so zu handeln. Er steckt mit dem Borgia unter einer Decke.

PAGOLO ORSINI: Du witterst überall Hinterlist; vielleicht hast du recht. Aber was tun? Da wir wieder in den Sold des Borgia getreten sind, so können wir dergleichen Erklärungen nicht anfechten.

VITELLOZZO VITELLI: Das Ergebnis wird sein, daß, obwohl wir mit Michele ausgemacht haben, daß wir in unserm Lager bleiben sollten und der Valentino in dem seinigen, wir uns zwischen seinen Klauen befinden werden; denn daß er kommen wird, ist gewiß.

PAGOLO ORSINI: Das ist klar. Ich tröste mich indes mit dem Gedanken, daß diese kritische Lage nicht lange andauern kann. Ich gestehe, daß ich beunruhigt bin; ich wüßte lieber gleich woran ich bin. Der Herzog hat hoffentlich nur gute Absichten.

VITELLOZZO VITELLI: Und was berechtigt dich zu dieser Hoffnung?

PAGOLO ORSINI: Soll er sich denn im Ernst mit den vier ersten Condottieri Italiens überwerfen? Unsere Hilfe, unsere Stütze ist Goldes wert! Wenn unsere Köpfe abgeschlagen sind, wären sie nichts wert. Ferner stehen die beiden großen berühmten und mächtigen Häuser der Vitelli und der Orsini hinter uns, die glänzendsten des Patrimoniums, mithin der ganzen Welt. Wieviel Kardinäle, Bischöfe und Herren, die er nicht gut tun würde zu reizen!

VITELLOZZO VITELLI: Wenn ich einmal umgebracht bin, ist's mir höchst gleichgültig, ob derjenige, der es getan hat, eine Unklugheit begeht.

PAGOLO ORSINI: Pah! Die Unklugheit liegt darin, alles Mögliche vorauszusehen. Überlassen wir uns dem Strome; mit Geschicklichkeit werden wir ihn schräg durchschneiden und glücklich herauskommen.

VITELLOZZO VITELLI: Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich voll düsterer Ahnungen bin.

PAGOLO ORSINI: Dann wirst du umkommen, ich hingegen, der ich Vertrauen habe, nicht.

Trompetensignale. — Der Herzog von Gravina, Oliverotto und Don Michele treten ein.

GRAVINA: Zu Pferde! Unsere Schwadronen sind aufgestellt.

PAGOLO ORSINI: Was gibt es?

GRAVINA: Der Herzog kommt. Man sieht seine Aufklärer.

VITELLOZZO VITELLI: Michele! Michele! . . . Du verrätst uns, du Schurke!

DON MICHELE: Wie! Ich verrate Euch? Erklärt Euch, Messere. Habe ich etwas zu befehlen?

OLIVEROTTO: Er hat recht. Gravina und ich haben zum Aufsitzen blasen lassen. Da das Kastell sich nur dem Borgia ergeben will, ist es natürlich, daß er kommt. Es ist ein unvorhergesehener Zwischenfall, weiter nichts. Hast du Lust, dich zwischen dem Feinde und unserm Herrn fangen zu lassen?

VITELLOZZO VITELLI: Ich weiß nicht mehr, woran ich bin; ich versichere euch, ich schwöre euch, wir sind verloren. Alle meine Warnungen werden umsonst gewesen sein. Auch die Trojaner wollten Kassandra nicht glauben, noch die Juden ihren Propheten!

OLIVEROTTO: Hol' dich der Teufel! Du sprichst zu einem Manne, der sich auf Hinterhalte versteht; habe nicht ich den Giovanni Fogliani, meinen Oheim, und seine Genossen töten lassen, während sie als richtige Dummköpfe friedlich bei mir zu Nacht zu speisen glaubten? Ihr reitet dem Valentino höflich entgegen, während ich vor dem Stadttore mit meinen Kompagnien Aufstellung nehmen werde. Wenn irgend jemand Miene macht, euch anzurühren, so sind wir bei weitem die Stärkeren, und dann werden wir ja sehen!

DON MICHELE: Nichts ist einleuchtender. Man muß blind sein, um es nicht zu sehen, und wenn ein derartiges Übereinkommen uns einmal paßt, so dürft ihr glauben, daß wir es auch ehrlich meinen.

PAGOLO ORSINI: Das ist wahr. Vorwärts denn! Zu Pferde! Der Herzog naht!

(9) DIE EBENE VOR SINIGAGLIA

In einiger Entfernung im Hintergrunde das von den Fußtruppen der Condottieri besetzte Stadttor. Schwadronen in Schlachtordnung, Oliverotto mit seinen Offizieren an ihrer Spitze. Im Vordergrunde die Truppen des Don Cesare Borgia, den zur Rechten geschlossen aufgestellten Kompagnien der Condottieri an Zahl unterlegen; Don Cesare Borgia, Machiavelli, Messire de Candalle, Baldassare Castiglione, Don Michele, Don Ugo, Marcantonio da Fano, Leniolo, d'Allegri und andere Hauptleute, alle zu Pferde.

DON CESARE: Michele!

DON MICHELE: Gnädigster Herr!

DON CESARE: Reite hierher, ganz an meine Seite! Beuge den Kopf vor. . . . Höre! Dort kommen sie, unsere Condottieri. Wenn ich mit ihnen gesprochen habe, so sollen zwei von euch je einen von ihnen in die Mitte nehmen . . . um ihnen Ehre zu erweisen . . . Du verstehst mich wohl? . . . Und ihr werdet sie nicht mehr verlassen.

DON MICHELE: Nein, gnädigster Herr.

DON CESARE: Was hat das zu bedeuten? Oliverotto ist zurückgeblieben?

DON MICHELE: Jawohl, Hoheit. Er steht dort hinten an der Spitze seiner Truppen; sie haben diese Anordnungen vereinbart.

DON CESARE: Reite hinten herum, mach' einen Umweg, reite zu Oliverotto und bringe ihn um jeden Preis hierher! — um jeden Preis! Du verstehst mich und haftest mir für ihn?

DON MICHELE: Aber, gnädigster Herr . . .

DON CESARE: Du verstehst mich also nicht? . . . Du haftest mir für ihn! Verliere keine Zeit; reite zu!

Don Michele im Galopp ab. Die Condottieri nähern sich und grüßen!

Seid willkommen, meine Freunde! Dem Himmel sei Dank, daß es keine Mißverständnisse mehr zwischen uns gibt. Ich hätte einigen Grund, euch wegen eurer unüberlegten Streiche zu grollen, aber, was verzeihen nicht Zuneigung und — ich darf es gestehen — wohlverstandenes Interesse! Eure Hand, Herzog von Gravina! Guten Tag, Vitellozzo, guten Tag Pagolo! Kommt an meine Seite! Ich fühle mich euch nie nahe genug. Meine Kraft liegt in den Lanzen meiner Condottieri.

GRAVINA: Wir haben gefehlt, gnädiger Herr, indem wir vergaßen, daß Ihr von dieser Gesinnung gegen uns beseelt ward. Wir werden unsern Fehler durch unsere Dienste wieder gut zu machen wissen.

DON CESARE: Ich rechne fest darauf.

Zu den Hofleuten.

Messeri, bemüht euch eifrig um unsere Gäste und wenn ihr meine Freundschaft schätzt, so trachtet die ihrige zu gewinnen.

Die Kavaliere, die von Don Michele einen Wink erhalten haben, umringen die drei Condottieri; Oliverotto kommt mit Don Michele

Ei! Signor Oliverotto, wo bliebt Ihr denn?

OLIVEROTTO *(ein wenig bleich):* Gnädiger Herr, ich war auf meinem Posten; ich hätte nicht gewünscht, daß irgend ein verräterischer Streich der Besatzung des Kastells diesen schönen Tag stören möchte.

DON CESARE: Wenn man aufrichtig ist, fürchtet man den Betrug nicht, und ich fürchte niemand. Gebt mir die Hand. Ich habe das Vergangene vergessen.

OLIVEROTTO: Danke, gnädiger Herr.

DON CESARE: Obgleich wir ganz gemächlich plaudern, sind wir doch vom Fleck gekommen. Ich glaube, da ist schon mein Quartier. Ich verdanke euch eine hübsche Stadt, ihr Herren Kapitäne!

GRAVINA: Wir möchten Euch deren tausend noch schönere geben, Hoheit.

DON CESARE: Es wird euch nicht an Gelegenheit fehlen, diesen Wunsch zu erfüllen. Steigen wir ab und gehen wir ins Quartier.

Der Herzog, die Condottieri und das ganze Gefolge steigen ab. Großes Gedränge und Gewühl.

Welcher Lärm! Ordnung, Messeri! Nicht so hastig! . . . . . Messire de Candalle, bitte auf ein Wort!

Er zieht ihn beiseite.

Eure schweren Reiter sind im Sattel geblieben?

DE CANDALLE: Jawohl, gnädiger Herr! Don Michele hat mir den Befehl überbracht.

DON CESARE: Begebt Euch zu ihnen. Macht eine kräftige Attacke auf die Truppen der Condottieri, die von nichts etwas ahnen und ihre Führer nicht mehr haben. Die Beute ist Euer.

DE CANDALLE: Zu Befehl, gnädigster Herr! Ich eile!

Ab.

DON CESARE *(steigt die Treppe hinauf, gefolgt von den vier Condottieri, die durch seine Leute von allen Seiten umringt werden. Er tritt in einen hohen Saal und dreht sich plötzlich um):* Nehmt diese Verräter fest und entwaffnet sie!

OLIVEROTTO: Ha! Verruchter! *(Er wird durch einen Faustschlag zu Boden gestreckt. Die Hofleute und Soldaten werfen sich auf die andern und knebeln sie.)*

DON CESARE: Führt diese Männer in das Nebenzimmer und laßt sie nicht aus den Augen . . . ich möchte wissen, was Messire de Candalle macht.

DON MICHELE *(an einem Fenster):* Die Truppen der Condottieri haben den Zusammenstoß nicht abgewartet. Sie fliehen Hals über Kopf, und die Franzosen, die ein großes Blutbad unter ihnen anrichten, zerstreuen sich und fangen an, die Häuser der Stadt zu plündern.

DON CESARE: Eilt und laßt ein Dutzend von diesen Barbaren aufknüpfen! Ich verbitte mir, daß irgend jemand sich etwas erlaubt, was ich nicht befohlen habe. *(Don Michele eilig ab.)* Wo ist Michelotto?

MICHELOTTO *(Henker):* Hier, Eure Hoheit!

DON CESARE: Hast du neue Stricke?

MICHELOTTO: Ganz neue; mein Beil, meinen Hieber und meine Gehilfen.

DON CESARE: Geh dort hinein! Ich will dich arbeiten sehn. Erdrossele einen nach dem andern! Ich werde dir zusehen!

Michelotto rollt seine Stricke auf, die er um die Hüften geschlungen hat und geht in das Zimmer.

Kommt Signori, ein wenig Unterhaltung nach so viel Arbeit.

Er überschreitet, von seinem Hofstaat gefolgt, die Schwelle; Stampfen, entsetzliche Aufschreie, dann Stille und Gelächter.

(10) DAS VOM HERZOG BEWOHNTE HAUS

Terrasse mit Ausblick auf das Meer. Mondschein. — Nach dem Abendessen; der Herzog in halbliegender Stellung auf Kissen gelagert. Machiavelli; Don Michele; Musiker, die eben eine Motette beendigen.

DON CESARE: Ich bin ein großer Freund dieser neuen Musik. Wir leben in einer großen Zeit, Messer Niccolò. Alles steht auf zu neuem Leben. Neulich abend habe ich mir einen Abschnitt aus Virgil vorlesen lassen, sehr schön, wie das geringste Erzeugnis dieses göttlichen Geistes, und da sind mir die folgenden Worte aufgefallen: „Eine majestätische Ordnung tritt ans Licht." Es scheint, daß dies damals der Fall war. Doch in welchem Grade trifft es in unsern Tagen zu! Diese Melodie, die soeben verklungen ist, atmete die süßeste Melancholie! — Geht, meine Kinder, diesen Abend bedarf ich eurer Dienste nicht mehr. Gebt jedem einen Goldtaler. — Michele, bist du ganz sicher, daß die französischen Plünderer, die sich an Sinigaglia vergriffen, aufgeknüpft wurden?

DON MICHELE: Jawohl, gnädigster Herr! Vielleicht ist man etwas zu weit gegangen; Hoheit hatten gesagt, ein Dutzend; ich fürchte aber, daß ihrer mehr geworden sind.

DON CESARE: Der Spaß ist ganz gut. Und die Plünderung? . . .

DON MICHELE: Hörte im selben Augenblick auf, gnädigster Herr!

DON CESARE: Darauf kam mir's an. Laß die Hingerichteten herunternehmen. Sie sollen gevierteilt und in den verschiedenen Straßen der Stadt ein Stück von ihnen aufgespießt werden. Es ist gut, wenn die Untertanen wissen, daß ich keinerlei Unterdrückung dulde.

DON MICHELE: Sie wissen es bereits, gnädigster Herr, und überhäufen Euren Namen mit Segenswünschen.

DON CESARE: Sie müssen es noch besser wissen und darum tue, wie ich sage. Außerdem unterlasse nicht zu verbreiten, daß es für mich eine Herzenssache ist, die Fran-

zosen zu vernichten. Man kann den Haß gegen die Barbaren bei unserm Volke gar nicht genug schüren und muß ihm noch die Verachtung zugesellen. Geh, Michele!

Don Michele ab.

So hätten wir denn die Schwierigkeiten unserer Lage überwunden, Messer Niccolò.

MACHIAVELLI: Darf ich mich erkühnen, Eurer Hoheit eine Bemerkung zu unterbreiten?

DON CESARE: Sprecht! Sprecht bitte frei heraus!

MACHIAVELLI: War es, nachdem Ihr anstatt der Gnade die Gerechtigkeit walten ließet, nicht etwas bedenklich, die beiden Orsini hinzurichten? Ihr Haus ist mächtig.

DON CESARE: Ich hatte nach Rom geschrieben. Heute morgen habe ich erfahren, daß der Kardinal, der Erzbischof von Florenz und Messer Jacopo von Santa Croce überraschend verhaftet wurden, wie ich es dem Heiligen Vater empfohlen hatte. Ohne diesen Erfolg hätte ich diese Angelegenheit etwas hinausziehen müssen.

MACHIAVELLI: Nunmehr scheint mir die Rechnung einwandfrei.

DON CESARE: Vergegenwärtigt Euch, daß jetzt in Italien nicht nur vier Schelme, sondern die vier bei weitem furchtbarsten Condottieri weniger sind. Nach ihnen bleibt nur noch Ausschuß. Damit kann man ohne große Mühe fertig werden. Mit Hilfe von Eisen und Hanf habe ich eine schreckliche Wunde geschlossen. In einigen Jahrhunderten wird man sich gar nicht mehr vorstellen können, daß es jemals etwas Ähnliches geben konnte! Die Truppenführer von keiner Partei, von keinem Staate, von keiner Regierung abhängig, die nach Belieben den Fürsten dienen oder Schaden zufügen und unter dem Vorwande des Soldes ihnen und ihren Untertanen auf jede mögliche Weise das Mark aussaugen! Welche Ungeheuerlichkeit! Welcher Unsinn! Und daraus gingen die Sforza hervor, die Mailand nahmen, und dann die Carmagnola, der Schrecken Venedigs! Beim Heil

meiner Seele, ich habe euch allen den größten Dienst erwiesen, den ihr verlangen könntet!

MACHIAVELLI: Ohne allen Zweifel, gnädigster Herr, und Euch habe ich zu danken, wenn auch ich Virgils Wort: „Magnus nascitur ordo" wiederholen kann. Jetzt werdet Ihr Euer Werk krönen, indem Ihr Truppen ausbildet, die nicht aus Banditen, sondern aus Bauernsöhnen zusammengesetzt sind, und die nicht ihren Führern, sondern ihren Herrschern gehorchen werden.

DON CESARE: Ich brauche Zeit! Ich brauche Zeit! Nicht um mir Ruhe zu gönnen, sondern um der Einsicht der Völker die Möglichkeit des Reifens zu geben. Wo muß nicht überall Wandel geschaffen werden! Die Großen gilt es zu bändigen, die Kleinen zu zügeln, das Geld an sich zu ziehen und für alle diese Notwendigkeiten sichere und angemessene Mittel zu finden! Wie viel verschiedene Maßnahmen werden da nötig! Sie sind die Früchte des Willens; sie sprießen, sie entwickeln sich, sie knospen, dann entfalten sie sich zur Blüte. Beschleunigen wir die Ernte nicht übermäßig, sonst verkümmert sie. Zeit, Geduld; keine Schlaffheit, keine Schläfrigkeit, aber auch keine Hast!

MACHIAVELLI: Das Verdienst des Starken ist nicht so sehr die andern als sich selbst im Zaume zu halten.

DON CESARE: Welch schöne Nacht! Seht, welch wunderbare Wirkung der Widerschein des Mondlichts auf den bewegten Wassern unter dem unermeßlichen Horizont hervorbringt! Wir müßten einige von unsern Künstlern und Dichtern hier haben, unsern entzückten Sinnen so viele Wunder zu deuten . . . Was mögen das wohl für Feuer sein, die sich die Anhöhen hinaufziehen? . . . Blickt da nach rückwärts!

MACHIAVELLI: Ich möchte glauben, daß es die zerstreuten Biwaks der von Messire de Candalle versprengten Söldner sind.

DON CESARE: Ihr urteilt richtig. Dieses arme Gewürm sucht Löcher, um sich zu verbergen und mir zu entschlüpfen.

MACHIAVELLI: Eure Hoheit haben als Wappen einen Drachen, der Schlangen verschlingt.

DON CESARE: Und da sagt man noch, es fehle mir an Aufrichtigkeit! Ja, gewiß, einen Drachen, Messer Niccolò! Ich bin nicht, wie dieser jämmerliche Herzog von Mailand, eine elende Schlange, die einen Säugling herunterschluckt! Ich bin die lernäische Hydra, ein Ungeheuer, wenn man will, aber eines, das die Ungeheuer in Stücke reißt und verschlingt; und ich werde diese Fürsten aus Kot, diese Condottieri aus schlechtem Metall, die mir den Weg versperren, bis auf den letzten vernichten. Aus den Trümmern ihrer Nester will ich meinen Horst erbauen, und der Tag wird kommen, da vom Fuße der Alpen bis zu den Meeren Siziliens keine Herrschaft existieren soll als die meine.

ZU SZENE 8—10. 31. DEZEMBER 1502. Der Feldhauptmann der Giovanna di Montefeltro, Andrea Doria, der Sinigaglia verteidigen sollte, war beim Herannahen der Condottieri geflohen und hatte seinen Leutnant zurückgelassen mit dem Auftrag, die Burg zu verteidigen. Dieser erklärte, er werde die Schlüssel der Rocca nur dem Herzog selbst einhändigen. Cesare, der wahrscheinlich mit ihm im Einverständnis war, hatte seinen Condottieri mitgeteilt, daß er am 31. Dezember selbst nach Sinigaglia kommen werde, um die Burgschlüssel in Empfang zu nehmen; sie möchten ihn dort erwarten. Ihre Truppen sollten sie im Borgo und den umliegenden Ortschaften einquartieren und für die Seinigen Quartiere im Inneren der Stadt und in der Umgebung der Rocca bereitstellen.

In Sinigaglia lagen demnach nur die Truppen des Oliverotto, etwa tausend Mann und hundertfünfzig Reiter. Vitellozzo Vitelli, Pagolo Orsini und der Herzog von Gravina ritten dem Borgia ohne Begleitung entgegen, der erstere sogar unbewaffnet auf einem Maultier. Nur der vorsichtigere Oliverotto blieb bei seinen Truppen, die er nahe bei ihren Quartieren bereitgestellt hatte. Der Herzog empfing die Condottieri sehr liebenswürdig, umarmte sie und ritt mit ihnen nach Sinigaglia. Den Oliverotto ließ er zu sich bitten und ihm zugleich sagen, er möchte seine Leute in die Quartiere schicken, damit diese nicht von seinen eigenen Truppen belegt würden. In der Stadt angekommen, lud er die Herren auf's freundlichste ein, ihn zu einer Besprechung in seinen Palazzo zu begleiten. Kaum hatten sie das Zimmer betreten, entfernte sich Cesare unter dem Vorwand die Kleider zu wechseln; die Con-

dottieri aber wurden von den Leuten des Michele umringt, der ihnen ihre Gefangennahme ankündigte. Zu gleicher Zeit wurden die Truppen Oliverottos in ihren Quartieren überfallen; wer Widerstand leistete, wurde niedergemacht. Die Truppen der übrigen entkamen.

Vitellozzo und Oliverotto wurden noch am gleichen Abend auf zwei Stühlen sitzend, Rücken an Rücken, mit dem gleichen Stricke erwürgt. Vitellozzo erbat noch den Segen des Papstes, dessen Sohn ihn mordete. Die beiden Orsini traf das gleiche Schicksal einige Tage später. In der Person des Henkers irrt sich Gobineau. Don Michele und Michelotto sind identisch. Der Feldhauptmann Cesares fand es nicht unstandesgemäß, Henkersdienste zu verrichten.

Sofort nach Gefangennahme der Condottieri schickte Cesare einen Eilboten an seinen päpstlichen Vater mit der Aufforderung, sich auch der in Rom befindlichen Orsini zu bemächtigen. Der Papst ließ sie unverzüglich unter dem Vorwand, an der Verschwörung ihrer Verwandten Pagolo und Francesco Orsini gegen Cesare mitschuldig gewesen zu sein, verhaften. Der Kardinal Battista Orsini starb einige Tage später im Gefängnis an Gift. Die andern Mitglieder der Familie traf ein ähnliches Los, die Güter der Orsini wurden eingezogen.

Machiavelli war Zeuge der ganzen Tragödie. Am Abend hatte er eine Audienz beim Herzog, der sich des Dienstes rühmte, den er auch den Florentinern durch Beseitigung ihrer Gegner erwiesen habe. Machiavelli erblickte in dem ganzen Vorgang ein Meisterstück politischen Scharfsinns.

Von den Ermordeten können jedenfalls Oliverotto und Vitellozzo Vitelli kein Bedauern einflößen. Beide waren Typen der kleinen Condottieri, die keine Schandtat scheuten, um eine Herrschaft zu gewinnen. Oliverotto hatte die ganze Familie seines Oheims umgebracht, um die Herrschaft von Fermo zu erlangen; Vitellozzo war in ganz Mittelitalien wegen seiner Grausamkeit berüchtigt. Machiavelli nennt ihn „einen Lehrmeister im Kriegsdienst und Verbrechen". Die Bewältigung seiner Condottieri flößte im übrigen in ganz Italien grauenvolle Achtung vor der Kraft des Herzogs ein; sie wurde als eine meisterhafte politische Tat gerühmt; Ludwig XII. nannte sie die Tat eines Römers. Der vorzügliche Historiker Giovio sprach von einem „bellissimo inganno" (wundervollsten Betrug). Das ist für die damaligen Anschauungen bezeichnend genug.

Schon nach dem Abfall der Condottieri hatte Cesare Truppen in der Romagna ausgehoben, die in seinem eigenen Dienst standen; er hatte ebenso wie Machiavelli die Nachteile des

Condottieriwesens wohl erkannt. Ein Volksheer, geführt vom Fürsten oder Männern der Republik war eine Lieblingsidee Machiavellis, die er dauernd verfocht. Im Jahre 1506 wurde auf sein Betreiben in Florenz eine Miliz errichtet; vom 15. Lebensjahr aufwärts wurde jeder männliche Bewohner des florentinischen Landbezirks in die Dienstrolle der Infanterie eingetragen. Die Gliederung erfolgte in Kompagnien und Bataillonen. Zur Ausbildung und Führung wurde auf Empfehlung Machiavellis Don Michele de Corella berufen; der Ruf der grausamen Härte, den er mitbrachte, sollte die Disziplin der neuen Truppe festigen. Doch fielen schon die ersten Versuche mit dieser Truppe nicht sehr glücklich aus, und die Einrichtung verfiel nach kurzer Zeit.

Der Herzog brach schon am 1. Januar 1503, dem Tage nach seinem Einzug in Sinigaglia wieder auf. Er verjagte die Vitelli aus Città di Castello und nahm Fermo, die Herrschaft des Oliverotto. Perugia ergab sich sofort; Siena wurde durch Verheerung seiner Marken gezwungen, den Tyrannen Pandolfo Petrucci zu verjagen.

Im April begannen die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und Spaniern um den Alleinbesitz des Königreichs Neapel (vergl. Einleitung zu II), die mit der vollständigen Niederlage der ersteren endeten. Im Mai zog Gonsalvo als Sieger in Neapel ein. Die Borgia verhandelten wiederum mit Ludwig XII.; sie forderten für ihren Beistand gegen Spanien freie Hand in der Toscana. Die Verhandlungen dauerten noch fort, als ein Ereignis eintrat, das all ihren Plänen ein Ende setzte (s. II, 14—16).

FERRARA

(11) EINE LOGGIA IM HERZOGLICHEN PALASTE

Madama Lucrezia Borgia sitzt in einem Lehnstuhl mit goldenen Fransen und blickt in die Weite; neben ihr, gegen eine der das Dach tragenden Säulen gelehnt, Alfonso d'Este, ihr Gemahl.

ALFONSO: Auf mein Wort, Euer Bruder hat sich gut aus der Klemme gezogen. Er hat den gordischen Knoten zuerst mit Vorsicht angefaßt; er hat ihn mit geschickter Hand befühlt und entschlossen zugegriffen und endlich wie Alexander zerhauen.

MADAMA LUCREZIA: Er ist jetzt viel stärker und sicherer denn je. Solche Krisen erheben diejenigen, die sie glücklich bestehen, deshalb scheint es mir notwendig, daß Ihr vor dem Valentino auf der Hut seid.

ALFONSO: Findet Ihr nicht, Lucrezia, daß er allen Fürsten einen vorzüglichen Dienst erwiesen hat? Fortab werden wir, die wir das Szepter führen, die einzigen sein, die auch das Schwert führen.

MADAMA LUCREZIA: Das ist möglich, aber ich richte meine Aufmerksamkeit vor allem auf den Zuwachs an Ansehen und Macht, den der Valentino gewonnen hat. Ich frage mich, wozu er ihn wohl benutzen wird.

ALFONSO: Gewiß wird er zunächst seine Stellung in der Romagna befestigen, dann werden ihm für einige Zeit die Venezianer und Aragonesen hinlänglich zu schaffen geben. Demnach wird er unserer bedürfen, und ich werde ihm unsere Hilfeleistungen derart zumessen, daß ich ihn hindere zu fallen, ohne ihn jedoch sicher auf seine eigenen Beine zu stellen.

MADAMA LUCREZIA: Ich glaube, daß Ihr keine richtige Vorstellung von Don Cesare habt. Er ist nicht der Mann, um so an den Trauben des Glücks herumzunaschen. Ihr dürft es als ausgemacht ansehen, daß er sich die Romagna auf eine Art sichern wird, bei der er niemanden schont. Er wird einen großen Schlag führen, und ich bin überzeugt, daß seine gegenwärtigen Besitzungen ihn schon in diesem Augenblicke am allerwenigsten beschäftigen.

ALFONSO: Was soll er denn unternehmen? Wenn ich auch annehme, er sei noch so unermüdlich, so muß er sich doch die Zeit nehmen, sein Gleichgewicht zu befestigen. Übrigens habe ich nichts von ihm zu fürchten, aus dem einfachen Grunde, weil wir beide den gleichen Stützpunkt haben — nämlich Frankreich — und ich bin gewiß, daß Ludwig XII. einen Angriff auf mich nicht zugeben würde.

MADAMA LUCREZIA: Ich sage nicht, daß der Valentino daran denkt, Euch anzugreifen, ich schmeichle mir auch gar nicht, zu erraten, was er beabsichtigt. Wenn ich aber die Dinge im großen betrachte — und ich kenne ihn ja sehr genau —, so bin ich überzeugt, daß er seinen Besitz nicht dadurch zu erhalten trachtet, indem er ihn stützt, sondern



ALFONSO I. D'ESTE. Kopie von Dosso Dossi nach Tizian
Galleria Estense, Modena

indem er ihn vergrößert. Er wird also irgendeinem seiner Nachbarn zu Leibe gehen — welchem, weiß ich nicht; aber zweifellos wird er diesen Nachbar zu Boden werfen. Dabei ziehe ich in Betracht, daß jedes Mehr an Macht, das er erlangt, ihn für uns furchtbar macht, weil der Valentino, auch wenn das Schicksal ihm den Erdball in die Hand legen sollte, niemals sagen wird: Es ist genug. Ludwig XII. hat sicherlich gewichtige Gründe, Euch treu zu sein, und Ihr vermögt viel für und gegen ihn, aber seine grenzenlose Schwäche für seinen Minister d'Amboise, und der krankhafte Ehrgeiz, der diesen Günstling zur Tiara hinzieht, endlich die Geschicklichkeit, mit der ihn der Valentino zu überzeugen gewußt hat, daß er beim Tode Alexanders VI. allein darüber verfügen werde, alles dies ist mehr als genug, um meinem Bruder die Herrschaft über die Entschließungen der Franzosen zu sichern. Ihr könnt mir entgegnen, daß sie einen großen Fehler begehen würden, wenn sie sich dazu hergäben, ihn über die Maßen groß zu machen — aber mich dünkt, daß im Gewebe der menschlichen Dinge die Fehler zum mindesten den Einschlag geben.

ALFONSO: Eure Ausführungen machen mich betroffen. Ich sehe in der Tat ein, daß die Größe Don Cesares gefährlich wird. Indessen bin ich noch nicht imstande, zu erkennen, welcher Art die Vorsichtsmaßregeln sein müssen, auf die ich mich einzurichten habe. Mißtrauen zeigen . . .

MADAMA LUCREZIA: Wäre das schlimmste, was Ihr tun könntet. Im Gegenteil, Ihr seid der natürliche Verbündete Don Cesares, und es ist nicht ratsam, den Anschein zu erwecken, als vergäßet Ihr das.

ALFONSO: Ich habe schon einen meiner Offiziere abgesandt, damit er ihm meinen Glückwunsch anläßlich des Strafgerichtes von Sinigaglia überbringe.

MADAMA LUCREZIA: Wie wäre es, wenn Ihr auf alle Fälle insgeheim die Venezianer, die Florentiner und selbst die Aragonesen warntet, auf ihrer Hut zu sein, da man nicht weiß, auf wen der Valentino sich werfen wird? . . . Auf

diese Weise würdet Ihr unauffällig die Kraft des Widerstandes erhöhen, und einem Feinde einen Dienst erweisen, der es Euch später Dank wissen würde.

ALFONSO: Ihr habt recht, ich werde Euren Ratschlägen folgen.

MADAMA LUCREZIA: Ihr könnt auf keinen Fall schlecht dabei fahren. — Daß ich's nicht vergesse, dieser Brief hier wird Euch unterhalten.

ALFONSO: Von wem ist er?

MADAMA LUCREZIA: Von Eurer Schwester, der Markgräfin von Mantua. Ihr kennt doch den jungen Florentiner Bildhauer, Michelangelo Buonarroti, der jetzt so viel von sich reden macht?

ALFONSO: Er macht wundervolle Sachen, und ich habe große Lust, ihn an unsern Hof zu ziehen.

MADAMA LUCREZIA: Nun gut! Dieser Michelangelo hat eine Statue des Cupido von solcher Schönheit gemacht, daß Lorenzo il Magnifico ihm geraten hatte, sie für eine Antike auszugeben. Der Kardinal von San Giorgio, der sich ein wenig auf schöne Dinge versteht . . .

ALFONSO: Er ist ein ausgemachter Ignorant und Dummkopf.

MADAMA LUCREZIA: Ihr seid streng; in diesem Falle straft er Euch jedoch nicht Lügen. Er hat die Statue gekauft. Durch Zufall erfährt er darauf, daß sie modern ist. Ihr könnt Euch seine Bestürzung vorstellen! Er speit Feuer und Flamme und voll Verachtung für ein Werk, das seiner Blicke nicht mehr würdig ist, will er es verkaufen. Der Valentino bekommt Wind von der Sache. Ihr wißt, wie fein sein Geschmack ist; er kauft ungesäumt das verachtete Werk und hat es soeben Eurer Schwester zum Geschenk gemacht; sie erzählt mir die Geschichte und ist nun vor Freude darüber ganz außer sich.

ALFONSO: Ja, gewiß, wir müssen Michelangelo hierher ziehen. Er ist jung, er ist ein tüchtiger Künstler und wird dereinst eine der Zierden Italiens werden!

MADAMA LUCREZIA: Ich bin vollkommen Eurer Ansicht. Außerdem muß unser Hof vor den andern den Vorrang behalten, und jetzt, da die Franzosen sich in Mailand festgesetzt haben, sind alle die Männer von Geist und Wissen, die Lodovico Sforza mit soviel Kosten um sich versammelt hatte, ohne Asyl. Möchtet Ihr nicht Antonio Cornazano hier aufnehmen, der mir seine beiden Gedichte über das Leben der allerheiligsten Jungfrau und unseres Herrn gewidmet hat? und ferner Giorgio Robusto von Alessandria, der mir seine Dichtungen dargebracht hat?

ALFONSO: Habt die Güte, gleich die erforderlichen Briefe aufsetzen zu lassen, um diese hervorragenden Schriftsteller einzuladen. Diese Schriftstücke sollen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt werden; ich will sie eigenhändig unterzeichnen. Ihr erfreut mich, indem Ihr mir Hoffnung macht, diese schönen Geister denen zu gesellen, die wir schon besitzen.

MADAMA LUCREZIA: Ach! wenn wir doch dem Hofe Eurer Schwester Giampiero Arrivabene und den Spagnuosi entführen könnten!

ALFONSO: Ich wünschte dasselbe, ganz gewiß; aber wir sind nicht so arm an Talenten, daß wir das Recht hätten, uns zu beklagen. Allerdings hat uns der Tod den unnachahmlichen herrlichen Bojardo entrissen, aber es bleiben uns noch Celio Calcagnini, Lelio Giraldi, die beiden Strozzi und der junge Lodovico Ariosto, von dem man mir Wunderdinge erzählt.

MADAMA LUCREZIA: Er verdient das höchste Lob, und das lateinische Hochzeitsgedicht, das er anläßlich unserer Vermählung für uns geschrieben hat, ist eine der schönsten Sachen dieser Zeit.

ALFONSO: Ich zweifle nicht daran, da Ihr es mir sagt. Ihr habt gewiß ein tieferes Verständnis für Poesie und Literatur als ich; ich weiß und wiederhole nur, es liegt mir am Herzen, daß unser Ferrara keiner der Städte Italiens an Schätzung großer Talente nachstehe, und ich gestehe

Euch, ich wünsche sagen zu hören, daß mein Hof sie alle vereinige.

MADAMA LUCREZIA: Dieser Ehrgeiz ist Euer würdig, Herzog!

ALFONSO: Laßt sogleich an Eure drei Gelehrten schreiben; ich aber will mich mit den neuen Weisungen beschäftigen, die nach Venedig, Florenz und Neapel gesandt werden müssen. Nachher will ich die Werkstätten besuchen, wo an meinen Geschützen gearbeitet wird. Wie schade, Lucrezia, daß Ihr für diese Dinge nicht ebensoviel Sinn habt, wie für die Poesie! Es würde mir Vergnügen machen, mit Euch darüber zu plaudern. Wißt Ihr wohl, daß nichts auf der Welt so interessant ist, wie die Auseinandersetzungen der Mathematiker und der Ingenieure?

MADAMA LUCREZIA *(lächelnd)*: Ich glaube Euch, Don Alfonso, aber es ist nicht notwendig, daß ich darin sehr bewandert bin. Es freut mich, wenn ich sagen höre, daß Ihr darin ein größeres Wissen habt als alle andern Heerführer dieser Zeit. Das genügt für meinen Ruhm und ich werde — nehmt es nicht übel —, während Ihr dem Guß einer Feldschlange zuseht, mit meinen Damen in den Gärten lustwandeln, die wir jüngst angelegt haben.

ALFONSO: Geht, Lucrezia; ich küsse Eure Hände.

ZU ANFANG 1503. Die Vermählung Lucrezias mit Alfonso, dem Erben von Ferrara — er bestieg den Herzogsthron 1505 nach dem Tode seines Vaters Ercole I. —, hatte am 24. Dezember 1501 zu Rom durch Prokura stattgefunden. Nach vierzehntägigen glänzenden Feierlichkeiten hatte Lucrezia mit ihrem Hofstaat und Ehrengefolge am 5. Januar 1502 Rom verlassen und war wie eine Königin am 2. Februar in Ferrara eingezogen.

Alfonso d'Este (1476—1534) wird von seinem langjährigen Sekretär und Biographen Bonaventura Pistofilo als ein großer, starker Mann geschildert, der physische Anstrengungen liebte. Sehr scharfsinnig, dabei von sanfter Gemütsart, hatte er viel gelernt und Frankreich und England bereist; er war musikalisch und selbst Virtuose auf der Geige; besonders liebte er jedoch ritterliche Spiele, Jagd und Pferde. Große Gesellschaften vermied er, aber





LUCREZIA BORGIA. Medaille „à l'amour captif"
von Giancristoforo Romano
Münzkabinett, Berlin

mit Ingenieuren und Arbeitern, die ihm in seinen Beschäftigungen beistanden, gab er sich gern ab. Er baute unablässig und arbeitete an der Verbesserung seiner Geschütze und an der Hebung der Majolikaindustrie. Ein außerordentlich gewissenhafter und gerechter Herrscher, verlangte er auch von seinen Untertanen Gerechtigkeit. Alfonso war zweifellos einer der besten und fähigsten unter den Gewaltherrschern seiner Zeit.

Nacheinander strebten drei Päpste, Julius II., Leo X. und Clemens VII. mit Gewalt, Treubruch und Verrat nach der estensischen Herrschaft und es bedurfte einer starken Persönlichkeit wie Alfonso, um den Staat durch diese Fährnisse zu leiten und zu erhalten. Lucrezia kannte ihren Bruder nur zu genau und die Befürchtungen, daß er auch Ferrara nicht schonen könnte, waren sehr berechtigt.

Die schöne Papsttochter mochte wohl mit drückender Ungewißheit das Los erwartet haben, das ihr in ihrer dritten Ehe beschieden war. Im Kastell Bentivoglio, an der Grenze des Herzogtums, kam ihr Alfonso verkleidet und unerkannt entgegen, um seine Frau vor dem Einzug in Ferrara kennen zu lernen. Die künftigen Gatten empfingen in nur zweistündiger Unterhaltung einen günstigen Eindruck voneinander. Als der Papst sich erkundigte, ob Lucrezia glücklich sei und erfuhr, daß Don Alfonso seinen Vergnügungen nur bei Tag nachgehe, aber die Nächte bei seiner Gattin verbringe, war er zufrieden. Anfangs der ihm aufgedrungenen Ehe wenig geneigt, behandelte er Lucrezia, die durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit rasch alle Herzen am Hofe von Ferrara gewann, später mit Aufmerksamkeit und großer Achtung. Das anfängliche Mißtrauen war bald verschwunden und allgemein wird von ihr nur in den wärmsten Lobeserhebungen gesprochen. Eine tiefere Liebe hat Lucrezia nie zu ihrem Gatten gefühlt, sie blieb aber stets eine treue und ergebene Gattin, wenn auch ihr Herz zeitweise für einen anderen, für Pietro Bembo, schlug (s. Bem. zu III, 24).

Ercole I. und seine Gattin Eleonora von Aragon interessierten sich sehr für Literatur und Kunst. Unter ihrer Herrschaft war der ferraresische Hof ein Mittelpunkt für Italiens literarisches Leben und von größtem Einfluß auf die Ideen der Hochrenaissance. Alfonsos Interessen gehörten vorwiegender dem Heerwesen, der Befestigungskunst und seinen Kanonen, für höhere Kultur besaß er wenig Sinn. Er überließ deren Pflege seiner Gemahlin und nach Ercoles Tod wurde Lucrezia die Seele und der Mittelpunkt alles geistigen Lebens in Ferrara. Sie setzte die Tradition ihrer Vorgänger würdig fort.

Am Hofe von Ferrara sind besonders zu nennen bez. in der Szene erwähnt: Giampiero Arrivabene, Humanist und mantuanischer Hofdichter, Verfasser eines Poems zum Lobe des Lodovico III. da Gonzaga — Spagnuosi, eigentlich Giovanni Battista Mantovano, Dichter und Historiker — der gelehrte Matteo Maria Bojardo, der Dichter des ritterlichen Poems „Orlando Innamorato" — Lodovico Ariosto, der berühmte Dichter des „Orlando furioso"; er stand im Dienste des Kardinals Ippolito, des Bruders Alfonsos I. — Tito Vespasiano Strozzi, ein bedeutender Humanist, von Ercole auch im Staatsdienst verwendet und sein Sohn — Ercole Strozzi, der Lucrezia in lateinischen Versen besang und ihr zuliebe Cesare in einem langen Trauergedicht vergötterte. — Celio Calcagnini, als Jurist und Astronom in ganz Europa berühmt. Seine Elegien waren weit verbreitet; er läßt sich fast mit Ariosto vergleichen und überragt durch seine zündende Fantasie all seine Zeitgenossen — Lelio Giraldi war der Chronist und Schmeichler des estensischen Hauses — Cornazano s. Bem. zu I, 2.

Die Cupidostatue, die Lucrezia erwähnt, hatte Michelangelo im Mai 1496 vollendet. Vasari erzählt darüber, Lorenzo Pier Francesco de' Medici habe Michelangelo geraten der Statue das Ansehen der Antike zu geben und sie an den Kardinal von San Giorgio (es ist dies Raffael Riario, zu dessen Füßen im Dom zu Florenz Giuliano de' Medici von den Pazzi ermordet wurde) zu verkaufen. Das Geheimnis wurde aber dem Kardinal nachträglich verraten, der in die Kunst wenig Einsicht hatte, wie Vasari bemerkt. Der Cupido kam dann in den Besitz Cesares, der ihn der Herzogin von Urbino schenkte, dann in den der Markgräfin Isabella d'Este nach Mantua. Dort wurde er noch 1573 gesehen und ist dann verschollen. Man wollte ihn im Museo d'Antichità in Turin entdeckt haben; der dort befindliche Cupido ist jedoch nicht der von Michelangelo.

EIN DORF DER ROMAGNA

(12) IN EINEM BAUERNHAUSE

Versammlung einer jener geheimen „Pacifici" genannten Gesellschaften. — Bewaffnete Landleute; zwei Bravi.

ERSTER BRAVO *(grüßend):* Beati pacifici!

DER ANFÜHRER DER LANDLEUTE: Ihr seid sehr zuverlässig; wir danken euch, daß ihr alle beide gekommen seid.

ERSTER BRAVO: Es fiel uns gar nicht ein, fortzubleiben. Ihr solltet, hochansehnliche Messeri, eine bessere Meinung von unserem Eifer haben, so ehrenwerten Herrschaften wie euch unsere Dienste anzubieten.

DER ANFÜHRER: Dank für Eure gütigen Worte. Seine Hoheit hat Euch also zu uns gesandt?

DER BRAVO: In der Tat, Don Cesare Borgia, Herzog der Romagna, und kein anderer, weist uns an Euch. Hier diesen Ring hat er uns als Erkennungszeichen mitgegeben.

DER ANFÜHRER: Darüber hatten wir uns ja verständigt. Nehmt Platz, Messeri, ihr werdet müde sein.

DER BRAVO: Sich setzen ist ein gutes Ding. Mein Kamerad und ich haben ohne jede Rast eine Strecke von zwanzig Meilen im Sattel zurückgelegt, und wenn man auch noch so sehr an die Strapazen des Krieges gewöhnt ist, so ist es in einem solchen Falle doch erlaubt, ein wenig steife Beine zu haben.

DER ANFÜHRER: Ihr wißt vielleicht, weshalb man euch hierher bestellt hat?

DER BRAVO: Der Herzog hat uns eine Andeutung gemacht.

DER ANFÜHRER: Ohne Euch zu nahe zu treten: seid Ihr Eures Genossen ebenso sicher wie Eurer selbst? Es handelt sich um eine heikle Angelegenheit, und da möchte man gerne wissen, mit wem man es zu tun hat.

DER BRAVO: Ich billige Eure Vorsicht. Wisset denn, daß mein Freund einer der Helden des Jahrhunderts ist. Man könnte beinahe das berühmte Wort Plutarchs aus seiner herrlichen römischen Geschichte auf ihn anwenden, wo er von einem ausgezeichneten Feldherrn spricht und von ihm sagt: er würde nicht wagen, in einem Zimmer mit einem Spiegel allein zu bleiben aus Furcht, sein Antlitz zu erblicken. In der Tat, wenn mein Kamerad seine martialische Miene aufsetzt, flößt er Entsetzen ein! Wenn er wenig spricht, so ist's, weil er ganz Tat ist.

DER ANFÜHRER: Nun wohl, kommen wir zur Sache! Es handelt sich darum, mit dem Malatesta ein Ende zu machen.

DER BRAVO: Nichts leichter.

DER ANFÜHRER: Aber wißt Ihr auch, daß er niemals ausgeht, ohne ein langes Gefolge hinter sich herzuschleppen?

DER BRAVO: Das ficht mich wenig an! Mein Genosse und ich sind gewohnt, mit den verwickeltsten Schwierigkeiten fertig zu werden. Sagt nur, welche Art von Lösung Ihr wünscht.

DER ANFÜHRER: Ich verstehe Euch nicht.

DER BRAVO: Genügt es Euch, daß Signor Malatesta das bekommt, was wir Leute von der Klinge eine ernste Verwarnung heißen, die ihn . . . sagen wir einmal, zwei oder drei Monate ans Bett fesseln würde? Wenn Ihr damit zufrieden gestellt werdet, sagt es.

DER ANFÜHRER: Wir würden vorziehen, wenn gleich ganze Arbeit gemacht würde.

DER BRAVO: Vortrefflich! Ganze Arbeit machen, hm? . . . Ausgezeichnet! Das wäre abgemacht. Gut! Nun handelt sich's um die Mittel! Habt Ihr eine besondere Vorliebe? Wie wünscht Ihr, daß Euer Mann befördert werde?

DER ANFÜHRER: So rasch und so sicher wie möglich!

DER BRAVO: Das will ich meinen; mein Freund und ich tun nie halbe Arbeit. Da es sich nun um eine Persönlichkeit handelt, die gewarnt und auf ihrer Hut ist, so möchte ich Euch zunächst dies vorschlagen.

DER ANFÜHRER: Was ist denn das für ein Gerät?

Die Anwesenden drängen sich, um zu sehen.

DER BRAVO: Ach! mein Gott! ein kleines Meisterwerk! Und doch, scheinbar, eine Vorleggabel und nichts weiter! Seht! wie hübsch sie ist, meine Gabel, ganz aus blankem und ziseliertem Silber! Bewundert ihr nicht diese kleine Figur, die über den drei Zinken angebracht ist? Seht

her! Seht! ich drücke so auf den Knopf . . . Die Füße heben sich unmerklich . . . Habt acht! . . . Da ist eine Öffnung. Seht ihr diese Öffnung?

DIE LANDLEUTE: Gewiß, ja! natürlich!

DER BRAVO: Nun wohl! Wenn ich in diese Öffnung ein Präparat, ein wenig Pulver, einige Tropfen Flüssigkeit bringe, und der Truchseß in dem Augenblick seine Gabel geschickt handhabt, wo er die Portion für den Gast, den ich auf dem Korn habe, abschneidet . . . Ihr versteht? . . . Das Pulver oder die Flüssigkeit fällt auf das Stück, das der Hungrige zum Munde führen wird. Die Sache hat weiter keine Schwierigkeiten; denn für fünfzig Dukaten verschaffe ich mir die Freundschaft jedes beliebigen Dieners im Hause Malatesta.

DER ANFÜHRER: Das ist recht schön; aber wenn dieser Diener, mit seiner Gabel in der Hand und den Dukaten in der Tasche, zu seinem Herrn ginge und ihm alles erzählte, in der Hoffnung, ein zweites Trinkgeld einzustecken, ohne irgend etwas zu riskieren, so wären wir unser Geld loß! Nein! wir wollen lieber nur mit Euch allein zu tun haben.

DER BRAVO: Ich schlug Euch dieses Mittel nur vor, weil es besonders hübsch und das Instrument noch unbekannt ist! Einer meiner besten Freunde hat es erfunden. Ihr wollt es also nicht? Meinetwegen! Ich werde es zu einem andern Auftrag verwenden, und was das Finden eines Mittels betrifft, so laßt das meine Sorge sein. Paßt mal auf . . . Das Glasstilet, das in der Wunde zerbricht, wäre nicht schlecht geeignet . . . Übrigens, es wird sich schon etwas finden! . . . Legt Ihr Wert darauf, daß alles bis zu einem bestimmten Termin erledigt ist?

DER ANFÜHRER: Je eher, je besser.

DER BRAVO: Ich verstehe! . . . Heute haben wir den 5. Mai. Mein Waffengefährte und ich müssen uns am 20. Juni in Vicenza einfinden, wo uns die durchlauchtigste Signoria von Venedig mit einer Mission beehrt hat. Bis dahin

soll Euer Streit mit dem Signor Malatesta beendigt sein. Ihr könnt Euch auf mein Wort verlassen!

DER ANFÜHRER: Vielen Dank! Hier sind hundert Dukaten im voraus!

DER BRAVO: Laßt doch! . . . laßt doch! . . . Bagatelle! . . . Alles für das Vergnügen, Euch gefällig zu sein. Immerhin, danke. Wir küssen Euch die Hände, hochedler Messere.

Die Bravi ziehen sich zurück. — Romagnolische Edelleute treten ein.

ERSTER EDELMANN: Guten Abend, Gevattern! Schon versammelt und einig?

DER ANFÜHRER: Wir warten nur noch auf euch.

DER EDELMANN: Nun wohl! Wir sind hier lauter Landleute, lauter gute Freunde und gute Nachbarn, lauter Pacifici; wir sind verbündet, um gegen die Parteien und die Tyrannen Ordnung zu schaffen und zu befestigen. Wir sind weder Guelfen, noch Ghibellinen, weder Freunde des Malatesta, noch Handlanger der Baglioni, sondern nur unsere eigenen Freunde, die unserer Familien und der öffentlichen Ruhe. Wohlan denn, hochansehnliche Messeri! Laßt uns unsere Pläne besprechen und sehen, wie wir am besten vorgehen.

EIN LANDMANN: Solange es Städte auf der Welt gibt, wird es auch Bürger geben, und mit Bürgern kann man nicht in Frieden leben. Ich habe einen Vetter, der Wächter an einem Stadttor von Rimini ist. Im Notfalle würde er sich nicht weigern, uns durchpassieren zu lassen! Wie wäre es, wenn wir die Häuser dieser verruchten Stadt ein wenig ausplündern würden?

EIN EDELMANN: Ein guter Einfall!

Allgemeines beifälliges Gemurmel.

DER ANFÜHRER DER LANDLEUTE: Hochedle Herrschaften, verständigen wir uns! Mit wem sind wir verbündet? Mit den Condottieri?

DIE GANZE VERSAMMLUNG: Gott bewahre uns davor!

DER ANFÜHRER: Dann seid ihr es mit den Guelfen, wo der Herr Ghibelline ist? Und mit den Ghibellinen, wo der Fürst Guelfe ist? Ist's vielleicht nicht so?

Heftiges Murren.

Nein, ebensowenig? In diesem Falle also reicht ihr echte, ehrenwerte und vortreffliche Pacifici dem Don Cesare Borgia die Hand?

MEHRERE STIMMEN: Gewiß!

DER ANFÜHRER: Dann laßt die Hände von Rimini! Der Herzog will nicht, daß man dort Ordnung schaffe, wo er sie aufrecht erhält. Hören wir lieber, was er uns sagen läßt. Er beabsichtigt, jetzt in der Toskana auszuführen, was er nunmehr in den romagnolischen Städten vollendet hat. Er will die Tyrannenherrschaft jeder Art zerstören, die Großen demütigen und die Kleinen erhöhen. Sind wir dabei?

DIE VERSAMMLUNG: Ja, gewiß! Es lebe der Valentino!

DER ANFÜHRER: Sollen wir dem Herzog schreiben, daß er auf uns zählen kann?

DIE VERSAMMLUNG: Schreiben wir! Es lebe der Valentino! Beati pacifici! Feuer nach Florenz hinein!

MAI 1503. In der Romagna gab es damals freie Bauernschaften; es waren große Geschlechter, die sich von einem Stamm herleiteten: Herren in allen Dörfern, alle bewaffnet, besonders geübt im Gebrauch der Hackenbüchse, in der Regel halb verwildert. In der ganzen Romagna gab es keine so mächtige Familie, daß sie nicht von diesen Bauern leicht hätte geschädigt werden können. Außerdem bestand noch eine Partei, die „Pacifici", die sich durch einen Eidschwur in der Kirche vereinigten: als Bruder auf Leben und Tod, die Ruhe in den Städten aufrecht zu erhalten und die Störer derselben zu vernichten. Die Regierung begünstigte sie und gab ihnen das Recht, Waffen zu tragen. Sie bildeten allmählich eine Art plebeischen Magistrat. So finden wir Gewalt für das Gesetz und Gewalt wider das Gesetz; jede Faktion sieht, wie weit sie es bringen kann. (Ghibellinen und Guelfen s. Bem. zu II, 5.) Die Italiener waren übrigens von jeher Freunde des geheimen Komplottierens und der politischen Geheimgesellschaften. Die letzteren sind erst mit der Einigung

Italiens verschwunden, die Camorra und die Maffia sind die letzten, noch nicht ausgerotteten geheimen Verbrecherbünde früherer Zeiten.

Cesare Borgia hatte nach Verjagung der kleinen Tyrannen der Romagna, „die ihre Untertanen eher ausgeplündert als ihr Los verbessert und mehr Unordnung gestiftet als für Ordnung gesorgt hatten, so daß diese Provinz voller Straßenraub, Händel und aller Art Frevel war" (Machiavelli), mit starker Hand Wandel geschaffen. Die Mittel, die er anwandte, waren äußerst charakteristisch. Zuerst setzte er den Ramiro d'Orco, einen geschickten aber grausamen Mann zum Generalgouverneur ein, der mit rücksichtsloser Strenge Ruhe, Sicherheit und Ordnung schaffte. Dann ließ er den beim Volk Verhaßten auf dem Marktplatz von Cesena in zwei Stücke zerrissen ausstellen, mit einem Stück Holz und einem blutigen Messer zur Seite. „Er bewies damit dem Volk, daß die begangenen Grausamkeiten nicht von ihm, sondern von seinem Statthalter herrührten und beruhigte und gewann damit die Gemüter des Volkes."

Die Romagnolen dankten es ihrem Herzog, daß er nach langen Zeiten der Willkür Friede und Ordnung in ihr Land gebracht hatte; sie betrachteten ihn als Wohltäter und waren ihm treu ergeben. Sie waren wohl die Einzigen, die später seinen Sturz wahrhaft betrauerten.

Cesare hatte niemals nach den Ländern allein, sondern immer zugleich nach den Köpfen ihrer Herrn verlangt. Sein Ziel war die Tyrannenfamilien bis auf den letzten Mann auszurotten. Der Herr von Rimini, Pandolfo Malatesta, war diesem Schicksal nur durch die Flucht entgangen; er kehrte nach Cesares Sturz wieder nach Rimini zurück.

Der Tyrannenmord war übrigens in der Zeit der Renaissance etwas selbstverständliches; dazu hatte die Einwirkung des Altertums wesentlich beigetragen. Die Herrscher gaben das Beispiel, indem sie in ihrer Staatsidee wie in ihrem Benehmen das antike römische Imperium oft ausdrücklich zum Vorbild nahmen; die Untertanen sahen in dem Tyrannen ihren natürlichen Feind, „gegen den man Verschwörung, List, Späher, Hinterhalt gebrauchen darf. Es gibt kein lieblicheres Opfer als Tyrannenblut." (Boccaccio.) Der Bravo war ein zu einer gewissen Kunst gewordenes Gewerbe, dessen sich die Tyrannen wie die Signorien der Republiken gleichmäßig bedienten. Der Mord war nur ein Ausfluß ihrer Regierungsautorität. Am bevorzugtesten war der Giftmord. Nach den offiziellen Akten können in Venedig 1415—1520 zweihundert Pläne zu Ermordungen, meist durch Gift, nachgewiesen werden. Unter den ausersehenen Opfern sind zwei

Kaiser, zwei französische Könige, zwei mailändische und drei mantuanische Herzoge; gegen Francesco Sforza von Mailand werden allein neunundzwanzig Anschläge beantragt und acht angenommen. Die höchste der angebotenen Belohnungen betrug 200 000 Dukaten. Der Rat der Zehn ließ selbst das Gift zubereiten, das den Agenten geschickt wurde. Auch im Privatleben spielte das Gift eine große Rolle. Die Sitte seinen eigenen Kellermeister und Wein zu Prunkmahlen mitzubringen, war ziemlich verbreitet, in Rom sogar allgemein und wurde nicht einmal vom Gastgeber als beleidigend angesehen.

Die Absicht Cesares, sich der Toscana zu bemächtigen, ist schon in den Bem. zu II, 8—10 erwähnt.

MAILAND

(13) DAS INNERE DES DOMES

Hochamt; zahlreiche Geistlichkeit im Chor; eine große Menge füllt das Mittelschiff und die Seitenschiffe.

IM CHOR

EIN DOMHERR *(auf den Knien)*: Wie schwach ist doch mein Herz! Wie kalt meine Seele! Ach! Es gelingt mir nicht, die unaussprechliche Güte meines Gottes so voll zu empfinden, wie ich sollte! O wie brennend ist mein Sehnen, mich bis zum Throne der Allmacht empor zu heben! . . . Wie verzehrend mein Wunsch, mich in dem Glanze ihrer Strahlen aufzulösen! . . . Mein Gott, hilf mir! Mein Gott, steh' mir bei!

Er wirft sich nieder.

ZWEITER DOMHERR: Speist Ihr mit uns beim Erzbischof?

DRITTER DOMHERR: Gewiß! Es wird ganz großartige Forellen geben!

ZWEITER DOMHERR: Sie werden nicht genießbar sein, wenn Fra Lorenzo, dieser Trottel, sich nicht beeilt, mit seiner Messe fertig zu werden.

Zu einem Chorknaben.

Höre, Kleiner!

DER CHORKNABE: Jawohl, Monsignore.

ZWEITER DOMHERR: Geh und sag dem Fra Lorenzo, er soll sich beeilen.

DER CHORKNABE *(zum Offizianten):* Der Pater Dom Paolo bittet Euch, die Messe schnell zu Ende zu lesen.

FRA LORENZO: Geht ihn das vielleicht etwas an? Ich speise nicht an der erzbischöflichen Tafel. Paß auf, Dummkopf! Dominus vobiscum!

DIE SÄNGER: Et cum spiritu tuo.

Orgelspiel.

IM HAUPTSCHIFF

EIN BETTELMÖNCH: Kauft Ablaß! Ablaß! Zu allen Preisen zu haben. Brüder in Christo, kauft Ablaß!

EINE REICH GEPUTZTE FRAU: Mein Gott, welch' eine Hitze! *Sie fächelt sich Luft zu.*

ZWEITE FRAU: Es ist unerträglich! Bitte reicht mir Euer Riechfläschchen, Monna Bianca, ich habe das meinige vergessen!

DRITTE FRAU: Mit Vergnügen, hier ist es! Was dieser Filippo doch für ein falscher, schlechter Kerl ist!

ERSTE FRAU: Meine Liebste, er hat mir lang genug den Hof gemacht, daß ich wissen kann, was man von ihm zu halten hat.

VIERTE FRAU: Das mag sein, er sieht aber gut aus! Jetzt kommt die Wandlung!

Alle Frauen werfen sich auf die Knie und schlagen sich an die Brust.

EIN MANN *(zu einer alten Dame mit Lorgnette, die in ihrem Meßbuch liest):* Madonna ... Madonna ... Wollt Ihr Rosenkränze kaufen, die der Heilige Vater geweiht hat?

DIE ALTE DAME: Laßt mich in Ruhe!

DER MANN: Madonna ... wollt Ihr eine Reliquie des großen heiligen Ambrosius kaufen? Einen Knochen vom Ellenbogen! ... Nicht teuer! ... Mit der Beglaubigung!

DIE ALTE DAME: Laßt mich in Ruhe, sage ich Euch!

DER MANN: Wollt Ihr feine Seife oder spanische Handschuhe?

DIE ALTE DAME *(außer sich):* Wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt, so rufe ich die Kirchendiener!

Der Mann entfernt sich.

IN DEN SEITENSCHIFFEN

Zwei Bürger beten in der Nähe einer Kapelle, die Mütze unterm Arm, ihren Rosenkranz.

ERSTER BÜRGER: Et benedictus fructus ventris tui ... Das hindert nicht, daß der Schurke verduftet ist, ohne mir die drei Mittagessen zu bezahlen, die er mir schuldet, und ich will die Pest kriegen, wenn er sie mir je bezahlt! ... Jesus! Amen! Ave Maria, gratia plena, Dominus ...

ZWEITER BÜRGER: Qui es in coelis, sanctificetur ... Ich habe es Euch fünfzigmal gesagt! Warum seid Ihr auch so dumm und gebt einem Studenten Kredit? Ist's vielleicht nicht so, Ser Guglielmo, habe ich es Euch gesagt, oder nicht! ..... Nomen tuum, adveniat regnum .... Zum Teufel! Studenten, wenn sie bezahlten, wären es ja keine Studenten mehr!

EIN KAVALIER *(zu einer alten Frau):* Also, liebe Lorenzina, hier ist das Briefchen!

DIE ALTE FRAU: Ich wiederhole Euch, es ist sehr schwierig! Sie hat mich entrüstet abgewiesen und gedroht, es ihrer Mutter zu sagen!

DER KAVALIER: Nimm noch diese Zecchine!

DIE ALTE FRAU: Ich will versuchen, sie zu überzeugen ... aber nur aus Rücksicht für Euch! Wenn ich Euch ein Zeichen gebe, so setzt Euch hinter sie; Ihr mögt dann mit ihr reden, soviel Ihr wollt.

DER KAVALIER: Möge der Himmel dich erleuchten, sonst verliere ich meine Wette.

Das Sanctus beginnt.

ZWEI BETTELMÖNCHE *(aus vollem Halse schreiend):* Für den Kreuzzug! Für den Kreuzzug! Gebt für den Kreuzzug! Befreit das Heilige Grab! Für den Kreuzzug! Messeri und Madonne, habt Erbarmen mit den armen Christen, die alle Tage von den wilden Türken hingeschlachtet werden! Für den Kreuzzug!

Drei Burschen von verdächtigem Aussehen bei einem Pfeiler.

ERSTER BURSCHE: Du meinst den Edelmann dort hinten?

ZWEITER BURSCHE: Der mit dem sonnverbrannten Gesicht und dem kleinen schwarzen Schnurrbart?

DRITTER BURSCHE: Ganz recht! . . . und dem schwarzen Wams.

ZWEITER BURSCHE: Mit der Halskrause, die rechte Hand in einem zerrissenen Handschuh . . . die andere bloß?

ERSTER BURSCHE: Ja, der ist's!

ZWEITER BURSCHE: Er sieht so kräftig aus, daß er mich niederschlagen kann, wenn er sich umdreht. Ich werfe das Stilet auf zehn Schritte nach ihm und drücke mich.

ERSTER BURSCHE: Wenn er dich verfolgt, so tun wir, als hätten wir große Eile und werfen ihn zu Boden.

ZWEITER BURSCHE: Sicher?

ERSTER BURSCHE: Ich sag' dir's doch, Schafskopf! . . . Daß du aber nicht fehlst! Es langt ja ein Stich von einem halben Zoll. Wir sind im voraus bezahlt.

ZWEITER BURSCHE: Warte einen Augenblick, bis ich für San Niccolò eine Kerze angezündet habe.

ERSTER BURSCHE: Mach schnell und komm zurück . . . Wir folgen dem verliebten Kerl in das Gäßchen hinter der Kirche. Du stellst dich in dem Mauerwinkel in den Hinterhalt.

ZWEITER BURSCHE: Hab' keine Angst! Ich bin meines Stiches sicher. Er wird vierzehn Tage das Bett hüten!

Orgelspiel. — Explosion einer Petarde.

DIE MENGE: Ach! Großer Gott! Alles ist verloren! Die Franzosen massakrieren uns! Heilige Madonna, alles ist verloren!

STIMME IN DER MENGE: Nein! nein! nein! Fürchtet nichts! Es sind Lausbuben, die sich einen Spaß machen! Jesus! Man hat mir meine Börse gestohlen! Wollt Ihr wohl meinen Mantel loslassen!

EINE FRAU *(auf den Knien in einem Winkel)*: Danke, mein Gott! Dank dir! Mein armer Bruder, mein armer Bruder!

Er wird nicht sterben! Du hast es nicht gewollt! Du gibst ihn mir wieder, dir verdanke ich ihn. Alle Tage meines Lebens will ich demütig zu dir beten! Nie werde ich meine Dankesschuld abtragen können! O wie ich dich liebe! Wie ich dich in deiner unerschöpflichen Güte sehe! Mein Gott, vergiß mich nie! Schütze meinen armen Bruder, den du mir wiedergegeben hast! *Sie weint.*

EIN NOTAR *(zu seiner Frau):* Bist du bald fertig mit deiner Andacht? Wenn wir nicht machen, daß wir herauskommen, werden wir im Gedränge ersticken. Komm, wir wollen die Tür gewinnen! Eil dich!

DIE FRAU: Ich nehme nur mein Kleid auf, damit man's mir nicht zerknittert.

DER NOTAR: Sag doch, daß du versuchst, dich bemerkbar zu machen! Meinst du denn, Monna Pomponia, ich kennte diese Schliche nicht? Willst du mich vielleicht betrügen?

DIE FRAU: Wer denkt daran, dich zu betrügen? Laß mich noch ein Ave beten.

DER NOTAR: Du kannst es im Gehen sprechen. Was willst du noch?

DIE FRAU: Ich will Weihwasser nehmen, wenn ich dazu komme, aber es sind so viele Menschen um das Becken.

EIN KAVALIER: Gestattet Ihr mir, Madonna, Euch welches zu reichen?

DIE FRAU: Sehr gerne, Signor ... *(ganz leise):* Komm' um zwei Uhr ... Er ist den ganzen Tag aus, komm'!

DER KAVALIER: Wohin?

DIE FRAU: In das untere Zimmer ... Geh', er dreht sich um!

DER NOTAR: Spute dich! Wirst du heute noch fertig oder soll ich bis morgen warten? Wer ist der Edelmann, der dir Weihwasser gereicht hat?

DIE FRAU: Ich weiß nicht; ich hab' ihn meinen Lebtag nicht gesehn.

BEWAFFNETE DIENER *(die Menge in großer Hast zurücktreibend):* Platz! Platz! für die Frau Herzogin!

Alles verläßt die Kirche; das Orgelspiel dauert fort.

Die Szene ist ein Beitrag zu der Wertung des gottesdienstlichen Betriebs in der Renaissance. Der italienische Klerus war von den Bettelmönchen angefangen bis hinauf zu den höchsten Spitzen vollkommen entsittlicht. „Die Stimmung der höheren und mittleren Stände Italiens gegen die Kirche zur Zeit der Höhe der Renaissance ist zusammengesetzt aus tiefem, verachtungsvollem Unwillen, aus Akkommodation an die Hierarchie, insofern sie auf alle Weise in das äußere Leben verflochten ist, selbst so weit, daß die Industrie im Dienste der Kirche steht und die Pfarrer von der Kanzel herab den Bann über unredlich arbeitende Arbeiter verhängen und aus einem Gefühl der Abhängigkeit von Sakramenten, Weihen und Segnungen" (J. Burckhardt). Bei den niederen Schichten war die Frömmigkeit mit Aberglauben und Dämonenglaube gemischt; neben sittlicher Verrohung bestand die Abhängigkeit von den Segnungen und Sakramenten naturgemäß in viel höherem Grade, als bei den oberen Schichten. Dazu kam noch die Furcht vor der Hölle. Der Bandit betete, bevor er eine Mordtat begeht, zur Madonna — wie auch heute noch. Selbst ein so abgebrühter Verbrecher wie Vitellozzo Vitelli bittet noch um die päpstliche Absolution und Alexander VI. trägt zu seinem Schutz eine geweihte Hostie bei sich! (II, 10 bez. 14.) Am stärksten war der Unwille und die Verachtung den Mönchen gegenüber, das bezeugt die gesamte novellistische Literatur jener Zeit.

Daß die Kirchen von jeher der Platz für Verabredung von Liebenden und für Anknüpfung von Verhältnissen waren, ist bekannt. Das ist in Italien bis auf die heutige Zeit geblieben.

ROM

(14) DAS WEINGUT DES KARDINALS ADRIANO VON CORNETO

Ein Saal mit großen rebenumrankten Fenstern, die auf die Gärten hinausgehen. Papst Alexander VI.; Don Cesare Borgia.

ALEXANDER VI.: Es ist wahr! Obschon die Sonne gesunken ist, ist die Hitze noch drückend. Dennoch habe ich noch nie so viel Kraft in mir gefühlt. Die Größe deiner Pläne, die Kühnheit deiner Entschlüsse steigern meine Willenskraft. Alles gestaltet sich nach unsern Absichten.

Wir stehen vor einem entscheidenden Augenblick, nicht allein für dich, Cesare, und für mich, sondern für ganz Italien. Unser Triumph wird auch der seine sein, denn das wäre ein kläglicher Staatsmann, dessen Erfolg nur ihm allein diente. Es liegt in der Ordnung dieser Welt, daß die stumpfen Massen der Kleinen ihren Nutzen davon haben, wenn der überlegene Geist seine Pläne gelingen sieht. Das eben rechtfertigt die Notwendigkeit der Mittel. Wir stehen im Begriffe, einen kühnen Schlag auszuführen. Ich verhehle es mir nicht. Du fühlst es ebenso gut wie ich. Morgen beim Erwachen wird Rom die Namen der Kardinäle erfahren, die diese Nacht fallen werden. Ich wiederhole es: es ist ein kühner Schlag; aber er ist notwendig. Es gilt, unsere Feinde in Schrecken zu setzen und durch eine ausgedehnte Einziehung der Güter, die durch die verstorbenen Kardinäle erledigt werden, die dringendsten Bedürfnisse deines Unternehmens in der Toskana zu befriedigen. Haben wir diese einmal in der Hand, so können wir für immer auf Frankreichs Hilfe verzichten.

DON CESARE: Wir brauchen dann nach niemandem mehr zu fragen. Das Schiff unserer Hoffnungen wird aus eigner Kraft vorwärts gleiten, auch wenn kein Wind es treibt. Ich fordere Fortuna heraus, die Ketten zu brechen, mit denen ich ihre Arme gefesselt habe.

ALEXANDER VI.: Unsere Gäste nahen . . . ich höre sie, ich denke . . . Hm! Cesare, wer von ihnen ahnt wohl, daß er diesen Saal nicht lebend verlassen wird? . . . Aber ich merke, ich habe sie nicht. . . . Nein! ich habe sie nicht! . . . Seltsam! . . . Wie habe ich sie nur vergessen können?

DON CESARE: Was habt Ihr vergessen?

ALEXANDER VI.: Nichts von Bedeutung! . . . Aber ich muß sie unbedingt bei mir haben . . . Rufe Carafa!

DON CESARE: Er ist hier im Vorzimmer . . . Tretet ein, Carafa; der Heilige Vater will Euch sprechen.

ALEXANDER VI.: Carafa, kehre schnell in den Vatikan zurück . . . Geh' in mein Gemach . . . Such' und bring mir die kleine goldene Kapsel, in der . . . du weißt?

CARAFA: Eine geweihte Hostie ist?

ALEXANDER VI.: Ganz recht. Geh'!

CARAFA: Wie! Ihr habt sie nicht bei Euch?

ALEXANDER VI. *(zuckt die Achseln):* Es ist zu dumm! Stell' dir vor, ich habe sie vergessen!

CARAFA: Wie kann man den Schutz gegen jede Gefahr so aus den Gedanken verlieren?

ALEXANDER VI.: Du hast wohl recht . . . . Geh' und suche meine Kapsel, verliere nicht eine Minute, verstehst du? Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich meine Kapsel in der Tasche habe.

CARAFA: Ich eile. *Ab.*

ALEXANDER VI.: Hast du deine Maßregeln getroffen, Cesare, damit alles plangemäß verläuft?

DON CESARE: Es sind sechs Flaschen spanischen Weines bereitgestellt. Euer Kellermeister Mattia hat das Gift vor meinen Augen hineingeschüttet, und ich habe ihm eingeschärft, diese Mischung nur denen einzuschenken, die ich ihm bezeichnen würde. Mattia ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann.

ALEXANDER VI.: Sicherlich. Ich wiederhole dir aber auf alle Fälle, überwache alles sorgfältigst!

DON CESARE *(lächelnd):* Seid ohne Sorge.

ALEXANDER VI.: Ich liebe deine Entschlossenheit . . . Nein, welche Hitze! Holla! Heda!

EIN DIENER: Allerheiligster Vater!

ALEXANDER VI.: Sag' Mattia, er solle uns Wein bringen; ich sterbe vor Durst.

DON CESARE: Ich trinke gerne mit; und dann wollen wir einen Gang im Schatten des Gartens machen, bis unsere Gäste kommen.

Zwei Diener treten ein, die auf einem Präsentierteller zwei Trinkschalen und eine Flasche Wein bringen.

ALEXANDER VI.: Warum kommt Mattia nicht selbst, wenn ich es befehle?

ERSTER DIENER: Allerheiligster Vater, er ist in die Stadt zurückgekehrt, um Pfirsiche zu holen, weil keine da waren.

ALEXANDER VI.: Woher hast du den Wein genommen, den du uns da gibst?

ERSTER DIENER: Vom Kredenztisch, Allerheiligster Vater.

DON CESARE *(lächelnd)*: Solltet Ihr beunruhigt sein?

ALEXANDER VI.: Nein! Aber Mattia hätte besser getan, hier zu bleiben. Auf deine Gesundheit, Cesare!

DON CESARE: Ich danke Euch und trinke darauf, daß Euer Leben lang, blühend und ruhmreich sein möge!

Sie trinken.

(15) DER VATIKAN

Das Schlafgemach des Papstes.

CARAFA: Mich bei einer derartigen Hitze einen solchen Weg machen zu lassen! . . . Nur dieser Alexander ist fähig, einen so unwürdig zu behandeln! Seine Hostie! Seine Hostie! Seit ihm versichert wurde, solange er sie bei sich trüge, könnte ihm kein Unglück begegnen, wird er toll, wenn er sie aus dem Auge verliert! . . . Wie doch die Menschen töricht sind! Welche Gefahr läuft er denn? . . . . Ich will mal sehen! . . . Wo mag diese verwünschte Kapsel sein? . . . Wahrscheinlich auf dem Tische neben dem Bett . . . Was ist denn das? . . . Heilige Madonna! . . . Gott! was sehe ich? Ein Mann auf dem Lager des Heiligen Vaters ausgestreckt?! . . . Oh! w . . . w . . . was habe ich nur? Verliere ich den Verstand? . . . Das Haar sträubt sich! . . . Meine Zähne klappern! . . . Mein Gott! mein Gott! . . . ich sterbe! . . . O wär' ich doch schon fort! . . . Ich werde noch verrückt! . . . Das ist ja nicht möglich! . . . Der Papst selbst! . . . Hier! . . . O Jesus! . . . O alle Heiligen! . . . Was bedeutet das? Der Papst Alexander auf seinem Bette ausgestreckt! . . . Und eben habe ich ihn doch erst verlassen, dort unten . . . Er

ist ganz fahl! Sein Gesicht ist ganz schwarz . . . Er ist tot! tot! tot! Hinaus!

Er stürzt schreiend nach der Tür, öffnet sie mit Mühe und sinkt ohnmächtig auf dem Vorplatze nieder, wo die Diener ihn aufheben.

(16) DAS WEINGUT DES KARDINALS ADRIANO VON CORNETO

Der Speisesaal. Statuen, Gemälde, reiche flandrische Gobelins, große geschnitzte Kredenztische, Mosaikfußboden. Eine mächtige Tafel, bedeckt mit Gold- und Silbergeschirr; auf einer großen Platte in der Mitte ein gebratener Pfau, mit seinen Federn geschmückt und mit ausgebreitetem Schweife; Pyramiden von Früchten, große Vasen voll Blumen. — Der Papst Alexander VI., Don Cesare Borgia, die Kardinäle Castelar, Romolino, Francesco Soderini, Copis, Niccolò de'Fieschi, Sprata, Adriano Castellesi, Iloris, Casanova, Valentini; Kämmerer, Kellermeister, Diener, päpstliche Garden als Posten an den Türen.

ALEXANDER VI. *(nimmt an der Tafel Platz):* Ein schöner Abend heute! Seien wir vergnügt und nach Möglichkeit geistreich. Ich kenne nichts, was sich einem Abendessen in guter und glänzender Gesellschaft vergleichen ließe.

KARDINAL ADRIANO: Welches Glück, welche große Freude, so mit Eurer Heiligkeit die außerordentliche Gunst zu feiern, die Sie uns allen durch Erhebung zum Kardinal zu gewähren geruht hat!

ALEXANDER VI.: Es ist mir eine ganz besondere Freude, gleichzeitig meinen Freunden und der Gerechtigkeit zu Gefallen zu sein!

KARDINAL COPIS *(leise zu einem Tischnachbarn, dem Kardinal de' Fieschi):* Findet Ihr den Heiligen Vater nicht ungewöhnlich bleich?

KARDINAL DE' FIESCHI *(ebenso):* Gerade wollte ich Euch auf die verfallenen Züge des Valentino aufmerksam machen.

KARDINAL ROMOLINO *(leise zum Kardinal Valentin):* Wenn ich eine Entschuldigung gefunden hätte, wäre ich nicht gekommen. Ich bin mißtrauisch gegen diese Art Feste!

ALEXANDER VI.: Kardinal Romolino, seit dem Prozeß des Ketzers Savonarola habt Ihr nie aufgehört, uns Beweise

Eurer hervorragenden Freundschaft zu geben. Ihr seht, daß ich es wohl bemerkt habe.

KARDINAL ROMOLINO: Allerheiligster Vater, meine Ergebenheit gegen Eure Person kennt jetzt und in Zukunft keine Grenzen!

KARDINAL SODERINI *(leise zum Kardinal Castelar):* Der Papst sieht heute Abend ganz aschfahl aus. Was mag er gegen uns im Schilde führen? Ich wollte, ich wäre nicht hier.

KARDINAL CASTELAR: Ich ebenfalls. Es ist zum Ersticken in diesem Saal.

DON CESARE: Mir ist nicht wohl . . . Ich weiß nicht, was ich habe . . . Ich muß hinaus . . . Ich kämpfe vergebens dagegen . . . Mir schwindelt . . . Was habt Ihr, Allerheiligster Vater?

ALEXANDER VI.: Ich weiß nicht . . . Ich glaube, ich . . . Ach! wie ich leide!

Er fällt zu Boden. Die Gäste springen entsetzt auf. Don Cesare will einige Schritte machen, er stürzt zu Boden. Tumult im Saale. Zum ersten Diener, der ihn aufhebt:

Höre . . . höre . . . Entfernt Euch alle! Wo hat man den Wein hergenommen, den man mir soeben eingeschenkt hat?

DER DIENER: Es war eine der Flaschen, die Seine Hoheit, der Herzog, bereitgestellt hat.

ALEXANDER VI.: In diesem Fall . . . . mein Sohn und ich . . . wir sind verloren!

Er wird ohnmächtig.

DON MICHELE *(tritt ungestüm ein):* Man sagt, daß Seine Hoheit sich schlecht befinde? *(Er geht zum Herzog.)* Sprecht zu mir, gnädiger Herr!

DON CESARE: Nähere dein Ohr . . .

Don Michele kniet neben ihm nieder.

Ich bin vergiftet . . . Der Papst auch . . . Laß uns in den Vatikan tragen . . . stell' alle meine Truppen bereit! . . . . Bemächtige dich der Engelsburg! . . . Rette den Schatz! . . .

Wenn man uns angreift, so verteidige dich wie ein Tiger! Verteidige mich! *Er verliert das Bewußtsein.*

KARDINAL ADRIANO: Monsignori, der Heilige Vater befindet sich sehr schlecht. Wir müssen an die Kirche denken . . . an die öffentliche Ruhe! . . . Ich kehre nach Rom zurück!

ALLE KARDINÄLE: Trennen wir uns nicht! Wir gehen mit Euch! Zu Euch! Wir werden entscheiden, was zu geschehen hat! *Alle ab.*

DON MICHELE *(zu der Dienerschaft und den Soldaten):* Nehmt die ersten besten Sänften! Schnell! Zum Vatikan! Den ersten, der strauchelt, töte ich auf der Stelle!

ZU SZENE 14—16. MITTE AUGUST 1503. Cesare träumte sich bereits als Herrscher über die Toskana und ganz Mittelitalien. Alexander VI., der vollständig unter dem Banne seines Sohnes stand, mußte die Geldmittel beschaffen. Das weiße Pulver der Borgia wurde berüchtigt; mehrere und gerade die reichsten Kardinäle wurden vergiftet und ihre Güter eingezogen. Am 31. Mai hatte der Papst neue Kardinäle ernannt, meist Männer von keineswegs gutem Ruf; sie hatten aber beträchtliche Summen für ihre Erhebung gezahlt, im ganzen 120 000 bis 130 000 Dukaten. Cesares Henker, Michele de Corella drang mit Bewaffneten in die Häuser von Reichen, kerkerte sie ein und nahm ihr Geld. Ganz Rom zitterte vor den Verbrechern der beiden Borgia.

Der Papst sowie sein Sohn erkrankten am 12. August gleichzeitig an einem starken Fieberanfall. Der Vatikan wurde gesperrt. Am Abend des 18. starb Alexander, nachdem er gebeichtet und kommuniziert hatte. Die starke Natur Cesares widerstand dem Anfall, er soll sich durch Bäder in eiskaltem Wasser kuriert haben.

Nicht nur in Rom selbst, durch Berichte von Gesandten ging auch in ganz Italien alsbald die Rede, daß der Papst an Gift gestorben sei. Die gräßlich entstellte Leiche schien das Gerücht zu bestätigen. Matarazzo erwähnt in seiner Chronik von Perugia, wie die öffentliche Meinung den Tod Alexanders beurteilte. Darnach hätte ihn der Teufel geholt, dem er sich verschrieben hatte. Andere Zeitgenossen behaupteten, der Papst sei wie ein

Skorpion an seinem eigenen Gift gestorben. „Ganz Rom eilte in unbeschreiblicher Freude nach St. Peter, um den Toten zu sehen, den Drachen, welcher mit maßlosem Ehrgeiz und verpestender Treulosigkeit, mit furchtbarer Grausamkeit, monströser Lust und unerhörter Habgier, mit gleicher Frechheit im Verhandeln von Weltlichen und Geistlichen die ganze Welt vergiftet hatte" schreibt Guicciardini.

Die neuere Forschung hat die Vergiftungsgeschichte einwandfrei widerlegt. Das Mahl in der Vigne des Kardinals von Corneto hat am 5. oder 6. August, die Erkrankung erst am 12. stattgefunden. Der Monat war selbst für Rom ungewöhnlich heiß; die Krankheit von Vater und Sohn war eine schwere Malaria, die zahlreiche Opfer forderte und der auch der Einundsiebzigjährige erlag. Gobineau hat sehr wahrscheinlich gewußt, daß seine Darstellung unhistorisch ist, denn die Vergiftung ist schon durch Reumont in das Reich der Sage verwiesen worden. Daß er als Dichter die noch von Ranke aufrechterhaltene Version benützt hat, ist wohl verständlich. Der Umstand, daß Alexander die geweihte Hostie vergessen hatte, die er immer bei sich trug, wird von Ranke erwähnt.

ROM

(17) DIE PIAZZA DEL POPOLO

Großer Volksauflauf, Bürger, Frauen, Kinder, Schiffer, Lastträger, Vagabunden. — Geschrei, Tumult. Man errichtet an den Straßenausgängen Barrikaden.

DIE MENGE: Er ist tot! Der Teufel soll seine Seele holen! Die Seele Alexanders! Die Hölle hat vor ihm Angst! Das Scheusal! Er wollte alle Kardinäle vergiften! Er hat sich selbst vergiftet! Er hat seinen Sohn nicht vergessen! Das ist recht! — Sind sie tot? Sie sind tot! Nein! Doch! Man beerdigt sie noch heute Nacht! Der Valentino ist nicht tot! Doch, er ist's, sage ich Euch! Wir wollen sie ausgraben! In den Tiber! In den Tiber! In den Tiber mit ihren Knochen! Keine geweihte Erde für den Antichrist!

EINE NEUE SCHAR *(kommt gerannt):* Zu den Waffen! Die Leute der Borgia brechen in die Häuser ein! Auf die Barrikaden! Verteidigen wir uns!

Trompetenstöße, Trommelwirbel, Büchsenschüsse.

EIN MANN *(erbittert)*: Die Orsini plündern die Freunde der Borgia! Man hat gerade einen ganzen Haufen von ihnen niedergemacht!

DIE MENGE: Bravo! Brennt, plündert, tötet!

Kanonendonner.

Was ist denn los?

RUFE AM ANDERN ENDE DES PLATZES: Die Engelsburg feuert auf die Orsini! Zu den Waffen! Gegen die Borgia und die Barone! Die Spanier und die Colonna wollen in die Stadt und alles verwüsten!

EINE STIMME: Da sind die Franzosen! Sie geben keinen Pardon.

DIE MENGE: Auf die Barrikaden! Verteidigen wir uns! Ins Wasser mit dem Papst!

Eine Kompagnie der Truppen des Borgia wirft sich auf das Volk.

DIE MENGE: Rettet Euch! Rette sich, wer kann!

Salven auf beiden Seiten, Tote, Verwundete; das Volk flüchtet, sammelt sich wieder in den Straßen und feuert von neuem; Handgemenge. Anhaltender Kanonendonner.

(18) EIN PALAST DER ORSINI

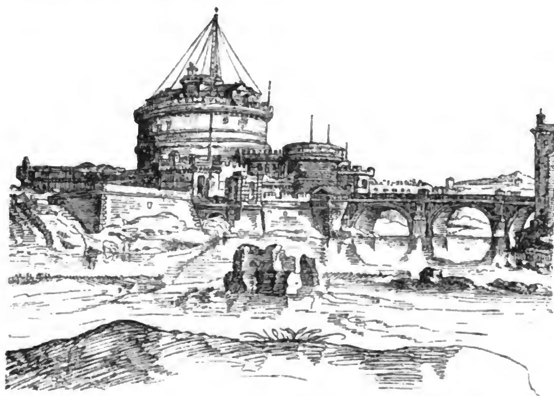
Fabio Orsini; Niccolò Orsini, Graf von Pitigliano; Bartolommeo d'Alviano, der Schwager eines Orsini; andere Orsini, alle in Waffen.

FABIO ORSINI: Michele hat unser Haus in Monte Giordano angezündet.

PITIGLIANO: Brüder und Vettern! Schert euch nicht darum. Sein Herr soll alles auf einmal bezahlen. Wir verfügen über zweihundert Kürassiere, tausend Armbrustschützen, Arkebusiere und Pikenträger. Wir müssen unverzüglich handeln. Prospero Colonna ist mit aragonesischen Truppen eingedrungen. Er will den Valentino vernichten, das ist wohl wahr, aber wenn er im Zuge ist, wird er auch uns angreifen, darauf könnt ihr euch verlassen. Wir haben gegen uns die Borgia, die Colonna, die Kardinäle, das Volk, die Spanier . . . Kommen wir unsern Feinden zuvor!

D'ALVIANO: Der Valentino bietet uns die Rückgabe unserer festen Plätze an, wenn wir ihm einige Tage Schonung gewähren. Ich möchte darauf eingehen, trotz der Einäscherung unseres Hauses, die wir später rächen werden.

EIN ORSINI: Nein! Vernichten wir den Borgia und verständigen wir uns mit den andern!



FABIO ORSINI: Mit den Colonna ist es unmöglich, und mit dem Volke, niemals! Kein Bündnis mit der Kanaille.

PITIGLIANO: Verhandeln wir mit dem Borgia! Er ist verloren! Ein paar Tage Aufschub werden ihn nicht retten! Die ganze Romagna wird in diesem Augenblick schon im Aufstand sein! Mit ihm einig, werden die Kardinäle vor uns zittern; das ist für den Augenblick die Hauptsache. Seid Ihr einverstanden?

DIE ORSINI: Einverstanden!

PITIGLIANO: Zu den Waffen denn! Auf die Straße!

Er befestigt seinen Helm; alle ab unter dem Klirren der Rüstungen und Sporen.

(19) DER PALAZZO DES KARDINALS ADRIANO

Ein großer mit Fresken geschmückter Saal. — Versammlung der Kardinäle; Beamte aller Art, Sekretäre, Mönche.

KARDINAL COPIS: Ich habe meine Fassung noch nicht wieder gewonnen! Diese Ungeheuer beabsichtigten uns zu vergiften und haben sich selbst vernichtet!

KARDINAL DE' FIESCHI: Man versichert, Cesare sei nicht tot. Er hat sich eine Stunde in Eiswasser baden lassen, wo seine heftigen Schmerzen ihm schreckliche Krämpfe verursachten. Man erzählt sogar, die Ärzte hätten zwei lebendigen Maultieren die Eingeweide geöffnet und ihn ganz und gar in dieses entsetzliche Grab gesteckt, in der Hoffnung, daß er dort wieder zu Kräften kommen werde!

KARDINAL CASTELAR: Ich glaube, Michele würde es nicht wagen, so viele Gewalttaten zu begehen, wenn er nicht auf die Genesung seines Gebieters rechnete.

KARDINAL ADRIANO: Alexander wenigstens ist tot, gründlich tot! Es ist schrecklich: Lastträger haben ihn in seinen Sarg geworfen! Mit den Füßen haben sie seinen Leichnam hineingestoßen, der durch das Gift aufgetrieben war und in Fetzen auseinanderfiel! Die Soldaten haben die Priester beschimpft, die beten wollten! Es ist scheußlich!

KARDINAL SODERINI: Monsignori, Monsignori, wir sind hier nicht versammelt, um uns zu unterhalten, sondern um diese unglückliche Stadt zu retten. Alle Dämonen, von denen Alexander besessen war, scheinen seinem Leichnam nur entflohen zu sein, um desto ungebundener gegen uns zu wüten. Mord, Plünderung, Brandstiftung, Verbrechen, Ruchlosigkeiten, nichts fehlt! Und wir, die wir in diesem Augenblicke die einzige gesetzesmäßige Gewalt vertreten, wollen wir untätig verharren? Wollen wir unsere Zeit mit Plaudern, Zittern und Weinen verbringen? Auf denn! Was befehlt ihr? Ich beschwöre euch, schärft euren Geist, stärkt euer Herz! Möge eurem Haupte ein mannhafter Entschluß gleich einer gerüsteten Minerva entspringen! Gebt uns eine Ägis, um die Stadt und die Welt zu schirmen!

KARDINAL VALENTINI: Wir müssen unverzüglich Truppen aufbieten und sie den Parteien entgegenstellen!

KARDINAL CASANOVA: Ich trete dieser Meinung bei, und wenn das heilige Kollegium mich damit beauftragen will, so mache ich mich anheischig, einen schnellen Erfolg zu erzielen. Mehrere von den in Rom anwesenden Kapitänen werden meine Vorschläge annehmen.

ALLE: Recht so! Handelt denn!

KARDINAL CASANOVA: Ich eile, mich meiner Aufgabe zu entledigen. Zählt auf meinen Eifer!

Ab mit seinem Gefolge.

KARDINAL ROMOLINO: Wir müssen sofort die Gesandten vor uns entbieten. Sonst werden sich die Colonna mit den Spaniern und die Orsini mit den Franzosen verständigen. Die Venezianer werden in der Romagna intriguieren und die Florentiner werden uns unentwirrbare Schwierigkeiten mit dem Pöbel bereiten. Wenn wir sofort die christlichen Fürsten auffordern, unsere allein rechtmäßige Gewalt — denn wir sind doch das künftige Konklave! — zu stützen, so machen wir es ihnen unmöglich, uns zu schaden. Im übrigen wird der Kaiser auf unserer Seite sein.

Allgemeine Zustimmung.

KARDINAL VALENTINI: Um kurz zu sein: Ich hatte die Meinung unseres ehrwürdigen Bruders vorausgesehen und habe die Gesandten eingeladen, sich hierher zu bemühen. Man benachrichtigt mich, daß sie eure Weisungen erwarten.

ALLE: Sie mögen eintreten! Sie mögen eintreten!

Die Gesandten Frankreichs, Spaniens, des Reiches, die von Venedig, Florenz, Mailand und von den Schweizerbünden treten ein. — Unter den Fenstern großer Tumult. — Die Büchsensalven dauern an. Man hört die Geschütze des Vatikans und der Engelsburg.

KARDINAL ADRIANO: Ihr Herren Gesandten, seid willkommen! Die Kirche Christi bedarf ihrer Kinder! Wir rufen euch, um den Beistand in Anspruch zu nehmen, den die christlichen Fürsten ihrer heiligen Mutter schulden. Die Umstände drängen. Was erwidert ihr uns?

DER GESANDTE FRANKREICHS: Hochwürdigste Kardinäle, vor allen Dingen gebietet mir meine Pflicht, feierlich gegen jede Beleidigung zu protestieren.

DIE KARDINÄLE: Eine Beschimpfung? Von unserer Seite?

DER GESANDTE SPANIENS: Ich werde feststellen, wie es sich in Wahrheit verhielt.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Wäre ich als Privatmann hier, würden sich Euer Gnaden nicht zweimal eines derartigen Ausdrucks bedienen. Aber die Ehre meines Herrn geht der meinen vor. Hört, was eben geschehen ist; ich will meine Entrüstung darüber nicht verbergen.

KARDINAL ADRIANO: Herr Gesandter, die Stadt brennt, alles ist in Aufruhr; ginge es nicht an, Eure Klagen auf einen geeigneteren Augenblick zu verschieben?

DER GESANDTE FRANKREICHS: Wenn man mich nicht anhört, verlasse ich die Versammlung. Ich bin vor dem Herrn Gesandten Spaniens am Tor dieses Palazzo angekommen. Seine Edelleute sind über die meinen hergefallen, und während man die Degen zog, hat mich der Herr Gesandte überholt und hat sich den Vortritt angemaßt. Das ist der Tatbestand! Wie! meine hochwürdigsten Herren, hat ein Fürst von Aragon das Recht des Vorrangs vor dem allerchristlichsten König? Soll, wenn es gilt, vor euch zu erscheinen, der älteste Sohn der Kirche hinter den andern hergehen? Ich fordere augenblicklich eine vollständige Genugtuung!

Die Kardinäle Giuliano della Rovere und Piccolomini treten ein.

DER GESANDTE DES KAISERS: Es ist zum mindesten sonderbar, daß in meiner Gegenwart andere Kronen den Vorrang beanspruchen!

DER GESANDTE FRANKREICHS *(aufbrausend)*: Wie meint Ihr das, Herr?

DER GESANDTE SPANIENS *(die Hand an den Degen legend)*: Ich habe nur eine Art zu reden und eine Art zu antworten.

KARDINAL DELLA ROVERE: Das ist's also, was ihr dem heiligen Kollegium zu sagen habt, Monsignori? In dem Augenblick, da die heilige Stadt die Beute der Aufrührer wird, da ihr von hier aus den Donner der Geschütze, das Knattern der Büchsen und die Lästerungen Gottes vernehmt, in dem Augenblick, da durch diese Fenster, ja, durch diese Fenster, der Widerschein des Brandes sich unsern empörten Blicken darbietet, zwingt ihr uns, den kläglichen Wettstreit eurer Eitelkeit mit anzusehen, anstatt uns zu Hilfe zu kommen! Bei Jesus, meines Heilands Wunden und Tod, Ihr macht Euch über uns lustig, Herr Gesandter von Frankreich!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Monsignore Giuliano della Rovere, ich gestatte Euch diesen Ton nicht, und auch Euer roter Hut kann Eure Unverschämtheit nicht decken!

KARDINAL DELLA ROVERE *(geht gerade auf ihn zu):* Lest diesen Brief, lest diesen Brief und beugt das Haupt! Beugt es, Seigneur, tiefer, ganz tief! und gehorcht! Unser ehrwürdiger Bruder, der Kardinal d'Amboise, der verehrte Minister des Königs, Eures Gebieters, schreibt Euch dies! Ihr erkennt wohl Unterschrift und Siegel? Nun denn, so lest doch! Er befiehlt Euch, augenblicklich die französischen Truppen dem Konklave zur Verfügung zu stellen, und das Konklave befiehlt Euch, die Stadt räumen zu lassen!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Herr Kardinal, es bleibt darum doch wahr, daß . . .

KARDINAL DELLA ROVERE *(leise ihm ins Ohr):* Ihr werdet eine vollkommene Genugtuung erhalten, wenn der Augenblick günstiger ist.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Alle Schwierigkeiten sind beseitigt. Unsere französischen Kompagnien werden die Stadt verlassen . . . da Ihr es wünscht. Ich möchte indessen noch bemerken, daß sich der Herzog von Valentinois erbietet, Eure Autorität zu schützen.

MEHRERE KARDINÄLE: Er ist also nicht tot?

KARDINAL PICCOLOMINI: Er ist sehr krank, aber allen Anzeichen nach gebietet er jetzt seinem Körper, wie

er stets dem Willen der andern geboten hat. Ich bin nicht der Meinung, daß wir seine Vorschläge annehmen sollten.

KARDINAL COPIS: Seht Euch vor! Er hat sich mit den Orsini wieder ausgesöhnt. Man sollte so mächtige Leute, die uns Unterstützung anbieten, nicht als Feinde behandeln.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Ich möchte raten, sich nicht mit dem Herzog von Valentinois zu überwerfen. Er ist ein Mann von hervorragendem Geist; er behauptet die festesten Stellungen; seine Artillerie ist zahlreich, und seine Kassen sind reichlich mit Gold gefüllt.

DER GESANDTE SPANIENS: Wenn man sich mit dem Herzog von Valentinois verständigt, so verlange ich im Namen seiner katholischen Majestät, daß man auch unsere Truppen und unsere Verbündeten, unter andern Don Prospero Colonna und alle Mitglieder seines Hauses zulasse.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Das hieße die Anarchie zulassen.

DER GESANDTE SPANIENS: Sie scheint mir durch Euch noch besser vertreten als durch uns!

KARDINAL DELLA ROVERE: Vernehmt die Entschließung des heiligen Kollegiums. Das Konklave wird so schnell wie möglich zusammentreten, um den erledigten heiligen Stuhl wieder zu besetzen. Nie war die heilbringende Gegenwart des höchsten Priesters dringender erforderlich, als in dieser schrecklichen Krise, da die Seelen und die Leiber gleicherweise in Gefahr sind! Es geht nicht an, daß eine so große erlauchte Versammlung inmitten des Waffenlärms abgehalten werde. Nein, meine Herren, nein! Das geht nicht an, das wird nicht geschehen! Franzosen, Aragonesen, Colonna, Orsini, wer nur den Degen in der Hand hat, wird die Stadt verlassen; der Valentino wird sie ebensogut verlassen, wie die andern! Nur päpstliche Truppen werden hier bleiben!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Herr Kardinal, es fällt mir schwer, zu glauben, daß der König, mein Herr, derartige Maßnahmen billigt.

KARDINAL DELLA ROVERE: Mein Herz ist noch erhoben von den edlen Gesinnungen, die unser verehrungswürdiger Bruder d'Amboise mir ausgedrückt hat. — Kardinal della Rovere, hat mir dieser wahrhaft große Mann gesagt, ich müßte als Fürst der römischen Kirche Scham empfinden, den leisesten Anschein zu erwecken, als beabsichtigte ich dem Konklave Gewalt anzutun; das Konklave muß in seiner Wahl frei sein! Die Truppen des allerchristlichsten Königs werden sich aus den Mauern Roms entfernen! — Dies sind die eigenen Worte dieses bewunderungswürdigen Geistes! Ihr werdet ihm Rechnung tragen, Monsignori, ja, ihr werdet ihm Rechnung tragen für so viel Großherzigkeit, und ich bezweifle nicht, daß der Heilige Geist euer Tun erleuchtet, um solche Tugenden nach Gebühr zu belohnen!

Die Gesandten von Venedig und Florenz blicken sich sehr erstaunt an.

DIE KARDINÄLE: Ganz gewiß! Ganz gewiß! Es ist ein schöner Zug!

KARDINAL CASANOVA *(leise zum Kardinal Romolino)*: Ein feiner Teufelsstreich fürwahr, den Giuliano da ausgeführt hat! Den französischen Papst sind wir nun glücklich los!

KARDINAL ROMOLINO *(ebenso)*: Ich hatte Angst, daß wir ihm nicht entgehen würden! Gedenkt Ihr für Giuliano zu stimmen?

KARDINAL CASANOVA: Niemals! Er ist zu gerieben und zu schroff. Was wir brauchen, ist eine unbedeutende Persönlichkeit.

KARDINAL ROMOLINO: Was dächtet Ihr vom alten Piccolomini?

KARDINAL CASANOVA: Nicht übel. Wir wollen darauf zurückkommen. Hören wir, was sie sagen.

KARDINAL DELLA ROVERE: Ein päpstlicher Geheimsekretär wird sich zum Herzog von Valentinois begeben und ihn auffordern, sich zurückzuziehen. Und Ihr, Herr Gesandter von Spanien, was beschließt Ihr?

DER GESANDTE SPANIENS: In dem Augenblick, da die Franzosen die Stadt räumen, werden auch unsere

Truppen und Verbündete abziehen, da der König, mein Herr, hinter Niemanden an Ehrerbietung für das Konklave zurücksteht.

KARDINAL DELLA ROVERE: Übermittelt dem König unsern Dank hierfür. *(Leise zum Gesandten Frankreichs):* Schreibt unverzüglich an Seine Heiligkeit . . . Verzeihung! Ich versprach mich! Ich wollte sagen an den verehrungswürdigen Kardinal d'Amboise, daß, dank seiner weisen Mäßigung seine Wahl auf den päpstlichen Stuhl beschlossene Sache ist!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Das alles verwirrt mich!

(20) DER VATIKAN

Ein Zimmer, dessen Vorhänge zugezogen sind. — Don Cesare Borgia auf seinem Lager, abgemagert und bleich; Don Michele.

DON CESARE: Komm näher . . . Ich kann nicht laut sprechen . . . Was hast du ausgerichtet?

DON MICHELE: Wir sind Herren der Leostadt geblieben, sie ist fest in unserer Hand. Eure Leute sind treu und halten stand. Ich habe sie durch die Plünderung einiger Häuser blosgestellt. Sie wissen, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hat, wenn sie sich zerstreuen sollten.

DON CESARE: Tod und Hölle! Wie ich leide!

DON MICHELE: Die Kardinäle lassen Euch auffordern, die Stadt innerhalb dreier Tage zu verlassen. Die Franzosen sind abgezogen.

DON CESARE: So hat also der Kardinal d'Amboise auf die Tiara verzichtet?

DON MICHELE: Giuliano della Rovere hat ihn überredet, daß seine Wahl ruhmvoller wäre, wenn er dem Konklave volle Freiheit ließe.

DON CESARE: Ich hatte vergessen, daß bei den Franzosen die Ruhmsucht den Ruhm erstickt.

DON MICHELE: Ihr werdet sehen, Giuliano bringt es dahin, gewählt zu werden.

DON CESARE: Ich bezweifle es. Man fürchtet sich zu sehr vor seinen Gaben und seiner Gewalttätigkeit. Ich habe keine Mittel, mich hier zu behaupten. Weichen wir gutwillig, solange wir noch imstande sind zu verhandeln. Verlange von den Kardinälen, daß sie mich mit meinen Geschützen und Truppen, meinen Kassen, und unter der Gewähr, daß ich nicht angegriffen werde, abziehen lassen.

DON MICHELE: Eine böse Geschichte!

DON CESARE: Läge ich nicht zu Bette, so würde ich anders handeln. Aber gegenwärtig habe ich keine andere Sorge, als Zeit zu gewinnen.

DON MICHELE: Ihr laßt also den Mut nicht sinken?

DON CESARE: Solange ich atme, ist die Welt mein! Ich habe den Fuß darauf gesetzt!

ZU SZENE 17—20. 18. AUGUST BIS 4. SEPTEMBER. Am Abend des 18. August wurde der Tod des Papstes dem Volk vom Vatikan aus bekanntgegeben. Die ganze Stadt widerhallte vom tausendstimmigen Ruf des Jubels und der Rache. Cesare hatte sich schon tags vorher in die Engelsburg begeben, seine Truppen hielten die leoninische Stadt besetzt. Durch Trommelschlag wurden alle wachpflichtigen Mannschaften Roms nach dem Vatikan gerufen. Man hörte auf den Straßen nichts als die Parteirufe: Orsini, Colonna, Borgia! „So schrecklich war der Tumult als solle Rom vergehen." Die Orsini, wütend durch den Vernichtungskrieg der letzten Monate gegen ihr Geschlecht, waren als die ersten am Kampfplatz. Der wütende Fabio Orsini wusch sich das Gesicht mit dem Blute eines erschlagenen Borgia. Französische Truppen rückten nach Nepi, spanische nach Marino, denn beide Könige beabsichtigten ihre Kandidaten im Konklave durchzusetzen. Rom und Umgebung glichen einem Heerlager.

Cesare war noch immer ein Machtfaktor; man verhandelte mit ihm wie mit einem Souverän. Er war noch Herzog der Romagna, und in Umbrien standen über 9000 Mann seiner Truppen. Auch seine Mittel waren bedeutend. Unmittelbar nach dem Tode Alexanders VI. hatte Michele de Corella mit dem Dolch in der Hand den Kardinal Casanova, der die Aufsicht über den Vatikan hatte, die Schlüssel abgefordert und den Schatz, über 300 000 Goldgulden, in die Engelsburg bringen lassen. Spanien und Frankreich bemühten sich um Cesares Freundschaft, weil sie glaubten, von seinem Einfluß auf das Kardinalskollegium hänge

die Papstwahl ab. Nach mehrfachen Verhandlungen schloß Cesare mit Ludwig XII. einen geheimen Vertrag, demzufolge er mit seiner gesamten Kriegsmacht in französische Dienste trat unter der Bedingung, nicht gegen die Kirche fechten zu müssen. Dafür garantierte ihm der König seine gesamten Besitzungen. Der Kardinal d' Amboise hoffte dabei, daß er durch Cesares Einfluß zum Papst gewählt werde; seine Truppen standen bereit Rom zu besetzen.

Der kluge Giuliano della Rovere, der nach zehnjähriger Verbannung nach Rom zurückgekehrt war, wußte jedoch d' Amboise zu überzeugen, daß das Konklave frei sein müsse und nicht unter dem Druck der Waffen abgehalten werden dürfe. Am 1. September wurde auch mit Cesare eine Einigung erzielt; er versprach binnen drei Tagen Rom zu verlassen, wogegen ihm freier Durchzug durch den Kirchenstaat zugebilligt wurde. Am 2. September verließ der Borgia, von Hellebardieren in einer schwarz bedeckten Sänfte getragen, Rom. Die Gesandten Maximilians, Frankreichs und Spaniens gaben ihm bis Ponte Molle das Ehrengeleit.

Am 16. September bezogen die Kardinäle das Konklave im Vatikan. Die Rivalität zwischen den spanisch und französisch gesinnten Kardinälen, Verhandlungen und Intriguen aller Art überzeugten das Kollegium, daß an baldige Einigung nicht zu denken war. Da aber die politischen Verhältnisse eine Verzögerung gefährlich machten, so kam man überein, einen Übergangspapst zu wählen, dessen Alter und Gesundheitszustand eine kurze Regierungszeit verbürgte, während der sich die Krisis des Augenblicks klären würde. Am 22. September wurde Francesco Todeschini Piccolomini als Pius III. ausgerufen.

FLORENZ

(21) DAS KLOSTER UND HOSPIZ DE' TINTORI BEI SANT' ONOFRIO

Ein großes Atelier; Marmorskulpturen, angefangen und vollendet; rohe Blöcke; Bänke, Schemel. — Michelangelo Buonarroti arbeitet eifrig an einem mächtigen Karton. — Man klopft an die Tür. — Michelangelo geht und schaut durch ein Guckfenster, dreht den Schlüssel im Schlosse herum und öffnet.

MICHELANGELO: Du, du kannst eintreten.

FRANCESCO GRANACCI: Ich komme aus dem Palazzo vecchio; dein Ruhm ist vollkommen.

Er umarmt ihn.

MICHELANGELO *(begibt sich wieder an seine Arbeit)*: Erzähle mir, was vorgeht.

GRANACCI: Dein Ruhm ist vollkommen, sage ich dir! Alle Meister, die in Florenz sind, drängen sich voll des Staunens vor deinem Werke! Ah! der Karton des pisanischen Krieges ist ein unsterbliches Werk! Niemand bestreitet es! Man wird nicht müde, dieses Wunder zu bestaunen, und diejenigen, die es kopieren, entdecken darauf tausend Schönheiten, welche die alltäglichen Bewunderer niemals ahnen werden!

MICHELANGELO: Ich habe mein Bestes an diese Arbeit gegeben.

GRANACCI: Du wirst gleichviel noch Größeres leisten! . . . Es ist zwar kaum glaublich, aber ich glaube es.

MICHELANGELO: Ich werde das leisten, was die heilige Gnade meines Schöpfers in meine Macht gelegt hat. So gut wie ich bis auf diesen Tag gearbeitet habe, werde ich auch fortfahren. Daß der Karton den Beifall gefunden hat, den er verdient, das bewegt mich in tiefster Seele; wenn ich aber niemals etwas Besonderes vollbringen sollte, so möchte ich lieber tot sein, denn ich habe noch weit mehr zu sagen. Wer sind die Meister, die du vor meiner Zeichnung gesehen hast, und die sie gelobt haben?

GRANACCI: Vor allem ist Lionardo mit allen seinen Schülern gekommen. Er hat sich in unendlichen Lobsprüchen ergangen.

MICHELANGELO: Das ist der falscheste Mensch, den ich kenne, und in geschwätzigen Höflichkeiten ist er nicht zu übertreffen. Seine Worte sind honigsüß . . . wie seine Malerei. Maestro Lionardo trägt ein unaufrichtiges, kein freies und starkes Herz in der Brust . . . Er verabscheut mich . . . Ich geb's ihm zurück; dennoch ist er ein großer Maler. Und wer ist dann noch gekommen?

GRANACCI: Ridolfo Ghirlandajo.

MICHELANGELO: Er, er, ja er ist ein Freund! Der Himmel segne ihn, den würdigen Sohn seines Vaters! Ich

habe Domenico viel zu verdanken! Möge der Himmel sich von mir abwenden, wenn ich ihn jemals verkennen sollte!

GRANACCI: Dann habe ich in der Menge Baccio Bandinelli bemerkt, Alonso Berugetta, Andrea del Sarto . . .

MICHELANGELO *(lebhaft den Kopf erhebend)*: Und der, was hat der gesagt?

GRANACCI: Ah! der . . . als er hörte, daß einige Stümper eine Verkürzung für zu gewaltsam oder eine Nase für zu lang erklärten, hat er sie kalt angeblickt, einen Schemel ergriffen, sich hingesetzt, einen Karton vor sich gelegt und angefangen zu kopieren.

Michelangelo beißt sich auf die Lippe, bekreuzt sich und fährt in seiner Arbeit fort.

GRANACCI: Dasselbe hat übrigens auch Santi getan.

MICHELANGELO: Der . . . der . . . dieser Raffaello . . . dieser junge Bursche . . . das ist kein Kind Gottes! Ich liebe ihn nicht sonderlich, Granacci . . . Indes, ich möchte nicht sagen . . . offen gestanden, wonach er strebt, davon will ich nichts wissen und . . . was tut's! Ich will nicht schlecht von ihm sprechen!

Er wendet sich wieder seiner Arbeit zu.

GRANACCI: Ich will morgen gleich anfangen und es machen wie Andrea del Sarto und der, den du den jungen Burschen nennst. Ich will nicht eher zufrieden sein, als bis ich das Meisterwerk vollständig kopiert habe.

MICHELANGELO: Du mußt auch etwas aus dir heraus erfinden.

GRANACCI: Ach! ich, ich werde wie bisher Dekorationen für die Feste anfertigen; das ist mein Los. Ich habe kein Genie, ich weiß das wohl. Ich liebe die Schönheit, weiter nichts, und ich tauge mehr zum Verliebten, als zum Künstler.

MICHELANGELO *(entrüstet)*: So sind sie alle! Was für kriechende Hunde sind doch die Menschen! Wenn du durchaus nicht ohne Knechtschaft leben kannst, so wähle dir wenigstens eine würdigere; aber wenn ein elendes Weib

dich belogen, betrogen, verkauft und dich zuletzt mit blutendem Herzen in einen Winkel geworfen hat. . . Bei Gott, du machst mir Schande!

GRANACCI: Selbst wenn es in der Liebe nur Küsse gäbe, so würde sie schon belohnt werden.



MICHELANGELO: Wenn du mein Freund bist, dann bitte keine derartigen Reden; du weißt, daß ich sie nicht vertrage.

GRANACCI: Doch, im Ernste! Was soll ich denn versuchen? Ich verweile vor deinen Werken . . . vor deiner Pietà zum Beispiel! Nun wohl! ich stehe von Staunen erfaßt; du denkst, was ich niemals denken würde; du gewahrst deutlich, du betrachtest, was mir für immer verschleiert sein wird; du ersinnst, was ich niemals erfassen könnte, und ich fühle mich so klein, so schwach, so ohnmächtig neben dem, was du zu begreifen und zu schaffen vermagst, daß die Mutlosigkeit mich überfällt, und ich keine Lust mehr habe, etwas zu versuchen.

MICHELANGELO: Bist du eifersüchtig auf mich?

GRANACCI: Nicht im geringsten!

MICHELANGELO: Das ist ja das schlimmste! Wie! Du, ein Künstler, stellst dich vor das Werk eines andern, du bewunderst es, und du bist nicht eifersüchtig? Du zerfleischest dir nicht wütend die Brust und du verwünschest nicht den Tag, da dieser Feind gefunden und gepackt hat, was dir gehört? Du bist ein Künstler, und du liebst die Muse so schwächlich, daß du siehst, wie sie ihre Gunst dem gewährt, der nicht du ist, ohne daß dich das Gefühl der Empörung und Wut überwältigt? Aber was für Honig, was für Milch, was für ein abgestandenes Zuckerwasser hast du denn statt des Blutes in den Adern? Weißt du denn nicht, daß man den Himmel nur mit Ungestüm, Zorn und Wut erstürmt? Ja, da lächelst du! Ich will ja nicht sagen, daß du mir mit dem Dolch in der Faust nachlaufen sollst, ich würde es aber begreiflich finden, wenn du mich verwünschtest, und ich würde dich darum nur um so lieber haben. Raffe dich auf! Werde ein Mann! Ich will dich alles lehren, was ich weiß, ich will dir zeigen, was ich kann. Auf, Granacci! Fasse einen feurigen Entschluß! Setz' dich dort hin! Arbeite! Arbeite! Nur die Arbeit und der Rausch des Schaffens geben dem Leben Würze. An sich selbst ist es wertlos.

GRANACCI: Ich will tun, was du verlangst, nur nicht auf dich eifersüchtig sein. Da würde ich ja über mich selbst lachen müssen. Weißt du das Neueste?

MICHELANGELO: Neuigkeiten sind mir sehr gleichgültig.

GRANACCI: Man hat einen neuen Papst gewählt, den Piccolomini. Er nennt sich jetzt Pius III.

MICHELANGELO: Da er Papst ist, muß man ihn ehren.

GRANACCI: Es heißt, daß Cesare Borgia . . .

MICHELANGELO: Mich kümmern weder die Borgia, noch die Sforza, noch sonst wer. Ich bin ein Künstler und sehe in der Welt nichts als meine Arbeit und vor allem die heilige Religion. Ich versuche nicht zu ergründen, warum Gott, der Herr, gepriesen sei sein Name! soviel Fürsten,



MICHELANGELO. Von Jacopo del Conte
Sammlung Chaix d'Est-Ange, Paris

Condottieri und Podestàs in die Welt gesetzt hat, die einander auffressen. Sie sollten keine andere Sorge haben, als sich durch edle Taten hervorzutun, das Laster zu bestrafen und die Künste zu fördern. Sie tun aber gerade das Gegenteil . . . Gott sollte sie ausrotten. Freilich würde man dann in die Hände des Pöbels fallen, des unreinsten Tieres, das je auf dem Erdboden gekrochen ist. Hast du schon jemals bemerkt, daß jemand ein guter Künstler geworden wäre, der aus dieser Hefe der Menschheit hervorgegangen ist?

GRANACCI: Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.

MICHELANGELO: Wenn meine Familie nicht von den Grafen von Canossa abstammte, wäre ich nicht das, was ich bin, und ich wollte, es wäre diesen Emporkömmlingen bei Todesstrafe verboten, jemals einen Meißel oder einen Stift zu berühren. Glaube mir, die Welt ist schrecklich. Ich verliere mich in der Bitterkeit meiner Gedanken, wenn ich sie mir vergegenwärtige . . . Der Tag sinkt, man sieht nicht mehr recht. Komm, laß uns am Ufer des Arno auf und ab wandern; den Abend wollen wir dann damit verbringen, Dante zu lesen.

IN DER SZENE SIND VERSCHIEDENE KÜNSTLERISCHE EREIGNISSE DER JAHRE 1503 UND 1504 BESPROCHEN. Im Jahre 1496 war Michelangelo auf Veranlassung des Kardinals von San Giorgio, desselben der den Cupido angekauft hatte (II, 11.), nach Rom gekommen, doch erfüllten sich die Hoffnungen, die er auf die Protektion des Riario gesetzt hatte, keineswegs. Während seines römischen Aufenthaltes entstand u. a. die Statue des Bacchus (jetzt Bargello, Florenz) und die Pietà (in der Peterskirche zu Rom). Im Jahre 1500 kehrte Michelangelo wieder nach Florenz zurück. Dort entstand die Madonna zu Brügge (ca. 1500) und der David (1501—1503, Accademia, Florenz), mit dem er die Reihe der plastischen Jugendarbeiten abschloß.

Mit dem von Granacci erwähnten Karton des pisanischen Krieges hat es folgende Bewandtnis: Die Signoria hatte Lionardo da Vinci und Michelangelo beauftragt die beiden Langwände des großen Ratssaales im Palazzo vecchio mit Gemälden zu schmücken, die zwei hervorragende Kriegstaten der Florentiner verherrlichen sollten. Lionardo wählte ein Treffen der Reiterei aus der Schlacht bei Anghiari (1440); Michelangelo eine Episode aus den Kämpfen gegen Pisa. Florentinische Soldaten werden

beim Baden im Arno überrascht; die Badenden stürzen ans Ufer und zu den Waffen.

Benvenuto Cellini berichtet, daß die beiden Kartons, solange sie ausgestellt waren, „die Schule der Welt waren". Ausgeführt wurde Michelangelos Karton nie. Lionardo begann mit der Malerei, sie wurde aber nicht beendet und auch das Begonnene ging zugrunde. Beide Kartons sind verloren gegangen, vom Karton Michelangelos existiert nichts als eine Kopie geringen Umfangs, die nur im allgemeinen die Stellung der Figuren erkennen läßt. Einige Gestalten, die eine Gruppe bilden, hat Marcantonio Raimondi gestochen. Es ist eines seiner schönsten Blätter. Von dem Karton Lionardos ist eine dem Rubens zugeschriebene und von G. Edelinck gestochene Zeichnung erhalten, die wahrscheinlich die Hauptgruppe des Gemäldes, vier in wildem Kampfknäuel befindliche Reiter darstellt.

Die Meinungen in Florenz waren geteilt; es wurde mit Heftigkeit für und wider die beiden Meister debattiert. Vasari schreibt: „Die Künstler gerieten in Staunen und Verwunderung, als sie sahen, Michelangelo habe auf diesem Blatt das Höchste in der Kunst geleistet; alle diejenigen, welche an dem Karton ihre Studien machten und darnach zeichneten, wie es eine Reihe von Jahren in Florenz von Einheimischen und Fremden geschah, sind in ihrem Berufe vortrefflich geworden, wie wir an Raffael Sanzio, Ridolfo Ghirlandajo, Baccio Bandinelli, Alonso Berugetta, Andrea del Sarto u. a. gesehen haben."

Lionardo da Vinci hatte am Hofe des Lodovico Moro die erste Stelle eingenommen und war nicht gewillt mit einem andern das Gebiet zu teilen, das er allein zu beherrschen gewohnt gewesen. Als Maler war er damals Michelangelo weit überlegen, während dieser als Bildhauer die erste Stelle einnahm. Dazu kam noch der Unterschied des Alters — Lionardo war fast zwanzig Jahre älter — und das Naturell. Das Verhältnis der beiden großen Meister blieb immer sehr gespannt.

Raffael Santi, geb. 1483 zu Urbino, lernte erst bei Pietro Perugino in Perugia, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Im Jahre 1504 war er in Siena mit Entwürfen für die Ausschmückung der Dombibliothek beschäftigt „und würde damit fortgefahren haben, wenn nicht einige Maler ihm lobpreisend von den zwei Kartons erzählt hätten, in deren einem von Lionardo da Vinci ein vorzüglicher Reitertrupp dargestellt war, während im anderen Michelangelo mit Lionardo wetteifernd, mehrere nackte Gestalten gezeichnet hatte, die noch weit vollkommener sind" (Vasari). Raffael kam im Winter 1504 nach Florenz, wo er Michelangelo begegnete. In dem Streit der

Parteien scheint der Zwanzigjährige mehr auf der Seite Lionardos als auf der Seite des zurückhaltenden Michelangelo gestanden zu sein, was begreiflich ist, denn Raffael war vor allem Maler. Als Raffael nach Florenz kam, hatte er schon die Krönung Mariä (Vatikanische Galerie) gemalt, in der er seinen von ihm hochverehrten Lehrer Perugino weit übertraf. Raffael mochte sich von Michelangelo von vornherein auch dadurch abgestoßen fühlen, daß dieser Peruginos Kunst als veraltet und einfältig bezeichnet hatte. Diese Umstände haben den Grund zu dem unerquicklichen Verhältnis zwischen diesen beiden Größten im Reiche der Kunst der Hochrenaissance gelegt.

Francesco Granacci (1469—1543) war anfangs Schüler und Gehilfe des Domenico Ghirlandajo, später schloß er sich künstlerisch Michelangelo, Fra Bartolommeo und Raffael an. Michelangelo hatte den sechs Jahre älteren Granacci schon als Knabe kennen gelernt und war von ihm in die Akademie von San Marco des Lorenzo Magnifico eingeführt worden. Von dieser Zeit an datiert die enge Freundschaft.

Wo es sich um feierliche Einholungen, Dekorationen für theatralische Aufführungen, Errichtung von Triumphbögen, um Maskeraden u. dgl. handelte, zeichnete sich Granacci aus. In Florenz befinden sich einige Werke von ihm „gute Bilder ohne höhere Eigentümlichkeit".

Ridolfo Ghirlandajo (1483—1561) durch Raffaels und Fra Bartolommeos Stil stark beeinflußt, wenig originelles Talent. — Alonso Beruguete (1480—1561) spanischer Bildhauer, der in Florenz und Rom studierte. Er ist der bedeutendste Vertreter der Renaissanceplastik in Spanien. — Andrea del Sarto (1486—1531) ist „der größte Kolorist, den das Land südlich des Apennin im Cinquecento hervorgebracht hat; als Farbenkomponist ist Andrea so gewaltig, wie Michelangelo in der Figurenkomposition". Der größte Teil seiner Werke befindet sich in Florenz. — Baccio Bandinelli s. Bem. zu V, 12.

NEAPEL

(22) DER PALAZZO DES VIZEKÖNIGS

Ein reich mit Fresken und Vergoldung geschmückter Saal. — Vor einem Tisch mit roter von goldenen Fransen besetzten Sammetdecke sitzen auf Brokat überzogenen Sesseln mit geschnitzten Lehnen der Vizekönig, Don Gonsalvo de Cordova und Cesare Borgia einander gegenüber. Sie drücken sich die Hände.

DON CESARE: Ich setze mein ganzes Vertrauen in Eure Eccellenza.

DON GONSALVO: Es ist wohl angebracht.

DON CESARE: Ihr seid ein großer Feldherr, der Ruhm dieses Jahrhunderts. Die Ehre Eures Namens bürgt mir für Eure Aufrichtigkeit.

DON GONSALVO: Ihr laßt mir Gerechtigkeit widerfahren.

DON CESARE: Ich habe in der letztvergangenen Zeit nur ehrloses Benehmen gefunden! Ich hatte eingewilligt, den Kardinälen des Konklave den Vatikan und die Engelsburg, die mich zum Herrn von Rom machten, abzutreten, und habe damit eine so weitgehende Mäßigung bewiesen, daß selbst meine Feinde sie nicht leugnen können. Jawohl, Don Gonsalvo, wenn ich Rom verlassen habe, so geschah es freiwillig. Nachdem ich aber diese Großmut bewiesen, sind die Versprechungen, die man mir machte, nicht gehalten worden. Der Kardinal d'Amboise hat sich übrigens wie ein Dummkopf benommen, indem er seine Truppen auf die schönen Phrasen Giulianos della Rovere hin aus Rom entfernte. Der hat natürlich nicht gesäumt, Piccolomini wählen zu lassen, der nur zweiundzwanzig Tage gelebt hat und dann die Tiara für sich selbst zu nehmen. Dieser ehrgeizige, gewalttätige, falsche, treulose und räuberische Julius II. ist gleichermaßen Euer und mein grimmigster Feind. Infolge der Machenschaften dieses Mannes hat sich die Romagna gegen mich empört; die Venezianer haben mir die besten meiner festen Plätze weggenommen; das Glück der Waffen hat mich verraten; man hat mich gefangen gesetzt und dann wieder freigelassen. Die Franzosen haben sich unwürdig gegen mich betragen. Ich habe ihnen zu gut und zu lange gedient. Heute gehöre ich Euch, dem König, Eurem Herrn, und Ihr dürft auf mich zählen, wie ich auf Euch zähle. Habe ich hierzu nicht alle Ursache?

DON GONSALVO: Ich bitte Eure Hoheit davon überzeugt zu sein. Im übrigen habt Ihr ja mein Wort, Don Cesare.

DON CESARE: Diese Versicherung ist mir äußerst wertvoll und tröstet mich über so viele getäuschte Hoff-

nungen. Noch einmal: Ich habe nur den Wunsch, Euch auf's beste zu dienen, und da Ihr mir Truppen anvertraut, um in der Toskana zugunsten der Medici zu operieren, so dürft Ihr nicht zweifeln, daß ich meine ganze Kraft dafür einsetze und fortan nur die Interessen des katholischen Königs im Auge habe.

DON GONSALVO: Ich bin Euch für soviel Eifer auf's höchste verpflichtet!

DON CESARE: Ich beabsichtige, mich noch heute auf den Galeeren Seiner Majestät, die im Hafen liegen, einzuschiffen und verabschiede mich hiermit von Euch.

DON GONSALVO: Geht mit Gott, Hoheit, und möge seine Allmacht Euch geleiten!

DON CESARE: Ich danke Eurer Eccellenza noch, daß Sie mir im Übermaß meiner Mißgeschicke ein Freund gewesen ist. *Sie erheben sich.*
Zählt auf mich, Don Gonsalvo, ich bitte Euch darum, als auf einen Euch auf's treueste ergebenen Diener!

DON GONSALVO *(ihn umarmend)*: Das ist eine Ehre, von der ich bewegt bin.

DON CESARE: Gott behüte Eure Eccellenza!

(23) DER WARTESAAL VOR DEM ARBEITSZIMMER DES VIZEKÖNIGS

In dem Augenblick, da Don Cesare das Zimmer des Don Gonsalvo verläßt, erheben sich die Hofleute, Offiziere und Bittsteller, die den Saal füllen, und entblößen das Haupt.

DON NUÑEZ CAMPEIO *(Kapitän der Garden des Vizekönigs zu Don Cesare)*: Eure Hoheit, ich verhafte Euch im Namen Seiner Majestät!

DON CESARE *(weicht zwei Schritte zurück)*: Was bedeutet das? . . . Ich bin der Freund des Vizekönigs! . . . Ich habe sein Wort!

DON NUÑEZ CAMPEIO: Hier sein Befehl! Lest!

DON CESARE *(wirft einen Blick auf das Pergament)*: Das ist ein teuflischer Verrat!

DON NUNEZ CAMPEIO: Ihr versteht Euch ja darauf! Euern Degen!

DON CESARE *(da er, in die Runde blickend, nichts als Spanier gewahrt):* Noch nie ward eine ähnliche Niederträchtigkeit verübt!

DON NUÑEZ CAMPEIO: Außer zu Sinigaglia. Euern Degen! sage ich Euch, Hoheit, oder ich bin gezwungen, ihn Euch abnehmen zu lassen!

Don Cesare schleudert seinen Degen heftig zu Boden; man hebt ihn auf. Der Herzog wird von den Soldaten fortgeschleppt.

EIN HÖFLING *(zu einer schwarzgekleideten Persönlichkeit, die eifrig auf ihrem Knie schreibt):* Was macht Ihr da, Don Sannazaro? Sollte diese Szene Euch zu einem Poem begeistert haben?

JACOPO SANNAZARO: Als ich diesen großen Missetäter betrachtete, erinnerte ich mich unwillkürlich seines Wahlspruchs: Aut Caesar aut nihil, und da habe ich eben dieses Distichon niedergeschrieben.

DIE HÖFLINGE: Laßt sehn! Laßt sehn!

JACOPO SANNAZARO *(liest):*

Omnia vincebas, sperabas omnia Caesar;
Omnia deficiunt, incipis esse nihil.

DIE HÖFLINGE: Reizend! allerliebst! Wie geistvoll!

ZU SZENE 22 UND 23. 27. MAI 1504. Schon Ende August waren Urbimo, Sinigaglia, Camerino, bald darauf auch Pesaro und Fano aufgestanden, dann folgten Piombino, Città di Castello und Perugia; sie alle riefen ihre alten Herren wieder zurück. Pius III. nahm den Herzog von Valentinois wieder in Rom auf, da er ihn zum Schutz gegen die im Kirchenstaat wieder mächtig werdenden Barone benötigte. Diese hatten aber alle, obwohl unter sich uneins, das gemeinsame Ziel den Borgia zu vernichten. Cesare saß in der festen Engelsburg, von seinen Feinden umlagert, als am 18. Oktober sein Beschützer, Pius III., starb.

Die allgemeine Stimmung bezeichnete nun Giuliano della Rovere als den einzig möglichen Papst und schon am 1. November wurde er, von ganz Rom mit Jubel begrüßt, als Julius II. aus-

gerufen. Der neue Papst war von Anfang an entschlossen, der Herrschaft des Borgia ein Ende zu machen. „Der Herzog soll nicht eine Zinne meiner Festungen haben", sagte er zu Machiavelli. Doch unterhandelte er zunächst noch, denn Cesare sollte ihm die Romagna erhalten, wo Venedig seinen Einfluß auszudehnen beabsichtigte. Indessen kam es bald wegen einiger Festungen, die Cesare dem Papst herauszugeben sich weigerte, zum Bruch; Julius ließ ihn verhaften.

Am 29. Januar 1504 unterzeichnete Cesare einen Vertrag, demzufolge er seine romagnolischen Städte dem Papst auslieferte, darauf erhielt er seine Freiheit. Nun wandte sich der Borgia an Gonsalvo, den spanischen Vizekönig von Neapel; er bat um Sicherheitsbrief und Schiff, um sich dorthin zu begeben, da er in spanische Dienste treten wolle. Dies bewilligte Gonsalvo mit feierlicher Zusage und empfing ihn mit Ehren in seiner Hauptstadt. Er hörte die Pläne Cesares anscheinend wohlwollend an, sagte ihm Schiffe und Truppen zu und umarmte ihn beim Abschied, indem er ihm zu seinem Unternehmen Glück wünschte. Als der Herzog das Gemach verlassen hatte, wurde er verhaftet und am 20. August auf Befehl des Königs von Spanien nach dem Kastell von Chinchilla und dann nach Medina del Campo bei Segovia gebracht.

Hernandez Gonsalvo de Cordova (1443—1515) war der Begründer der militärischen Größe Spaniens. „Er hat zuerst die Verbindung spanischer, italienischer und schweizerischer Fußvölker zu einem Treffen ausgebildet, das sich dann anderthalb Jahrhunderte hindurch als unüberwindlich erwies." (Ranke.) Seine Zeitgenossen nannten ihn nur „il gran Capitano". Die Beliebtheit, die er als Vizekönig durch umsichtige Verwaltung gewann, erregte die Eifersucht seines Königs Ferdinand, der ihn 1506 nach Spanien zurückrief, wo er in Zurückgezogenheit starb.

Am Ende seines Lebens sagte Gonsalvo, er bereue nur drei Dinge in seinem Leben: den Bruch des Eides, den er dem Herzog von Calabrien bei der Übergabe von Tarent geschworen hatte; den nicht gehaltenen Geleitsbrief für Cesare Borgia und ein Drittes, das er nicht nennen wolle.

Jacopo Sannazaro (1458—1534), Verfasser der von seinen Zeitgenossen hochgerühmten Hirtendichtung „Arcadia", von lateinischen Eclogen, Elegien und Epigrammen sowie Schauspielen, die am neapolitanischen Hofe zur Aufführung kamen. Das Epigramm Sannazaros lautet in deutscher Übertragung:

„Cäsar oder ein Nichts!" Vielleicht auch beides? Ein Cäsar
Warst du bereits. Nun kommt an die Reihe das Nichts.

ROM

(24) DER PALAZZO BORGIA

Doña Maria Henriquez, die Witwe des Juan Borgia, Herzogs von Gandia; ihre Tochter Doña Isabella Borgia; ein Dominikaner.

DER MÖNCH: Jawohl, Frau Herzogin, und sofort hat ihn der Vizekönig, Don Gonsalvo de Cordova auf den Galeeren Seiner Majestät einschiffen und nach Spanien schicken lassen. Dort wird er, so versichert man, soferne man ihn nicht tötet, zur Kerkerhaft verurteilt werden, die nur mit seinem Leben endet.

DIE HERZOGIN: Möge Gott ihm verzeihen! Seine Untaten vergeben . . . Es gibt kaum eine, deren die sündige menschliche Natur fähig ist, mit der er sich nicht befleckt hätte . . . Ich habe diesen Mann kennen gelernt. Er zögerte weder vor einer ruchlosen Tat noch fühlte er je eine Anwandlung von Reue. Er hat selbst bis zu dieser Stunde keine Empfindung für die einzige Tugend der Hölle gehabt: für die Gewißheit, daß schließlich der Sieg doch Gottes ist. Ach! mein Vater, ich frage Euch . . . bevor Ihr ins Kloster gingt, habt Ihr ja das Leben kennen gelernt . . . und es ist kein gemeines Blut, das in Euern Adern rollt. . . Ich frage Euch: was soll eine Familie wie die unsrige auf der Welt? Sie besudelt sie! Sie ist aus der Sünde hervorgegangen, ist von der Sünde emporgehoben worden, hat sich in der Sünde gewälzt, ist auf den wildesten, schäumendsten, schlammigsten Fluten der Sünde dahingetragen worden und nun — hat sie die Vernichtung ereilt! Wo ist nun unser vermessenes Glück? Nirgends! Zu Schutt zerfallen! Keine Fanfaren mehr, keine Triumphe, keine Gotteslästerungen . . . Wir sind zum Spott geworden für die Massen; ist unser Beispiel vielleicht ein Gegenstand der Erbauung?

DER MÖNCH: Jawohl, gnädige Frau, wenngleich in anderer Weise als Ihr denkt.

DOÑA ISABELLA: Teure Mutter, und Ihr, ehrwürdiger Vater, laßt mich euch schildern, was mich bewegt. Ich bin freilich erst sechzehn Jahre alt und sollte euch schweigend,

in geziemender Bescheidenheit anhören; ich habe jedoch das Bedürfnis, an diesem Tage, da wir so furchtbare Dinge vernommen haben, euch meine Empfindungen auszusprechen. Mein Oheim, Don Cesare, hat meinen Vater getötet .... Was er außerdem verübt hat, das weiß ich nicht genau und trage auch kein Verlangen, es zu erfahren. Genug, ich gewahre, wie von unserem, in unheilvolle Finsternis getauchten Namen ein blutigfahler Schein ausgeht. Ich weiß nicht, wie ich euch das Gefühl erklären soll, das mir dieses Gesicht einflößt, und ich möchte es doch. . . Dieses Gesicht, sage ich euch, denn ich sehe es deutlich, und der Eindruck, den ich davon empfange, und die fortwährenden Tränen meiner Mutter, all das beunruhigt mich nicht, wie es mich vielleicht beunruhigen sollte. Meine Vernunft drängt mich, nur der Trauer zu leben. Ich tue es nicht. Die einzige Wirkung, die dieses Leid auf mich ausübt, ist, daß ich mich gänzlich, doch ohne Haß, ohne Verachtung, ohne Erregung, von einer Welt löse, in der solche Dinge begangen werden, von einer Welt, wo der Anblick der Strafen und die fortwährende Erfahrung von der Nichtigkeit der Siege, die das Böse davonträgt, dieses Böse nicht zurückzuhalten und zum Insichgehen zu veranlassen vermögen. Ich hasse die Welt nicht! Sie schreckt mich nicht; sie gilt mir nichts! Ich habe keine Berührung mit ihr; ich weiß kaum, ob sie mich umgibt, — aber jedenfalls vermag sie nichts über mich. Wenn ich an sie denke, überkommt es mich wie mit reiner, ungetrübter Freude, weil ich inne werde, daß ich nicht Teil habe an dem, was sie liebt, noch dem, was sie will.

DIE HERZOGIN: Und dennoch sind wir mit die schlimmsten Kinder dieses Jammertals; unser Fleisch gehört dem Bösen und er drückt ihm jeden Augenblick seine Dornen ein.

DER MÖNCH: So entnehmt ihr beide den gleichen Dingen eine ganz verschiedene Nahrung für das Gemüt. Ihr, Madama, seid von den Schlägen eines entsetzlichen Schicksals getroffen worden, die unauslöschliche Spuren des Schreckens und der Seelenqual in Euch zurückgelassen

haben. Ihr, Doña Isabella, Ihr habt erzählen hören, aber Ihr habt dieses Schicksal nicht selbst erlebt. Nur das Echo der Schlechtigkeiten hat auf Euch gewirkt. So bemächtigen sich die Handlungen der Menschen in ihrer Schwäche nur eines engen Kreises; sie haben nur die Dauer eines Blitzes und lassen Schwingungen zurück, die schwächer werden und verschwinden. Ihre Verheerungen sind nicht bleibend . . . was bleibt, das ist . . . wißt ihr wohl? . . . der strahlende Glanz des ewigen Lebens! Und diesen Glanz . . vermöchte ihn die Macht der Hölle je auszulöschen?! So wandelt ihr denn alle beide, die eine niedergedrückt von der Last ihrer Entsagung, die andere freudig in Abkehr vom Irdischen, gleichen Schrittes den unwandelbaren Regionen der Tugend und der Wahrheit zu.

DIE HERZOGIN: Wir, wir beide, mein Vater? Ihr vergeßt, aus welcher entsetzlichen Höhle wir kommen!

DER MÖNCH: Das ist eben das wunderbarste Geheimnis des Weltalls, ja, selbst die Achse seiner Existenz. Der Theriak ist aus dem Gifte der Viper gewonnen, und der aus unreinen Stoffen gebildeten Erde entsprießen die köstlichsten Kelche der seltensten Blüten! Glaubt Ihr, daß für mich, daß für dieses ganze Volk von Rom, das seit langen Jahren zu Euch aufschaut, Euch bewundert und verehrt, nicht Eure bloße Gegenwart eine Wohltat sei? Wenn Ihr die so verschiedenen Eindrücke erlebt, die der Name, den Ihr tragt, hervorruft, solltet Ihr da die Absicht einer Vorsehung verkennen? Und wenn man voll Wut und Abscheu: „Cesare Borgia" ruft, ist es da gleichgültig, daß man mit Innigkeit, mit Tränen der Liebe in den Augen hinzufügt: „Maria und Isabella Borgia"? Ach! Madama! Ach, meine Tochter! Es fehlt nicht an Narren, die da schreien, es gebe keinen Gott, weil sie Alexander VI. mit der Tiara geschmückt und Savonarola zum Scheiterhaufen geschleppt sehen! Ich könnte ihnen antworten, indem ich euch ansehe: Nein! — und trotzdem gibt es nichts des Bösen! Und sollte dann mein Schluß den ihrigen nicht aufwiegen? . . . Es gibt

Böses, es gibt Gutes, und das Gute gibt den Ausschlag; es macht nicht so viel Lärm, es brüstet sich nicht, es spreizt sich nicht, es macht kein Geschrei, es drängt sich nicht vor, um an der ersten Stelle zu stehen, aber es ist da, es handelt, und die Hand, die sich zuletzt auf das Werk der sieben Tage legt, wird die seine sein!

DOÑA ISABELLA *(läßt sich vor ihrer Mutter auf die Knie nieder):* Weint nicht, teuerste Mutter, ich bitte Euch, schüttelt nicht den Kopf! Der Vater spricht die lautere Wahrheit! Es bedrückt mich sehr, wenn ich Euch so kummervoll sehe! . . . Und doch, ich gestehe es Euch . . . ich trage den Himmel im Herzen! . . . Gott ist so groß! . . . Glaubt mir! Das Böse . . . es hat so wenig zu bedeuten!

DIE HERZOGIN *(trocknet ihre Augen):* Wir müssen für diesen Unglückseligen beten, und wir wollen in seinem Namen reichliche Almosen austeilen!

DOÑA ISABELLA *(umarmt ihre Mutter und nimmt ihren Halsschmuck ab):* Ich werde all meine Kleinodien hingeben.

DER MÖNCH: Gib sie hin, meine Tochter. Was ich sehe, wiegt alle Untaten des Sünders auf, ja überwiegt sie.

SOMMER 1504. Doña Maria Henriquez war eine Base des Königs Ferdinand des Katholischen von Spanien. Sie war mit Pedro Luis, einem Sohn Alexanders VI., von einer nicht bekannten Mutter, verlobt. Schon als Kardinal hatte Alexander 1485 für Pedro das Herzogtum Gandia erworben. Pedro kam 1488 nach Rom und starb bald darauf; zu seinem Universalerben setzte er seinen Bruder Juan ein, der so Herzog von Gandia wurde. Juan heiratete später auch die Braut des Verstorbenen. Nach der Ermordung ihres Gemahls lebte Doña Maria anfangs hochangesehen am Hofe der Königin Isabella von Kastilien und trat später, schwermütig und bigott geworden, mit ihrer Tochter Isabella in ein Kloster. Ihr Sohn Juan pflanzte das Geschlecht der Borgia in Spanien fort; von ihm stammt eine zahlreiche Nachkommenschaft von Herzogen, Kardinälen und Prälaten. Ein Enkel des ermordeten Herzogs von Gandia war der dritte General des Jesuitenordens und wurde heilig gesprochen. Im XVIII. Jahrhundert gab es noch zwei Kardinäle Borgia dieser Linie.

IN SPANIEN

(25) VIANA

Die navarresischen Truppen belagern die Stadt. — Es ist Nacht; es schneit und regnet. — In der Ecke des Laufgrabens, nach der Stadt zu, ein Posten; der Himmel ist so schwarz, daß man ihn kaum wahrnimmt. — Ein Fähnrich mit einigen Soldaten löst die Vorposten ab.

DER FÄHNRICH: Sind wir fertig?

EIN KORPORAL: Es bleibt noch ein Posten. Dort hinten steht er.

DER FÄHNRICH: Eine verteufelte Nacht! Ich sehe gar nichts! Es ist eine Hundekälte . . . vorwärts!

DER POSTEN: Wer da?

DER FÄHNRICH: Navarreser! . . . Halt! . . . Gebt die Losung! . . . San Jago!

DER POSTEN: Und Pampeluna! . . . Ihr erkennt mich nicht wieder, Michele!

DER FÄHNRICH: Welche Stimme! . . . Ist es möglich? Korporal, bring die Laterne! . . . Ihr seid es wirklich, gnädiger Herr?

DER POSTEN: Hier Cesare Borgia!

DER FÄHNRICH: Wie tief sind wir gesunken! . . . Und ich bin Euer Vorgesetzter! . . . Welch ein Jammer!

DER POSTEN: So lange man lebt, bewegt man sich fort und kann wieder emporsteigen!

DER FÄHNRICH: Ihr seid nicht entmutigt?

DER POSTEN: Narr! . . . Man hat meinen Kerker geöffnet, weil man mich für ungefährlich hält. Welche Täuschung! Frankreich hat mich im Stich gelassen und geplündert! . . . Italien prahlt damit, daß es mich für tot hält! . . . Ah! heilige Rache!

DER FÄHNRICH: Ich für meine Person denke nicht daran. Ich verlange nichts weiter mehr, als mein Brot zu verdienen und es unbelästigt zu verzehren. Macht es ebenso; glaubt mir, wir sind besiegt.

DER POSTEN: Feigling! So lange ich noch einen Atemzug habe, atmet er Haß und Begehren.

DER FÄHNRICH: Wohl bekomm's Euch! Ihr werdet Euch Eure letzten Zähne daran ausbeißen. . . Unterdessen löse ich Euch ab; kommt und wärmt Euch. Der Tag graut schon, der Feind fängt wieder an, auf uns zu schießen.

Ein von einer Bastei kommender Falkonettschuß trifft den Posten mitten in den Leib.

Allmächtiger Himmel! Da liegt er! . . . Don Cesare! . . . Tot! . . . Zertreten im Kot wie ein Wurm, er, der stolzeste der Dämonen! . . . Tausend Millionen Teufel! . . . Machen wir, daß wir fortkommen! . . . Kommt, wärmen wir uns!

Der Fähnrich und die Soldaten entfernen sich; Troßknechte stürzen sich über den Leichnam des Postens, plündern ihn aus und werfen ihn nackt in den Graben.

12. MÄRZ 1507. In la Mota, dem festen Kastell von Martino del Campo, saß der gestürzte Cesare als Gefangener in strenger Haft. Mit einem einzigen Diener bewohnte er ein Turmgemach. Seine einzige Zerstreuung soll gewesen sein, aus dem Fenster Falken steigen zu lassen und zu beobachten, wie sie Vögel mordeten. Er wußte schließlich einen Diener seines Gefangenwärters zu gewinnen und am 25. Oktober 1506 zu fliehen, indem er sich an einem Strick aus dem Fenster herabließ. Auf bereitgestelltem Pferde gelangte er nach Pampelona zu seinem Schwager Don Juan d'Albret, dem König von Navarra. Der König übertrug ihm das Kommando über die navarresischen Truppen gegen den rebellischen Luis de Beaumonte, Connétable von Navarra. Bei der Belagerung des Kastells von Viana sprengte er in einem Gefecht, ohne sich darum zu kümmern, ob ihm die Seinen folgten, den Leuten Beaumontes entgegen und wurde nach tapferster Gegenwehr von der Übermacht überwältigt und niedergemacht. Die Feinde nahmen ihm Rüstung und Gewand, seine Blöße deckten sie mit einem Stein, dann machten sie sich eilig davon. Mit Wunden bedeckt, blutig und nackt fanden seine Diener den Mann, der davon geträumt hatte, Italien zu beherrschen.

In einen Mantel gehüllt wurde der Tote nach Viana gebracht und feierlich in S. Maria la Real de Najera beigesetzt. Der König ließ ihm ein prunkvolles Grabmal setzen; die von dem Dichter Sorria verfaßte Inschrift verkündete, daß in einem Häuflein Erde

der ruhe, der einst ein Mächtiger gewesen und Frieden und Krieg in seiner Hand gehalten habe. Cesare Borgia war erst zweiunddreißig Jahre alt, als er starb.

Später ließ ein Bischof, dem die Diözese Viana unterstand, die Gebeine des Borgia auf die Straße werfen, weil ihm ein christliches Gotteshaus durch das Grab dieses Ungeheuers entweiht schien. Nach einer Tradition soll Cesare unter den Stufen der Kirche seine letzte Ruhestätte gefunden haben.

Die Begegnung mit Michele, der in Italien geblieben war, ist eine dichterische Freiheit.

SCHLUSSWORT

DIE beiden Borgia werden von Vielen als die größten Verbrecher, nicht nur im Zeitalter der Renaissance, sondern in der Geschichte der Menschheit angesehen. Das ist übertrieben. Sie sind ein Produkt ihrer Zeit und „passen so völlig in diese hinein, daß sie nur dann daraus hervorstechen, wenn wir ihre Eigenschaften aus dem Rahmen dessen, was sie umgab, herausgenommen für sich betrachten. Vertiefen wir uns in die Taten, die von anderen um sie her ausgingen, so erscheinen ihre Verbrechen beinahe ausgeglichen und wir gewinnen sogar die Freiheit, ihre guten Seiten zu würdigen, das heißt die Kraft, durch die sie die anderen überboten, die vielleicht nur ihrer Schwäche wegen weniger gebrandmarkt dastehen". (H. Grimm.)

Alexander VI. fühlte wie ein weltlicher Herrscher des XV. Jahrhunderts. Genußmensch, voll unbezähmter Sinnlichkeit, scharfsinnig, gebildet, war er ohne jede sittliche Hemmung. Das trat in seiner Stellung als Papst mehr hervor, als bei anderen rein weltlichen Fürsten und darum wurde sein Pontifikat ein schwerer Schaden für die Kirche. Gegen Ende seines Lebens wurde er der Sklave seines Sohnes, der wie ein böser Dämon hinter ihm stand.

Politisch war das Wirken Alexanders VI. für Italien höchst verhängnisvoll. Als er starb war Frankreich im Besitze Mailands, das Königreich Neapel war spanisch geworden. Er hat Italien den Fremden preisgegeben, nur um seine Kinder groß zu machen; er hat damit wesentlich zum Untergang dieses Landes beigetragen. Hingegen hat seine Behandlung der theologischen Angelegenheiten merkwürdigerweise zu keinem begründeten Tadel Anlaß gegeben, was selbst von seinen erbittertsten Gegnern anerkannt wird.

Als Förderer von Wissenschaft und Kunst folgte Alexander VI. seinen Vorgängern. Er erbaute das Universitätsgebäude, den an der Universität wirkenden Lehrern schenkte er besondere Aufmerksamkeit. Mit vielen Humanisten stand er in regem Verkehr. Schon als Kardinal errichtete er den Palazzo Borgia (jetzt Sforza-Cesarini), der als einer der prächtigsten Italiens galt. Der

Borgo nuovo, jetzt die Hauptverkehrsader der Stadt mit dem Vatikan, und der Ausbau der Engelsburg zu einer Festungsanlage großen Stils sind Alexanders VI. persönliche Werke. Er berief Pinturicchio, der die Appartimenti Borgia im Vatikan schmückte; die Kassettendecke in S. Maria Maggiore, die schönste Renaissancedecke in Rom, ist seine Stiftung. Die neue durch Bramante eingeleitete Architekturepoche begann unter dem Pontifikat Alexanders VI. Im Jahre 1502 entstand der berühmte Tempietto Bramantes in S. Pietro di Montorio. Der Kardinal Raffael Riario ließ die 1486 begonnene Cancellaria (die früher Bramante zugesprochen wurde) vollenden und der Kardinal Adriano von Corneto den Palazzo Torlonia errichten, die zu den schönsten Renaissancepalästen der Welt zählen. Damit ist nur einiges genannt, was Rom Alexander VI. und der durch ihn angeregten Bautätigkeit verdankt.

Cesare war an Begabung und Tatkraft seinem Vater weit überlegen, er übertrifft ihn aber auch an ungezähmter Sinnenlust und rücksichtslosestem Ehrgeiz. Er ist der furchtbarste Vertreter des Renaissancemenschen. Die kleinen Gewaltherrscher, die Cesare beseitigte, mußten als Opfer seiner Staatsraison verschwinden; nur wenige davon waren wert, persönlich bedauert zu werden. Wo er sich des Besitzes sicher glaubte, wie in der Romagna, war er bedacht, eine geordnete und gerechte Verwaltung einzurichten und seine Romagnolen haben ihn lange in gutem Gedächtnis behalten.

Ob er bei längerem Leben die Idee eines mittelitalienischen Reiches verwirklicht hätte, kann nicht behauptet werden. Machiavelli hat den Borgia während seiner Krankheit und während er von Julius II. in Haft gehalten wurde, öfters besucht; er berichtet, daß Cesare zu ihm gesagt habe: „Er hätte an alles gedacht, was beim Tode seines Vaters vorgehen könne und Mittel gegen alles ausgefunden, nur daran habe er nicht gedacht, daß er zu gleicher Zeit dem Tode nahe sein könne." Gregorovius wirft Cesare vor, daß nur die Macht und das Geld seines Vaters ihn emporgebracht habe und ihn mit dessen Tod Glück und Tatkraft verließen. „Wenn Cesare ein General wie Piccinino oder Sforza gewesen wäre, so würde er sich nach der ihm noch treuen Romagna geworfen und dort eine Dynastie gegründet haben." Er berücksichtigt dabei nicht, daß Cesare damals ein kranker Mann war. Kardinäle, die ihn im November und Dezember 1503 besuchten, äußerten, der Herzog käme ihnen wie von Sinnen vor, er sei verwirrt, unschlüssig, schwankend; Machiavelli sagt am 3. Dezember: der Herzog wanke der Totengruft zu.

„Die Absicht Cesares", sagt Machiavelli im Prinzipe, „war keineswegs die Kirche groß zu machen. Nichtsdestoweniger trug seine Wirksamkeit zur Größe der Kirche bei, welche, nachdem er beseitigt war, seine Erbin wurde." Die Nachfolger Alexanders VI. dankten Cesare die vollständige Monarchisierung des Kirchenstaates und den Besitz der Romagna und deshalb konnte schon Julius II. von den „außerordentlichen Verdiensten des Herzogs" sprechen — nachdem er denselben beseitigt hatte!

DRITTER TEIL

JULIUS II.



ehrgeizig, von stärkstem Selbstbewußtsein, jähzornig bis zur Wut, aber immer von mächtigem, großem Streben erfüllt. Als Kardinal war sein Leben gleich weltlich und nicht weniger lasterhaft gewesen, als das der meisten Prälaten seiner Zeit. Während seines zehnjährigen Exils hatte er aus blinder Rachsucht gegen die Borgia den Vorteilen Frankreichs gedient. Er hat die Invasion Karls VIII. leidenschaftlich gefördert und als die Politik Ludwigs XII. eine Verbindung mit dem Papst notwendig machte, hat er geholfen, Cesare zu erheben.

Das Schicksal Italiens lag völlig in den Händen der beiden Großmächte Spanien und Frankreich, die über Neapel, Mailand und Genua geboten. Zwischen Florenz und Pisa währte seit Jahren der Kampf, geschürt von den Franzosen wie den Spaniern, die daraus eine Geldspekulation machten. Die Venezianer suchten sich zunächst die Romagna zu unterwerfen, Imola, Cesena, Forlì war schon in ihren Händen; der Romagna sollte die Toscana folgen. Durch die Entdeckung des indischen Seeweges und durch die Türken in ihren Lebensinteressen schwer bedroht, strebte die Republik danach, eine italienische Territorialmacht zu werden. Niemand zweifelte, daß ihr Sinn auf die Herrschaft über ganz Italien gerichtet sei. Die kleineren Staaten waren durch die Umwälzungen seit der Invasion Karls VIII. hilflos geworden; alles war in Bewegung, niemand war seines Besitzes sicher. Endlich erhob sich schon das Gespenst der habsburgischen Universalmonarchie durch die Heirat von Maximilians I. Sohn, den Herzog Philipp mit Johanna von Kastilien, der Erbin des spanischen Reiches.

Auf diesem unterwühlten Boden stand Julius II. als er den päpstlichen Stuhl bestieg. Er betrachtete die gesamte Welt nur vom Standpunkt des Herrschers, der die Macht des Kirchenstaates um jeden Preis erweitern und befestigen will. Schon am 10. Januar 1504 erklärte er in einer Bulle: „In dem Vorsatz die Herrschaft der Kirche wiederzugewinnen, sei er und werde er immer unerschütterlich sein; dawider vermöge kein Schrecken, kein Vertrag, keine Bedingung, denn das sei seine Pflicht." Im März 1505 gaben zwar die Venezianer einige Plätze in der Romagna an Julius zurück, Faenza und Rimini behielten sie. Ohne Frankreichs Hilfe konnte der Papst nicht gegen Venedig vorgehen, Ludwig XII. aber zögerte, da ein Vorgehen seinerseits auch Maximilian nach Italien gezogen hätte. Julius mußte deshalb seine Pläne gegen Venedig vertagen; er sammelte Geld und rüstete.

Sein kriegerischer Geist verlangte nach Betätigung. Als Michelangelo fragte, ob er der für Bologna bestimmten Papst-

statue ein geschlossenes oder ein offenes Buch in die Hand geben solle, gab Julius die bezeichnende Antwort: „Gib mir ein Schwert." Zunächst beschloß er, Perugia und Bologna zu unterwerfen, die zwar päpstliche Städte waren, aber sich unter den Baglioni und Bentivogli seit langen Jahren zu selbständiger Politik erhoben hatten. Nachdem der Papst die verbündeten Fürsten von Mantua und Urbino aufgefordert hatte, sich unterwegs den päpstlichen Heerzügen anzuschließen, brach er selbst am 26. August 1506, begleitet von neun Kardinälen von Rom auf. Er legte bei seinem Marsche eine solche Eile an den Tag, daß die Diener, die neben den Pferden schritten, ihm nicht zu folgen vermochten; mehrere starben unterwegs. Giampagolo Baglioni, der Tyrann von Perugia, kam ihm schon in Orvieto entgegen, unterwarf sich und trat als Soldkapitän in den Dienst des Papstes. Am 12. September hielt Julius seinen feierlichen Einzug in Perugia. Nach neuntägigem Aufenthalt brach er wieder auf und marschierte über die Apenninen in die Romagna. Es regnete ohne Unterlaß und die Wege waren kaum gangbar. Zu Fuß und zu Pferde kletterte Julius den Abhängen entlang, trotzdem körperliche Schmerzen ihm beinahe den Atem benahmen. Ausgehungert, zitierte er den verzweifelten Kardinälen der Situation angemessene Verse aus Vergil und schritt unentwegt weiter. Überall bestaunten die Völker den unerhörten Anblick eines dreiundsechzigjährigen kriegführenden Papstes. Die Bentivogli waren in Bologna durch ihre Gewaltherrschaft verhaßt; da ihnen Ludwig XII. die erbetene Unterstützung verweigerte, so floh Giovanni Bentivogli nach vierzigjähriger Regierung mit seiner Familie beim Nahen des Papstes nach Mailand. Bologna unterwarf sich und mit kriegerischem Triumphgepränge hielt Julius II. am 11. November seinen Einzug in die Stadt. Er gewährte Teilung der Regierungsgewalt zwischen einem aus Bürgern gewählten Rat der Vierzig und dem päpstlichen Legaten, legte den Grundstein zu einer Zitadelle, die er als Zwingburg zu bauen beabsichtigte und kehrte hierauf im März 1507 als Triumphator nach Rom zurück.

Die schnelle und leichte Unterwerfung zweier so bedeutenden Städte wie Perugia und Bologna mußte Julius in seinem Vorhaben bestärken, Venedig zur Räumung der Romagna zu zwingen. Auch die kirchliche Selbständigkeit Venedigs erbitterte den Papst. Zornig sagte er eines Tages zum venezianischen Gesandten Pisani: „Ich will Venedig wieder zum Fischerdorf machen." „Und wir, heiliger Vater, werden Euch zu einem kleinen Pfarrer machen," war die Antwort des Venezianers.

In der Liga von Cambrai gelang es Julius II. die Großmächte gegen Venedig zu vereinen; am 10. Dezember 1508 kam der Ver-

trag zwischen Papst, Kaiser, Frankreich, Spanien, Ferrara und Mantua zustande, dessen Ziel die Vernichtung der Republik war. Im April 1509 begann der Krieg. Julius schleuderte den Bann gegen Venedig; der Herzog von Urbino, Francesco Maria della Rovere, führte als Generalkapitän die päpstlichen Truppen in der Romagna. Das Heer Maximilians zog sich langsam im Norden zusammen; Ludwig XII. marschierte im Mai gegen Venedig. Das französische Heer zählte etwa 30 000 Mann, die Venezianer hatten 50 000, worunter allerdings 30 000 Mann elendes Söldnervolk kaum zu rechnen waren. Am 14. Mai kam es zur Schlacht bei Agnadello (südlich von Treviglio), in der die Venezianer unter Niccolò Orsini, Graf von Pitigliano, einem alten, erfahrenen Kriegsmann und Bartolommeo d'Alviano geschlagen wurden. Der tapfere d'Alviano fiel in französische Gefangenschaft.

Szene 1 schildert die künstlerischen Absichten Julius II. in den ersten Jahren seines Pontifikates, Szene 2 findet unmittelbar nach der Schlacht von Agnadello statt.



JULIUS II. Von Raffael
Ausschnitt aus der Messe von Bolsena in den Stanzen des Vatikan

ROM 1503

(1) EIN GEMACH IM VATIKAN

Julius II. Bramante.

JULIUS II.: Du bist zwar nur ein Künstler; aber ich, der ich ergründe, welcher Stärke des Geistes es bedarf, um Wesen aus Stein zu erschaffen und ihnen Leben einzuhauchen, ich will zu dir reden wie zu meinesgleichen.

BRAMANTE: Auch ich, Allerheiligster Vater, verstehe das Werk, das Ihr im Geiste vor Euch seht.

JULIUS II.: Du begreifst, wie schwierig es ist, inmitten der Trümmer, die barbarische Jahrhunderte und die Verbrechen meines Vorgängers über Italien aufgehäuft haben, Ordnung zu schaffen. Dieses unglückliche Land ist ärger beschmutzt, als die Ställe, zu dessen Reinigung es eines Herkules bedurfte. Zwischen zusammengebrochenen Mauern, unter Dorngestrüpp und giftigem Unkraut blähen sich behaglich Schlangen und Kröten, und dennoch, Bramante, sind diese Ruinenfelder, diese unsauberen Wildnisse die geheiligten Überreste einer glänzenden Vergangenheit! Ich will sie in ein Paradies verwandeln, so schön als das der heiligen Schrift.

BRAMANTE: Ein solches Werk wird seinem Schöpfer zu unsterblichem Ruhm gedeihen.

JULIUS II.: Aber wir sind alt, du und ich. Für die Vollendung solcher Pläne ist die Frist kurz bemessen. Unsere Tage sind gezählt: wir müssen uns daher beeilen. Unsere Pläne müssen auf den ersten Wurf gefaßt und mit einem Schlage ausgeführt werden, ohne Zögern, ohne abzuwarten, und mit diesen unsern Händen, die bald vor Altersschwäche zittern werden. Schaffen wir viel und schnell, gewaltige, gute, starke Werke, vernichtend für das Schlechte, das unterdrückt werden muß. Hilf mir mit ganzem Herzen und mit voller Kraft.

BRAMANTE: Ich will mich dieser Aufgabe mit Leib und Seele hingeben. Der Himmel strafe mich, wenn ich je über meine Mühe klage!

JULIUS II.: Während ich ausrotte, was in der Romagna an kleinen Tyrannen noch übrig ist und die Macht des heiligen apostolischen Stuhles für immer festige, ja, während ich jede Gelegenheit erfassen werde die Barbaren aus unserem Lande auszurotten — ich schwöre es; die Spanier wie die Franzosen, die Deutschen wie die Schweizer will ich verjagen mit Feuer und Schwert, mit dem Banne und allen Blitzen aller Flüche ... Keine Gewalttat, kein Gewissensbedenken soll mich schrecken! Denn, versteh' mich wohl, mein Sohn! Es gibt Zeiten, da Gewissenszweifel gut sind für den Beichtstuhl, ein ander Mal aber sind sie geradezu sträflich. Denn die Tugend besteht jetzt einzig im Gelingen. Während ich — ich sage es dir, Bramante, — nichts schonen werde, hast du dafür zu sorgen, daß das Feuer des Geistes zum flammenden Scheiterhaufen werde, der Unwissenheit und Roheit der vergangenen Jahrhunderte verzehrt. Der weithin strahlende Glanz seiner Flammen soll der Nachwelt ein Leuchtfeuer sein, das ihr für ewig den Weg weist.

BRAMANTE: Eine Welt flutet aus Eurem Haupte in das meine über. Eure Gedanken rufen mir zu: Schaffe, Bramante!

JULIUS II.: Gehorche ihnen. Da ich dich nicht habe kommen lassen, um die Zeit mit Abschweifungen zu verlieren, so höre meine Pläne. Der Vatikan ist zu klein! Das ist kein Palast mehr, würdig des souveränen Hauptes der Christenheit, des Nachfolgers des Apostels, der die Weltentore öffnet und schließt. Ich bedarf einer Heimstätte, geeignet, die Völker mit ehrfürchtigem Staunen zu erfüllen. Du wirst mir also hier zwei lange prunkvolle Galerien errichten, die das Tal übersetzen und mir den Vatikan mit dem Belvedere verbinden. Du wirst dort alle Schönheit, alle Grazie, alle Erfindungskraft deiner Kunst häufen und all



ANSICHT VON ROM ZU ANFANG DES XVI. JAHRHUNDERTS
Holzschnitt aus der Kosmographie von Sebastian Münster, Basel 1528

ihre Kühnheit entfalten. Fürchte nicht zuviel zu tun! Scheue keine Kosten! Erinnere dich stets und verliere nie aus dem Auge, daß deine Phantasie, so gewaltig sie auch sein mag, neben der Größe meines Wollens immer nur zwerghaft erscheinen kann.

BRAMANTE: Ich will mit allen Kräften trachten, mich zu erheben. Es wird eine lange, mühevolle Arbeit sein.

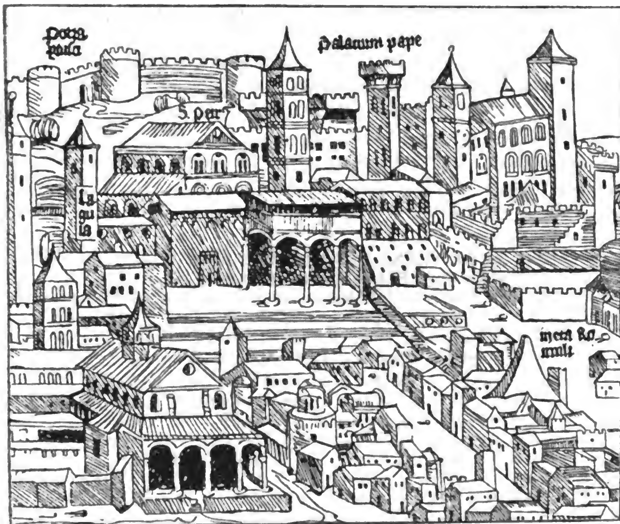
JULIUS II.: Mühevoll? Das gilt mir gleich. Lang? Das verbiete ich dir! Du wirst sofort beginnen, du wirst Tag und Nacht arbeiten. Du wirst dir nicht eher Ruhe noch Rast gönnen, bis ich zu dir sage: Halt ein! Aber dieses Wort werde ich niemals aussprechen! Bevor ich sterbe, will ich mein Werk noch schauen. Wenn du schläfst, wenn du issest, bestiehlst du mich! Hör weiter. Rom ist durch eine Menge düsterer schmutziger Gäßchen entehrt. Beseitige sie. An ihrer Statt und nach den Plänen, die dir belieben, ziehst du eine große, breite, stolze Straße. Du wirst sie mit Palästen und prächtigen Bauten einfassen.

BRAMANTE: Laßt mich vorerst die Galerien des Vatikans beginnen, dann werden wir weiter sehen. Ihr erschreckt mich.

JULIUS II.: Schwächling! Ich wiederhole dir, ich bin alt, ich kann nicht warten. Eile ist vor allem nötig! Ist es meine Schuld, wenn die Menschen, die Ereignisse, die Langsamkeit des Erfolges, die Tücken des Schicksals, diese endlose Folge unfruchtbarer Tage, Monate, Jahre, unter denen das menschliche Leben verschüttet liegt, mir solange den Weg versperrten? Wäre ich früher ans Ziel gelangt, würde ich vielleicht auf deine Bedenken hören, und doch ... nein! Ich hätte noch Größeres vollbracht! Du wirst alsbald ausführen, was ich dir befehle, und was kaum der Anfang ist. Jetzt vernimm das eigentliche Werk, das ich dir auftrage!

BRAMANTE: Wie! Allerheiligster Vater, das ist noch nicht alles?

JULIUS II.: Ich bedarf deiner Werke, nicht deiner Angst. Während ich, ja ich, dieser Giuliano della Rovere, der zu dir redet, die päpstliche Macht so schwer auf den Schultern der Könige drücken lassen und sie so hoch empor-



heben werde, daß das Erbe des heiligen Petrus schon in dieser Welt das Erbe Israels in der andern aufwiegen wird, wirst du hier das sichtbare Zeichen dieser höchsten Gewalt schaffen. Du, Bramante, wirst einen der heiligen Kirche würdigen Tempel bauen! Die alte Basilika wie der alte Vatikan sind unser nicht wert. Reiße nieder, zerstöre, zerbrich, und zeige mir über den Trümmern der Zerstörung all das, was du zu ersinnen vermagst.

BRAMANTE: Ich will mich mit den größten Künstlern Italiens umgeben. Wenn nur Michelangelo zurückkehren wollte! Aber er hat zu viel Angst vor Euch, nach der Beleidigung, die er Euch angetan hat!

JULIUS II.: Er wird kommen, gutwillig oder gezwungen, das schwöre ich dir! Ich leide es nicht, daß die Sixtina unvollendet bleibe.

BRAMANTE: Auf jeden Fall habe ich Raffaello von Urbino, und wenn der Buonarroti störrisch sein sollte . . .

JULIUS II: So würde auch ich störrisch werden, und dein Raffaello würde ihn mir nicht ersetzen. Auf denn! geh', spute dich, eile dich! Ich habe andere Geschäfte! Die Venezianer und die Franzosen liegen sich in den Haaren. Wohlan denn, geh!

DIE SZENE FASST DIE KÜNSTLERISCHEN ABSICHTEN DES PAPSTES VON BEGINN SEINES PONTIFIKATS BIS ZUM AUFBRUCH NACH BOLOGNA (26. AUGUST 1506) ZUSAMMEN. Donato Bramante, geb. 1444 bei Urbino, gest. 11. März 1514 in Rom, ursprünglich Maler, war 1476—1499 in Mailand als Architekt, Ingenieur und Maler tätig. Dort brachte er den lombardischen Backsteinbau zu höchster künstlerischer Entwicklung; „er hat der Frührenaissance in Mailand und der ganzen Lombardei so tief den Stempel seines Geistes eingeprägt, daß sie fast von ihm geschaffen erscheint". Im Jahre 1499 übersiedelte Bramante nach Rom, wo er der große Begründer der Hochrenaissance wurde. Was er im Kirchenbau anstrebte, spricht er schon 1502 im Tempietto im Klosterhof von S. Pietro in Montorio aus, in „dem ersten Denkmal eines an der Antike genährten, rein monumentalen Schaffens".

Schon Nikolaus V. hatte den Plan einer Umgestaltung der Peterskirche und des Vatikans gefaßt, war aber über die Anfänge nicht hinausgekommen. Nun beauftragte Julius II. Giuliano da San Gallo und Bramante mit den Plänen zu einem neuen gewaltigen Tempel. Der Plan Bramantes gefiel dem Papst besser und er wurde mit Ausführung des Baues beauftragt. Zugleich sollte Bramante den Vatikan, d. i. die an den Petersplatz stoßenden, ohne einheitlichen Plan entstandenen Paläste, mit dem Belvedere verbinden und das Ganze zu einer künstlerischen Einheit zusammenzufassen. Dem Papst konnten die Arbeiten nicht schnell



DONATO BRAMANTE. Skizze für die „Disputa“
in den Stanzen des Vatikan von Raffael
Paris, Louvre



MODELL ZU ST. PETER VON BRAMANTE
Nach dem Stich des Agostino Veneziano
Kupferstichkabinett, Berlin

genug von statten gehen. Ununterbrochen, nachts bei Fackelschein, wurde gearbeitet; gewöhnlich waren 2500 Arbeiter „uno esercito", wie Julius einmal sagte, am Bau beschäftigt. Wenn der Vatikan nach den Entwürfen Bramantes zur Ausführung gekommen wäre, so wäre „ein Ganzes, das seinesgleichen nicht haben würde", entstanden. Aber die Arbeit litt unter der Hast, ohne daß Julius das Ende erlebte. Die Mauern bekamen sehr bald Sprünge und unter Sixtus V. wurden die Anlagen zerstört. Von Bramantes Werk ist nur die „grande nicchia" im Garten des Belvedere und die wundervollen Loggien im Cortile di S. Damaso übrig geblieben. Der Plan Bramantes wird in Absatz 9 der Szene von Julius beschrieben. Am 18. April 1506 fand im Beisein des Papstes die feierliche Grundsteinlegung zu der neuen Peterskirche statt. Bramantes Absicht war ein mächtiger Zentralbau, ein griechisches, gleicharmiges Kreuz mit großer, mittlerer Kuppel, zu errichten. Bramante blieb bis zu seinem Tode bei Julius II. in Gnaden. Gegen Michelangelos wachsende Größe war er neidisch; seine Intriguen haben dazu beigetragen, dessen Schaffen in den ersten Jahren des römischen Aufenthaltes manchen Stein in den Weg zu legen.

Julius II. gab den in den letzten Jahren massenhaft aufgefundenen antiken Statuen zuerst das Gastrecht im Vatikan und wurde so der Begründer des vatikanischen Museums, dieses Pantheons antiker Skulpturen. Der Apollo (von Belvedere), den er schon als Kardinal in seinen Besitz gebracht hatte, war das erste Stück der Sammlung. Im Jahre 1506 wurde die Gruppe der Laokoon gefunden, die den größten Enthusiasmus erweckte und neben dem Apoll aufgestellt wurde. Bald darauf wurde der berühmte Torso des Herkules gefunden. In Rom und der Campagna wurde eifrigst nach Antiken gegraben. Die Baulust des Papstes erstreckte sich auch auf die ganze Stadt. Die Via Giulia mit ihren alten Palazzi trägt noch heute den Namen des Papstes, dem sie ihre Entstehung verdankt. Mitten in die antike Trümmerwelt, in die dunklen, gewundenen Straßen, begannen Heiterkeit und schäumende Lebenslust der Renaissance einzuziehen.

Im März 1505 kam Michelangelo nach Rom; der Papst hatte ihn, durch Giuliano da San Gallo aufmerksam gemacht, dahin berufen. Bei dem leidenschaftlichen Temperament des Künstlers kam es zu manchen Konflikten, aber die beiden fanden sich wieder. „Sie waren gleichsam durch Wahlverwandtschaft verbunden; beide liebten das Gigantische, beide waren außerordentliche Naturen."

Der erste Auftrag, den Michelangelo erhielt, war für den Papst ein großartiges Grabmal anzufertigen. Über fünfzig Statuen, Bronzearbeit usw., war vorgesehen. Julius II. drängte zur Beschaffung des Marmors auf sofortige Abreise nach Carrara; erst im Januar 1506 kam Michelangelo wieder nach Rom und begann die Arbeit. Inzwischen hatte der Papst sein Interesse vorwiegend dem Bau der Peterskirche zugewendet und wollte kein Geld für den Marmor geben. Dagegen sollte Michelangelo die Decke der sixtinischen Kapelle ausmalen. Mehrmals wurde Michelangelo zur Audienz befohlen, aber nicht zugelassen, endlich wurde ihm der Zutritt zum Papst ausdrücklich verweigert, was ihn veranlaßte am 16. Mai 1506 nach Florenz zu fliehen. Diese Vorgänge sowie die Antwort des beleidigten Künstlers sind in III, 4. geschichtlich treu geschildert.

VENEDIG

(2) DER SAAL DES SENATES

Die Menge füllt die Straßen und die Kirchen. Kanonendonner in der Ferne. Von den Fenstern des Saales aus gewahrt man den Marcusplatz, auf dem sich das Volk drängt. — Die Senatoren bilden in Erwartung der Sitzung Gruppen und unterhalten sich mit ernster Miene.

GIOVANNI CONTARINI *(zu denen, die ihn umgeben):* Die Lage ist die: die Schlacht von Agnadello verloren, sechstausend Mann geblieben, d'Alviano schwer verwundet; unsere Provinzen auf der Terra ferma wetteifern miteinander an Feigheit.

PIETRO BEMBO: Nur zu wahr. Aber Bürger und Bauern haben ein unglückliches Vaterland niemals anders verteidigt, wenn man gezwungen war, sich auf sie zu verlassen.

GIOVANNI CONTARINI: Gewiß; ich mache ihnen auch keinen Vorwurf und erwähne nur die Tatsachen — Caravaggio, Bergamo, Cremona haben sich aus freien Stücken ergeben. Brescia hat es noch besser gemacht. Um den Franzosen Unterpfänder zu geben, haben die Einwohner die Besatzung überrumpelt und ihre Tore geöffnet. Kurz, was zu verschmelzen und unserer Verwaltung zu unterwerfen uns

Jahrhunderte gekostet hat, das hat sich in einem einzigen Tag aufgelöst.

FRANCESCO NANI: Vielleicht muß man die entsetzlichen Grausamkeiten berücksichtigen, deren sich die Franzosen schuldig machten. Die Einwohner waren durch Schrecken eingeschüchtert.

MARCO CONTARINI: Nehmt an, die Sieger wären menschlicher vorgegangen, das Ergebnis wäre das gleiche gewesen. Unsere Besitzungen in Italien sind verloren; der Kaiser ist in Friaul eingedrungen und stürzt alles Bestehende; die Truppen des Papstes bedrohen uns von Ravenna her; der Gonzaga ist Herr von Lunato und Asola; der Herzog von Ferrara steht in der Polesina und die Franzosen selbst richten unter unsern Augen in Fusina ihre Kanonen auf uns . . . Ihr hört sie! . . . Welche Worte man auch gebrauchen mag . . . das sind die Tatsachen.

FRANCESCO NANI: Seit dem Kriege von Chioggia ist die Republik nie in so großer Gefahr gewesen.

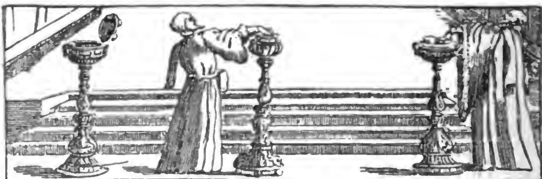
PIETRO BEMBO: Um das Unglück voll zu machen, gleichen wir nicht unsern Vätern. Sie zeigten sich unbezwinglich, und wir verlieren, wie ich fürchte, den Kopf.

GIOVANNI CONTARINI: Ich bin nicht Eurer Meinung. Die Zehn besitzen die nötige Kaltblütigkeit. Was ist das für ein Lärm auf der Treppe?

FRANCESCO NANI: Man bringt den Prokurator Paolo Barbo in einem Sessel. Seit zehn Jahren ist er nicht mehr im Senat erschienen; er ist von der Last der Jahre gebeugt und halb gelähmt.

GIOVANNI CONTARINI: Er hat Euren Verdacht vorausgesehen, Signor Bembo, und bürgt durch seine Anwesenheit, daß die Patrizier von Venedig den Franzosen gegenüber die gleichen Männer sind, wie ihre Ahnen, die Senatoren von Rom, es angesichts der Gallier waren.

MARCO CONTARINI: Da ist der durchlauchtigste Doge und die Signoria. Nehmen wir unsere Plätze ein, Magnifici.



(3) AUF DEM MARKUSPLATZ

EIN KAUFMANN *(einen vorübergehenden Senator anhaltend):* Magnifico, kann ich Euch sprechen?

DER SENATOR: Macht schnell, Messer Antonio. Ich fürchte zu spät zur Sitzung zu kommen.

DER KAUFMANN: Magnifico, die Kaufleute des Rialto haben vernommen, daß der durchlauchtigste Senat das Vermögen aller seiner Mitglieder der Republik zur Verfügung gestellt hat; sie halten es mit dem ihrigen ebenso. Man möge unsere Geldtruhen nur holen; sie sind gefüllt und wir geben sie leichten Herzens hin!

DER SENATOR: Ich danke Euch, Messer Antonio, und die Signoria wird von Eurem Anerbieten in Kenntnis gesetzt werden. Jetzt aber laßt Euch raten, geht nach Hause und veranlaßt Eure Freunde ein Gleiches zu tun. Die eitle Neugier und die zwecklose Aufregung müßt Ihr dem niedern Volk überlassen. Ehrsame Bürger dürfen niemals aufhören, ihren Geschäften zu obliegen, was auch geschehen möge. Auf den Plätzen herumstehen ist Unordnung, und die Unordnung ist das schlimmste aller Übel.

DER BÜRGER: Ihr habt recht, Magnifico. Kommt, Messer Geronimo, und du, mein Neffe, gehen wir nach Hause. Die Sorge, den Staat zu retten, kommt klügeren Männern zu.

EIN SBIRRE *(verkleidet, zu einer Gruppe von Fischern und Gondelführern):* Marsch! ihr da, zum Arsenal! Dort wird für die Flotte angeworben.

EIN MATROSE: Wir möchten gern wissen, was der durchlauchtigste Senat beschließen wird.

DER SBIRRE: Er hat bereits beschlossen, daß du ausgepeitscht wirst, wenn du so weiter faulenzt, statt dem Vaterland zu dienen. Vorwärts, Kinder! genug des Geschwätzes! Geht!

DAS VOLK: Es lebe San Marco!

Eine Gondel kommt, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, heran und legt an den Stufen der Landungstreppe an. Der Provveditore Andrea Gritti und mehrere Bewaffnete steigen aus. Die Senatoren verlassen in diesem Augenblick den Palazzo.

GIOVANNI CONTARINI: Was! Ihr, Andrea? Wie seid Ihr durch die französischen Linien gekommen?

ANDREA GRITTI: Es mußte gehen.

PIETRO BEMBO: Was habt Ihr für Nachrichten?

ANDREA GRITTI: Ausgezeichnete! Ihr baut Mühlen, ich sehe Zisternen graben; Korn ist überreichlich vorhanden; die Bojen auf den Kanälen sind entfernt. Ist die Gefahr auch außerordentlich, so ist die Entschlossenheit es nicht minder; Gott ist mit dem Vaterlande!

FRANCESCO NANI: Der Senat wird Euren Feldherrn beglückwünschen, der am Glücke nicht verzweifelt hat.

ANDREA GRITTI: Er handelt damit gerecht und weise. Der Graf von Pitigliano hat bei Agnadello getan, was man tun konnte, und seine geschlagenen Truppen sind schon wieder gesammelt. Wir werden standhalten, bis zum letzten Atemzug.

GIOVANNI CONTARINI: Die Zehn beraten. Sie haben soeben Gesandte an den Papst geschickt mit der dringenden Bitte, die Liga zu verlassen. Was machen die Franzosen in Fusina?

ANDREA GRITTI: Narrenpossen. Sie vergnügen sich damit, auf den Campanile zu schießen, obwohl sie wissen, daß ihre Kugeln nicht halb so weit fliegen. Sie nennen das, uns verhöhnen.

GIOVANNI CONTARINI: Genug! Genug! Das Vaterland wird nicht untergehen! Wackerer Gritti, Euch aufrecht, lebend zu sehen, Euch die Hand zu drücken nach den Gefahren, denen Ihr in diesen letzten Tagen entronnen seid, das ist gewiß ein Beweis des göttlichen Schutzes.

ANDREA GRITTI *(mit Tränen in den Augen)*: Es lebe San Marco!

Er tritt mit seinem Gefolge in den Palazzo. Die Senatoren entfernen sich.

ZU SZENE 2 UND 3. UNMITTELBAR NACH DER SCHLACHT BEI AGNADELLO (14. MAI 1509). Die Schlacht bei Agnadello s. Einleitung zu III. Die Feinde standen bis an den Lagunen, die stolze Republik von San Marco schien dem Untergang geweiht. — Pietro Bembo, berühmter Humanist, war Senator. (Näheres s. III, 24.) — Andrea Gritti war verschiedentlich als Gesandter der Republik verwendet; dann Heerführer gegen die Liga zu Cambrai. Wegen seines Charakters und seiner militärischen Fähigkeiten sehr geschätzt. Wurde 1513 Doge. — Paolo Barbo, ein Bruder Pauls II., daß sich der Achtzigjährige zur Sitzung in den Senat tragen ließ, ist historisch; indessen wußte er nur auf Gottes Hilfe zu verweisen.

BOLOGNA

(4) DAS GEMACH DES HEILIGEN VATERS

Julius II., Kardinäle, Bischöfe, Kämmerer, Offiziere der schweizerischen und italienischen Garden.

JULIUS II. *(sitzt in einem Lehnstuhl und hält einen Stock in der Hand, womit er jedesmal auf den Boden stößt, wenn er sich beim Sprechen ereifert)*: Ah! hier fühle ich mich behaglich! Die Herren Bologneser wären nunmehr zur Vernunft gebracht! Sie sollen nur versuchen, noch einmal auszuschlagen, und der Sporn wird ihnen ein wenig tiefer ins Fleisch dringen! Fortab gehören sie der Kirche. Sie mögen sich hüten, es zu vergessen. Ihr werdet ihnen meine Worte hinterbringen . . . Und jetzt laßt Michelangelo Buonarroti eintreten . . . Ah! da bist du ja! . . . Endlich! . . . Das ist ein Glück! . . . Hätte ich nicht gedroht, dich selbst in Florenz zu holen, du wärst nicht wiedergekommen!



DIE SCHLACHT BEI AGNADELLO
Aus der Chronik von St. Denis von Guillaume Eustaci, 1514
(links zu Pferde Ludwig XII.; vor ihm barhäuptig der gefangene Bartolommeo d'Alviano; rechts die fliehenden Venezianer)

MICHELANGELO: Allerheiligster Vater! ich glaubte, Ihr bedürftet meiner nicht.

JULIUS II.: Ah! du glaubtest? . . . Ich wäre nicht böse zu erfahren, wie du zu diesem Glauben kamst. Äußere dich, rückhaltslos und ohne Scheu! Ich meine, daß gerade du keine Furcht vor mir hast!

MICHELANGELO: Ich habe Furcht vor Euch, Allerheiligster Vater, aber die Wahrheit ist die Wahrheit.

JULIUS II.: Ah! du hast Furcht vor mir? Gut denn! tu', als ob es nicht der Fall wäre. Wie hast du auf den Gedanken, auch nur auf den Gedanken kommen können, aus Rom zu fliehen, obgleich du doch recht wohl wußtest, daß ich wünschte, dich dort zu behalten?

MICHELANGELO: Allerheiligster Vater, während ich gleichzeitig an den Fresken der Sixtina und an Euren Statuen arbeitete und eben den Moses beendigt hatte, der den Beifall Eurer Heiligkeit zu finden schien . . .

JULIUS II.: Ah! dein Moses schien meine Zufriedenheit zu finden . . . Es schien dir . . . Ah! es schien dir! . . . Doch, fahre fort . . . nun!

MICHELANGELO: Ich hatte Marmor bestellt; er ist auch eingetroffen. Ich mußte die Schiffer bezahlen, und während sie die Blöcke an der Ripa ausluden, bin ich gekommen, um von Eurer Heiligkeit das nötige Geld zu erbitten.

JULIUS II.: Ich war mit meinen Angelegenheiten in der Romagna beschäftigt! Sie sind nunmehr geordnet, und ich werde nicht mehr aus den Händen lassen, was ich besitze. Alle Welt soll das erfahren; es war doch wohl das mindeste, daß die Interessen der Kirche zuerst kamen . . . Doch, nein! weiter, immer weiter! Sprich dich nur aus!

MICHELANGELO: Allerheiligster Vater, Ihr seid ungehalten, ich sage lieber nichts.

JULIUS II.: Ich habe dir befohlen, zu reden, — ich finde es ein wenig stark, daß du mich nötigst, den Befehl zweimal zu wiederholen!



VERSÖHNUNG JULIUS II. UND MICHELANGELOS IN BOLOGNA
Von Anastasio Fontebuoni
Casa Buonarroti, Florenz

MICHELANGELO: Also, wenn ich gezwungen werde, so sage ich, daß Ihr mich nicht empfangen habt. Ich habe Euren Marmor aus meiner eigenen Tasche bezahlt und ich hatte nicht viel.

JULIUS II.: Bin ich für Eure tollen Ausgaben verantwortlich, Messere?

MICHELANGELO: Ich trinke Wasser und esse Brot. Meine Kleider sind keine zehn Scudi wert. Ihr verwechselt mich mit Eurem Raffaelo.

JULIUS II.: Ich verwechsle dich mit . . . Einerlei! Einerlei! . . . Fahre fort!

MICHELANGELO: Ich bin drei Mal wiedergekommen! Beim dritten Mal hat mir ein Diener in unverschämtem Tone gesagt, ich sollte Geduld fassen, dieweil er Befehl habe, mich überhaupt nicht mehr vorzulassen; und auf die Frage, ob er denn wisse, was er rede, antwortete er: Ich weiß es recht wohl; aber ich gehorche Seiner Heiligkeit, meinem allergnädigsten Herrn.

JULIUS II.: Und dann, was hast du ihm hierauf erwidert? Laß einmal sehn! Es ist dir doch wohl eine Antwort herausgerutscht! So geduldig bist du ja nicht, daß du nicht manchmal sogar . . . Doch . . . nein! Kurz, was hast du ihm entgegnet?

MICHELANGELO: Nun denn! ich habe geantwortet, daß . . .

JULIUS II.: Du hast geantwortet: Wenn der Papst mich nötig haben wird, so wird er erfahren, daß ich anderswohin gegangen bin!

MICHELANGELO: Das ist wahr!

JULIUS II.: Ah! das ist wahr! Rede weiter!

MICHELANGELO: Ich habe nichts weiter zu reden. Ihr wißt ebensogut Bescheid wie ich. Ich habe sofort meinen Hausrat an die Juden verkauft und bin nach Florenz gegangen.

JULIUS II.: Und ich, was habe ich dann getan? Denn es ist nicht gerade meine Gewohnheit, Respektlosigkeiten

schweigend einzustecken, soviel ich weiß! Ich habe doch sicher auch etwas getan?

MICHELANGELO: Ich begreife nicht, welches Vergnügen es Eurer Heiligkeit gewährt, mich auf diese Weise zu quälen. Eure Heiligkeit wissen besser als ich, was Sie getan hat.

JULIUS II.: Nun, wirst du bald zum Schluß kommen?

MICHELANGELO: Da Ihr mich zum Äußersten treibt, so will ich sagen, was Ihr getan habt! Ihr habt mir Schlag auf Schlag fünf Kuriere gesandt mit dem Befehl, unverzüglich bei Strafe Eurer Ungnade zurückzukehren; aber ich bin der Ansicht, daß man mich nicht wie den ersten Besten behandeln darf. Ich habe Euch bitten lassen, einen andern Bildhauer zu suchen.

JULIUS II.: So ist es also wahr, daß du die Kühnheit so weit getrieben hast, mir wörtlich diesen Bescheid zu senden! ... Aber weiter, immer weiter!

MICHELANGELO: Messer Piero Soderini hat mir mitgeteilt, die Signoria habe drei Breven erhalten mit dem Befehl, mich bei Strafe der Exkommunikation nach Rom zurückzusenden. Da habe ich also gehen müssen. Ich bin gegangen, und da bin ich nun.

JULIUS II.: Du bist also nicht ganz freiwillig zurückgekehrt? Und obendrein erzählen unverschämte Menschen überall, du habest mich töten wollen, indem du mir in der Sixtina, in die ich gegen deinen Willen gekommen war, von deinem Gerüst herab Balken auf den Kopf geworfen hast. Sage mir jetzt gefälligst, welcher Fürst wäre so schwach, so sanftmütig, so einfältig, daß man ihm zumuten könnte, derartige Beleidigungen hinzunehmen, ohne daß er dafür Rache nähme? *Ein Augenblick des Stillschweigens.*

EIN BISCHOF: Allerheiligster Vater, Eure Heiligkeit möge geruhen, Mitleid mit diesem armen Mann zu haben. Er ist sich seiner Handlungsweise nicht bewußt. Solche Leute haben wenig Verstand und verstehen nichts weiter als ihr Handwerk.

JULIUS II. *(springt wütend auf und fällt mit Stockschlägen über den Bischof her):* Unverschämter! Schulfuchs! Idiot! Was erlaubst du dir, meinen Künstler zu beleidigen? Habe ich etwa nur ein einziges kränkendes Wort gebraucht? Marsch! hinaus! Werft ihn hinaus zur Türe, diesen elenden Tropf, diesen Esel! diesen Lumpen! Und du, Michelangelo, komm her, näher! so komm doch! . . . Knie nieder! . . . Hier hast du meinen Segen! Küsse den Fischerring! Sei nicht mehr böse, mein Sohn; geh' an die Arbeit. Ich will dir soviel Geld geben, als ich nur kann. Mache mir viele schöne Werke! Du hast eine göttliche Schaffenskraft! Geh, mein Sohn! Denke nie mehr daran, mich zu verlassen! Du bist der Ruhm des Papstes und der Ruhm Italiens!

Michelangelo erhebt sich, macht das Zeichen des Kreuzes, grüßt und geht.

EIN KÄMMERER: Die Gesandten Venedigs sind seit heute morgen zum dritten Male wiedergekommen. Sie bitten Eure Heiligkeit inständigst, sie zu empfangen.

JULIUS II.: Sie sind verwegen! Wissen sie nicht, daß ich mich geweigert habe?

DER KÄMMERER: Es wurde ihnen ausdrücklich gesagt, Allerheiligster Vater!

JULIUS II.: Diese Venezianer! Italiener und doch keine, Christen ohne den Willen es zu sein! Sie gedachten mir die Romagna streitig zu machen und haben mich wider meinen Willen zu dem Bündnis mit den Franzosen gezwungen! Jetzt sind sie in der äußersten Bedrängnis; was wollen sie nun?

EIN VENEZIANISCHER KARDINAL *(dem Papst leise ins Ohr):* Allerheiligster Vater, die Gesandten sind mit den denkbar weitgehendsten Unterwürfigkeitserklärungen beauftragt. Alles, was Ihr verlangt habt, gestehen sie zu: öffentliche Buße für die Euch zugefügte Beleidigung, Verzicht auf die vom Staate abhängigen Pfründen . . . Wir treten Euch Ferrara ab und geben Euch das Recht der Schiffahrt auf dem Adriatischen Meere ohne Erhebung eines Zolles.

JULIUS II. *(ebenso):* Das lasse ich mir gefallen. Führt Eure Gesandten zu mir. Wenn wir zu einer Verständigung

kommen, gebe ich nicht allein das Bündnis mit den Franzosen auf, sondern Ihr sollt mir auch helfen, Italien von ihnen zu befreien.

DER KARDINAL: Jawohl, Allerheiligster Vater.

JULIUS II.: Die Gesandten sollen mich heute nacht aufsuchen. Ich weigere mich, sie öffentlich zu empfangen. Noch ist es nicht Zeit.

ENDE SEPTEMBER 1510, WÄHREND DES ZWEITEN AUFENTHALTES JULIUS II. IN BOLOGNA. Es sind jedoch verschiedene zeitlich und räumlich weit auseinander liegende Vorgänge zusammengefaßt. Die Aussöhnung mit Michelangelo, die Gobineau genau nach der Erzählung Vasaris darstellt — auch die Züchtigung des Bischofs ist historisch —, hatte schon 1506 bei seinem ersten Aufenthalt in Bologna (s. Einl. III), der Friedensschluß mit Venedig und der Empfang der Gesandten am 15. bzw. 24. Februar 1510 in Rom stattgefunden.

Die Rivalität der Verbündeten und die Langsamkeit Maximilians I. retteten Venedig aus der dringendsten Not. Am 17. Juli 1509 war es Andrea Gritti gelungen den Kaiserlichen Padua zu entreißen; nach fruchtloser Belagerung der Stadt kehrte Maximilian im Herbst nach Deutschland zurück. Auch Julius II. lenkte nun ein, denn er begann einzusehen, daß der Untergang der Republik die Macht Ludwigs XII. in gefährlicher Weise stärken und die Freiheit Italiens ganz vernichten würde. „Wenn Venedig nicht da wäre, müßte man es erschaffen", rief er eines Tages aus. Am 15. Februar 1510 kam der Friede zustande; Venedig verzichtete auf die strittigen Städte, auf Einmischung in die Angelegenheiten von Ferrara usw. wie in der Szene ausgeführt ist. Am 24. Februar fand die feierliche Absolution für die Republik statt. Die Gesandten Venedigs waren bei Nacht eingetroffen und erwarteten, daß sie mit einem Strick um den Hals vor dem Papst erscheinen müßten, die übliche Zeremonie bei Bußempfängen. Julius war jedoch milde; er empfing sie im Vorhof von Sankt Peter, wo der Friede auf dem Evangelienbuch, das er selbst in der Hand hielt, beschworen wurde. Dann ließ er die Gesandten zur Umarmung zu.

Nachdem die Macht Venedigs gebrochen war, hatte Julius II. nur noch den einen Gedanken, Italien von den „Barbaren" zu befreien. „Diese Franzosen haben mir die Eßlust und den Schlaf genommen", sprach er einmal. Schon im März 1510 war durch Matthias Schinner, den Bischof von Sitten, ein fünfjähriger Bund



EINNAHME VON PANDUA DURCH ANDREA GRITTI. Von Jacopo Palma il Giovane
Dogenpalast, Venedig

mit den Schweizern zustande gekommen, wonach diese sich verpflichteten, einer anderen Macht nicht zu dienen und den Papst auf Verlangen mit 6000 Mann zu unterstützen; mit Spanien machte er Frieden, indem er dem König von Spanien die Investitur für Neapel erteilte. Den damals noch orthodoxen Heinrich VIII. von England reizte er gegen Frankreich auf.

Ende August war der Papst von Rom nach Bologna aufgebrochen, wo er am 22. September eintraf. Er wollte dort die neugewonnene Stadt, die mit der Willkürherrschaft seines Kardinallegaten Francesco Alidosi sehr unzufrieden war, in ihrer Anhänglichkeit an die Kirche bestärken und die Kriegsoperationen gegen das mit Ludwig XII. verbündete Ferrara, den am weitesten vorgeschobenen Posten der Franzosen in Italien, überwachen. Die „Züchtigung" des Herzogs Alfonso I. lag ihm zunächst am Herzen. Fortsetzung des „Intriguen- und Kriegsspiels, dessen Fäden mit jedem Tag verworrener werden" (Reumont), III, 6 ff.

ROM

(5) EIN GARTEN

Zypressen, dichtes Rosengebüsch; eine Marmorbank inmitten von Grün und Blumen; hinter der Bank eine antike Venusstatue. — Raffael, eine Dame.

DIE DAME: Ich liebe Euch tiefer und anders als Ihr glaubt.

RAFFAEL: Ich weiß, wie sehr Ihr mich liebt. Wenn ich Eure Liebe erwidere, oder vielmehr wenn auch ich Euch meine Liebe schenke, wenn Euer Herz gleich einem treuen Spiegel nur die Zärtlichkeit, die ich über Euch ausgieße, in bezauberndem Glanze widerstrahlt, ist das nicht gerecht?

DIE DAME: Raffaello, Ihr begreift mich nicht. Ich liebe Euch aus mir selbst, durch mich selbst, ich liebe Euch so vollkommen, daß es mich nicht wundert, wenn Ihr die Größe meiner Liebe nicht fassen könnt.

RAFFAEL: Warum sprecht Ihr so, Geliebteste?

DIE DAME: Es schmerzt mich zu sehen, daß ein Herz, wie das Eure, den kostbaren Schatz wahrhafter Liebe nicht wahrnimmt und bei Dingen verweilt, die seiner und meiner am wenigsten würdig sind. Warum wolltet Ihr mir den

stolzen Glauben nicht gönnen, daß Euch meine Liebe mehr gilt als meine Schönheit?

RAFFAEL: Ich bin so sehr davon durchdrungen, als Ihr nur wünschen könnt. Ist mein Herz denn so niedrig geartet, daß ich an Euch nur die Größe und das Feuer Eurer strahlenden Augen, die weiche Rundung und den Schmelz Eurer Wangen, die leise Öffnung Eurer granatroten Lippen und die Geschmeidigkeit Eures unvergleichlichen Leibes gewahren sollte? O glaubt das nicht! Ich erfasse mit nicht minderer Kraft, wie groß und edel Euer Herz ist; ich erfasse den Gedankenflug Eures Geistes, den mehr als ein Dichter mit vollem Recht dem kühnen Fluge jenes Vogels verglichen hat, der Jupiter in den Schoß des Olymps trägt. Hätte ich eine erhabene Sibylle zu malen, so würde ich Euch ausersehen; der göttliche um Eure Schläfe gewundene Lorbeer hätte nie eine würdigere Stirn gekrönt! Wer erkennt in Euch nicht die strahlende Jüngerin der erhabensten Philosophie, ja die Tochter Platons? Habt Ihr nicht eine Versammlung von Weisen durch Eure Auslegung des Phaidon in Bewunderung und Entzücken versetzt? Eure Beredtsamkeit war der Redner Athens und Roms würdig. Schönste, gelehrteste, erleuchtetste und zugleich verführerischste aller Frauen, wie könnt Ihr glauben, daß ich Euch verkenne?

DIE DAME: Ich bin nicht die, die Ihr schildert; ich bin die, die Raffaello liebt und vielleicht von ihm geliebt wird.

RAFFAEL: Vielleicht?

DIE DAME: Es gibt keinen Ruhm, der höher wäre. Ist es nicht begreiflich, wenn ich zuweilen fürchte, daß dieser Raffaello, der in diesem Augenblicke — in diesem Augenblicke, der einer ganzen Ewigkeit von Glück gleicht — hier auf diesem smaragdgrünen Rasen zu meinen Füßen ruht, seinen Arm auf meinen Knien, sein schönes Haar, sein bezauberndes Haupt so zärtlich in meine Hände geschmiegt, die . . . du mußt es ja fühlen . . . vor Erregung und süßester Wonne beben! . . . Ja, ja, ich glaube zuweilen, daß dieser Raffaello, indem er an mir nur zu sehr das Vergängliche,

Irdische gewahrt und schätzt, zu wenig an meine unvergängliche Liebe denkt! . . . Seht mich an . . . Seht mich fest an . . . ja . . . seht mich so an . . . Was findet Ihr, was lest Ihr in dem offenen Blick meiner Augen, wenn nicht den unablässigen Ausdruck meiner heißen Wünsche für Eure Triumphe, Euren Ruhm, der Entfaltung Eures Genius?

RAFFAEL: Gott verhüte, daß ich es nicht faßte! Die leichtfertigen Zuneigungen, meine Geliebte, die wandelbaren Wünsche, die flüchtigen Launen sind wie Strahlen der sich dem Untergang neigenden Sonne. Sie erwärmen, sie erleuchten kaum; sie hellen nur mehr freundlich die verlorenen Einschläge im Gewebe des Lebens. Wer sich daran erfreut, hat nicht unrecht. Auch sie sind Früchte, Weintrauben, Sträuße voll Kirschen, grüne, schmackhafte Feigen, die an den Reben, an der Spitze eines Zweiges unter dem vom Winde bewegten Laubwerk hangen. Der fröhliche Wanderer täte unrecht, sie nicht zu kosten, wenn er sie erlangen kann und sie nicht begehrlich zu grüßen, wenn er sie nicht zu erreichen vermag. Glaubt indessen nicht, daß ich brennend nach diesen unzähligen Gaben begehre, die sich allerorts den flüchtigen Begierden der Vögel des Himmels darbieten! Meine Torheit oder vielmehr die Schwäche meines Herzens wäre zu groß.

DIE DAME: Es freut mich, daß Ihr so denkt, Raffaello. Ich fürchtete, daß dies nicht Eure Meinung wäre.

RAFFAEL: Ihr kennt mich schlecht, wenn Ihr mir eine solche Beschränktheit der Einbildungskraft und des Herzens zugetraut habt. Laßt mich doch ein Kind sein, das lacht und immer lacht . . .

DIE DAME: Wie ein Bach, der über die Kiesel hineilt und dem Echo die Perlen seines Lachens zuwirft. Wer möchte dich darum tadeln? Ich etwa, mein süßes Kind?

RAFFAEL: Ich weiß aber auch, welche Kluft das Vergnügen vom Glücke trennt, und wenn der Engel der reinen Hingebung sich im weißen Gewande auf den geborstenen Stein des Grabes setzt, aus dem er das Leben hervorquellen

ließ, so frage ich ihn nicht: Wer bist du? denn ich fühle in mir die Kraft zu dem, was er getan hat. Die große Menge, die Toren glauben vielleicht, wo man nicht glauben darf; sie zweifeln, wo man nicht zweifeln sollte. Sie nehmen das Kleine für das Große, und das Große für das Unförmliche und ... Dich aber, daß ich dich verkennen könne, das glaube niemals! Denke nicht, daß der Adel deiner Natur ein unsichtbarer Glanz für meine blinden Augen sei. Ich erkenne, was du bist, ich fühle deinen Wert, ich greife mit Händen, was du mir gibst, und wäge mit rechtem Gewicht alles Glück, das mir daraus erblüht ... Es ist dein Geliebter, gewiß, es ist dein Geliebter, der zu dir redet ... aber es ist auch dein Freund! Oh! Geliebteste! Es ist dein Genoß — wie soll ich es ausdrücken? Es ist deinesgleichen! Er hört seinesgleichen sprechen und folgt seinen Worten, wie sie es verdienen.

DIE DAME: Meine Augen sind voll der Tränen ... aber süßer Tränen! Und ich weiß nicht, wie ich Euch dafür danken soll! Was habe ich denn Gutes getan, daß der Himmel mich Euch geschenkt hat? Mit was hab' ich's verdient? Wahrhaftig, ich weiß es nicht.

RAFFAEL: Auch ich weiß nicht, durch welche guten Werke ich dich, mein süßer Schatz, erkauft habe; aber warum nach Gründen suchen? Ist man weniger glücklich,

DIE DAME: Du hast es vorhin gesagt. Ich bin eine Tochter Platons und suche gerne den Ursprung der himmlischen Dinge zu ergründen.

RAFFAEL: Die Blumen sind mehr wert als die Keime, und die Früchte mehr als die Blumen.

DIE DAME: Ihr seid ein Mann, der nur das Erschlossene, das Reife, das, was man sieht, kostet und genießt. Ihr bemüht Euch nicht, die Leier zu zerlegen, um in ihrem klingenden Schoße die Stelle zu finden, wo der Klang sich bildet.

RAFFAEL: Das ist wahr. Der Himmel hat mir diese Aufgabe nicht zugewiesen. Dennoch dürft Ihr mir nicht vor-

werfen, daß ich dem Untergrund der Dinge keine Beachtung schenke. Wenn diese Wissenschaft dazu beiträgt, das Leben zu entfalten, so schätze auch ich sie nach Gebühr. Hingegen liebe ich die dunkeln Studien nicht, die bestimmt sind, Geheimnissen nachzuspüren, deren endliches Erfassen uns doch nicht dienlich wäre. In der Tat, ich liebe, was sich des Lichtes freut und sich in der Sonne badet; alles andere gilt mir wenig.

DIE DAME: Ja, in diesem angebeteten Haupte herrschen nur Licht und Glanz. Es erschaut mühelos die Wahrheit und die Finsternisse des Irrtums finden darin keine Stätte.

RAFFAEL: Du täuschest dich. Ich habe niemals aus mir allein geschöpft, was es zu finden galt. Stets hat mir jemand den Weg gewiesen. Die Bilder, die ich betrachten muß, gewahre ich erst, wenn eine fremde Hand die bergende Hülle entfernt. Erst von diesem Augenblick an sehe ich sie klar und deutlich vor mir.

DIE DAME: Was wollt Ihr damit sagen?

RAFFAEL: Wenn ich nicht eines Tages Peruginos Werkstatt für immer verlassen hätte, so würde ich zeitlebens nur das begriffen haben, was er mir zeigte. Als ich in Florenz war, offenbarte mir das Studium des Masaccio, was mir ohne diesen Meister ewig verschlossen geblieben wäre. Das war aber noch nichts. In Wirklichkeit kam ich erst aus den Windeln der Kindheit heraus, als ich mich in der Werkstatt des Baccio d'Agnolo befand und den ganzen Tag mit großen Künstlern verlebte, mit Andrea Sansovino, Filippino Lippi, Benedetto da Majano, Cronaca, Francesco Granacci und von jedem hörte, was er wußte, was er sozusagen stündlich in der Welt seiner Träume entdeckte, — mochte er nun Bildhauer, Maler oder Architekt sein. Und als ich, auf diese Weise vorbereitet, die engenden Fesseln der Jugend gelöst und abgeschüttelt hatte, als meine Glieder sich frei fühlten, da, Geliebte, erst da, vermochte ich die Lehren zu begreifen, die der große Lionardo mir, uns allen,

den kommenden Zeitaltern geschenkt hat. Du siehst also: ich bin nicht aus mir selbst hervorgegangen, aus mir selbst geboren, und außer den Vorbildern der Antike haben gar viele andere dem, was du meinen Genius nennst, zur Richtschnur, zum Führer, zur Quelle gedient.

DIE DAME: Nun ja! gut! Du bist nicht wie die Pallas von Athen in voller Rüstung dem Haupte eines Gottes entsprungen. Du bist kaum erst ein Jüngling; die Schönheit deines Antlitzes birgt noch viel von den beinahe weiblichen Linien, den Blüten der Jugend. Es ist nicht wunderbar, wenn du zuerst auf den Rat deiner Vorgänger hören und ihre Entdeckungen sehen und beurteilen mußtest. Nun aber beherrschest du alles. Achilles bedarf nicht der Lehren des Kentauren und mein Alexander nicht der Ermahnungen des Philosophen. Was in deine Hände gelegt ward, hat dort Früchte getragen; du kannst mehr als Perugino, mehr als Masaccio, mehr als Lionardo, mehr als alle andern zusammen, und du stehst erst am Beginne deines Lebens. Die Welt wird von dir lernen, aber du wirst von niemand mehr zu lernen haben.

RAFFAEL: Du irrst dich wiederum. Ich werde stets und von allen lernen. Soll ich dir gestehen, worin ich mich vielleicht glücklicher fühle als meine Vorgänger? Es ist dieses: Jeder von ihnen blieb in einem engen Kreise eingeschlossen. Er kannte die Künstler seiner Stadt, er verkehrte mit keinen andern. Er glaubte, wie du, daß die angeborene Begabung keine Grenzen habe und zum Erfolg genüge. Nichts ist verkehrter!! Ich werde groß sein, ich, dein Raffaello, weil ich überall und von allen lerne; ich mache niemals Halt in meinem Suchen. Ich frage wenig danach, ob der Fruchtbaum, unter dessen Wurzeln ich wühle, Gemeingut ist. Aber ich will den Baum und will die Früchte, und darum, Geliebteste, bin ich Ich . . .

DIE DAME: Du bist die Anmut, du bist der Zauber, du bist alles . . .

RAFFAEL: Nein! ich wiederhole es dir, ich bin nicht alles. Ich bin vielleicht die Vernunft, bin die Mäßigung, bin das gute Urteil, bin, wenn du willst, die Klugheit und der aufgeklärte Geschmack; aber ich bin nicht die Tiefe und vor allem nicht die Erhabenheit.

DIE DAME: Wer ist denn beides?

RAFFAEL: Michelangelo.

DIE DAME: Michelangelo! Dieser düstere, traurige, enge, finstere und gequälte Geist? . . . Das ist nicht Euer Ernst, Raffaello! Wie ließe sich ein solcher Mann mit Euch vergleichen! Er gleicht dem Dämon der Finsternisse, Ihr aber seid das Abbild des Erzengels, dessen Namen Ihr tragt. Welche Grille macht Euch in diesem Augenblick so bescheiden?

RAFFAEL: Wenn ich den Grund dieser schwermütigen Seele hinabstiege, fände ich dort manches dunkle Geheimnis, aus dem er funkelnd Gold zu schmieden weiß. Auch Vulkan, inmitten der rötlichen Schlacken seiner Schmieden auf Lemnos, war ein mißgestalteter, mit Ruß beschmutzter Gott. Aber keiner der im Azur wandelnden Götter, weder Phoebus, der Sonnengott, noch Merkur, der Flötenspieler, wurde jemals ein so großer Künstler wie er!

DIE DAME: Nein! Ihr täuscht Euch! Es gibt keine Gemeinschaft zwischen diesem überquellenden Reichtum des Lebens, der aus Eurer Natur in Eure Werke strömt, zwischen dieser liebenswürdigen hinreißenden Kraft und der rohen Wildheit jenes Mannes, den Ihr zu beneiden scheint.

RAFFAEL: Hätte ich nicht als der aufmerksamste und bescheidenste von seinen Schülern den unnachahmlichen Karton von Pisa nachgezeichnet; hätte mich nicht mein Oheim Bramante heimlich in die Sixtina eingelassen und mir so das unschätzbare Glück gewährt, die Schöpfungen dieses allmächtigen Mannes zu betrachten, — ich wäre nicht geworden, was ich bin, ich vermöchte nicht einmal im Traume zu sehen, was mir jetzt gelingen wird. Warum läßt du den Kopf sinken? Ich werde größere, edlere Werke vollenden

als er, obgleich er der größere Erfinder ist. Er findet, er weiß zu finden; aber es ist ihm nicht gegeben, das Silber vom Blei zu scheiden, noch die Reinheit seiner Gedanken von tausend Rußflecken zu befreien. Ich für mein Teil, Geliebte, bin vielleicht nicht wie er, der Jehovah einer Welt; ich habe von allen Seiten, aus allen Händen empfangen und was mein ist, hat andern gehört. Doch was will das sagen? Ich habe alles erweitert, alles erhöht, alles erhellt! Ich bin ein Ordner! Ich habe nicht leichtfertig den einen kopiert, den andern bestohlen, um ärmliche Lappen zusammenzuflicken, die ich heimlich entlehnt, und die andere später mit Recht als ihr Eigentum beanspruchen konnten. Nein! ich fand die Kraft, die ungleichartigen Elemente zu verbinden und Werke aus einem Gusse zu schaffen. Aus einem festen, von mir gekneteten, mein eigen gewordenen Stoffe, zu dem ich immer noch Neues füge, schaffe ich fortab meine Werke. Dieser Stoff ist gemischt, wie es mir beliebt, gefärbt, wie es mir paßt, gehärtet genau bis zu dem Grade, der mir gefällt. So will ich die Werke schaffen, denen ich mein eigenes Siegel aufdrücke und die mir niemand streitig machen soll! Du siehst, ich lobe mich selbst, um dich zu beruhigen und dir zu gefallen. Aber ich zeige dir meinen Geist so, wie der Himmel ihn geschaffen hat und nicht, wie eine überschwängliche Liebe ihn fälschlich erblickt. Ich erhöhe mich nicht, aber ich mache mich auch nicht kleiner, und ich habe vor Michelangelo und vielen andern einen Vorzug, wovon du mir nichts sagst und der doch allein mehr wert ist als alles, was sie besitzen.

DIE DAME: Ich kenne ihn, ich sehe ihn, ich atme ihn!

RAFFAEL: Nun, welchen denn, bitte? Ist es so offenkundig?

DIE DAME: Oh! und ob er es ist! Wie strahlt er doch aus deinen Blicken, wie drückt er sich doch in deiner Haltung aus, in dieser göttlichen Anmut, die deine geringste Bewegung kennzeichnet! Dein Vorzug, Raffaello, ist glücklich zu sein! Du bist glücklich. Das Glück hat seine rosigen Schleier über das Lager deiner Mutter hingebreitet in dem

Augenblicke, da du geboren wardst. Von deinem ersten Schritte, von deinem ersten Lächeln an hat dich Liebe umgeben. Es könnte scheinen, als hätten die Jahre, die sich zu deinem Leben reihen, nur Lenze gehabt. Du hast gedacht, hast gesonnen, hast gearbeitet, du arbeitest unablässig; aber stets verwandelt sich das, was für die andern Mühe ist, für dich in spielende Lust. Du kennst keine undankbare Arbeit. Du bist geliebt worden, sagte ich? Du wirst geliebt! Die Großen, die Fürsten, die Päpste, die gefeiertsten Frauen beten Raffaello an; sind sie bejahrt, so lieben sie ihn wie den Sohn ihrer Sehnsucht; prangen sie in der Frische ihrer Sehnsucht, so tun sie, was ich tue . . . sie vergöttern ihn! Ich wundere mich nicht, daß du die Reinheit, die Tugend, die Unschuld, den Zauber so gut auszudrücken vermagst . . . Es ist dem Bösen verwehrt, dir zu nahen, und da du nur Liebe gesehen und erfahren hast, wie könntest du anders sein als du bist? . . . Leb wohl . . . Leb wohl, mein Freund; leb wohl, mein Geliebter . . . Leb wohl, mein Abgott!

RAFFAEL: Du gehst schon?

DIE DAME: Schon! . . . Ja, du hast recht — schon . . . es ist zu früh! . . . Indes bin ich seit heute morgen hier, und die Sonne sinkt, und das Gold ihrer Strahlen scheint in dem schimmernden Purpur ihrer ersterbenden Gluten zu ertrinken. Und dann höre ich Stimmen hinten im Garten. Deine Freunde besuchen dich. Ich möchte nicht, daß sie mir begegnen.

RAFFAEL: Bleib einen Augenblick, meine angebetete Geliebte; ich will ihnen sagen, daß sie mich im Hause erwarten. Geh noch nicht, ich beschwöre dich! . . . Du hast mich von allem sprechen lassen, aber was haben wir einander von uns selbst gesagt?

DIE DAME: Oh! davon wissen wir genug! Leb wohl . . . Ich sehe die Bianchina! Sie gibt mir ein Zeichen. Meine Sänfte steht schon lange in der Gasse. Wie unvorsichtig wir doch sind!

RAFFAEL: Wie wenig zärtlich du doch bist!

DIE DAME: Undankbarer!

RAFFAEL: Auf morgen denn, nicht wahr? Hier? . . . bei dir? . . . auf der Tiberbrücke? . . . Wo?

DIE DAME: Nein! . . . Morgen . . . Wie soll ich das anfangen? . . . Wohlan denn! wagen wir etwas! Komm um zehn Uhr morgens nach Santi Apostoli; ich werde dort die Messe hören und allein mit der Bianchina sein. Leb wohl!

RAFFAEL: Leb wohl! Ich bete dich an!

Beatrice geht.

FRANCESCO PENNI („Il Fattore"): Maestro, Bramante ist da! Er will Euch dringend sprechen.

RAFFAEL: Bringe mir einen Karton und Stifte. Wo sind meine Schüler?

FRANCESCO PENNI: Ein Teil in den beiden Ateliers; die meisten im Vatikan; die einen führen an den Fresken der Stanza della Segnatura aus, was Ihr befohlen habt, die andern arbeiten an den Entwürfen zum Eliodoro. Einige sind frühzeitig aufgebrochen und arbeiten bei Signor Agostino Chigi an dem Psychezyklus.

RAFFAEL: Laß ihnen allen sagen, daß ich sogleich kommen werde! . . . Ich will in meine Ateliers, in den Vatikan und zu Signor Chigi gehen. Gib mir die Stifte.

Er beginnt das Bildnis der Beatrice d'Este.

BRAMANTE: Guten Tag, Neffe. Der Papst will dich sprechen. Er findet, daß es mit den Arbeiten nicht vorwärts geht. Du kannst dich auf eine gehörige Strafpredigt gefaßt machen, aber laß dir's nicht zu sehr zu Herzen gehen.

RAFFAEL: Vor allen Dingen will ich diese Skizze beendigen. Ich habe sie im Kopfe; sie soll mir nicht entschwinden! Setzt Euch doch, Oheim! . . . Hier im Schatten dieser Oleander. Ein Blätterdach wie für Euch geschaffen! Eine Limonade für Messer Bramante!

BRAMANTE: Ich weiß nur, daß ich mich vor Müdigkeit nicht mehr auskenne. Dieses Leben ist in meinem Alter nicht auszuhalten.



RAFFAEL. Selbstbildnis
Uffizien, Florenz

RAFFAEL: Das Leben ist für Euch, wie für mich wundervoll! Wie schal würde alles in unsern Seelen werden, wenn es uns weniger Gewalt antäte!

BRAMANTE: Du hast vielleicht recht, für einzelne Augenblicke mag es zutreffen. Es gibt aber andere, wo es



nicht mehr zum aushalten ist. Julius II. ist ein großartiger Herrscher; aber seine Ansprüche sind so groß wie sein Genie.

RAFFAEL: Er schont uns nicht; aber ist er vielleicht nachsichtig gegen sich selbst? Doch gewiß nicht. Grund genug, uns bei guter Laune zu erhalten. Hier ist eine Skizze, ich denke, daß ich mich ihrer nicht zu schämen habe. Sie pulsiert in meiner Seele und drängt sich durch meinen Stift zum Leben! ... Was den Papst betrifft, so tue ich für meine Person, was in meinen Kräften steht. Worüber hat er sich zu beschweren? Die Stanza der Sacra Segnatura ist nahezu fertig; der Rest wird bald vollendet sein. Das Gemälde der Theologie, wie ich es nach den Ideen des Grafen Castiglione und des Messer Lodovico Ariosto entworfen habe, ist fertig! Das der Philosophie will ich eine Zeitlang ruhen lassen, weil ich Lust zu der Messe von Bolsena bekommen habe. Dieses Bild ist mir so wichtig, daß ich keine Ruhe finde, bis es glücklich beendet ist. Ich kann mich nicht noch mehr beeilen; der Heilige Vater beklagt sich mit Unrecht; wir machen ihm schöne Sachen.

BRAMANTE: Das ist's ja gerade, was ihn reizt, und wenn ich es ihm sage, wird er aufgebracht und schwört, eben weil er es wisse, wolle er aus uns herauspressen, was wir nur irgend hergeben können. Er beklagt sich über dich, er beklagt sich über Michelangelo, über Sansovino, über Sebastiano del Piombo, über alle Künstler, die er nach Rom hat kommen lassen, über mich, über die ganze Welt. Er sieht in allen Menschen nur Schildkröten; der Erdball dreht sich nicht schnell genug um seine Achse, und überall und vor allen Dingen und für einen jeden möchte er die Bewegung verdoppeln und verdreifachen. Indessen, sieh dich vor! Er hegt eine besondere Vorliebe für Buonarroti. Ich möchte nicht, daß er dir unter dem Vorwande, du zeigtest dich nachlässig, Arbeiten entzöge, um sie diesem Caligorante zu übertragen.

RAFFAEL: Ich wiederhole Euch, Oheim, ich tue, was ich tun kann. Aber da kommen Freunde, die uns mit ihrem Besuch beehren. Ruft die Diener! Holla! Limonade, Früchte, Kuchen! Stühle! stellt überall Stühle hin!

Reich gekleidete Diener bringen Sessel, Stühle, Tabourets; andere reichen Erfrischungen aller Art. Es erscheinen Bernardo Dovizi da Bibbiena, Agostino und dessen Bruder Sigismondo Chigi, die Architekten Baccio Pontelli und Baldassare Peruzzi, der Musiker Giacomo di Sansecondo, der Dichter Tebaldeo; der Stecher Marcantonio Raimondi und andere.

AGOSTINO CHIGI: Ei, Maestro, immer an der Arbeit! Welch entzückendes Gesicht!

RAFFAEL: Erlauchter Signor, vieledle Signori, meine trefflichen Freunde, seid willkommen! Alle fröhlich, frisch, zufrieden! Nehmt bitte Platz! Erlaubt Ihr mir, in der begonnenen Arbeit fortzufahren? Ich muß heute damit fertig werden, und ich habe kaum die Zeit dazu; denn Seine Heiligkeit verlangt nach mir.

BIBBIENA: Fahrt fort, Maestro. Die Augenblicke, die man Euch raubt, wären ein unverantwortlicher Diebstahl an der Nachwelt wie an unsern edelsten Freuden.

TEBALDEO: Ist es wahr, daß Seine Heiligkeit so entzückt von Eurem Fresko des Eliodoro ist, daß er ungeachtet

des Anachronismus, sich selbst inmitten dieses großen Gerichtes und dieses gewaltigen Aufruhrs von ehedem schauen will?

RAFFAEL: Gewiß, es ist wahr. Ich habe diese Nacht den Karton gezeichnet. Bring ihn her, Francesco. Ihr sollt ihn sehen und mir Eure Meinung darüber sagen.

AGOSTINO CHIGI: Der Papst, unser Herrscher, war gewiß vor Freude außer sich, als ihm Eure Hand, Raffaello, das Schauspiel wies, wie die Gottlosen durch das feurige Schwert des Engels des Herrn aus dem Tempel verjagt werden. Er, unserer Kirche Haupt, der nur sinnt, durch Vernichtung der kleinen Fürsten Italien unter dem Krummstab Petris zu einigen und von den Barbaren zu befreien, er gleicht ja selbst diesem Engel!

BIBBIENA: Ah! da sind die Kartons!

Diener stellen die Kartons unter Leitung des Fattore auf Staffeleien.

SIGISMONDO CHIGI: Der Papst ist überraschend ähnlich!

SANSECONDO: Das ist ganz seine stolze, Vernichtung kündende Haltung seinen Feinden gegenüber!

PERUZZI: Erkennst du dich dort wieder, Marcantonio? Du bist einer der Träger der päpstlichen Sänfte!

MARCANTONIO: Ich bin nicht der einzige, den Raffaello einer solchen Ehre gewürdigt hat. Habt Ihr meinen Kameraden noch nicht gesehen?

TEBALDEO: Wahrhaftig! Ist das nicht Messer Giampietro de' Foliariis von Cremona?

BACCIO PONTELLI: Was! Der Memorialsekretär?

MARCANTONIO: Derselbe! Der gute Mann ist vor Freude außer sich und erzählt es in der ganzen Stadt.

BIBBIENA: Er hat recht. Ihr habt für ihn getan, Maestro, was Gott uns andern versagt hat; Ihr habt ihn unsterblich gemacht.

BRAMANTE: Nimm diese Kartons mit in den Vatikan. Das ist das beste Mittel, den Papst zu beruhigen. Geht es

mit deiner Skizze vorwärts? Es dürfte Zeit sein, zu gehen; die Sonne sinkt schon.

RAFFAEL: Ich bin bereit. Penni, mein Sohn, laß dieses teure Haupt in mein Schlafzimmer bringen. Ich will heute abend, wenn ich heimkehre, daran arbeiten. Meinen blauen Sammetmantel! mein Barett mit der Perlenschnur! Sag einem Dutzend von meinen Leuten, daß sie mich begleiten! Du kommst mit uns! Monsignore Bibbiena und ihr alle, meine Freunde, bleibt und unterhaltet euch! Das Haus ist wie sein Herr; es gehört euch. Magnifico Agostino, wenn ich aus dem Vatikan komme, will ich zu Euch gehen und sehen, was meine Schüler machen.

AGOSTINO CHIGI: Ich eile, Euch zu empfangen. Ich habe auch mit Euch über die Arbeiten in meiner Kapelle in Santa Maria della Pace zu reden. Wann werdet Ihr beginnen?

RAFFAEL: Unfehlbar nächste Woche. Vergeßt nicht, Signore, daß heute Sankt Anna ist. Wir speisen bei unserem wackeren Deutschen, bei Johannes Goricius, zu Abend.

AGOSTINO CHIGI: Auch Madonna Imperia wird dort sein. Es ist demnach nicht zu befürchten, daß Monsignore Bibbiena fehle.

BIBBIENA: Ganz gewiß nicht; ich denke, man kann dasselbe von Euch sagen. Die Imperia hat einen Magnet in den Augen, der die Männer unwiderstehlich anzieht.

Ein Schüler Bramantes kommt.

DER SCHÜLER: Maestro, kommt schnell in den Vatikan. Ein Unglück ist passiert!

BRAMANTE: Allmächtiger! Was ist geschehen, sprich!

DER SCHÜLER: Die Mauer der neuen Galerie des Belvedere hat ihrer ganzen Länge nach Risse bekommen und droht einzustürzen.

BRAMANTE: Wie könnte es auch anders sein? Der Papst drängt uns unablässig! Man muß bei Nacht arbeiten; man weiß kaum noch, was man tut!

RAFFAEL: Ich muß Euch ein Gleiches erzählen. Der Gipsbewurf ist schlecht aufgetragen worden; er löst sich samt den Fresken und verdirbt die Farben, die schlecht bereitet sind. Lebt wohl, Signori; ich begleite Euch, Oheim.

BIBBIENA UND DIE ANDERN: Auf heut' abend, bei Coricio.

RAFFAEL *(zu Bramante beim Verlassen des Gartens):* Vor allen Dingen führt mich im Vorbeigehen noch einmal in die Sixtina. Ich muß hinein. Dieser Michelangelo hat Wunder geschaffen, es ist für mich notwendig, von ihm zu lernen, wenn ich nicht zu kurz kommen soll. Welch ein Zauberer! Welch ein Meister, dieser Buonarroti!

BRAMANTE: Von seinen Wundertaten ist für mich unbedingt die größte, den Papst so geschmeidig gemacht zu haben, daß er Gottvater gegenüber nicht zuvorkommender sein könnte!

RAFFAEL: Wir haben uns auch nicht zu beklagen, Oheim. An Arbeit fehlt es uns gewiß nicht.

BRAMANTE: Daran fehlt es niemand. Julius II. hat nicht genug Arme, Beine, Herzen und Köpfe, um seine Pläne auszuführen. Nichtsdestoweniger bleibt Michelangelo der Bevorzugte. Vergiß das nicht.

RAFFAEL *(lachend):* Vorwärts, wir wollen Eure Risse ausbessern! Kommt, Oheim, und Ihr andern, folgt uns!

Er verläßt, indem er Bramantes Arm nimmt, von seinen Schülern und seinen Leuten gefolgt, den Garten.

GOBINEAU BEZEICHNET SELBST ALS DATUM DEN SANKT ANNENTAG, DAS IST DER 26. JULI 1511, ZU WELCHER ZEIT DER KARTON MIT DEM PORTRÄT JULIUS II. FERTIG WURDE. Die Szene berührt einen großen Teil des künstlerischen Wirkens und der persönlichen Verhältnisse Raffaels in Rom.

Raffael wurde auf Betreiben Bramantes, mit dem er weitläufig verwandt war, im Herbst 1508 von Julius II. nach Rom berufen. Bramante hoffte, daß der Papst Raffael die Ausschmückung der Decke der Sixtina übertragen würde, wie er denn überhaupt Zeit seines Lebens gegen Michelangelo intriguierte. Julius II. ließ sich aber nicht darauf ein und übertrug dem jungen

Künstler, der in wenigen Monaten sein Herz gewonnen hatte, die Ausschmückung der unter dem Namen „Stanzen" (Stanza-Zimmer) weltberühmt gewordenen Räume im Vatikan. Die Stanza della Segnatura wurde zuerst (1511) vollendet.

Raffael fand in Rom bald einen Freundeskreis von hervorragenden Männern, die Gobineau in den Szenen III, 5, III, 12 und IV, 6 mit diesem auftreten läßt. Am glänzenden Hofe Leos X. nahm Raffael auch eine hervorragende gesellschaftliche Stellung ein. „Niemals ging er zu Hofe, ohne daß er vom Verlassen seiner Wohnung an ein Gefolge von fünfzig Malern gehabt hätte, alles gute und tüchtige Maler, die ihm das Ehrengeleit gaben; er lebte überhaupt nicht wie ein Maler, sondern wie ein Fürst", berichtet Vasari.

Über den Künstler Raffael möchte es überflüssig erscheinen, etwas zu sagen; seine Werke sind Gemeingut aller Nationen geworden, wie die keines Andern. Raffael Santi (1483—1520), der jüngste der großen Maler der Hochrenaissance, hat nicht den psychologischen Tiefblick Lionardos, noch weniger die stets machtvolle Größe Michelangelos; er ist eine anschmiegsame Natur und in keiner Periode seines Lebens hat er einen Stil entwickelt, in dem nicht die höchsten Gedanken anderer Künstler zum Wort kämen. Aber in seinen Werken lebt ein eigener hoher Geist und aus so vielen Einzelwahrheiten wissen sie eine neue, höhere Gesamtwahrheit zu gestalten. Die Wärme seines Empfindens, die einfache Menschlichkeit seines Wesens, die bezaubernde Liebenswürdigkeit bewahrte ihn vor den Fährnissen, die aus dem überwiegend formalen Charakter seines Schönheitsempfindens entstehen mußten; er erreicht in seinen besten Werken eine vollendete Harmonie der Form, ohne ins Leere zu verfallen und am Ende bleibt er ein Strebender und das Geschick, das ihn in der Blüte der Jahre und der Höhe seines Schaffens dahinraffte, läßt seine Persönlichkeit wie die Verkörperung der Schönheit, Anmut und Jugend im Gedächtnis der Welt fortleben.

„Die Kenntnis Raffaels, der Besitz seiner Werke ist zu einem Element geworden, auf dem die menschliche Bildung überhaupt beruht. Die Menschen greifen danach als nach etwas, das zu ihrem Wohlsein unentbehrlich ist" (H. Grimm).

Dem ersten Teil der Szene, die ihre Fortsetzung oder Ergänzung in Szene III, 16 findet, liegt die Absicht zu Grunde, den Charakter dieses sonnigen Künstlers und Menschen zu schildern, vielleicht auch das Geheimnisvolle, das über Raffaels Beziehungen zu Frauen schwebt, zum Ausdruck zu bringen. Es wäre für letzteres ganz gleichgültig, wer als die Geliebte Raffaels eingeführt wird; nur der Umstand, daß Gobineau später die „Dame"



AGOSTINO CHIGI. Unbekannter Meister
Villa Chigi, Ariccia

mit Beatrice d'Este bezeichnet, veranlaßte d. V. der Erläut. nachzuforschen, ob der Künstler zu einem Mitglied eines der erlauchtesten Geschlechter des damaligen Italiens in Beziehung stand. Es ergibt sich hierbei, daß Vasari auf der gleichen Seite, wo von der Stellung Raffaels zu den Frauen die Rede ist, auch von einem Bild der Beatrice d'Este spricht. Eine solche gab es aber damals nicht; Vasari macht offenbar aus der Beatrice da Ferrara, einer berühmten Kurtisane, die damals in Rom lebte, eine Beatrice d'Este. In III, 16 spricht auch Gobineau von einer Beatrice von Ferrara, jedenfalls ohne die Personenverschiebung Vasaris zu beachten, denn er hätte kaum als Geliebte Raffaels gerade eine Kurtisane eingeführt. Von dem Bild der vermeintlichen Beatrice d'Este ist außer der Erwähnung bei Vasari nichts bekannt. Hingegen sind Briefe von ihr erhalten.

Es ist selbstverständlich, daß der schöne, liebenswürdige und berühmte Künstler viel geliebt wurde. Auch er liebte viel. „Fu persona molto amorosa ed affezionata alle donne e di continuo presto ai servigi loro" (Vasari). Doch wissen wir nicht einmal einen einzigen Namen der Damen, denen er sein Herz geweiht hat. Auf einigen Skizzen zur „Disputa" (Stanza della Segnatura) finden sich Sonette, nach denen man annehmen kann, daß damals seine Liebe einer Frau galt, die über ihm stand und die nur ein einziges Mal zu ihm kam.

Später unter Leo X. war er einem Mädchen so ergeben, daß seine Arbeiten beeinträchtigt wurden. Agostino Chigi ließ sie heimlich entführen; Raffael aber vertraute selbst dem Räuber seinen Verlust an, der ihm versprach alles zu tun, um das Versteck aufzusuchen, vorausgesetzt, daß Raffael seine Arbeit wieder aufnehme. Chigi machte dem Künstler durch gefälschte Briefe, in denen die voraussichtliche Rückkehr der Geliebten angekündigt wurde, Hoffnung. Als sich Raffael nicht beruhigte, gab er schließlich vor, sie aus der Gefangenschaft entführt zu haben und sie mußte dann Raffael auf dem Gerüst Gesellschaft leisten, während er mit den Fresken in der Farnesina, Chigis Villa, arbeitete.

Von dem Original der berühmten „Fornarina" (Pal. Barberini, Rom, neuerdings wird bezweifelt, daß sie von Raffael ist) ist ebensowenig bekannt. Auch daß das Original der „Donna Velata" (Pal. Pitti, Florenz), eine prachtvolle römische Schönheit, wahrscheinlich das Modell für die Sixtinische Madonna (Dresden), eine Geliebte des Künstlers war, ist nur eine Vermutung.

Den Karton zum Porträt Julius II., der erwähnt ist, hat Raffael 1511 für die Vertreibung des Heliodor (Stanza d'Eliodoro) gezeichnet. Der Papst hatte nach seiner Ankunft in Bologna, den

2. September 1510, seinen Barbier weggeschickt und beschlossen, „daß sein Bart unverkürzt bleiben solle, bis er die Franzosen aus der Halbinsel vertrieben habe". Er behielt ihn bis an sein Lebensende. Die Porträts in den Stanzen (Messe von Bolsena, Heliodor) und das berühmte Bild in der Tribuna (Florenz) — „der Charakter ist so gegeben, daß man die Geschichte des gewaltigen Greises erst durch dieses Bild recht verstehen lernt" (J. Burckhardt) — zeigen ihn mit Vollbart.

Die Bemerkung Raffaels, Bramante solle ihn in die Sixtina führen, bezieht sich auf folgenden Vorfall. Bramante hatte die Schlüssel zur Kapelle und führte Raffael in Abwesenheit Michelangelos, der während der Arbeit niemandem als dem Papst den Zutritt gestattete, hinein. „Die Anschauung der Gestalten Michelangelos brachte Raffael dahin, seinen Werken eine bedeutendere Größe und Würde zu verleihen. Michelangelo aber, der nachmals die Arbeit Raffaels (gemeint ist der Prophet Jesaias in S. Agostino, d. V.) sah, dachte und nicht mit Unrecht, Bramante habe ihm dies Übel zugefügt, um Raffael Ruhm und Nutzen zu erwerben" (Vasari). Die beiden Meister haben übrigens nie die Rollen angenommen, die ihnen ihre Parteigänger aufdrängen wollten, wenn sie sich auch äußerlich ferne standen.

Die in dem Gespräch zwischen Raffael und der Dame erwähnten Künstler gehören sämtlich der toskanisch-florentinischen Schule des Quattrocento an. Baccio d'Agnolo (1462—1543), Architekt, „bestrebt die Gestaltung des florentinischen Wohnhauses ohne Anspruch auf Repräsentation im besten Stile durchzubilden". — Andrea Sansovino (1460—1529), Bildhauer, arbeitete zuerst in Florenz, wurde 1504 von Julius II. nach Rom berufen, wo er sein Hauptwerk, die Grabmäler für die Kardinäle Basso della Rovere und Ascanio Sforza in S. Maria del Popolo ausführte. Am Ausgange des Quattro- und Beginn des Cinquecento stehend, ist er der letzte große Plastiker der florentinischen Schule, die mit Donatellos bahnbrechendem Schaffen ruhmvoll begonnen hatte. — Fra Filippino Lippi (1459—1504), Schüler des Botticelli; seine Arbeiten sind ausgezeichnet „durch die Fülle des dramatischen Lebens, überraschend durch die porträttreuen Züge der Zeitgenossen". U. a. beendete er den von Masaccio begonnenen Freskenzyklus in der Brancaccikapelle (Florenz). — Benedetto da Majano (1442—1497), vorwiegend Marmorbildner. „Die schönste Kanzel Italiens (St. Croce, Florenz), das trefflichste Ziborium (S. Domenico, Siena), verschiedene prächtige Wandaltäre und Nischengräber sind neben einer Reihe von Freifiguren und Büsten erhalten". — Masaccio (1401—1428) war

bahnbrechend für die Entwicklung der gesamten Malerei, indem in ihm zum ersten Male ein ganz neuer, noch nie dagewesener Begriff, der „malerische Bildraum" erwacht. Während sich bei den Trecentisten die Komposition an der vorderen Bildwand reliefartig abspielt, erfaßt er zuerst das Raumproblem und gruppiert die Figuren in die Tiefe hinein. Seine Fresken in der Brancaccikapelle zu Florenz leiten eine neue Ära der Kunst ein. — Cronaca Bem. zu I, 19; Granacci zu II, 21.

Im zweiten Teil der Szene treten auf bez. werden genannt: Bernardo Dovizi (1470—1528), nach seinem Geburtsort Bibbiena genannt, war Kanzler des Piero de' Medici, folgte nach der Vertreibung der Medici aus Florenz diesen in die Verbannung und kam 1510 nach Rom, wo ihn Julius II. zu politischen Geschäften verwendete. Leo X. ernannte seinen Jugendgefährten, der zu seiner Wahl nicht wenig beigetragen hatte, 1513 zum Kardinal. „Er gehörte zu den charakteristischsten Prälatentypen des 16. Jahrhunderts, ein Diplomat der römischen Kurie, der viel weiß, nichts überflüssiges sagt, die Skala der menschlichen Leidenschaften durchlaufen hat und alles mit dem Kardinalspurpur deckt." Bibbiena war berühmt als der Verfasser der überaus schlüpfrigen „Calandria", eines der ersten italienischen Lustspiele. Er war mit Raffael enge befreundet. Dieser entwarf den malerischen Schmuck für Bibbienas Badezimmer im Vatikan, vier sehr schlüpfrige Liebesszenen. Etwa 1835 wurden die Fresken mit Holztafeln verkleidet und an Stelle des Bassins ein Altar gesetzt. Das Zimmer ist unzugänglich, jedoch existieren Stiche der Fresken.

Agostino Chigi, geb. um 1465, gest. 1520, war unter Alexander VI., Julius II. und Leo X. päpstlicher Hofbankier. Seine Glanzzeit beginnt unter Julius II., dem er durch Geldbeschaffung die Führung seiner Kriege ermöglichte. Er zeichnete sich nicht nur durch seinen Reichtum, sondern auch durch seine Kunstliebe aus. Man sagte von ihm „er sei ein Kaufmann im Erwerben und ein König im Ausgeben". Durch Baldassare Peruzzi (s. u.) ließ er sich ein Gartenhaus, die berühmte Farnesina bauen, die Raffael mit dem entzückenden Freskenzyklus „Amor und Psyche" und der „Galatea", Sodoma mit der „Hochzeit Alexanders mit Roxane", Peruzzi mit verschiedenen Fresken schmückte. Über der Kapelle Chigi in S. Maria della Pace schuf Raffael im Auftrag des Agostino Chigi die Sibylla „eine der allergrößten Leistungen" des Künstlers. Durch den Krieg Clemens VII. mit Siena, 1526, erlitten die Chigi so große Verluste, daß sie die Bank aufgeben mußten; die Farnesina wurde 1580 Schulden halber ver-

steigert. Mit Fabio, dem Urenkel des Sigismondo Chigi, eines Bruders des Agostino, der als Alexander VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, gelangte die Familie wieder zu Ansehen.

Baldassare Peruzzi (1481—1536) kam 1503 nach Rom, wo er sich an Raffael und Bramante bildete. Erbauer der Farnesina und des prächtigen Palazzo Massimi in Rom. Daselbst auch verschiedene Fresken. Nach Raffaels Tod war er vorübergehend Baumeister der Peterskirche, ohne daß er jedoch einen entscheidenden Einfluß auf den Bau ausübte. — Antonio Tebaldeo, geb. in Ferrara, humanistischer Dichter, war Lehrer der Markgräfin Isabella von Mantua, von 1504 an Sekretär der Lucrezia Borgia in Ferrara. Gegen 1513 kam er an den römischen Hof und lebte im Kreise Raffaels. — Marcantonio Raimondi, gewöhnlich nur Marcantonio genannt (1480—1535), bedeutendster italienischer Kupferstecher der damaligen Zeit. „Kein anderer hat den Geist und die Formensprache Raffaels so treu wiedergegeben wie er." Durch ihn sind uns zahlreiche Entwürfe und Zeichnungen Raffaels, die vom Meister verändert oder gar nicht ausgeführt wurden, erhalten geblieben. — Francesco Penni, Schüler und Fattore Raffaels; er stand mit Giulio Romano dem Atelier des Künstlers vor und war bei der Ausführung zahlreicher Fresken beschäftigt. — Baccio Pontelli trat in Rom nur als Militärbaumeister auf; er baute u. a. für Giuliano della Rovere das Kastell in Ostia, schon 1494 gestorben. — Giacomo di Sansecondo, berühmter Geigenspieler. Nach der Anschauung einiger Kunsthistoriker hat ihn Raffael als Apoll (Parnaß der Stanza della Segnatura) verherrlicht. — Sebastiano del Piombo (1485—1547), von dem Bramante spricht, ein Schüler des Giorgione, kam 1511 nach Rom, wo er zunächst in der Farnesina des Agostino Chigi beschäftigt war, dann schloß er sich Michelangelo an, dessen gewaltige Auffassungsweise mächtig auf ihn wirkte. Seine späteren Werke zeigen Michelangelos Einfluß — teilweise sind sie auch unter dessen Beihilfe entstanden —, koloristisch blieb der Venezianer Sebastiano allen römischen Nebenbuhlern überlegen.

Baldassare Graf von Castiglione (1478—1529), italienischer Staatsmann im Dienste der Herzoge von Urbino, später Gesandter Clemens VII. bei Karl V., ist der berühmteste unter den intimen Freunden Raffaels. Sein „Libro del cortegiano", in dem er den vollendeten, schöngeistig gebildeten Edelmann beschreibt, hat ihm Unsterblichkeit verliehen. In diesem Buche treten in der Form von Gesprächen am Hofe von Urbino u. a. die Herzogin Elisabetta, Bembo und Bibbiena auf. Für sein Verhältnis zu Raffael ist bezeichnend, daß Castiglione nach dem Tode



GARTENANLAGEN DES VATIKAN MIT DEM BELVEDERE UM MITTE DES 16. JAHRHUNDERTS
Gemälde von Hendrik van Cleven

des Freundes schrieb, Rom sei ohne Raffael für ihn wie ausgestorben. „Raffael besaß schwerlich genug Gelehrsamkeit, um von sich aus die Personen der Disputa oder gar der Schule von Athen sachlich richtig zu charakterisieren und zu stellen, so daß sich hier die Beihilfe irgend eines bedeutenden Menschen aus der Umgebung Julius II. verrät" (J. Burckhardt). Es darf vermutet werden, daß in erster Linie Castiglione dieser Mensch war, vielleicht wirkten auch Pietro Bembo und Bibbiena mit. Das Porträt Castigliones von der Hand Raffaels befindet sich im Louvre. — Imperia s. Bem. zu III, 12.

VOR UND IN BOLOGNA

(6) DAS FRANZÖSISCHE LAGER VOR BOLOGNA

Eine Gruppe von Offizieren; Biwakfeuer werden angezündet; ein Teil der schweren Reiter bleibt im Sattel; andere sind abgestiegen, um die Gurte der Pferde anzuziehen; einige essen einen Bissen aus der Hand. Das Fußvolk steht unter dem Gewehr. Bataillone marschieren, um ihre Stellungen zu erreichen; sie vollenden die Einschließung der Stadt. Mitternacht. Der Himmel ist dunkel, kein Mondschein. Der Großmeister de Chaumont, Statthalter von Mailand, in voller Rüstung, den Helm auf dem Kopf. Annibale Bentivoglio, Herr von Bologna und sein Bruder, Ermete Bentivoglio, gleichfalls bewaffnet; Yves d'Alègre, französischer Hauptmann.

DER GROSSMEISTER *(zu einem Offizier)*: Sind meine Befehle ausgeführt?

DER OFFIZIER: Jawohl, Monseigneur, die Stadt ist eingeschlossen. Keine Ratte kann ohne unsere Erlaubnis hinein oder heraus.

DER GROSSMEISTER: Sehr gut. Laßt die leichte Reiterei das Gelände abstreifen. Alles bleibt in Bereitschaft!

DER OFFIZIER: Zu Befehl, Monseigneur.

DER GROSSMEISTER: Ah! der alte Julius! Dieser alte Schelm! Wir haben ihn, den alten Verräter! Wir werden ihn fangen, und der Teufel soll mich meinetwegen holen, wenn wir ihn nicht so klein kriegen, daß er um Gnade bittet.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Er verdient keine! Erinnert Euch nur, wie er Euren hochwürdigsten Bruder, den Kardinal d'Amboise, verraten hat! Er allein hat verhindert, daß er Papst wurde.

DER GROSSMEISTER: Glaubt Ihr, ich wüßte das nicht und wäre in der Laune, es ihm zu verzeihen?

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Und mir hat er Bologna gestohlen, wo er nicht einen Freund hat.

YVES D'ALÈGRE: Auch nicht einen Freund? Das ist zu viel gesagt, Signor Annibale. In Euren italienischen Städten hat ein jeder einen Freund und Gevatter, der ihm zu allem behilflich ist, was man nur verlangt.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ich sage Euch, daß die Bevölkerung uns die Tore öffnet, sowie sie weiß, daß wir hier sind.

DER GROSSMEISTER: Um so besser. Der König wird sehr zufrieden sein, und der Herzog von Ferrara nicht minder. Das mindeste, was Julius II. widerfahren kann, ist abgesetzt zu werden, wie es seinem Vorgänger ergangen wäre, hätte ihn nicht der Tod ereilt. Wahrlich, er war nicht weniger wert, als der gegenwärtige Antichrist.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Er war mehr wert. Dieser hier träumt von nichts anderem als von der Beraubung und Ermordung aller Fürsten.

DER GROSSMEISTER: Ich überlege mir eben: die Pferde brauchen doch etwas Ruhe und den Mannschaften muß man zu essen geben.

Zu einem Offizier:

Laßt absitzen! Die Truppen sollen wegtreten, wenn die Vorposten ausgestellt sind. Ist der Kapitän Molard angekommen?

DER OFFIZIER: Er kommt soeben. Seine Leute sind halbtot vor Ermüdung.

DER GROSSMEISTER: Es sind wackere Kerle; sie sollen Wein bekommen. Ihr kommt gerade recht, Kapitän Molard. Vielen Dank für Eure Dienstbeflissenheit.

DER KAPITÄN MOLARD: Ich tue nur meine Pflicht, gnädigster Herr!

DER GROSSMEISTER: Wißt Ihr wohl, daß wir unsern Meister Reineke in der Falle haben?

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Und wir werden ihm den Schwanz abschneiden.

ERMETE BENTIVOGLIO: Oder die Kehle.

DER GROSSMEISTER: Was bringt Ihr für Nachrichten aus Ferrara?

DER KAPITÄN MOLARD: Seigneur de Bayart hier wird Euch Bericht erstatten.

DER GROSSMEISTER: Guten Abend, Kapitän Bayart, seid willkommen.

BAYART: Gott schütze Euch, Monseigneur, Amen! Da wären Leute, die mehr bedeuten, als ich, der Baron Conti, der Baron Fontrailles und der tapfere Kapitän Mercurio mit seinen zweitausend Albanesen.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ist es wahr, daß er seinen leiblichen Vetter so weidgerecht aufgeschlitzt hat?

BAYART: Er hat ihn samt allen seinen Leuten in Stücke hauen lassen, und man hat die Köpfe auf den Lanzenspitzen umhergetragen. Es war ein jammervoller Anblick, ich liebe dergleichen Grausamkeiten nicht.

YVES D'ALÈGRE: Das ist eine Ruchlosigkeit und keine Kriegführung!

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Es ist nur Rache! Wer seine Haut riskiert, hat alles Recht auf die der andern.

BAYART: Ich bin zu gering, um mit einem so großen Herrn wie Ihr zu streiten. Der Kapitän Mercurio ist ein tapferer Mann, das ist zweifellos. Nichtsdestoweniger habe ich die Plünderer, die in einer Höhle die armen Einwohner von Vicenza ausgeräuchert haben, ohne Gnade hinrichten lassen. Und ich beabsichtige es überall so zu machen, wo mir Marodeure in die Hand fallen. Aber wir sind nicht hier, um Geschichten zu erzählen.

DER GROSSMEISTER: Gewiß! Wir rechnen darauf, daß morgen früh das Volk von Bologna mir den Papst ausliefern wird. Signor Annibale hat mir's versprochen.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Wie ich Euch verspreche, daß der König Ludwig vom Kirchenbanne losgesprochen wird, und der Herzog von Ferrara, ich und unsere Freunde desgleichen.

EIN OFFIZIER: Eine Feldwache läßt melden, daß der Graf Gian Francesco Pico im Auftrage des Papstes erscheint, um mit Monseigneur de Chaumont zu sprechen.

DER GROSSMEISTER: Aha! Man weiß also um unsere Ankunft, und der Heilige Vater will sich der Begier seines Volkes, ihm in's Gesicht zu springen, entziehen! Führt den Herrn Grafen her; ich will hören, was er mir zu sagen hat.

(7) EIN GEMACH DES VOM PAPST IN BOLOGNA BEWOHNTEN PALASTES

Julius II. krank, halb in einem Lehnsessel liegend, von Kissen umgeben, die er alle Augenblicke auf den Boden wirft und die Diener wieder aufheben. Der Kardinal Regino, Legat von Bologna.

DER KARDINAL REGINO: Ihr dürft Euch nicht von diesen ruchlosen Franzosen fangen lassen.

JULIUS II.: Ich werde mich nicht fangen lassen. Ich werde meine Feinde fangen, erdrosseln, zertreten — darauf kannst du zählen! Gebt mir zu trinken! *(Ein Kämmerer reicht ihm ein Glas mit Arznei.)* Brrr! Das ist bitter wie Galle! Ein Glas Wein!

DER KÄMMERER: Allerheiligster Vater, die Ärzte haben es ausdrücklich verboten!

JULIUS II.: Wann sind die Kuriere abgegangen, um die Venezianer und die Spanier zu benachrichtigen?

DER KARDINAL REGINO: Vor vier Stunden; es war auf die erste Nachricht hin, die wir vom Anmarsch der Franzosen erhielten.

JULIUS II.: Es kommt darauf an, daß unsere Verbündeten rechtzeitig hier sind. Laß dem Bischof von Sitten schreiben, er solle die Verhandlungen mit den Schweizern beschleunigen. Was er nur von diesen Barbaren zusammentrommeln kann, soll sobald wie möglich in die mailändische

Ebene geworfen werden. Je mehr sie die Leute Ludwigs XII. schädigen, desto eher sind wir befreit.

DER KARDINAL REGINO: Die Schweizer sind tapfere Bauernlümmel; ich rechne sehr auf sie. Der Kirche ergeben, gehorsam, wenn man sie gehörig bezahlt . . .

JULIUS II.: Banditen wie die andern! Ist der Graf Gian Francesco noch nicht zurück?

DER KARDINAL REGINO: Noch nicht. Er hat eine gewandte Zunge.

JULIUS II.: Es bedarf keiner großen Schlauheit, um Ludwig XII. zu täuschen. Dieser Tropf spielt den Biedermann, weil er ungeschliffen, lustig und schwach von Kopf wie von Herz ist. Als Prinz hat er seinen König verraten; als Gatte hat er seine erste Gattin, eine Heilige, so unglücklich gemacht, wie er nur gekonnt; heute steht er unter dem Pantoffel der zweiten, einer reinen Megäre. Niemand tötet und plündert leichtfertiger als er, immer mit einem bäuerischen Lachen, und dann sagt man: „Seht, welch ein prächtiger Mann!" . . . Armes Italien, das von solchen Leuten zertreten werden muß. Aber diese Schmach soll enden! Ich will sie unbedingt vernichten, diese kleinen Fürsten und diese skandalösen Republiken: Florenz, Siena, Lucca. Vorerst bediene ich mich der Aragonesen, der Franzosen, der Deutschen — aller, die ich zur Hand habe; aber endlich wird der Tag leuchten, da die heilige Kirche, als Herrin über alles, diese Elenden mit zwiefachem Schlüssel in die Wüsten einsperrt, die der Himmel ihnen zum Vaterlande gegeben hat.

DER KARDINAL REGINO: Eure Heiligkeit haben in der Tat alles wundervoll vorbereitet: Heinrich VIII. von England auf die französischen Küsten losgelassen; Ferdinand bedroht die Pyrenäen.

JULIUS II.: Und ich verhandle und verhandle unausgesetzt mit Ludwig; während ich ihn treffe, ihn beunruhige, halte ich ihn hin und mache ihn glauben, wir könnten uns verständigen; mit der einen Hand exkommuniziere ich ihn

samt seinen Verbündeten, diesen Verruchten! mit der andern streichle ich ihn! . . . Ich werde ihn vernichten!

DER KARDINAL REGINO: Und jetzt können wir fünfzehntausend Schweizer erwarten!

JULIUS II.: Und mein Neffe, Marcantonio Colonna, hat sich ein Heer geschaffen; ich habe ein zweites für meinen Francesco Maria von Urbino ausgehoben . . . Alles geht ganz gut . . . Gewiß, aber wenn die Franzosen mich gerade jetzt überrumpeln, so wäre das ein Mißgeschick, das vieles verdürbe! Es war etwas unbesonnen hierherzukommen.

DER KARDINAL REGINO: Ein wenig unvorsichtig.

JULIUS II: Ist jetzt die Zeit vorsichtig zu sein? Ich muß rasch handeln, um viel zu erreichen. Wenn ich nicht auf mein Glück bauen darf, will ich lieber meine Hände in den Schoß legen. Geh und sieh, ob der Graf nicht zurückkommt.

(8) DAS FRANZÖSISCHE LAGER VON BOLOGNA

Dunkle kalte Winternacht; der Tag beginnt zu grauen. — Ein Bauernhaus; ringsum lagern französische Truppen. Starke Bewegung von Infanterie- und Kavalleriepatrouillen; überall Feldwachen und Posten. Die Stadt ist eingeschlossen. In den oberen Stockwerken einiger Häuser, die über den Wall hervorragen, erblickt man Licht. An einem großen Feuer sitzen, durch einen Tisch getrennt, der Großmeister von Chaumont und Graf Gian Francesco Pico.

GRAF PICO: Gut, Monseigneur, es mag so sein. Ich will zugeben, was Ihr sagt. Der Heilige Vater hat sich der Liga von Cambrai nicht so treu gezeigt, wie er gesollt hätte. Es wäre vieles einzuwenden, aber wir wollen nicht davon reden. Der Heilige Vater hat, ich räume es ein, den allerchristlichsten König nach der Schlacht bei Agnadello verlassen; er hat . . .

DER GROSSMEISTER: Er hat sich mit unsern erbittertsten Feinden, den Venezianern, verbündet; er hat sie unsern Händen entrissen, als sie geschlagen waren und wir ihnen eben den Gnadenstoß geben wollten; er hat den Kaiser von uns abwendig gemacht; er reizt die Schweizer auf, uns

anzugreifen; kurz, er schädigt uns auf das ärgste, wo er nur kann. Er soll gezüchtigt werden! Nun, zum Teufel, er soll sich ergeben, ohne lange zu feilschen.

GRAF PICO: Was bleibt ihm auch anderes übrig? . . . Und wenn Ihr ihn habt, was werdet Ihr mit ihm anfangen?

DER GROSSMEISTER: Er wird ordentlich eingesperrt. Glaubt Ihr etwa, daß wir ihm das ersparen werden? Und dann wird er abgesetzt, wie er es redlich verdient hat!

GRAF PICO: Ihr seid hart! Der Papst ins Gefängnis? Was wird da die Christenheit sagen? Was wird sie tun? Und Ihr selbst, Monseigneur, als Held dieses schönen Skandals, wollt Ihr es auf Euch nehmen, der Frau Königin, deren Frömmigkeit so bekannt ist, die Absolution zu erteilen, die ihr der geringste Priester verweigern wird?

DER GROSSMEISTER: Zum Teufel! Glaubt Ihr mich damit zu schrecken?

GRAF PICO: Ich möchte Euch die Augen öffnen. Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich Euch anstelle eines Papstes, der ein lästiger Gefangener wäre, einen Papst zuführte, an dem Ihr einen ergebenen Freund hättet?

DER GROSSMEISTER: Ihr haltet mich für einen Dummkopf. Euer ergebener Freund hat meinem Bruder die Tiara gestohlen! Glaubt Ihr, daß ein solcher Streich je verziehen werde?

GRAF PICO: Sicherlich nicht; aber ich wollte Euch nur auf die alte Wahrheit aufmerksam machen: wenn man sowohl seinem Herrn als auch sich selbst zu eifrig dienen will, setzt man sich meist zwischen zwei Stühle. Ich biete Euch an, uns zu verständigen, ich versichere Euch, daß wir es können und zwar zu Eurem größten Vorteil. Ihr weist meine Vorschläge zurück, nun gut; aber vergeßt nicht, daß Ihr sie zurückweist.

DER GROSSMEISTER: Ich weise nichts zurück! Ich sage und wiederhole nur, daß man nicht das geringste Vertrauen zu Euch haben kann . . . Ja, wenn Ihr andere Leute wäret! . . . Dann . . .

GRAF PICO: Ich würde Euch zum Beispiel folgendes vorschlagen . . . Zurücknahme des über Euch und Eure Verbündeten verhängten Kirchenbanns . . . Alfonso d'Este wird von neuem als Herzog von Ferrara bestätigt und in sein Ehrenamt als Bannerträger der heiligen Kirche wiedereingesetzt. . . Wäre das nicht ein schöner Anfang für die Verhandlungen? . . . Wir würden die Venezianer fallen lassen. . . Euch persönlich würden wir zweimalhunderttausend Goldskudi zahlen. . . Könnte sich auf Grundlage dieser Vorschläge nicht ein Einverständnis ergeben?

DER GROSSMEISTER: Für mich ergibt sich daraus, daß Ihr ausgemachte Schurken seid . . . dächtet Ihr sonst, ich würde für das geringe Vergnügen, mich so vielen Verlegenheiten aussetzen. . . .

GRAF PICO: Ich mache Euch den förmlichen Vorschlag im Namen des Heiligen Vaters! . . .

DER GROSSMEISTER: Habt Ihr unbeschränkte Vollmachten?

GRAF PICO: Hier sind sie!

DER GROSSMEISTER: Das würde mir jedoch nicht genügen.

GRAF PICO: Corpo di Bacco! Ihr seid aber hartnäckig!

DER GROSSMEISTER: Ich müßte noch die Wiedereinsetzung des Signor Annibale Bentivoglio in den Besitz seiner Stadt Bologna und den Verzicht des Papstes auf die Romagna fordern.

GRAF PICO: Ich gestehe Euch offen, daß ich über diese Punkte keine Instruktionen habe, und es ist wahrscheinlich, daß der Papst davon nichts wird hören wollen.

DER GROSSMEISTER: Ihr scherzt! Wenn er sich weigert, lege ich ihm die Daumenschrauben an. Ist er nicht gefangen? Hat er die Freiheit zu wollen oder nicht zu wollen?

GRAF PICO: Wir werden vielleicht alles erdulden; aber ich glaube, daß seine Heiligkeit weder auf Bologna noch auf die Romagna verzichtet.

DER GROSSMEISTER: Dann schlage ich morgen mit dem Tagesgrauen Eure Tore ein und nehme Euren Herrn beim Kragen!

GRAF PICO: Ihr seid fest entschlossen?

DER GROSSMEISTER: Wenn Ihr mich besser kenntet, würdet Ihr Euch diese Frage ersparen.

GRAF PICO: Dann weiche ich also der Gewalt.

DER GROSSMEISTER *(lachend)*: Ihr tut wohl daran.... Glaubt mir! Und nun, da wir Freunde sind, wird Euer Herr mir unverzüglich die Tore öffnen. Ich habe es eilig, ihn an's Herz zu drücken!

GRAF PICO: Das heißt, Ihr werdet ihn zum Gefangenen machen!

DER GROSSMEISTER *(lachend)*: Ihr mögt es nennen, wie Ihr wollt; von dieser Bedingung gehe ich nicht ab.

GRAF PICO: Unsere Lage ist schrecklich. Ich werde dem Heiligen Vater Eure Worte berichten. Er wird entscheiden. . .

DER GROSSMEISTER: Empfehlt mich ihm als gehorsamen Sohn der Kirche.

GRAF PICO: Noch einmal, Monseigneur de Chaumont, könntet Ihr nicht weniger hart sein?

DER GROSSMEISTER: Ich bin bloß vorsichtig. Euer Herr wird erfahren, daß meine Absichten besser sind als er glaubt. Dreimalhunderttausend Goldskudi habt Ihr gesagt?

GRAF PICO: Ich habe gesagt zweimalhundert . . .

DER GROSSMEISTER: Also dreimalhundert, wenn es Euch gefällig ist. Wann werdet Ihr zurück sein?

GRAF PICO: Ich erbitte Urlaub bis Mittag.

DER GROSSMEISTER: Das ist unmöglich: Ich gebe Euch zwei Stunden! Keine Minute mehr. Wir haben schon viel Zeit mit Schwatzen verloren.

GRAF PICO: Monseigneur! Monseigneur! Ich beschwöre Euch! . . . Wir werden die dreimalhunderttausend

Skudi geben! Aber mischt in diese Angelegenheit nicht Erinnerungen persönlicher Erbitterung.

DER GROSSMEISTER: Ihr habt mir vorhin verstohlen mit der Königin gedroht . . . Ihr seht, ob ich eingeschüchtert bin! . . . Nun, Herr Graf, faßt wieder Mut! Ich bewillige Euch die ganze Zeit, die Ihr verlangt, und zwei Stunden obendrein. Bin ich wirklich so schlimm?

GRAF PICO: Danke. Der Heilige Vater wird zu schätzen wissen, was er Euch schuldig ist. Wir sind aber dennoch in einer schrecklichen Lage.

DER GROSSMEISTER: Ach was, nur nicht so trübselig! Unser Bündnis wiegt wohl das mit Venedig auf. Ihr verliert dabei die Romagna, aber wer weiß, ob Ihr nicht etwas anderes gewinnt. Ihr müßt nicht mit so verzweifelter Miene den Kopf schütteln. Lebt wohl; erinnert Euch ehrlich Wort zu halten.

GRAF PICO: Lebt wohl, Monseigneur. Ich werde pünktlich wieder zurück sein.

Er geht.

DER GROSSMEISTER *(allein):* Im Grunde hatte er nicht so ganz unrecht. Frau Anna versteht in puncto Frömmigkeit keinen Spaß, und vor allem stehe ich seit dem Tode meines Bruders ohnehin nicht recht fest . . . Es ist wahr, der König ist auf den Papst wütend und will ihn um jeden Preis vernichten . . . Dreimalhunderttausend Goldskudi sind indes auch nicht übel, zumal wenn das Ergebnis schließlich den König befriedigt und die Königin nicht verletzt . . . Julius wird versuchen, mich zu hintergehen . . . aber . . . es ist nicht gesagt, daß ich auf diese Lügner von Italienern hereinfalle . . . Ich kenne sie, Gott sei Dank, und . . .

YVES D'ALÈGRE: Ihr hattet die Absicht, die Posten zu visitieren, Monseigneur.

DER GROSSMEISTER: Ich war gerade im Begriff, Euch rufen zu lassen. Gehen wir!



CHARLES D'AMBOISE, SEIGNEUR DE CHAUMONT
Von Andrea Solario; *Louvre, Paris*

(9) BEI EINEM BIWAKFEUER IM FRANZÖSISCHEN LAGER

Der Kapitän Bayart; der Bastard du Fay, Fähnrich seiner Ordonnanzkompagnie; der Kapitän Molard; der Kapitän Zucker, Anführer französischer und deutscher Soldtruppen; der Kapitän Jakob Zemberg, Befehlshaber der Schweizer. Ein roh gezimmerter Tisch ist neben dem Feuer aufgestellt und mit Schinken, Würsten, Hühnern, mit Flaschen und mit Tassen aus Blech, Zinn, Horn oder Holz beladen. Die Tischgenossen sitzen auf Bänken und Schemeln, die aus Bauernhäusern fortgenommen sind. Um den Tisch herum ein Windschirm, den die Soldaten mittelst über Stangen geworfenen Mänteln hergestellt haben. Pechfackeln brennen auf langen in die Erde gepflanzten Pfählen. Die Edelleute essen zu Abend; Pagen und Lakeien bedienen sie.

DER KAPITÄN ZUCKER: Im Kriege gibt's für mich nur Tapferkeit. Das übrige ist mir gleichgültig.

DER KAPITÄN BAYART: Womit Ihr Euch nicht gerade als besonders weiser Mann zeigt. Ich schätze die Tapferkeit, aber genau ebenso den Verstand, denn wo Verstand ist, findet sich auch Disziplin, von der in unseren Armeen bis heute zu wenig gesprochen wurde.

DER KAPITÄN MOLARD: Wenn einer von meinen Leuten den Teufel macht, so mache ich den Satan, und dann tut er's nicht zum zweiten Mal. Glaubt mir, hochedler Messire von Zucker, wir müssen die alte wilde Manier des Plünderns, Brennens und Aufschlitzens aufgeben. Wer solche Torheiten begeht, richtet sich selbst zugrunde. Ich pflichte der Ansicht des Seigneur de Bayart bei.

DER KAPITÄN BAYART: Der Braten sieht famos aus und kommt nach einem so langen Ritte wie dem heutigen sehr gelegen. Da Messire Molard meiner bescheidenen Weisheit so liebenswürdig zustimmt, will ich Euch sagen, daß ich seit meiner Teilnahme an den italienischen Kriegen, und die begann 1494, will sagen seit annähernd siebenzehn Jahren, viele und bemerkenswerte Veränderungen erlebt habe. Sowohl bei uns als bei den Italienern.

DU FAY: Ich trage Eure Fahne noch nicht lange, Monseigneur, und dennoch habe auch ich Veränderungen beobachtet.

DER KAPITÄN BAYART: Als wir mit König Karl, siegreichen Angedenkens, einmarschierten, waren wir wie

biedere Bauern, die von ihren Dörfern kommen, täppisch und ungebildet, und die Italiener verspotteten uns geradeso, wie wir selbst uns heute über unsere Landsknechte lustig machen, die uns bäuerisch vorkommen, ohne Euch beleidigen zu wollen, hochedler Messire von Zucker.

DER KAPITÄN ZUCKER: Wir haben in Deutschland größere Gelehrte als Ihr! Die Italiener sind trotz ihrer großen Einbildung gezwungen, sich an uns zu wenden, um Architekten zu bekommen. Wir bauen ihnen ihren Mailänder Dom, und unsre Maler, wie Albrecht Dürer, geben ihnen Unterricht.

DER KAPITÄN BAYART: Seht Ihr wohl, wie recht ich habe, zu sagen, daß es seit einigen Jahren viele Neuerungen gibt! Um die Zeit der Schlacht von Fornuovo hättet Ihr niemals einen Landsknechtshauptmann am Lagerfeuer sich seiner Architekten und Maler rühmen hören! Damals dachte man nur an den Wein, an die Weiber, ans Beutemachen, und Gemälde und Statuen waren nur da, um sie kurz und klein zu schlagen.

DU FAY: So ist's doch wahr! Heute betrachten wir diejenigen, die das tun, als rohe, ungebildete Kerle, und das sind nur die, die aus Frankreich neu ankommen. Ist man erst sechs Monate hier, so fängt man an, Vergnügen an diesen schönen Dingen zu finden und verfeinert sich.

DER KAPITÄN BAYART: Noch eins: damals hättet Ihr weder für Gold, noch für Silber einen italienischen Reitersmann dazu gebracht, sich zu schlagen. Heutzutage aber kenne ich keine tapfereren Krieger als Signor d'Alviano, Signor Andrea Gritti und viele andere. . .

DER KAPITÄN MOLARD: Und den Papst Julius II.

Man lacht.

DER KAPITÄN BAYART: Das ist wahr . . . Ich möchte den Tag erleben, wo sich nur die Truppen bekämpfen, ohne daß die arme Bevölkerung in Stadt und Land gequält wird. Sie kann doch nichts für die Zwistigkeiten der Fürsten.

DER KAPITÄN JAKOB ZEMBERG: Der Wind bläst abscheulich unter diesen Mänteln durch! Ich habe eiskalte

Füße! Lumpenkerle von Soldaten! könnt ihr mir die Geschichte da denn nicht etwas besser herrichten? Ich werde euch gleich ein paar Ohrfeigen geben, Galgenstricke!

Es kommen der Großmeister de Chaumont, Yves d'Alègre, Offiziere, schwere Reiter.

DER GROSSMEISTER: Guten Abend und guten Morgen, Hauptleute! Habt ihr einen Schluck Wein für mich? Danke, Seigneur de Bayart! Auf eure Gesundheit, ihr Herren!

DER KAPITÄN BAYART: Auf die Eurige, Monseigneur! Und daß der Himmel Euch gewähre, was Euer edles Herz begehrt! *Alle trinken.*

DER GROSSMEISTER: Der Papst hat nicht versucht, auf Eurer Seite zu entfliehen?

DER KAPITÄN BAYART: Wenn er nicht auf der Eurigen entwischt, so seid sicher, bei mir kommt er nicht durch! *Gelächter.*

(10) EINE STRASSE BEI SAN PETRONIO IN BOLOGNA

Vormittags. Volksauflauf. Handwerker. Kaufleute. Edelleute. Soldaten.

EIN METZGER: Wenn ein Rippenstoß langt, um den Papst hinauszuschmeißen, soll er ihn haben! Es leben die Bentivogli!

DAS VOLK: Hoch die Bentivogli! Bologna! Freiheit!

Francia und seine Schüler erscheinen. Die Maler Francesco Caccianimici und Amico Aspertino.

Es lebe die Schule von Bologna! Nieder mit den Römern!

EIN BÄCKER: Maestro Francia, was sagt Ihr zu dem allen?

FRANCIA: Ich sage, daß Michelangelo ein unverschämter Mensch ist, und sein Herr taugt nicht mehr als er. Hoch die Bentivogli!

DAS VOLK: Bologna! Bologna!

CACCIANIMICI: Jawohl, meine Kinder, Bologna! Bologna! Ist diese schöne Stadt weniger wert, frei zu sein, als Florenz, Lucca und so viel andere Städte?

DAS VOLK: Nein! Nein! Bologna! Bentivogli!

AMICO ASPERTINO: Jeder Herr in seinem Hause! Ein freies Bologna! Keine Knechtschaft!

DAS VOLK: Freiheit! Freiheit! Bentivogli!

EIN BÄCKER: Wir brauchen einen Fürsten, der unser Geld und das seine bei uns verzehrt und nicht anderwärts! Der für uns Kirchen und Paläste baut und nicht für die Römer! Bologna! Bologna!

DAS VOLK: Bentivogli! Bentivogli! Freiheit! Freiheit! Zum Palast! Nieder mit dem Papst!

ASPERTINO: Zertrümmern wir die Statue Michelangelos. Wollt ihr?

DAS VOLK: Herunter mit ihr!

CACCIANIMICI: Habt ihr's gehört? So kommt!

Die ganze Volksmenge folgt ihm unter lautem Geschrei.

(11) DER PÄPSTLICHE PALAST ZU BOLOGNA

Julius II. in seinem Lehnstuhl, den Stock in der Hand; Francesco Alidosi, Kardinal von Pavia; der Kardinal Regino; Matthias Lang, Bischof von Gurk; Michelangelo; der Graf Gian Francesco Pico.

JULIUS II.: Dieser Aufruhr dauert an? Immer noch Geschrei? Bist du verrückt, Regino? Habe ich nicht schon Befehle gegeben?

DER KARDINAL REGINO: Allerheiligster Vater, die Schweizer haben zweimal angegriffen und sind zurückgeschlagen worden.

JULIUS II.: Reiterei und zwei Bombarden! Eilt! Wenn der Spektakel nicht aufhört, gehe ich selbst.

Der Kardinal Regino ab.

Er ist ein bißchen schlapp, der arme Mann. Graf Pico, wenn es auch noch nicht an der Zeit ist, dem Chaumont Antwort zu geben, begieb dich schon jetzt zu ihm.

GRAF PICO: Jawohl, Allerheiligster Vater.

JULIUS II.: Sage ihm, da ich nicht in der Lage sei, etwas zurückzuweisen, so willige ich in alles ein. Zum

Beweise meiner Aufrichtigkeit ersuche ich ihn, mir den Vertrag in der von ihm beliebten Fassung zu übersenden. Es ist deine Sache, bei jedem Artikel Einspruch zu erheben und die Geschichte in die Länge zu ziehen. Sodann bringst du mir den Vertrag zur Unterzeichnung. Auf diese Weise gewinnen wir Zeit bis heute abend und sogar bis morgen früh, wenn wir wollen.

GRAF PICO *(leise):* Weiß Eure Heiligkeit, wo die Spanier sind . . . die Venezianer?

JULIUS II.: Beide werden gegen ein Uhr nachmittags eintreffen. Sei mit deinem Großmeister recht liebenswürdig, halte ihn zurück; sorge dafür, daß er nicht abzieht. Jetzt wird das Vergnügen, ihn zu überrumpeln, ihn einzuschließen, ihm die Kehle zuzuschnüren, auf meiner Seite sein. Man soll sehen, was ich mit diesem Frevler, mit diesem Barbaren mache, der sich anmaßt, seine ruchlose Hand auf die Schulter der Statthalter Christi zu legen! Geh, mein Sohn!

Der Graf Pico kniet nieder; der Papst segnet ihn hastig.

Vorwärts, geh doch! Michelangelo, mein Sohn, wo sind deine Entwürfe für die Befestigungen?

MICHELANGELO: Hier, Allerheiligster Vater.

JULIUS II.: Begieb dich an Ort und Stelle, stecke unverzüglich die Fundamente ab und beginne die Arbeiten. Ich brauche auch Minen, und du wirst dich noch heute mit der Einrichtung der Geschützgießerei beschäftigen, deren Plan du mir gezeigt hast.

MICHELANGELO: Wenn ich Ingenieur und Gießer sein soll, kann ich nicht Bildhauer und Maler sein. Ihr werdet Euch nächstens beklagen, daß die Arbeiten in der Sixtina und die Statuen Eures Grabmals keine Fortschritte machen.

JULIUS II. *(mit seinem Stocke auf den Boden stoßend):* Gewiß werde ich mich beklagen und ich habe allen Grund dazu! Ihr seid alle miteinander Faulenzer! Anstatt mich mit deinen Bemerkungen zu ärgern, hättest du die Arbeit schon beenden sollen! Geh!

Michelangelo geht.

Kardinal von Pavia, hast du mir nicht eben gesagt, der Kaiser wolle an meiner Statt Papst werden und den Titel Pontifex Maximus annehmen?

DER KARDINAL VON PAVIA: Jawohl, Allerheiligster Vater; Ludwig XII. hat ihm diese Dummheit in den Kopf gesetzt.

JULIUS II.: Das ist eine Unverschämtheit. Ich befehle den Sekretären der Breven, mich fortan „Cäsar" zu betiteln. Ich bin von Rechtswegen ebensogut Kaiser des Universums wie Stellvertreter Gottes auf Erden.

Man hört eine Artilleriesalve.

Recht so! Jetzt bekommen die Bologneser meine Kartätschen zwischen die Beine!

Mehrere Prälaten und Bischöfe nähern sich und grüßen tief.

Was wollt Ihr?

EIN BISCHOF: Die Person Eurer Heiligkeit schwebt in äußerster Gefahr. Die Franzosen, das Volk, alles bedroht Euch. Sollte es nicht an der Zeit sein, Vorsicht und Mäßigung walten zu lassen? Ich bin durch unsere hier anwesenden ehrwürdigen Brüder gedrängt worden, also zu Euch zu reden, Allerheiligster Vater . . . Bedenkt, daß Eure Gesundheit schwer erschüttert ist, und überdies sind wir wehrlose Greise, und wenn wir die Gewalttätigkeiten der Soldateska und die eines aufrührerischen Pöbels über uns ergehen lassen müssen . . . .

JULIUS II.: Was will dieser Schwachkopf? . . . Was soll das blöde Gerede . . . Ruft meine Träger, ich will mich auf den Turm der Kathedrale hinauftragen lassen, damit ich sehe, was im Felde vorgeht . . . Doch, nein . . . wartet . . . Kardinal von Pavia, gib mir den Arm . . . Du da, Kapitän, komm her . . . Deinen Arm! Wirklich! Ich kann gehen! . . . Vorwärts!

DIE SZENEN 6—11 SPIELEN INEINANDERGREIFEND ZWISCHEN 19. UND 21. OKTOBER 1510. Der Zorn Ludwigs XII. gegen Julius II. war grenzenlos. Der König hatte dem Papst gegen Bologna freie Hand gelassen, hatte auf sein Betreiben den Krieg mit Venedig begonnen und sah sich nun betrogen. Schon im Sep-

tember hatte Ludwig eine Synode nach Tours berufen, ein Schisma der Kirche drohte. Der Papst hatte als Antwort gegen die französischen Truppen den Bannstrahl geschleudert; die ehemaligen Verbündeten waren zum erbitterten Kampf bereit.

Die päpstliche Armee unter Francesco Maria della Rovere, dem Herzog von Urbino, Julius Neffen, stand bei Modena; der Herzog wollte sich jedoch nicht mit den Franzosen schlagen, ohne die Ankunft der spanischen und venezianischen Hilfstruppen abzuwarten. Der Papst aber saß in dem nur schwach besetzten Bologna, wo die Freunde der vertriebenen Bentivogli wohlgerüstet die Ankunft der alten Herren erwarteten.

Charles de Chaumont ließ den Herzog ruhig bei Modena stehen, marschierte direkt auf Bologna los und erschien am 19. Oktober vor den Mauern der Stadt. Der Papst mußte versuchen durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, bis die von ihm stündlich erwarteten venezianischen Hilfstruppen eintreffen würden.

Die Lage war hochdramatisch. Vor den Mauern des schwach besetzten Bologna die Franzosen, denen bei der Unsicherheit der Bevölkerung fast die Tore offen standen; in der Stadt zwischen zitternden Kardinälen das Haupt der Christenheit in höchster Gefahr gefangen zu werden. Julius II. war durch die Aufregung erkrankt; in der Nacht des 19. Oktober wälzte er sich in Fieberphantasien auf seinem Lager und rief: Morirò, morirò, voglio morire. Andarò presone de' francesi! Questo non sarà vero! Torò il veneno al tutto! (Ich sterbe, nun gut ich will sterben! Ich werde in Gefangenschaft der Franzosen kommen, nein, dazu kommt es gewiß nicht, ich werde jedenfalls Gift nehmen!) Am Morgen des 20. ließ das Fieber nach und sofort gewann der Papst, der einzige unter allen, wieder seine Energie.

Die durch die Anhänger der Bentivogli aufgeregten Bolognesen wurden beschwichtigt, indem er einige der Vornehmsten vor sein Bett beschied und ihnen einen Kardinal aus ihrer Mitte versprach. Zugleich gewährte er Steuernachlässe und sonstige Gnadenbeweise. Dann ließ er sich auf den Balkon tragen und segnete das Volk, das ihm zujauchzte. Als Julius wieder in sein Zimmer zurückkam, rief er: „Jetzt haben wir gesiegt." Die versöhnten Bolognesen stellten sofort 5000 Mann zu Pferd und 15 000 Mann Fußvolk zur Verfügung des Papstes. Kurz darauf nahte der erwartete Entsatz; die spanischen Hilfstruppen unter Fabrizio Colonna marschierten von Süden, Chiapino Vitelli mit der venezianischen Reiterei von Norden heran. Sehr zu seinem Nachteil beließ der Papst den Kardinal von Pavia, Francesco Alidosi, mit dessen drückender Regierung das Volk sehr unzufrieden war,

in seiner Stellung, obwohl dessen Absetzung allgemein erwartet worden war. Dies Versäumnis trug später wesentlich zum Verluste Bolognas bei.

Durch geschickte Verhandlungen verstand es Julius, den unentschlossenen Chaumont hinzuhalten; ununterbrochen gingen Boten zwischen den beiden hin und her. So versäumte der Marschall den günstigen Augenblick, der sich ihm unmittelbar bei seiner Ankunft geboten hatte. Durch die herannahenden Hilfstruppen des Papstes eingeschüchtert, enttäuscht, daß die Bolognesen nicht seine Partei ergriffen und durch den Mangel an Lebensmitteln entmutigt, zog er am 21. Oktober ab. Dazu mag auch beigetragen haben, daß es Ludwigs XII. Wunsch war, den Schein eines gehorsamen Sohnes der Kirche zu wahren und Chaumont deshalb ein Vorgehen gegen die Person des Papstes selbst nicht rätlich erschien. Julius sah von einem Fenster den abziehenden Franzosen nach; er erwartete, daß die Seinigen sich sofort auf den zurückziehenden Gegner würfen, aber auch diese waren zu einer energischen Kriegführung nicht disponiert. Das regte ihn so auf, daß er am 24. Oktober einen Fieberrückfall hatte, der ihn dem Tode nahe brachte. Seine energische Natur trug aber nochmals den Sieg davon; schon nach zwei Tagen hatte er sich erholt.

ZU SZENE 6 UND 8. Charles d'Amboise, Sieur de Chaumont, französischer Statthalter in Mailand und Befehlshaber des französischen Heeres war weit mehr Genußmensch und Mäzen als Heerführer. Seine Habsucht war berüchtigt; er preßte den Mailändern riesige Summen ab und erbaute daraus sein Schloß Meillan in Frankreich, was zu dem Wortspiel seiner eigenen Landsleute Veranlassung gab: „Milan fait Meillan et Meillan défait Milan." Daß Chaumont von Julius II. bestochen wurde, scheint geschichtlich nicht begründet, Gobineau wollte anscheinend nur den bekannten Charakterzug Chaumonts kennzeichnen.

Annibale Bentivoglio war nach dem Tode des Giovanni Bentivoglio, der mit seiner Familie 1506 nach Mailand geflohen war, Haupt der Familie. — Yves d'Alègre, französischer Truppenführer, der schon unter Karl VIII. in Italien gekämpft hatte. — Geoffrey Alleman, Sieur de Molard, sehr tapferer Feldhauptmann. — Pierre Terrail, Sieur de Bayart, focht unter Karl VIII. in Italien, 1503 in Neapel gegen die Spanier und in der Schlacht bei Agnadello gegen die Venezianer. Wegen seiner hervorragenden Tapferkeit „Chevalier sans peur et sans reproche", der Ritter ohne Furcht und Tadel

genannt. — Gian Francesco Pico della Mirandola, ein Mann von umfassender Bildung, Biograph Savonarolas. Er war Unterhändler Julius II. mit den Franzosen.

Die Franzosen und Kaiserlichen hatten in den hin- und herwogenden Kämpfen gegen Venedig 1509 und 1510 fürchterlich gehaust. Machiavelli schreibt, daß die Heere der Verbündeten in den besetzten Landesteilen die besten Werber für San Marco gewesen seien. In Vicenza hatten sich zweitausend Einwohner mit ihrem Hab und Gut in den Höhlen von Steinbrüchen geborgen. Ein französischer Bandenführer l'Herrisson entdeckte diesen Zufluchtsort und ließ vor den Eingängen Holzfeuer anzünden, wodurch die Unglücklichen erstickten und man sich ihrer Schätze bemächtigen konnte. Darauf bezieht sich die Äußerung Bayarts.

ZU SZENE 10. Francesco Raibolini, gen. il Francia, von Haus aus ein gefeierter Goldschmied und Stempelschneider, bildet den Abschluß der älteren bolognesischen Malerschule. Seine besten Bilder sind in Bologna und Rom; in der Pinakothek zu München befindet sich eine berühmte Madonna in der Rosenhecke. Als Anhänger der Bentivogli war er Michelangelo von vornherein nicht unbefangen gegenüber gestanden. Er kam zu ihm in die Werkstätte um die Statue Julius II. (s. u.) zu sehen und äußerte nur, daß das Metall gut sei. „Wenn es gut ist, so kann ich mich beim Papst bedanken, der es mir geliefert hat, gerade so wie ihr euch beim Kaufmann, bei dem ihr die Farben kauft, für eure Bilder bedanken könnt", war Michelangelos Antwort. Auch künstlerisch stand Francia auf Seite von Michelangelos Gegnern.

Den Auftrag zu einer Erzstatue Julius II. hatte Michelangelo schon beim ersten Aufenthalt des Papstes in Bologna 1506 erhalten (s. Einleitung III). Er stellte den Papst sitzend, in mehr als dreifacher Lebensgröße, dar. Am 21. Februar 1508 wurde die Statue über dem Hauptportal von S. Petronio aufgestellt und unter großer Festlichkeit enthüllt. Die bolognesische Chronik nennt sie „die schönste Statue Italiens". Die Statue wurde erst am 30. Dezember 1511 zertrümmert, nachdem Julius die Stadt verlassen hatte. Der Herzog von Ferrara ließ aus dem Erz ein Geschütz gießen, das er „Giulia" benannte. Die Unruhen in Bologna sind überhaupt in Szene 10 und 11 viel ärger geschildert, als es der Wirklichkeit entspricht. Die Bolognesen waren vom Papst sofort nach dessen Ankunft in der Stadt versöhnt und für ihn gewonnen worden (s. o.).

ZU SZENE 11. Matthias Lang, Bischof von Gurk, kam erst im April 1511 als Abgesandter Maximilians I. nach Bologna, um

mit dem Papst Friedensverhandlungen anzuknüpfen, die jedoch erfolglos blieben. Francesco Alidosi (s. Bem. zu III, 17).

Es sind drei Briefe Maximilians I. vorhanden (von 1507 und 1511), worin er von der abenteuerlichen Idee spricht, sich selbst auf dem Stuhl Petri als Papstkaiser niederzulassen. „Der Geist Maximilians war nicht tief genug, um sich mit Leidenschaft in den Plan einer Kirchenreformation zu versenken, aber aufgeregt und phantasievoll genug, um die Papstkrone auf seinem Haupt für möglich zu halten." (Gregorovius.) Daß der Kaiser schismatische Bestrebungen hatte, ist also nachgewiesen, aber nicht aus Interesse an einer kirchlichen Reform, sondern nur aus politischen Gründen. Ludwig XII. war an dieser „Narrheit" unbeteiligt, er wäre im Gegenteil der natürliche Gegner eines deutschen Papstkaisers gewesen.

Michelangelo war zur Zeit der Belagerung nicht in Bologna, hingegen befand sich Bramante als Kriegsingenieur beim Papst.

ROM

(12) BEI JOHANNES GORITZ VON LUXEMBURG

Ein großer Saal mit mythologischen Deckengemälden. Fresken an den Wänden; Mosaikfußboden; große blumengefüllte Vasen; die Fenster sind nach einem Garten geöffnet und im Hintergrunde erblickt man die Häuser eines Stadtviertels mit Bäumen untermischt. — Agostino und Sigismondo Chigi; Bramante; Bernardo da Bibbiena; die Imperia; Raffael; der Datario Baldassare Turini da Pescia; Giacomo Sansecondo, der Musiker; andere Geladene. — Die ganze Gesellschaft ist in Gruppen durch den weiten Saal verteilt; die einen plaudern und lachen im Stehen, die andern auf Lehnsesseln, Faltstühlen oder Polstern sitzend.

BRAMANTE *(zu Raffael):* Verlaß einen Augenblick Madonna Imperia und höre, was ich dir zu sagen habe, Michelangelo . . .

RAFFAEL: Gönnt mir doch einen Augenblick der Unterhaltung. Ich komme um vor Ermüdung und bin ganz stumpfsinnig von der Arbeit. Wenn Michelangelo gegen mich intriguiert, so seid Ihr gegen ihn wie ein Teufel; somit gleicht sich's aus.

BRAMANTE: Ich glaube, daß dein Leichtsinn mindestens so groß ist wie dein Talent. Michelangelo erzählt überall, daß du alles, was du kannst, von ihm gelernt hättest.

RAFFAEL: Ich habe einiges von ihm gelernt, das ist wahr, aber ich glaube nicht, daß er so töricht redet, wie Ihr ihm zuschreibt. Er ist ein Mann von unglücklicher Gemütsart, aber kein Schurke. Außerdem ist er in Bologna beim Papste; lassen wir ihn in Ruhe. Er hat sich unglaublich unverschämt gegen Maestro Francia, meinen Freund, benommen, der ihm das nicht verzeihen kann.

BRAMANTE: Unglücklicherweise ist der Buonarroti beim Heiligen Vater allmächtig, und da er keine einzige Gelegenheit verabsäumt, dir zu schaden, wird einmal der Tag kommen, wo . . .

RAFFAEL *(ungeduldig)*: Es wird einmal der Tag kommen, wo unsere gegenseitigen besten Freunde uns durch Aufhetzen in Todfeinde verwandelt haben werden, was eine Schande wäre, und ich werde mich mit aller Macht dagegen wehren.

BRAMANTE: Ich hätte gewünscht, daß man dir wenigstens die Hälfte der Decke in der Sixtina übertragen hätte. Aber Michelangelo reißt alles an sich!

RAFFAEL: Ist das alles, was Ihr mir zu sagen habt?

BRAMANTE: Geh und unterhalte dich, du hast ja kein Blut in den Adern.

RAFFAEL: Es ist mir nicht möglich, gegen jemand erbittert zu sein, am wenigsten gegen einen Mann, den ich bewundere. Habe ich denn nicht mehr zu tun, als ich bewältigen kann?

JOHANNES GORITZ: Maestro Raffaello, habt Ihr die Gruppe der allerheiligsten Jungfrau und der heiligen Anna gesehen, die Maestro Andrea Sansovino für mich in Sant' Agostino ausgeführt hat?

RAFFAEL: Ich habe sie gerade heute bewundert; es ist eines der schönsten Werke dieser Zeit. Ich vergesse nicht, daß Ihr auch von mir ein Bild für diese Kirche wünscht.

JOHANNES GORITZ: Ich beschwöre Euch, Maestro, verwirklicht Euer freundliches Versprechen; wann wollt Ihr damit beginnen?

RAFFAEL: Hört! Ich werde Euch eine Sibylle malen mit einem Lorbeerzweig um das Haupt. Würde Euch das gefallen?

JOHANNES GORITZ: Gewiß, aber soll es eine junge oder eine alte Sibylle sein?

BIBBIENA: Bedenke, lieber Rafaello, daß Messer Coricio für die Schönheit schwärmt.

RAFFAEL: Meine Sibylle verkörpert den höchsten Liebreiz, den die Natur geschaffen hat und der Geist fassen kann. . . . . Doch da kommt der hochwürdigste Kardinal Giovanni de' Medici.

Der Kardinal tritt ein. Er umarmt Raffael.

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Ich liebe dich, Raffaello, als wärst du mein leibliches Kind; so sehr, daß ich beinahe eifersüchtig auf deine Freundschaft für Signor Bibbiena bin.

BIBBIENA: Monsignore, Raffaello liebt so viele Dinge, so viele Menschen, und sein Herz ist so reich an allen Gefühlen, die der Liebe eigen sind, daß man sich seine Freundschaft nicht streitig zu machen braucht.

SIGISMONDO CHIGI: Ich für meinen Teil wünsche in diesem Augenblick nur, ihm dafür zu danken, daß er in seinem Gemälde der Theologie die Gestalt des großen, des heiligen, des verehrungswürdigen Märtyrers Fra Girolamo Savonarola angebracht hat. Es wird der Tag kommen, da alle Welt diesem großen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, und ich segne Maestro Raffaello, daß er einer der ersten gewesen ist, die seinen Triumph vorbereitet haben.

RAFFAEL: Auf dieses Verdienst habe ich keinen Anspruch. Es gebührt ganz und gar dem Grafen Baldassare Castiglione und meinem andern Berater Lodovico Ariosto; beide haben mir Ratschläge gegeben, welche Heiligen und weisen Kirchenlehrer in meinem Bilde Platz finden müßten.

IMPERIA: Hochwürdigster Herr Kardinal, habt Ihr heute denn nur für Maestro Raffaello Augen?



IMPERIA? Ausschnitt aus der Transfiguration von Raffael
Vatikanische Galerie, Rom

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Ah! Madonna, wie beschämt ich bin! ich habe so schlechte Augen, in der Tat! Ich habe Euch noch gar nicht gesehen!

IMPERIA: Ich habe durchaus nicht nach Euch verlangt, Monsignore; hindert nur Giacomo nicht am Singen. Ihr seht, er stimmt seine Laute.

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Wollt Ihr mir nicht erlauben, grausamste Schöne, mich wenigstens eine Minute zu Euch zu setzen?

IMPERIA: Ach! Monsignore, Ihr denkt ja nur an Statuen, Bilder und Bücher!

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Und niemals an die lebende Aphrodite?

Sie sprechen leise. Sansecondo fängt an zu singen. Michelangelo tritt ein.

JOHANNES GORITZ: Seid willkommen, Messer Buonarroti!

MICHELANGELO: Laßt Euch nicht stören. Wenn mein Auftrag erfüllt ist, ziehe ich mich zurück. Ich grüße Euch, hochwürdigster Kardinal. Guten Abend, Maestro Raffaello. Der Allerheiligste Vater sendet mich eigens von Bologna, um Monsignore Bibbiena zu melden, daß er sich unverzüglich zu ihm zu begeben habe. . . . Er hat gesagt, unverzüglich, ohne eine Minute zu verlieren.

DER KARDINAL DE' MEDICI: Was ist denn passiert?

MICHELANGELO: Die Franzosen und die Bentivogli haben uns in Bologna überrumpelt. . . .

ALLE: Ach! Großer Gott! Der Papst ist gefangen?

MICHELANGELO: Er hat die Franzosen hingehalten und die Bologneser zerschmettert. Die Venezianer und die Spanier haben Zeit gehabt, uns zu Hilfe zu kommen; die Franzosen sind nach Mailand geflohen. Kommt Ihr, Monsignore Bibbiena? Ich muß zurück, ohne eine Stunde zu verlieren, um die Belagerung von Mirandola zu leiten.

DER DATARIO BALDASSARE TURINI: Der Papst kehrt nicht hierher zurück?

MICHELANGELO: Nach Mirandola werden wir Ferrara nehmen; das weitere wird sich finden. Gehen wir.

JOHANNES GORITZ: Welch ein Mann, dieser Papst! Bei seinem Alter!

AGOSTINO CHIGI: Er? Er kennt kein Alter; er ist einfach ein unauslöschbarer Herd von Tatkraft, der wirbelnde Flammen, Funken und Rauch aussprüht.

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Und vulkanische Ausbrüche! Ich bedaure die arme Stadt Mirandola und die unglückliche Gräfin Francesca Trivulzio. Sie wird gleich einer Bettlerin mit ihren Kindern aus ihrem Heim gejagt werden. Geht, Monsignore Bibbiena, der Papst wartet nicht gern.

BIBBIENA: Ich folge Euch, Maestro Michelangelo. Guten Abend, Raffaello, mein Sohn; unterhalte dich gut!

RAFFAEL: Ich werde mir alle Mühe geben. Guten Abend, Maestro Buonarroti, gebt mir Eure Hand.

MICHELANGELO: Wenn ich wiederkomme! Guten Abend! Monsignore, guten Abend, Signori!

Bibbiena und er gehen.

IMPERIA: Ein unangenehmer Mensch!

JOHANNES GORITZ: Denken wir an unser Vergnügen! Das Abendmahl ist bereit.

SEPTEMBER 1510. Johannes Goritz von Luxemburg, allgemein Coricio genannt, ein in Rom heimisch gewordener Deutscher, wo er ein richterliches Amt bekleidete, war weder sehr vermögend noch sehr begabt, wußte jedoch durch Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft Gelehrte und Künstler so für sich einzunehmen, daß sich die bedeutendsten Persönlichkeiten Roms bei ihm einfanden. Die Deutschen, die nach Rom kamen, fanden zunächst bei ihm Anschluß. Er besaß eine Villa auf den Abhängen des kapitolonischen Hügels, der Bosco di Coricio genannt wurde; sein Haus war mit antiken Statuen, Sarkophagen und Inschrifttafeln, die er sammelte, geschmückt. Einen besonderen Kult betrieb er mit der hl. Anna; er bestellte bei Andrea Sansovino eine Marmorgruppe der Anna selbdritt, die er in St. Agostino aufstellen ließ, wo sie sich noch heute befindet. Raffael malte für ihn in der-





selben Kirche ein Fresko, den Propheten Jesaias. Als Rom 1527 von dem Heere des Connétable von Bourbon verwüstet wurde, fiel auch der ganze Besitz Coricios der Zerstörung anheim; der Greis wollte nach Deutschland zurückkehren, starb aber unterwegs in Mantua.

Baldassare Turini da Pescia war ein intimer Freund Raffaels, der ihn auch zu seinem Testamentsvollstrecker machte. Gewöhnlich wird er als Datar (päpstlicher Kanzleivorsteher) bezeichnet, doch hatte er die Leitung der Dataria nie inne. Er führte häufig Verhandlungen mit den Künstlern, besonders für die Medici und war selbst großer Kunstfreund. Seine Familienkapelle in Pescia schmückte er mit einem Werk seines Lieblings Raffael, der Madonna del Baldacchino, jetzt im Pal. Pitti zu Florenz.

Imperia war die berühmteste Kurtisane der Renaissance. Unter Alexander VI. war die Dame von Welt durch Lucrezia Borgia, die Giulia Farnese und andere Frauen der höchsten Gesellschaft vertreten, die die Kirche dermaßen beherrschten, daß Julius II. das schöne Geschlecht soviel als möglich vom päpstlichen Hofe ausschloß. Ihre Stelle in der Gesellschaft nahmen nun die „großen" Kurtisanen ein, so daß es auch unter den Nachfolgern Julius II. ein besonderes Ereignis war, wenn einmal eine

wirkliche vornehme Dame, wie die Markgräfin von Mantua, Isabella Gonzaga, nach Rom kam. Die Kurtisanen höheren Ranges — man nannte sie Cortegiane — (Cortegiano = der gebildete Edelmann) beherrschten den Salon der Renaissance; um sie versammelten sich Kardinäle, auswärtige Gesandte, Gelehrte, Künstler und Dichter. Ihr Haushalt wurde auf fürstlichem Fuße geführt, und wenn eine derartige Dame in die Kirche ging, folgte ihr ein Geleite von Verehrern und Dienern. Sie waren meist gebildet, wenn auch nur oberflächlich, lasen und rezitierten Dichter und liebten lateinische Zitate anzuwenden, wie überhaupt schöngeistig zu posieren.

Imperia, die „Aspasia Roms", stammte aus Ferrara; sie war wunderschön und prachtvoll gewachsen, lebhaft, musikalisch, dichterisch begabt und sang zur Laute ihre eigenen Verse. Sie war lange Jahre die Geliebte des Agostino Chigi, was sie nicht hinderte, nach wie vor auch andere Besucher zu empfangen. Der berühmte Schauspieler Strascino gab ihr im Auftrag Chigis Deklamationsunterricht, wofür sie mit Liebe zahlte. Die Folgen des Verhältnisses schildert Strascino mit den Versen:

„Otto anni fui da questo male afflitto
Che in Roma è quasi noto ad ogni gente."

Acht Jahre mußt' mich jenes Übel quälen
Von dem fast jeder Römer kann erzählen.

Auch der Humanist und päpstliche Geheimsekretär Sadoleto war ein Begünstigter; er „ist wahnsinnig in Imperia verliebt", berichtet einer seiner Freunde. „Daß die Menschen es fertig gebracht haben, eine Frau leidenschaftlich zu lieben, von der sie wußten, daß sie eine ganze Legion von Freunden und Bekannten mit ihrer Gunst beglückte, gehörte zu den Seltsamkeiten des Renaissance-Herzens". (Chledowski.) Und daß nicht einmal „jenes Übel" die Gefühle dämpfte, ist wohl noch seltsamer.

Imperia starb schon mit sechsundzwanzig Jahren; auf dem Totenbette schickte ihr Julius II. den päpstlichen Segen. Chigi ließ sie mit großem Gepränge in der Kapelle St. Gregoria begraben und ihr dort ein schönes Denkmal setzen. Kürzlich hat sich herausgestellt, daß die Mönche, denen die Kirche gehörte, die Überreste der schönen Frau beseitigt und einen Kanonikus beigesetzt hatten. Das Grabmal ist noch erhalten, aber die Mittelplatte mit der Inschrift wurde entsprechend verändert. So kam der Kanonikus kostenlos zu einem schönen Denkmal.

Raffael hat die Imperia der Tradition nach als Sappho im Parnaß (Stanza della Segnatura) und in der Transfiguration

(Vatikan), seinem letzten Tafelbild, verewigt. Sie ist das Modell zu dem herrlichen, in der Mitte des Vordergrundes knienden Weibe.

Natürlich gab es neben den „großen" Kurtisanen noch eine Menge „kleiner". Nach Infessura schätzte man ihre Zahl auf Grund einer im Jahre 1490 vorgenommenen Zählung auf sechstausend; eine Zählung um Mitte des XVI. Jahrhunderts ergab siebzehntausend, während die Zahl der Einwohner etwa achtzigtausend betragen mochte, was auch, wenn der Fremdenverkehr berücksichtigt wird, stark übertrieben erscheint. Ein Zeitgenosse, der Priester Deligados, der die damaligen Zustände Roms schildert, schreibt über das Dirnentum, es seien, um die Wahrheit zu sagen, besonders die Fremden daran schuld, aber auch die Eingeborenen haben wenig vom alten Charakter und so kommt es, daß Rom die Prostituierte und Konkubine der Fremden wird. Für die gewöhnlichen Dirnen bestanden in den meisten Städten gewisse Kleidervorschriften, um sie kenntlich zu machen, so mußten sie z. B. in Rom einen gelben oder weißen Schleier tragen. (Die übrigen Auftretenden s. Bem. zu III, 5.)

MIRANDOLA

(13) EIN SAAL IM KASTELL

Die Gräfin Francesca Trivulzio, ihre Kinder, ihre Frauen, Offiziere der Besatzung; ein Parlamentär des Herzogs von Urbino, Generals der päpstlichen Truppen.

DIE GRÄFIN: Ihr habt meine Antwort, Messere. Ich werde meine Stadt dem Heiligen Vater nicht übergeben. Sie ist das Erbe meiner Kinder. Ich verteidige ihre Rechte und die Gerechtigkeit.

DER PARLAMENTÄR: Madama, Seine Gnaden, der Herzog von Urbino haben gute Geschütze und mehr Truppen als Ihr. Wenn Ihr ihn zwingt, zu stürmen, so steht er nicht für die Folgen.

DIE GRÄFIN: Ich bin die Tochter des Gian Giacomo Trivulzio; Drohungen können mein Herz nicht zittern machen. Ihr habt mein letztes Wort. Kehrt zu Eurem Herrn zurück.

DER PARLAMENTÄR: Madama geruht zu erwägen....

DIE GRÄFIN: Geleitet den Kapitän hinaus.

ENDE DEZEMBER 1510. Am 11. Dezember war die kleine Festung Concordia von den päpstlichen Truppen eingenommen worden; das nächste Ziel war die Eroberung von Mirandola, der Sitz der uralten Familie Pico. In der Stadt, die als strategischer Schlüssel Ferraras galt, gebot die Gräfin Francesca Trivulzio, die Witwe des Grafen Lodovico Pico und Tochter des berühmten Feldherrn, Gian Giacomo Trivulzio, des Bezwingers von Mailand (1499). Verteidigt wurde die Stadt durch einen Vetter Alessandro Trivulzio mit einigen hundert französischen Soldaten. Die Belagerungstruppen befehligte Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino.

MAILAND

(14) DAS HERZOGLICHE KASTELL

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Generalkapitän der französischen Truppen in Italien; der Großmeister de Chaumont, Statthalter von Mailand; Seigneur de Clermont-Montoison, Befehlshaber der dem Herzog von Ferrara gesandten Hilfstruppen; der Prinz von Anhalt, Feldherr der kaiserlichen Truppen; Louis de Brézé, Großseneschall der Normandie, Befehlshaber der Edelleute des königlichen Hauses; die Kapitäne Yves d'Alègre, Bonnet, Maugiron; der Bastard von Cleve und andere Offiziere. Kriegsrat.

GASTON DE FOIX: Hochedle Seigneurs und werte Kapitäne, es ist der Wille des Königs, die Dinge nicht weiter zu verschleppen. Er will den Unternehmungen Julius II. ein Ende setzen. Dieser angebliche Priester, der die christlichen Fürsten schlechter behandelt, als es der Türke tun würde, will einen jeden seines Eigentums berauben und sich auf Kosten aller bereichern. Er verbindet sich tückisch mit den Spaniern, die die Treulosigkeit selbst sind, und mit den Venezianern, die man die Väter der Lüge nennen könnte. Der sogenannte Heilige Vater verhehlt nicht im geringsten seine Absicht, uns über die Alpen zurückzuwerfen. Dazu will er uns zunächst Mailand entreißen. Er will alles nehmen, alles behalten. In dieser löblichen Absicht hetzt er den Türken gegen den Kaiser und die Engländer gegen uns auf und läßt gleichzeitig die atlantischen Küsten und die ungarischen Gefilde verwüsten. Bis jetzt haben wir uns nach Möglichkeit zurückgehalten und diesem Übermaß von Raserei Geduld, Milde und Besonnenheit entgegengesetzt.

Wir haben ein, allerdings nicht zahlreiches, aber aus den vertrauenswürdigsten Kirchengelehrten zusammengesetztes Konzil berufen. Julius II. hat sich kein Gewissen daraus gemacht, den Pöbel von Pisa gegen diese heilige Versammlung aufzuwiegeln, so daß sie um der Sicherheit willen hierher verlegt werden mußte. Fortan ist es erwiesen, daß wir nur im Kampf bis auf's Messer mit der Tücke des Papstes fertig werden können. Und so, ich wiederhole es euch, werden wir vor keinem Mittel mehr zurückscheuen. Der König erwartet in Kürze Erfolge zu sehen. Darum habe ich euch hierherberufen. Habt daher die Güte, mich wissen zu lassen, hochedle Seigneurs und Kapitäne, ob eure Truppen kriegsbereit sind, und wie ihr über unsere gegenwärtige Lage denkt.

YVES D'ALÈGRE: Da so viele ansehnlichere Herren als ich in Schweigen verharren, so erkühne ich mich, Euch vorzustellen, daß, wenn Ihr die Absicht habt, loszuschlagen, es mit allen Kräften, nachdrücklichst und ohne eine Minute zu verlieren geschehen muß. Der Feind, dem Ihr gegenübersteht, wird Euch ohnehin noch manche Nuß zu knacken geben. Als der Herr Großmeister es verabsäumt hatte, ihn in Bologna zu fangen, stand er schon am andern Tage wieder im Felde wie ein kleiner Condottiere von zwanzig Jahren. Der Kapitän Bayart hat ihn verfolgt und wollte ihn überraschen; aber es ist ihm nicht gelungen, und Julius II. hat eigenhändig geholfen, die Zugbrücke des Kastells San Felice aufzuziehen, das ihm vor unserem wackeren Ritter Schutz bot. Gegenwärtig muß dieser furchtbare Gegner in eigener Person vor Mirandola stehen. Sein Neffe, der Herzog von Urbino, hat la Concordia genommen; die Spanier unter dem Vicekönig Don Ramon de Cardona und einem vortrefflichen Fußvolk rücken gegen uns an; die Venezianer bedrohen Brescia, und da sie dort einflußreiche Verbindungen haben, so glaube ich, daß sie es nehmen werden. Die Schweizer endlich sammeln sich dort oben auf den Bergen über unsern Häuptern und der Papst wird die Lawinen mit einem silbernen Hebel gegen uns in Bewegung setzen. Wir müssen

uns also beeilen, und wenn wir Ferrara retten wollen, so muß Bologna genommen werden.

LOUIS DE BRÉZÉ: Ihr urteilt richtig, Kapitän d'Alègre, aber Bologna ist nicht leicht zu nehmen. Der Kardinal Regino ist durch den Kardinal von Pavia ersetzt worden, und dieser ist ein Soldat, der sich nicht aufheben läßt. Zudem ist der Herzog von Urbino in der Lage, uns solange zu beschäftigen, bis die Spanier Zeit haben, einzugreifen. In diesem Falle müßte man die Belagerung aufheben.

YVES D'ALÈGRE: In Bologna lodern die Flammen des Aufruhrs, und wenn wir auch nur Miene machen, die Stadt zu stürmen, so öffnen uns die Bürger augenblicklich die Tore. Dann muß der Kardinal sein Heil in eiliger Flucht suchen.

GASTON DE FOIX: Messires, ich denke wie der Hauptmann d'Alègre, und ich bitte Euch, binnen vier Tagen marschbereit zu sein.

ANFANG JANUAR 1511. Die Bezeichnung der Funktionen der in der Szene genannten Personen stimmt nicht mit den Tatsachen überein. Zu jener Zeit war Chaumont als Statthalter von Mailand noch Befehlshaber der gesamten Truppen. Der Stern des Grafen Gaston de Foix, der im Heere Chaumonts diente, war noch nicht aufgegangen. Chaumont, der militärisch gänzlich unfähig war, hatte die gesamte Kriegführung so unentschlossen betrieben, wie er sich Julius gegenüber vor Bologna gezeigt hatte. Er konnte sich aus den Armen einer schönen Frau in Mailand so wenig losreißen, daß er, schon auf dem Marsch nach Mirandola begriffen, wieder umkehrte und den Dingen dort ihren Lauf ließ. Nach dem Fall der Stadt raffte er sich von Scham erfüllt auf, erkrankte aber und starb am 11. Februar in Correggio. Zitternd vor dem Bann, der auf ihm lastete, flehte er den Papst um Absolution an, die gewährt wurde, ihn aber nicht mehr lebend erreichte.

Nach seinem Tode ernannte Ludwig XII. seinen Neffen, den erst zweiundzwanzigjährigen Gaston de Foix, Herzog von Nemours, zum Statthalter von Mailand; der fünfundsiebzigjährige, aber energische Gian Giacomo Trivulzio trat an die Spitze des zügellos gewordenen französischen Heeres. Nun wurde der Krieg mit ganz anderer Energie geführt, was der Papst bald zu fühlen bekam.

Ramon de Cardona, Vizekönig von Neapel, Nachfolger des Gonsalvo de Cordova.

VOR MIRANDOLA

(15) DIE BRESCHE

Die Gräben sind zugefroren. Die schweren Reiter und das päpstliche Fußvolk stehen unter Waffen; zwei Batterien feuern noch, um den Eingang zu vergrößern. Julius II., der Herzog von Urbino, die Kardinäle Raffaello Riario, del Carretto, Galeotto della Rovere, Francesco Romolino und Pedro Louis Borgia; der Kapitän Giovanni Paolo Baglione; die Sekretäre, die Kämmerer, die Schweizer der Wache; der Papst und alle Personen seines Gefolges in Pelzwerk und Kapuzenmänteln; es ist sehr kalt.

JULIUS II.: Nun, ist's soweit?

DER HERZOG VON URBINO: Die Stadt ist übergeben. Es wird eines der vermauerten Tore eingeschlagen, um für Eure Heiligkeit Bahn zu schaffen.

JULIUS II.: Nein! Ich gehe durch die Bresche. Wo ist die Gräfin Francesca?

DER HERZOG: Sie erwartet Eure Heiligkeit im Kastell.

JULIUS II.: Sie mag sich zurückziehen, wohin sie will. Gehen wir! Und heute Abend brechen wir nach Ferrara auf!

Ein Bote erscheint.

EIN BOTE: Allerheiligster Vater, Bologna ist in den Händen der Franzosen.

JULIUS II.: Der Kardinal hat die Stadt übergeben?

DER BOTE: Das Volk hat sich empört und die Tore geöffnet.

JULIUS II.: Ihr habt eine so unzureichende Besatzung zurückgelassen, Francesco Maria?

DER HERZOG VON URBINO: Allerheiligster Vater, ich hatte Euch in allen Stücken gehorcht.

JULIUS II.: Das heißt, daß Eurer Meinung nach der Kardinal von Pavia, dieser Alidosi, zu dem ich alles Vertrauen habe, ein Schwachkopf, ein Feigling oder ein Verräter ist? Antwortet!

DER HERZOG VON URBINO: Es scheint mir, daß, wenn jemand verantwortlich sein soll, er es eher ist als ich.

JULIUS II.: Ich werde diese Sache aufklären. . . Sie trifft mich empfindlich! . . . Das könnt Ihr mir glauben, und keine Rücksicht soll meinen gerechten Zorn hemmen. Wo ist Michelangelo?

MICHELANGELO: Hier, Allergnädigster Vater.

JULIUS II.: Triff unverzüglich deine Anordnungen, daß die Verteidigungsmittel der Stadt wiederhergestellt und sie in den Stand gesetzt werde, Widerstand zu leisten. Führe die Arbeiten aus, von denen wir gesprochen haben, und kehre in aller Eile nach Rom zurück, um mein Grabmal zu fördern. Wenn ich sehe was ich sehe, und leide was ich leide, so möchte ich schon in der Grube liegen. Nein! es ist zuviel der Qual!

20. JANUAR 1511. Der Winter war ungewöhnlich streng und der Herzog von Urbino schien geneigt, die Belagerung aufzugeben und sich in die üblichen Winterquartiere zurückzuziehen. Der achtundsechzigjährige Papst hatte noch am Weihnachtstage die Messe nur sitzend lesen können. Zum Entsetzen der Kardinäle, die ihn begleiten mußten, brach er am 2. Januar von Bologna auf und übernahm selbst die Leitung der Belagerung, während seine Heerführer, der Herzog von Urbino und Fabrizio Colonna, Karten spielten. Der venezianische Gesandte, der sich angeschlossen hatte, schreibt am 6. Januar: „Allem Anschein nach ist der Papst wieder völlig genesen. Er geht umher, scheut nicht Regen und Wind, er hat eine Riesennatur. Gestern und heut hat es ohne Aufhören geschneit, der Schnee liegt bis zur halben Pferdehöhe und dennoch ist der Papst im Feldlager. Es geschehen große Dinge, sehr zum Vorteil für unsere Republik. Die Umgebung des Papstes, die kein Herz für Italien, sondern nur für Geldinteressen hat, möchte gern nach Rom zurückkehren. Vergebens, Julius II. denkt, sinnt und spricht bis zum Überdruß von nichts als von Mirandola." In seinem Bericht vom folgenden Tag heißt es: „Heute hielt der Papst mitten auf den Schneefeldern Truppenschau. Sein Herz und sein Mut sind außerordentlich, aber die Seinigen unterstützen ihn nicht."

Der Papst überwachte das Aufwerfen der Laufgräben im vereisten Boden und das Herrichten von Geschützstellungen. „Con la barba, che pare un orso", mit einem Bart, daß er einem Bär glich, mit einer helmartigen Kopfbedeckung aus Filz, sah er für einen Statthalter Christi merkwürdig genug aus. Im Palazzo



JULIUS II. Unbekannter Meister
Palazzo Chigi, Rom

Chigi zu Rom befindet sich ein Porträt des Papstes aus jener Zeit mit struppigem, kurzem Vollbart und der erwähnten Mütze. Als Quartier diente ihm die Kirche eines Klosters. Als, während er schlief, eine Kanonenkugel einschlug und zwei seiner Diener verwundete, suchte er eine andere Wohnung, kehrte aber, da auch diese beschossen wurde, wieder in die alte zurück. Nachdem in die Mauern Bresche geschlagen war, ergab sich die Stadt am 20. Januar. Seine Ungeduld, die eroberte Stadt zu betreten, war so groß, daß er die Öffnung der verbarrikadierten Tore nicht abwartete, sondern sich in einem hölzernen Kasten durch die Bresche hinaufziehen ließ.

Anfänglich beabsichtigte Julius auch den Feldzug gegen Ferrara selbst zu leiten, aber die Besorgnis, sich nochmals der Gefahr der französischen Gefangenschaft auszusetzen, veranlaßten ihn Anfangs Februar zunächst nach Bologna zurückzukehren. In Mirandola beließ er den Grafen Gian Francesco Pico als Befehlshaber. Schon am 11. Februar brach Julius nach Ravenna auf, um Ferrara von hier aus anzugreifen. Da die Wege grundlos waren, ließ er einen der landesüblichen zweirädrigen Karren mit vier Ochsen bespannen und verließ so die Stadt, zur Freude der jubelnden Gassenjugend.

Die Übergabe von Bologna an die Franzosen erfolgte erst im Mai, s. Bem. zu III, 17.

ROM

(16) EIN MÄSSIG GROSSES ATELIER

Geschnitzte Möbel, schöne Stoffe in Purpur, Blau, Gold, Silber; eine antike Statue der Pallas; eine Büste der Psyche; Vasen mit Blumen, deren Duft den Raum mit erfrischendem Wohlgeruch erfüllen. Raffael arbeitet vor seiner Staffelei an dem Bildnis der Donna Beatrice von Ferrara.

RAFFAEL: Nicht oft begegnet es mir, daß ich allein bin ... allein ... lange Zeit ... und ganz nach Gefallen denken und fühlen kann . . . ohne unter dem Druck einer unmittelbaren Vorstellung zu stehen, die mich beherrscht und mich zum Sklaven macht. . . Nein! heute gehöre ich mir selbst, bin ich mein einziger Gefährte ... ich genieße nach Herzenslust und unbehindert jeden Hauch der Freude, die mir aus der Wonne der Einsamkeit erwächst — eine Wonne, so durchdringend, so lebendig, daß die erregten Sinne es nicht lange zu ertragen vermöchten. Die menschliche Phantasie ist so schwach! Sie bedarf fortwährend äußerer Hilfe, um

sich in den Lüften zu erhalten, und wenn diese Hilfe zu selten kommt und sich nicht unaufhörlich wieder erneuert, dann fällt das arme Vöglein ermattet herab und rührt sich nicht mehr. Welch ein Jammer . . . fühlt es sich doch weit lebendiger in den kurzen Augenblicken, da es sich selbst genügt! Gerade in solchen Stunden habe ich das schönste erschaut, was mir zu schaffen gelang. Ja, dann fühle ich mich dem Schöpfer, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin, den himmlischen Dingen, die ich auszudrücken vermag, der noch göttlicheren Liebe, die zu empfinden ich fähig bin, näher denn sonst. . . Die Natur ist tief; aber der Geist, der sie durchdringt, ist eine so heitere freudige Flamme! Vergeblich lasten alle Nöte der Erde wie der Hölle auf dem Menschen, lasten vor allem auf uns Italienern, die wir von Barbaren, Fürsten, Republiken, Parteien und von Verbrechern aller Art gepeinigt werden! Die Freude, das Leben, die Fruchtbarkeit heben uns empor; wir schwimmen in einem olympischen Äther! Und die Gelehrten, Dichter, Literaten, Altertumsforscher, Drucker, Maler, Bildhauer, Architekten, Stecher, Bildschnitzer, Miniaturisten — alle, alle, wer nur immer die Fähigkeit erlangt hat, in irgendeiner Form, auf irgendeine Weise einen Gedanken, die Spur eines Gedankens, ja nur das kleinste Atom einer Idee auszudrücken . . . alles ist am Werke, arbeitet, läßt sich nicht stören, häuft Wirkung auf Wirkung und schreitet mitten durch das Unheil, die Leuchte des Genius auf der Stirn, das Lächeln auf den Lippen und sein Werk in der Hand! Wer verleiht uns dieses Wagen, diese Kraft, diese ungeschaute Macht? Athen kannte nur die griechischen Schöpfungen, eine bewunderungswerte Architektur, eine unvergleichliche Skulptur, aber eine Malerei, die Sklavin ihrer ruhmvollen Schwester war und eine engbegrenzte Wissenschaft neben einer unbegrenzten Dichtkunst. Das war sein Teil! Welch viel reichere Schätze bieten sich doch uns, welch ungleich weiteres Feld der Betätigung eröffnet sich unserm Streben. Was besitzen wir denn nicht, was das Altertum hatte, und

dazu noch das Wissen, das unsere Väter erworben haben? Wir haben die Aufgabe, wie Polyklet und Zeuxis, die Götter der heidnischen Zeiten darzustellen, aber auch die Heiligen des himmlischen Jerusalems; die Philosophen, aber auch die Kirchenlehrer. . . Wohlan! Wir werden allem gewachsen sein, wir werden alles erreichen, und die durch unsere Hände umgeformte Welt wird in verjüngtem Glanze erstrahlen; es wird uns gelingen, das Böse, wenn auch nicht ganz, so doch in seinen häßlichen Erscheinungsformen, zu beseitigen! Ist es nicht wahr, was ich empfinde? Die Begeisterung, die mich durchglüht, könnte sie mich täuschen? Was hätte es dann für einen Zweck, sie zu fühlen? Warum hätte der Himmel, von dem sie doch sicherlich ausgeht, sie mir gesandt, wenn sie unfruchtbar bleiben müßte? . . . Wie dies Bildnis doch Leben gewinnt! . . . wie es meiner Beatrice gleicht! . . . wie das Blut in diesem angebeteten Antlitz fließt! . . .

Er dreht sich um und gewahrt Beatrice auf der Türschwelle.

Ah! da bist du ja selbst! Da bist du, meine Geliebte! mein Licht, mein Stern!

BEATRICE: Arbeite, Raffaello, mein Raffaello! so liebe ich dich am meisten!

RAVENNA

(17) EIN GEMACH IM PÄPSTLICHEN PALASTE

Julius II., der Kardinal Riario; Bernardo da Bibbiena, Sekretäre. Der Papst diktiert seine Depeschen.

Matthias Schinner, Kardinal von Sitten, tritt ein.

JULIUS II.: Corpo di bacco! ich habe verboten, daß man mich unterbreche! Du, siegle diesen Brief, und daß mir der Kurier augenblicklich nach England abgeht! Was gibt's, Mattia?

DER KARDINAL VON SITTEN: Ein Unglück!

JULIUS II.: Was für ein Unglück?

DER KARDINAL VON SITTEN: Der Kardinal von Pavia war auf dem Wege hierher und wollte sich bei Eurer Heiligkeit wegen des Verlustes von Bologna rechtfertigen.

JULIUS II.: Wenn ich Bologna verloren habe, so werde ich es wiedernehmen. Laßt den Kardinal eintreten! Er mag schwach gewesen sein, aber ich halte ihn nicht für einen Verräter. Er komme!

DER KARDINAL VON SITTEN: Der Herzog von Urbino fürchtete, der Kardinal möchte die Schuld auf ihn schieben und . . .

JULIUS II.: Keine solchen Flausen! Bin ich ein komischer Alter, den man an der Nase herumführt? . . . Macht sich Francesco Maria über mich lustig? Der Kardinal soll sich beeilen. Ich werde ihn anhören, und wenn der Herzog von Urbino unrecht hat, so wird er bestraft werden. . . Nun! was hat das zu bedeuten? . . . Warum dieses Stillschweigen? . . . Wirst du wohl reden? . . . Hole mir Alidosi.

DER KARDINAL VON SITTEN: Der Herzog von Urbino begegnete ihm soeben auf der Straße vor dem Palaste; er ging auf ihn zu. . .

JULIUS II.: Schön! Er hat ihm Beleidigungen gesagt? Er ist ein Wildfang! Ich werde das in Ordnung bringen. . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Das nicht, Allerheiligster Vater, das ist's nicht. . . Er hat ihn. . .

JULIUS II.: Bei allen Heiligen! Sollte er es gewagt haben, ihn zu schlagen? . . . Die Hand gegen einen Fürsten der heiligen römischen Kirche aufzuheben? . . . Du willst doch nicht sagen? . . . Er hat ihn doch nicht geschlagen? . . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Allerheiligster Vater! .

JULIUS II.: Beim Blute der Madonna! So rede doch! . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Er hat ihn . . . er hat ihn erdolcht!

JULIUS II.: Erdolcht. . . Das ist nicht möglich. . . das . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Er hat ihn erdolcht, und der Kardinal von Pavia war auf der Stelle tot . . . da unten . . . und die Menge um ihn herum. . . Ich sah, wie man den Leichnam fortschaffte.

JULIUS II. *(sinkt niedergeschmettert in seinen Sessel zurück. Er bedeckt seine Augen . . . dann erhebt er den Kopf, blickt ringsum und sagt mit dumpfer Stimme):* Geht alle hinaus! . . . Ja, alle! . . . . Nein . . . Bleib' da! . . . du . . . Mattia!

Die Anwesenden entfernen sich mit Ausnahme des Kardinals von Sitten.

JULIUS II.: Ich habe vieles erlebt. . . . . Ich habe viel Unglück erfahren . . . viele Widerwärtigkeiten . . . viel Schlimmes . . . schwere Schicksalsschläge. Aber nie habe ich den Ekel der Schande, der Erniedrigung, der Entwürdigung kosten müssen . . . ich habe noch nichts in mir zerbrechen gefühlt! Und nun ist es mein eigener Neffe, der meinem Leibe, meinem Blute, meiner Person, meinem Willen, meinem Herzen am nächsten steht, ist es dieser Teil meiner selbst, der mir eine Demütigung auferlegt, die . . . Ich sage nicht, daß ich zögere, daß ich geneigt sei, irgend etwas nachzusehen. . . Aber, ich bekenne doch. . . Ja, mein Freund. . . Du hast mir einen furchtbaren Schlag versetzt . . . ich fühle mich schwach, Mattia . . . ich habe keine Kraft mehr . . . ich weiß nicht, was in mir vorgeht. . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Gott bedient sich unserer teuersten Zuneigungen, um uns unsere bittersten Prüfungen zu senden.

JULIUS II.: Diese da . . . diese da ist ein wenig hart. Sie hätte wenigstens in einem andern Augenblick kommen können; denn du weißt ja, wie unser Bau gerade jetzt in allen Fugen kracht. Ich trachte nur nach dem höchsten Ruhme des Papsttums, du weißt es, du, Mattia. In meinen Händen liegt eine große Macht, das ist wahr. Aber ich will weit mehr, als ich erreiche. Ich werde von Wünschen verzehrt, die das Mögliche übersteigen! . . . so steht's um mich. . . in dieser Stunde wird es mir klar: alles stürzt zusammen, wird ausgelöscht. . . Ich strauchle bei jedem Schritte. Hindernisse, in tausenderlei Gestalt wuchern unter meinen Schritten. Die Bosheit, die Gemeinheit, der Hochmut, alle Laster der Hölle verschlingen sich ineinander, verschweißen sich und bilden ein unentwirrbares Netz. Es hüllt mich ein, knebelt

mich, und nun, als letzter Schlag wächst der wilde, blutige Wahnsinn aus der nächsten Nähe meiner Lenden, wächst aus meinem eigenen Blute hervor, schlägt mich in Fesseln! Du begreifst, daß ich fortab entehrt bin. . . Du begreifst es? . . . Du siehst es? Du gibst es zu! . . . Du, ein rauher Schweizer, der gewiß nicht sentimental ist. . . Meine Feinde haben ein gefügiges Werkzeug in dem sogenannten Konzil, dieser lächerlichen Versammlung käuflicher Drahtpuppen. . . Dieser Santa Croce! . . . Sie beschuldigen mich schon, daß ich ein Trunkenbold sei . . . weil ich alt bin, weil mein Gesicht von der Arbeit gerötet ist, weil meine Hände zuweilen zittern, obwohl das Gewicht meines Willens noch immer zu schwer ist für ihre dicken Schädel. . . Und dieser Ludwig von Frankreich, ein grober Flegel, ein Bauernlümmel, wird sagen, ich mordete die Kardinäle nach dem Vorbilde des simonistischen Giftmischers, der vor mir vom Stuhle der Apostel heruntergefegt worden ist! Sag', was soll ich tun? Mein Untergang ist besiegelt! . . . Ich habe Lust, mich in die Grube zu legen und alles der Verworfenheit meiner Feinde preiszugeben!

DER KARDINAL VON SITTEN: Es ist ein großes Unglück. . . Aber mit einiger Energie kann man sich trotzdem wieder emporraffen.

JULIUS II.: Gib mir ein Glas Wein . . . dort . . . in diesem Kredenzschrank. . . *(er trinkt).* Gleichviel! . . . der Schlag ist hart. . . Alidosi hat Bologna übergeben, das ist wahr . . . aber dennoch war er ein guter Diener. . . Und daß mein Neffe . . . mein Neffe? . . . Der Elende ist mir nichts mehr! Mein Neffe? Ein Skorpion, der sich gegen mich aufbäumt! . . . Welche denkbare Rücksicht könnte mich abhalten, ihn zu zertreten? . . . Nein! nein! nein! Ich werde ein furchtbares Exempel statuieren! Wenn das Verbrechen Entsetzen erregt, soll die Züchtigung noch mehr schrecken! Seit der Verurteilung der Söhne des Brutus soll die Welt nichts Ähnliches geschaut haben, und wir wollen sehen, was sie dazu sagen wird!

DER KARDINAL VON SITTEN: Ich glaube, Ihr tätet nicht unrecht. Indessen, erwägt. . .

JULIUS II.: Laß gut sein! Alles wird zugrunde gehen, nur ich und das Heil der Kirche nicht. . . Höre! Ich kehre unverzüglich nach Rom zurück; ein unerbittlicher Gerichtshof wird dort zusammentreten. Das Herzogtum Urbino wird mit dem Dominium der Kirche vereinigt werden. Der Mörder . . . er soll festgenommen, er soll in Ketten gelegt . . . . er soll in's Gefängnis des heiligen Offiziums geschleppt werden! Er wird nicht lebend herauskommen! Schreibe den Kardinälen, daß ich ihnen befehle, zum Konsistorium zu kommen.

DER KARDINAL VON SITTEN: Ich werde es tun.

JULIUS II.: Notiere folgendes: Ein Konzil, ein wirkliches Konzil wird unverzüglich in den Vatikan berufen, um die gegen Ludwig von Frankreich, Alfonso d'Este und ihre Helfershelfer geschleuderten Bannstrahlen zu verschärfen und wiederum zu verschärfen. Hast du geschrieben?

DER KARDINAL VON SITTEN: Jawohl.

JULIUS II.: Schreib' weiter: Die Belagerung Ferraras muß beschleunigt werden! Schreibe an Marcantonio Colonna, an die Venezianer, an die Schweizer, daß mein Wille unerschütterlich sei. Ich habe Geld; sag' es ihnen! Ich muß auch mit der Regierung von Florenz und ihrem einfältigen Haupte, dem Soderini ein Ende machen! Notiere das . . . Gut . . . Der Kardinal Giovanni de'Medici befehligt in diesem Falle die Armee der Kirche. . . . Wir haben dann die Parteigänger seines Hauses auf unserer Seite. . . Aber . . . vernimm wohl, was ich sage . . . ich will nicht, daß, wenn die gegenwärtige Signoria einmal gestürzt ist, die Erben Lorenzos jemals wieder zur Macht gelangen . . . Ich werde sie mit Worten hinhalten. . . Florenz und die Toskana müssen der Kirche angehören. . . Beauftrage Bibbiena, sich mit mir über diese Angelegenheit zu verständigen.

DER KARDINAL VON SITTEN: Ich habe es geschrieben, Allerheiligster Vater!

JULIUS II.: Ich fühle mich besser. Holla! Niemand da?

Ein Kämmerer tritt ein.

Meine Sänfte soll instand gesetzt werden und alles soll sich bereit halten! Wir brechen heute Abend nach Rom auf. Laß meine Sekretäre wieder eintreten! An die Arbeit!

ENDE MAI 1511. Der Papst hatte auf die Kunde von dem Anmarsch der Franzosen am 14. Mai Bologna verlassen und sich nach Ravenna begeben, da er sich nicht ein zweites Mal der Gefahr der Gefangenschaft aussetzen wollte. Das Schicksal Bolognas lag in den Händen des Kardinallegaten Alidosi und des Herzogs von Urbino, der mit seinem Heer vor der Stadt lagerte. In der Stadt selbst regte sich wieder die Partei der Bentivogli. Am 20. Mai erschien Gian Giacomo Trivulzio vor Bologna. Die Bolognesen erhoben sich gegen den verhaßten Kardinal, der feige floh, und öffneten den Bentivogli die Tore. Der Herzog von Urbino, ebenso feige wie Alidosi, gab auf die Kunde von den Vorgängen in der Stadt den Befehl zum Rückzug, der in wilde Flucht ausartete. Am 23. Mai zog Trivulzio in Bologna ein und die Bentivogli waren wieder die Herren der Stadt. Die vom Papst begonnene Zwingburg wurde zerstört; die Statue Michelangelos zertrümmert. Auch Mirandola fiel in die Hände Trivulzios.

Auf Julius wirkten diese Nachrichten wie Donnerschläge. Er sah sich der nach Rom schönsten und reichsten Stadt des Kirchenstaates, der Frucht seiner schwersten Kämpfe beraubt. Wütend rief er aus: „Wenn der Herzog in meine Hände kommt, werde ich ihn vierteilen lassen." Am 24. Mai erschien Alidosi, warf sich dem Papst zu Füßen und wußte ihn zu überzeugen, daß nur den Herzog die Schuld an dem Verlust von Bologna treffe. Dann kam dieser, wurde aber vom Papst mit Schmähungen überhäuft und aus dem Palast gejagt. Auf der Straße begegnete der Wütende dem Kardinal und erdolchte ihn mit den Worten: „Da bist du ja, Verräter, empfange deinen Lohn!" Dann ritt er nach Urbino. Alidosi starb nach einer Stunde, er soll gesagt haben: „Das ist die Heimzahlung meiner Sünden." Alidosi hatte vom Papst die Belehnung mit der Herrschaft Imola verlangt, die ihm dieser jedoch abschlug. Er erhoffte die Erfüllung seines Wunsches von den Franzosen und den Bentivogli und scheint mit diesen ein geheimes Bündnis abgeschlossen zu haben. Der päpstliche Oberzeremonienmeister Paris de Grassis schrieb in sein Tagebuch: „Guter Gott, wie gerecht sind deine Gerichte! Deshalb müssen wir dir alle Dank sagen, daß du diesen Verräter nach Verdienst bestraft hast."

Die Ermordung Alidosis erregte allgemeinen Jubel, selbst Kardinäle riefen mit erhobenen Händen „diese herrliche Tat". Nur der Papst war völlig gebrochen, schrie laut hinaus und verließ nach zwei Stunden Ravenna. Er hatte Bologna verloren, Ferrara nicht erobert; ein feindliches Heer war in sein Gebiet gedrungen, sein vertrautester Freund war durch seinen Neffen ermordet worden. Weinend lag er in der Sänfte, in der man ihn nach Rimini trug.

Nun kam eine schwere Zeit für den Papst. Unter der ausdrücklichen Autorität des Kaisers und des Königs von Frankreich hatten fünf Kardinäle ein Konzil nach Pisa berufen. Als Julius am 28. Mai nach Rimini kam, fand er an den Kirchen die Citation angeschlagen, die ihn zum 1. September nach Pisa vorlud, wo die verderbte Kirche reformiert werden sollte. Am 27. Juni kam der Papst fieberkrank nach Rom zurück und berief für den 19. Juli 1512 ein lateranisches Konzil, das die Taktik seiner Gegner erschütterte, denn diesen war es nicht um eine Besserung der kirchlichen Verhältnisse, sondern nur um einen politischen Schachzug gegen den verhaßten Papst zu tun. Im kirchlichen Streit blieb Julius Sieger, das Konzil zu Pisa erlangte keine Bedeutung. Dem Herzog von Urbino wurde nach Rückkehr des Papstes der Prozeß gemacht, jedoch gelang es ihm, Julius von der verräterischen Schuld Alidosis zu überzeugen, worauf er wieder in seine Würden eingesetzt wurde.

Der Gedanke, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, ließ den greisen Papst nicht ruhen. Die Liga von Cambrai (s. Einl. III), sein eigenes Werk, war schon zerbröckelt; nun brachte Julius die „heilige Liga" zustande, die am 5. Oktober 1511 in Rom feierlich verkündet wurde. Der Papst, der 12 000 Schweizer geworben hatte, König Ferdinand von Spanien, der befürchtete, daß Frankreich in Italien zu festen Fuß fasse, und Venedig verbündeten sich gegen Ludwig XII. und Maximilian I. Der allerchristlichste König ließ den Papst in Spottgedichten verhöhnen und eine Münze prägen mit der Inschrift: „Ich will den Namen Babylons vertilgen"; der allerheiligste Vater schleuderte Bannflüche gegen die Franzosen und den mit ihnen verbündeten Herzog von Ferrara.

Noch im Winter begann der Krieg. Die Franzosen, geführt von dem tapferen Gaston de Foix, entsetzten Bologna, das von spanischen und päpstlichen Truppen unter dem unfähigen Ramon de Cardona belagert wurde und zwang das Heer der Liga zum eiligen Abzug nach der Romagna. Hierauf wandte er sich in Eilmärschen gegen Brescia, das sich gegen die Franzosen empört hatte.

BRESCIA

(18) IN DEN STRASSEN

Die Stadt ist von den Franzosen genommen und wird geplündert. Haufen von Soldaten: Schwere Reiter, Landsknechte, Söldner, das Schwert in der Faust, vor Wut außer sich, füllen die Straßen; ein Teil der Häuser brennt; die Türen sind eingeschlagen; die Weiber werden an den Haaren über das Pflaster geschleppt; überall wird gemordet. Trompeten blasen, Trommeln schlagen Vergatterung. Kein Soldat achtet darauf; fast alle sind betrunken. Überall Lärm, Geschrei, Geheul und Büchsengeknatter. — Gaston de Foix, der Kapitän Hirigoye, der Kapitän Molard, den Degen in der Faust, die Kapitäne Bonnet, Maugiron, von Cleve, desgleichen; alle mit dem Helm auf dem Kopf und sehr erhitzt.

DER KAPITÄN MOLARD: Seigneur de Bayart hat soeben eine böse Wunde bekommen!

GASTON DE FOIX: Welches Unglück! . . . Ist er tot?

DER KAPITÄN HIRIGOYE: Beinahe! Ich habe ihn auf vier Picken ausgestreckt gesehen und man hat ihn in ein Haus getragen.

EIN SCHWEIZER REITER *(galoppiert heran)*: Monseigneur, der Kapitän d'Alègre läßt Euch melden, daß er die venezianischen schweren Reiter in der Stadt zusammengetrieben hat! Sie wollten durch die Porta Santo-Nazzaro flüchten! Wir haben sie auf den Marktplatz zurückgeschlagen. Als sie umzingelt waren, haben sie sich ergeben. Jetzt haben wir sie!

ALLE KAPITÄNE: Ein guter Fang! Ausgezeichnet!

GASTON DE FOIX: Habt ihr einige Gefangene von Bedeutung?

DER SCHWERE REITER: Wir haben die Provveditori Andrea Gritti und Contarini, den Podestà Giustiniani, Kapitäne der Republik und den Grafen Avogadro.

DER KAPITÄN MOLARD: Vortrefflich! Der verdammte Urheber der Revolte von Brescia, der Mann, dem wir diesen heißen Tag verdanken.

GASTON DE FOIX: Sagt dem Messire d'Alègre, daß der Graf Avogadro sofort auf dem Marktplatz enthauptet

und sein Leichnam in so viele Stücke zerhackt werden soll, als es Stadtviertel gibt.

DER KAPITÄN MAUGIRON: Bewundernswerte Justiz! Jedes Stadtviertel bekommt sein Teil! Der elende Verräter! Da hat er den Lohn, der ihm gebührt!

DER KAPITÄN HIRIGOYE: Monseigneur, ich kann meine Gascogner nicht mehr im Zaume halten! Wenn man nicht ein Mittel findet, der Plünderung ein Ende zu machen, so habe ich meine Leute gesehen; ich wette, daß ich sie nicht wieder zusammenbekomme!

Der Hauptmann Jakob von Empser kommt gelaufen.

DER HAUPTMANN JAKOB: Monseigneur! Monseigneur! ich kann meine Landsknechte nicht mehr halten! Sie schlagen sich mit den Gascognern!

DER KAPITÄN HIRIGOYE: Alle Teufel! Messire Jakob, Ihr haftet mir dafür, und Eure Haut gilt mir nicht mehr als . . . .

GASTON DE FOIX: Seid Ihr toll, Kapitän Hirigoye? Einen Eurer Kameraden herauszufordern? Wollt Ihr unsrer spotten?

DER HAUPTMANN JAKOB: So viel ist sicher: man muß diese Schufte auseinanderbringen, sonst bringen sie sich gegenseitig um.

GASTON DE FOIX: Kapitän Maugiron, nehmt fünfzig Kürassiere von meiner Kompagnie und laßt auf die Gascogner und die Landsknechte dreinhauen, bis sie voneinanderlassen. Haut alles zusammen, was Widerstand leistet!

DER HAUPTMANN JAKOB: Ich gehe mit und versuche Ordnung zu machen.

DER KAPITÄN HIRIGOYE: Zum Donnerwetter! Tod und Teufel! Verfluchte Lumpenhunde! Meine Gascogner sind dabei, alles aufzufressen. Kommt! Wir wollen seh'n, wie die Sache steht, mein lieber Hauptmann Jakob!

Sie eilen davon; die fünfzig Kürassiere setzen sich in Galopp.

EIN SERGEANT DER SOLDTRUPPEN: Monseigneur! Verstärkung! Der Kapitän Jacquin läßt Euch melden, daß

man die Söldner von den Dächern der Häuser mit Steinen totwirft und mit siedendem Pech verbrennt.

GASTON DE FOIX: Messire von Cleve, eilt mit Eurem Fußvolk dorthin!

DER BASTARD VON CLEVE: Ich weiß nicht, wo meine Leute sind! Ich habe nicht zehn Mann beisammen! Ich eile selbst hin!

GASTON DE FOIX: Reiter! folgt mir!

Er reitet mit dem Rest seiner Ordonnanzkompagnie davon; ein Hagel von Ziegeln, Hausgerät, Balken fällt von den Dächern auf sie herab.

(19) EIN NONNENKLOSTER

Die Kirche voll von Weibern und Kindern; Schreie des Entsetzens.

DIE LANDSKNECHTE: Raubt! Plündert! Die Weiber für uns! *Gemetzel und Vergewaltigungen.*

(20) DAS INNERE EINES HAUSES

Kapitän Bayart liegt verwundet auf dem Fußboden. Soldaten der Kompagnie des Kapitäns Molard, die ihn gebracht haben; ein Junker des Kapitäns; sein Kammerdiener; der Bastard de Cordon; die Frau des Hauses, ihre beiden Töchter in Tränen, alle drei auf den Knien.

DER KAPITÄN BAYART: Keine Angst! Keine Tränen! Madame und ihr, Fräuleins, ich bürge für eure Rettung! Es soll euch kein Haar gekrümmt werden! Kameraden! stellt Posten an das Haustor. Sagt denen, die herein wollen, ich sei hier! Das Haus gehört mir! Nur Mut!

DIE FRAU: Ach! Monseigneur! rettet unser Leben! Rettet unsere Ehre! Wir wollen ein großes Lösegeld zahlen!

DER KAPITÄN BAYART: Ich bin nicht Soldat geworden, um mich zu bereichern. Verhaltet Euch ruhig! Ich verliere mein Blut! Legt mich auf ein Bett, Kameraden! Ich werde euch Ersatz für euren Anteil an der Beute geben!

DIE JUNKER UND SOLDATEN: Dank! vielen Dank! Kapitän! Wir werden Euch nicht verlassen! Niemand soll das Haus betreten!

DIE FRAUEN: Gott sei gepriesen! Wir sind gerettet!

DER KAPITÄN BAYART: Keine Furcht . . . Ach! heilige gebenedeite Jungfrau, wie ich leide!

Er wird ohnmächtig.



ZU SZENE 18—20. 18. FEBRUAR 1512. In Brescia hatte Graf Alvise Avogadro eine Verschwörung gegen die französische Besatzung angezettelt, das Landvolk aufgewiegelt und mit Hilfe des herbeigerufenen Andrea Gritti sich der Stadt bemächtigt. Schon nach vierzehn Tagen erschien Gaston de Foix vor den Mauern. Er bot der Stadt Gnade an, wenn sie sich ergäbe, aber das Anerbieten wurde von den Venezianern abgewiesen. Daraufhin wurde die Stadt nach erbittertem Kampfe im Sturm genommen

und geplündert, eine der blutigsten und grauenvollsten Episoden in den Kämpfen zwischen Franzosen und Italienern. Der gefangene Andrea Gritti wurde ehrenvoll behandelt, Avogadro aber sofort enthauptet. Nur die Nonnenklöster sollten auf Befehl Gastons geschont werden, aber die bluttrunkene französische Soldateska benahm sich auch gegen Weiber und Kinder ärger als reißende Tiere, wie ein Augenzeuge schrieb. Das Morden endete erst, als Gaston seine Leute aus der Stadt zog. Die Angaben über die Erschlagenen schwanken zwischen 8000 und 15 000. Die Beute soll sich auf mehr als drei Millionen Taler belaufen haben; ein großer Teil der Franzosen zog mit dem Raub nach Hause, aber Gaston ergänzte das Heer sofort durch neue Werbung. Der schwerverwundete Bayart genas wieder. „Am 23. Februar hörten wir, daß der König Brescia genommen habe und fast jedermann getötet sei und hier (d. h. in Florenz) machte man Freudenfeuer und Festlichkeiten für den Sieg des Königs," schreibt der biedere Landucci mit einem Rest von nationalem Schamgefühl in sein Tagebuch.

Ende März rückte Gaston de Foix wieder gegen die Romagna, nachdem er sich mit dem Herzog Alfonso von Ferrara vereinigt hatte. Am 11. April kam es zwischen den Franzosen und den verbündeten Spaniern und Päpstlichen bei Ravenna zu einer der blutigsten Schlachten der damaligen Zeit. Durch die Tapferkeit der deutschen Söldner und die Artillerie des Herzogs von Ferrara fiel der Entscheid zu Gunsten der Franzosen. Der Vizekönig Don Ramon de Cardona floh feige; der Kardinallegat Giovanni de' Medici, der nachmals berühmte Marchese di Pescara und andere Heerführer wurden gefangen, die Artillerie und das Gepäck fiel in die Hände des Siegers. Aber auch für die Franzosen war es ein Pyrrhussieg. Gaston de Foix, „la foudre d'Italie", einer der besten Heerführer, den Frankreich je besessen, war gefallen; mit ihm die besten Kapitäne: Yves d'Alègre, Maugiron, Molard und zweihundert andere Edelleute, fast alle hervorragenden Führer deckten das Schlachtfeld.

In wenigen Tagen war die ganze Romagna verloren; die Städte öffneten dem Sieger die Tore. Die Straße nach Rom lag den Franzosen offen. Aber der Tod des vergötterten Feldherrn ließ die erschöpfte Armee ratlos, er bedeutete für Frankreich den Verlust Italiens. In Rom wirkte die Nachricht von der Niederlage auf die Kurie und das Volk vernichtend.

Nur der greise Papst blieb ungebrochen. Es gelang ihm, Maximilian I. anfangs April zu einem zehnmonatlichen Waffenstillstand mit den Venezianern zu bewegen und ihn auf diese

Weise vom Bund mit Frankreich zu trennen. Auf die Kunde, daß die vom Kardinal von Sitten geworbenen 20 000 Schweizer die Alpen herabzögen und Mailand bedrohten, gab La Palisse, Nachfolger Gastons, den Marsch nach Rom auf und zog sich in die Lombardei zurück. Zu gleicher Zeit mußte Ludwig XII. gegen



Spanien rüsten, das die Guyenne bedrohte, sowie gegen England, das seinen Eintritt in die heilige Liga am 17. Mai erklärt hatte. Endlich fielen auch auf Befehl Maximilians I. die deutschen Landsknechte, die im Sold des Königs von Frankreich standen, von diesem ab.

Das Glück wendete sich wieder Julius II. zu. Im Juli vereinigten sich die Schweizer mit den Venezianern im Veronesischen; ein neues päpstliches Heer rückte nach der Romagna; die oberitalienischen Städte, der französischen Unterdrückung müde, erhoben sich. In Mailand metzelte das Volk alles nieder, was französisch war; auch Genua erhob sich und rief Gian Fregoso zum Dogen aus; die Bentivogli flohen und Bologna ergab sich dem Herzog von Urbino. Trivulzio und La Palisse sammelten die Trümmer des französischen Heeres und führten sie über die Alpen zurück. „Wie der Nebel vor der Sonne waren die Soldaten Ludwigs XII. verschwunden" schreibt der Venezianer Francesco Vettori; in wenigen Wochen hatte der König alle Eroberungen in Italien verloren.

Julius II. stand jetzt am Gipfel seines Glücks. Am 29. Juni ließ er Rom festlich beleuchten und Prozessionen durch die Stadt ziehen; Florenz und andere Städte rief er auf, die Befreiung des Vaterlandes als ein Nationalfest zu begehen.

Im August trat in Mantua ein Kongreß der Verbündeten zusammen, um die verworrenen Verhältnisse Italiens neu zu ordnen.

Julius II. setzte es durch, daß Massimiliano Sforza, der Sohn des Moro, als Herzog in Mailand einziehen konnte. Auch bestand eine Meinung darüber, daß Florenz gezüchtigt werden müsse, weil es sich nicht der heiligen Liga angeschlossen und die schismatische Versammlung in Pisa geduldet hatte. Der Kardinal Giovanni de'Medici war aus der französischen Gefangenschaft entflohen. Die Republik ahnte das ihr drohende Schicksal.

FLORENZ

(21) DER PALAZZO RUCELLAI

Ein Saal. Der Gonfaloniere Pier Soderini, Niccolò Valori, Niccolò Machiavelli, Agostino Capponi, Palla Rucellai.

MACHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob ich imstande war, meiner Überzeugung genügenden Ausdruck zu geben; ich bin mir völlig klar darüber. Der Staat ist verloren; wir treiben einer Revolution zu.

PALLA RUCELLAI: Auch ich glaube es, obgleich ich es eigentlich nicht verstehe. Man kann nur die Verderbtheit des bürgerlichen Geistes dafür verantwortlich machen. Florenz ist im Besitze aller Freiheiten.

MACHIAVELLI: Es fühlt nicht deren hohen Wert.

AGOSTINO CAPPONI: Wir haben die Republik unserer Väter.

MACHIAVELLI: Aber die Kinder haben andere Gewohnheiten.

PIER SODERINI: Laßt mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß meine Amtstätigkeit alle Interessen zu befriedigen sucht. Das ist zweifellos!

MACHIAVELLI: Ja, aber Ihr erweckt keinerlei Begeisterung. Solange uns Fra Girolamo geleitet hat, erwärmte sich das Volk für etwas; es war angeregt, begeistert, und in einer solchen Verfassung ist man fähig, Opfer zu bringen. Heute ist die Gleichgültigkeit Gemeingut. Ich wünschte mich zu täuschen, aber ich gestehe es Euch, Messeri, Freunde, ich fürchte, daß die Zeit der Medici wiedergekommen ist.



PIERO SODERINI. Unbekannter Meister
Uffizien, Florenz

AGOSTINO CAPPONI: Dann seht Euch vor, daß mit der Rückkehr der Tarquinier nicht auch die Brutusse zurückkehren.

MACHIAVELLI: Man sollte sich vor Unbesonnenheiten hüten.

PIER SODERINI: Die Ereignisse drängen uns. Der Kongreß von Mantua, den der Papst gegen uns aufgehetzt hat . . . ach! mein Gott, wieviel Böses dieser Mann uns zufügt!

NICCOLÒ VALORI: Ich hielt ihn nach der schändlichen Tat seines Neffen für verloren; er hat dem Mörder verziehen, und kein Mensch spricht mehr davon. Ich hielt ihn für verloren nach der Schlacht von Ravenna. Dieser Schwachkopf von Franzose, dieser Gaston de Foix, gewinnt sie, aber er läßt sich töten, und sein Sieg wird für die Seinigen schlimmer als eine Niederlage! Julius II. hat den Nutzen davon! Ich hielt ihn nach dem Konzil von Pisa für verloren; er bringt es in Verruf und beruft ein anderes! Er nimmt Bologna wieder, man weiß nicht wie! Er setzt dem Herzog von Ferrara den Fuß auf die Brust und wird ihn entthronen, und die Franzosen, die gestern noch triumphierten, lassen uns im Stich und flüchten heimwärts, weil dieser elende Papst aus tiefster Not wie ein Satan aus der Nacht des Höllenschlundes ersteht und Flammenbündel speit. Nun wälzen sich die Schweizer gleich wilden Gießbächen über das Mailändische. Und wir endlich verlieren in dieser Stunde nicht nur den Schutz Ludwigs XII.; die zersprengten Soldaten dieses traurigen Königs müssen auf dem Rückzuge auch ihren Gefangenen von Ravenna, den Kardinal Giovanni de' Medici entwischen lassen! Jetzt schickt ihn uns Julius II. an der Spitze der päpstlichen Truppen zurück. Die Lage wird unhaltbar.

MACHIAVELLI: Die Pläne Julius II. sind mehr zu fürchten als die des ehemaligen Valentino.

PALLA RUCELLAI: Inwiefern, bitte?

MACHIAVELLI: Der Valentino arbeitete nur für sich; sein Werk mußte unter allen Umständen mit seinem Leben

zusammenbrechen, denn er hatte keine Kinder. Der Papst hingegen arbeitet für die Kirche und wird zum mindesten Traditionen hinterlassen, die für die Unabhängigkeit der italienischen Staaten sehr gefährlich sind.

NICCOLÒ VALORI: Man möchte weinen, wenn man daran denkt, daß die meisten unserer Mitbürger sich einbilden, unter einer Regierung der Medici würde der Handel besser gedeihen. Außerdem fangen auch die Künstler an gegen uns zu opponieren. Diese Leute wollen Feste, Luxus und Aufwand.

AGOSTINO CAPPONI: Ein gut angebrachter Dolchstoß hat oft großen Nutzen gestiftet.

MACHIAVELLI: Oder großes Unheil! Guten Abend, Messeri. Ich gehe sehr bekümmert nach Hause.

MITTE AUGUST 1512. In der Szene werden die Ereignisse besprochen, die in den Bem. zu III, 18—20 erwähnt wurden.

Piero Soderini war am 22. September 1502 zum lebenslänglichen Gonfaloniere gewählt worden. Er galt für klug und tüchtig, war aus guter, aber nicht zahlreicher Familie, reich und ohne Söhne, ein Freund des Volkes; man hoffte durch diese Wahl Stetigkeit in der Regierung und Ausschluß eines Patrizierregiments zu erzielen. — Niccolò Valori, Agostino Capponi, Palla Rucellai sind Mitglieder der Signoria, Machiavelli war Vorstand der Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten. In den Gesprächen kommt die politische Unfähigkeit des unaufhörlich zwischen republikanischen und tyrannischen Prinzipien hin und her pendelnden Volkes zum Ausdruck, das schließlich eine Beute der Medici werden mußte.

Der Vizekönig Ramon de Cardona rückte an der Spitze der päpstlichen und spanischen Truppen von Bologna her gegen das Gebiet der Republik; Giovanni de' Medici befand sich als Kardinallegat beim Heere.

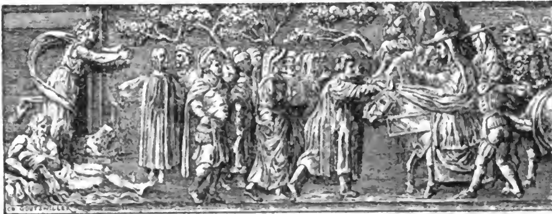
BARBERINO

(22) LANDSCHAFT AM FUSS DER APENINEN

Die Stadt im Hintergrunde. Spanische und päpstliche Truppen sind auf dem Marsch durch die sich nach Prato erstreckende Ebene gegen Florenz. An der Spitze einer Kompagnie schwerer Reiter Don Ramon de Cardona,

Vizekönig von Neapel, Feldherr der Liga; der Kardinal Giovanni de'Medici, Legat des Heiligen Stuhles in der Romagna und der Toskana; der Herzog von Urbino, die Kapitäne Vitelli und Orsini, andere Offiziere.

DER HERZOG VON URBINO: Sicherlich, Monsignore, der Heilige Vater wünscht nichts dringender, als Eure Familie in Florenz wieder eingesetzt und im Besitze ihrer Rechte zu sehen. Aber Ihr seid zu ungeduldig, Ihr überstürzt die Dinge, und ich habe den ausdrücklichen Befehl, mit Vorsicht und Klugheit vorzugehen.



DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Auf die Art, wie Ihr vorgeht, wird alles mißglücken. Die Volkspartei wird ohne Zweifel gestürzt werden. Die Ränkeschmiede, die Erben Savonarolas, werden verschwinden; wer aber soll ihre Stelle einnehmen? Das wollt Ihr mir nicht sagen und gerade das wünschte ich zu wissen.

DER HERZOG VON URBINO: Ich darf Seiner Heiligkeit ebensowenig ungehorsam sein, wie Ihr oder sonst jemand. Kehrt mit Euren Verwandten nach Florenz zurück, aber als Privatpersonen.

EIN OFFIZIER *(zu Don Ramon de Cardona):* Eccellenza, die Florentiner haben soeben die Besatzung von Prato durch zweitausend Mann Fußtruppen und hundert Fähnlein unter dem Kommando von Luca Savelli verstärkt.

DON RAMON DE CARDONA: Das ist unangenehm. Es fehlt uns an Geschützen und sogar an Lebensmitteln.

DER HERZOG VON URBINO: Wir müssen unterhandeln. Ich habe Befehl, mit den Florentinern zu unterhandeln. Wenn sie Soderini fortschicken und die Medici als einfache Bürger aufnehmen wollen, so habe ich Befehl, mich für befriedigt zu erklären.

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Da es nicht möglich ist, mehr zu erreichen, werden wir also einen Unterhändler absenden und uns inzwischen unter diesen Bäumen ein wenig ausruhen.

DON RAMON DE CARDONA: Ich gehorche Euch, Monsignore; steigen wir ab, folgen wir Eurem Wunsche.

Sie halten ihre Pferde an und steigen ab; Diener breiten einen Teppich unter einem Baum aus; die Führer nehmen darauf Platz.

29. AUGUST 1512. „Und am 21. August hörten wir, daß das Heer der Kirche und der Spanier zum Schrecken der Florentiner herannahe; in solcher Weise wuchs der Argwohn, daß man die Gegend von Barberino und die Val di Marina zu räumen begann bis vor die Tore von Florenz selbst, den ganzen Sonntag mit Karren und Maultieren und Vieh in solcher Eile, daß man im Palast 50 000 Florine bewilligte, um sich zu verteidigen... Und am 24. August hatten die Streifereien Barberino noch nicht überschritten und man hörte, daß sie alles mögliche Üble verübten". (Landucci.) Im letzten Augenblick warf man noch die wenigen vorhandenen Truppen nach Prato, aber die militärischen Mittel der Republik waren unzureichend. Am 30. August wurde die von Luca Savelli schlecht verteidigte Stadt Prato gestürmt und die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt. Drei Wochen blieben die Spanier in der Sadt und plünderten in einer Weise, die alles bisher Dagewesene übertraf. Da wurde in Öl gesotten, lebendig gevierteilt; man trieb die Leiber mit Blasebälgen auf, röstete die Fußsohlen etc.; Frauen und Mädchen wurden geschändet. Ein Schrei des Entsetzens geht durch die Berichte. Kardinal Giovanni de' Medici ritt durch die Stadt, sah allen Jammer und rührte keinen Finger. An den Papst berichtete er in einem Brief, in dem er die Einnahme der Stadt meldete: „daß die Plünderung nicht ohne einige Grausamkeit des Tötens geschah, deren man nicht entraten konnte."

Am 31. August erklärte die Signoria, die gestellten Bedingungen anzunehmen: in die heilige Liga einzutreten, den Gonfaloniere Piero Soderini abzusetzen und die Medici wieder als

Privatpersonen aufzunehmen. „Wie die Füchse schlichen sie sich ein, immer hinter der Gewalt der Ereignisse einherziehend, lauernd und maskiert." (Gregorovius.)

Die Regierung der Medici wurde unter dem Schutze der Waffen des Vizekönigs schon am 16. September wieder hergestellt; an die Spitze des Staats trat Giuliano als Familienältester; die Seele der nach achtzehnjähriger Verbannung wieder aufgerichteten Herrschaft war der Kardinal Giovanni.

VENEDIG

(23) DER PALAZZO GRADENIGO

Luigi Malipiero, Leonardo Mocenigo, Luigi Gradenigo. Ein großer Saal, dessen Fenster auf die Lagune gehen.

GRADENIGO: Seid willkommen, Magnifici. Ich rechnete sicher auf die Ehre eures Besuches, denn das Wetter ist heute herrlich.

MOCENICO: Wir kommen Euch abzuholen, um gemäß unserer gestrigen Verabredung einen gemeinsamen Rundgang durch die Werkstätten unserer Maler zu machen.

MALIPIERO: Ich möchte Euch auch vorschlagen, daß wir die Druckerei unseres Freundes Manuzio besichtigen. Er hat neue griechische Lettern gegossen, die ausnehmend schön sein sollen.

GRADENIGO: Es wird mir eine außerordentliche Freude machen, sie zu sehen. Messer Aldo ist ein Heros der Gelehrsamkeit. Die Kenntnisse, die in diesem weisen Haupte aufgespeichert sind, würden für den Ruhm einer ganzen Schar von Hellenisten und Latinisten ausreichen. Dabei fällt mir ein, ich habe vorhin einen Brief des Messer Navagero erhalten.

MALIPIERO: Ist er immer noch in Pordenone bei dem tapferen und geistvollen Messer d'Alviano?

GRADENIGO: Gewiß. Er rühmt die Gesellschaft der wohlerzogenen und fein gebildeten Männer, die unser Generalkapitän in diesem erlesenen Heiligtum der Musen um sich vereint hat, aufs höchste.

MOCENIGO: Macht seine Dichtung Fortschritte?

GRADENIGO: Dieses schöne Werk ist fast vollendet; Messer Navagero hat seinen Freunden daraus vorgelesen und höchsten Beifall geerntet. Ich glaube aber, Magnifici, daß meine Gondel unten am Tragetto wartet! So wollen wir denn aufbrechen und uns zuerst zu Maestro Tiziano begeben; dann besuchen wir Robusti und die andern.

MOCENIGO: Ganz nach Eurem Belieben, Magnifico! Ich für mein Teil bin überglücklich, in Gesellschaft eines so feinen Kenners wie Eure Magnifizenz einen so schönen Tag der Betrachtung von Meisterwerken weihen zu dürfen.

DIE SZENE SOLL AN DAS KÜNSTLERISCHE UND GEISTIGE LEBEN DER RENAISSANCE IN VENEDIG ERINNERN. Die Malipieri, Mocenigi und Gradenigi sind vornehme venezianische Geschlechter der damaligen Zeit. — Aldo Manuzio (1450—1515), Humanist, studierte in Rom, war Erzieher in verschiedenen fürstlichen Häusern, u. a. auch in Ferrara. Im Jahre 1489 legte er eine Druckerei in Venedig an, die bald Weltruf erlangte. Er gründete eine gelehrte Gesellschaft, die die Textrevision der alten, bei ihm zum Druck gelangenden Autoren besorgte; auch ist er Erfinder der Kursivschrift. 1503 erteilte ihm Julius II. ein wichtiges Privileg, in dem er den Nachdruck der Bücher Manuzios unter Androhung des Bannes verbot. Seine unter dem Namen „Aldinen" geschützten Ausgaben, zu denen er vielfach Vorreden schrieb, gehören zu den schönsten der älteren Buchdruckerkunst.

Andrea Navagero (1433—1529), aus edlem venezianischem Geschlecht, dichtete Eclogen sowie idyllische Szenen und landschaftliche Bilder in der Form des Epigrammes, die durch ihre Natürlichkeit ausgezeichnet sind. Er wurde mehrfach in diplomatischen Geschäften verwendet, u. a. bei Franz I. von Frankreich. — Tizian und Robusti (Tintoretto) s. Bem. zu V, 10.

FERRARA

(24) EIN SAAL, IN DEM VON DER HERZOGIN BEWOHNTEN TEILE DES PALASTES

Reiche flandrische Gobelins mit mythologischen Darstellungen; geschnitzte Ebenholzmöbel, Gemälde, Statuen. — Madama Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara; Pietro Bembo.

PIETRO BEMBO: Ihr seid beunruhigt?

MADAMA LUCREZIA *(lächelnd)*: Nicht eigentlich . . . aber in Gedanken. Seht! ich gleiche etwa dem Bilde, das



LUCREZIA BORGIA. Kopie nach einem unbekannten Original (Tizian?)
Im Museum zu Nimes

man sich von Italien machen muß. Als Ihr kamt, las ich in diesem Manuskript, das hier aufgeschlagen auf meinen Knien liegt. Es sind die ersten Gesänge von Lodovico Ariostos Dichtung, die mir dieser wahrhaft erhabene Mann heute morgen überreicht hat. Ich überließ mich ganz der begeisterten Bewunderung. Aber gleichzeitig ging es mir durch den Kopf, daß es um die Angelegenheiten des Herzogs nicht so gut steht, wie ich wohl wünschte. Der Papst wollte ihn jüngst umbringen lassen, und Seine Heiligkeit antwortet auf unser Entgegenkommen nur mit Drohungen. Mein Gemahl, das weiß ich, ist nicht der Mann, der sich einschüchtern läßt. Dessenungeachtet kann ich mich zeitweilig der Sorgen nicht entschlagen; denn, Ihr wißt es ja, Pietro, es handelt sich um die Zukunft meiner Kinder, um die Stellung unseres Hauses; es verlohnt sich also der Mühe, darüber zu sinnen und zu sorgen. Und wenn ich sehe, wohin es mit den Florentinern gekommen ist, so sage ich mir, daß die Freiheit der Fürsten wie der Republiken angesichts des ehrgeizigsten aller Päpste auf recht schwachen Füßen steht. Auch wir sind dem Untergang verfallen, wenn der Himmel uns nicht schützen sollte. Ihr seht also, Freund meines Lebens, mein Haupt ist trunken von Poesie, der Verstand von politischen Befürchtungen beschwert, das Herz voller Sorgen um meinen Gemahl und meine Kinder, und die Seele...

PIETRO BEMBO: Die Seele? ...

MADAMA LUCREZIA *(lächelnd)*: Die Seele vielleicht ein wenig zerstreut und schweifend ... zu Euch hin ... Kurz, ist das nicht das Bild Italiens? Poesie, Furcht, Interessen ... und Liebe?

PIETRO BEMBO: Wie schön Ihr sprecht, und wie Ihr der Furcht, der Interessen und der Liebe Meister bleibt! Was die Poesie anlangt, so habe ich Euch noch gar nicht genug gesagt, wie wundervoll Euer Lied von gestern Abend ist! Ich habe die Nacht damit verbracht, es zu lesen, es wieder zu lesen, es mit Küssen zu bedecken, wie ein Student von zwanzig Jahren... Aber warum habt Ihr es spanisch geschrieben?

MADAMA LUCREZIA: Das Spanische ist meine Muttersprache, und die Empfindung, die ich ausdrücken wollte, ist stark wie die spanische Leidenschaft. Was habt Ihr mit den Haaren gemacht, die dem Liede beilagen?

PIETRO BEMBO: Sie sind in einer Hülle aus Pergament mit Bandschleifen. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schäfer Theokrits oder ein Liebhaber der Amaryllis glücklicher gewesen ist als ich!

MADAMA LUCREZIA: Wißt Ihr, daß die Florentiner große Dummheiten gemacht haben? Der Gonfaloniere Soderini wußte weder zu verhandeln, noch sich zu verteidigen. Man hat ihn aus der Stadt gejagt. Die Medici sind wieder zurückgekehrt, und man behandelt sie wie gewöhnliche Bürger.

PIETRO BEMBO: Ein trügerischer Vergleich! Die Folge wird eine neue Austreibung oder die unumschränkte Gewalt sein!

MADAMA LUCREZIA: Der Papst legt größten Wert darauf, die Toskana für sich selbst zu nehmen.

PIETRO BEMBO: Sicherlich. Wenn die Franzosen es nur verstanden hätten, sich in Mailand zu behaupten! Aber alles an einem Tage gewinnen und alles in einer Stunde verlieren, so haben sie's gemacht!

MADAMA LUCREZIA: Sie sind unsere Verbündeten und unsere Stütze. In diesem Augenblick ist ihr Unglück das unsrige; im ganzen genommen — ich sage es Euch im Vertrauen — wünschte ich jedoch, das Ludwig XII. nie wiederkäme; dann wären unsere Landsleute, die Venezianer, genötigt, sich vor den Übergriffen des Papstes in acht zu nehmen. Sie würden dann mit ihm brechen und sich mit Don Alfonso zum Schutze der gemeinsamen Freiheit verbinden. Das möchte ich vermitteln, und die Medici wären gewiß nicht abgeneigt, auf diese Pläne einzugehen.

PIETRO BEMBO: Sie scheinen mir in der Tat sehr weise und würdig des Hauptes der Pallas, dem sie entsprangen. Erlaubt, daß ich darüber nachdenke. Sowie ich mir über

deren Vorteile völlig klar geworden bin, könnte ich darüber, sofern es Euch genehm ist, nach Venedig schreiben.

MADAMA LUCREZIA: Warum Zeit verlieren? Setzt Euch an diesen Tisch. Ich will Euch meine Ideen im einzelnen entwickeln . . . was mir von den geheimen Interessen und Wünschen der Fürsten bekannt ist . . . was ich davon errate . . . Wir wollen darüber reden, und dann verfaßt Ihr in Eurem schönen ciceronischen Stile sogleich eine Denkschrift, die wir an die Signoria von Venedig und an den Kardinal Giovanni de' Medici senden! Wollt Ihr?

PIETRO BEMBO *(geht an einen Tisch):* Für die Herrin meines Lebens arbeiten, was kann ich mir schöneres wünschen?

MADAMA LUCREZIA: Kennt Ihr etwas Liebenswürdigeres als diese Verse des Orlando? Lest selbst.

PIETRO BEMBO *(liest):*

La prima inscrittion ch'agli occhi occorre,
Con lungo onor Lucretia Borgia noma:
La cui bellezza et onestà preporre
Deve a l'antica la sua patria Roma. . .

Das ist nur die Wahrheit, aber sie ist gut gesagt. Warum sucht wohl der Kardinal, Monsignore Ippolito, etwas darin, den Ariosto wie einen dummen Jungen zu behandeln?

MADAMA LUCREZIA: Weil mein Schwager ein Dummkopf ist. Machen wir uns nunmehr an die Arbeit und versteht mich wohl.

PIETRO BEMBO: Noch ein Wort . . . Ihr scheint nicht zu bemerken, daß Euer Gedanke den Grundsätzen widerspricht, die seit zwanzig Jahren immer von neuem auftauchen. Savonarola wollte die Einheit Italiens; Euer Bruder, der Herzog von Valentinois, predigte dasselbe Thema und Julius II. erstrebt in seiner Weise — vielleicht noch zielbewußter — das Gleiche. Ihr hingegen gesteht, nur die Fortdauer der Zerstückelung zu wünschen.

MADAMA LUCREZIA: Es ist weder für die Venezianer, noch für die Florentiner, noch für die Neapolitaner, noch für

uns von Vorteil, daß Italien jemals unter einer einzigen Hand vereinigt werde; denn diese Hand könnte doch nicht die unsrige sein. Solange man nicht gewußt hat, wie der Zufall über die Dinge entscheiden würde, habt ihr Venezianer mit euren festländischen Machtansprüchen, haben die Sforza, mein Bruder und Lorenzo il Magnifico der Reihe nach dieselbe Phrase im Munde geführt und zu ihrem Vorteil die Halbinsel zum Einheitsstaat schaffen wollen. Savonarola selbst dachte zu gunsten seiner Idee daran. Jetzt wissen wir, woran wir sind; wir sind alle gescheitert. Als Bettler zu Füßen des Heiligen Vaters niedergeworfen zu werden, das ist wahrlich nicht wünschenswert. Glaubt mir, künftig wird man nicht mehr von der Größe des Ganzen, sondern allein von der Unabhängigkeit der Teile reden. Diese Phrase klingt ebenso gut wie die von der Einheit! Schreibt, lieber Pietro, ich bitte Euch.

PIETRO BEMBO: Eure Grundsätze sind mir neu, ich gestehe es; sie sagen mir nicht zu; . . . . Zeit meines Lebens habe ich mich zum Gegenteil bekannt.

MADAMA LUCREZIA *(lächelnd)*: Und sogar mit großer Beredsamkeit. Was schließt Ihr daraus?

PIETRO BEMBO: Aber bedenkt doch! Wenn die Kräfte Italiens zersplittert bleiben sollen, so kann gar keine Rede davon sein, die Barbaren zu vertreiben.

MADAMA LUCREZIA: Solltet Ihr im Ernst hoffen, daß es jemals gelingen könnte?

PIETRO BEMBO: Es ist klar, daß ich glaubte. . .

MADAMA LUCREZIA: Wenn ich es wirklich einmal geglaubt habe — seit zehn Jahren glaube ich jedenfalls an nichts mehr dergleichen. . . . Im übrigen sprecht Ihr zu einer Spanierin, vergeßt das nicht! Die Leute meines Hauses und meines Blutes vermögen Eure Träumereien nicht zu teilen. Was habt Ihr? Wie! Mein Bekenntnis scheint Euch tief erregt zu haben! Ich glaubte, Ihr fändet einigen Geschmack an dem Umgang mit den Barbaren.

PIETRO BEMBO: Spottet nicht zu sehr. . . Ich gebe zu, Ihr habt mich förmlich in Bestürzung versetzt. . . Wenn wir niemals frei werden, wir Italiener, wenn wir stets die Launen, die Gewalttaten der Fremden über uns ergehen lassen sollen, wir unglückseliges Geschlecht, wie sollten wir andere Gebete zum Himmel senden als bittere Vorwürfe und nur zu berechtigte Klagen?

MADAMA LUCREZIA: Undankbarer! Beherrscht ihr sie etwa nicht, diese Fremden, die zu euch kommen? Seid ihr denn nicht der Brennpunkt des Wissens, des Denkens, der Philosophien, des geistigen Lebens der ganzen Welt? Seid ihr nicht die Werkstatt, wo die Musen sich niedergelassen haben, um ihre Zauberwerke zu schaffen? Entsendet ihr nicht den Funken des Genius, der die Welt durcheilt und belebt? Welcher Ruhm kommt dem eurem gleich? Welche Macht ist ihm überlegen?

PIETRO BEMBO: Zugegeben; aber wenn man in einer Richtung ein Riese ist, so wünscht man es nach allen zu sein. Lächelt nicht so, ich beuge mich vor Eurer Klugheit und ergreife die Feder, um Euch zu gehorchen. Ich will mit Euch arbeiten und für Euch und wie Ihr es wünscht; ich will mich bemühen, Euren Plänen zum Gelingen zu verhelfen, weil ich Euch gehöre. Aber trotz allem bekenne ich: ich will der Hoffnung meiner Jugend, dem Ideal meines Lebens nicht entsagen. Mein heißer Wunsch ist ein geeinigtes und starkes Italien, das auf allen Gebieten herrsche, und sei es unter der Herrschaft und zum Vorteil des heiligen apostolischen

Stuhles, — ich würde mich darein zu schicken wissen und den Himmel dafür segnen. Und schließlich, was bedarf es zum Erfolge? Daß diesem Julius II. nur noch ein paar Jahre vergönnt sind, der, ich gebe es zu, sehr unbequem, aber in vielen Beziehungen bewunderungswürdig ist. . . Ihr selbst mußtet es manchmal eingestehen. Und wenn das Glück es will, daß Frankreich und Deutschland von unfähigen Fürsten regiert bleiben, dann ist unser Traum verwirklicht. Laßt mir meine Hoffnungen.

MADAMA LUCREZIA: Ihr seid ein großes Kind. Ich bekämpfe Eure Illusionen nicht, denn ich bin überzeugt, daß sie Euch nicht hindern werden, mir gut zu dienen. Ihr liebt mich mehr als sie! . . . Bedenkt indes, daß es Torheiten sind, deren Verwirklichung weder Euch noch jemand außer Euch glücklich machen würde. Auf dieser Welt gibt es nichts Großes als die Liebe zur Kunst, die Liebe zu dem, was dem Geist entstammt, die Liebe zu denjenigen, die man liebt, und wenn außerdem Euer Lebensweg auf jene Höhen geführt hat, wo die Blumen seltener und der Horizont schärfer wird, so mögt Ihr vielleicht noch Freude daran finden, Euch in die Betrachtung derjenigen ewigen Dinge zu versenken, um die man sich in der Jugend wenig kümmert. Ich habe mehr erfahren, als Ihr, mein Freund, ich habe mehr gehandelt, habe mehr gefühlt, habe mehr gelitten, durch andere, durch mich selbst. . . Aber genug! Wenden wir uns unseren Geschäften zu, und jetzt gewährt mir Eure ganze Aufmerksamkeit.

HERBST 1512. Julius II. war gegen den Herzog von Ferrara, der im Bunde mit den Franzosen gestanden hatte, aufs äußerste erbittert. Dieser konnte nur in schneller Unterwerfung seine Rettung suchen. Der Markgraf Gonzaga von Mantua, sein Schwager, erwirkte ihm einen Sicherheitsbrief und reumütig erschien Alfonso vor dem Papst. Julius absolvierte ihn vom Bann, verlangte aber seinen Verzicht auf Ferrara. Da Alfonso sich überzeugte, daß der Papst ihn trotz des Sicherheitsbriefes verhaften lassen würde, verhalfen ihm seine Freunde zur Flucht. Drei Monate saß er in Marino auf einem Schloß der Colonna verborgen; dann entkam er verkleidet nach Neapel, von da zu Schiff nach der Pomündung



PIETRO BEMBO. Von Tizian
Palazzo Barberini, Rom

und endlich nach Ferrara. Um den Grimm des Papstes zu beschwichtigen, sandte Alfonso den gefeierten Dichter Ariosto zu ihm. Doch Julius drohte ihm, er werde ihn wie einen Hund im Tiber ersäufen lassen, und Ariosto mußte eiligst fliehen. Der Papst gedachte im Frühjahr 1513 Ferrara zu züchtigen; nur sein Tod rettete das Herzogtum vor dem Untergange.

Pietro Bembo, geb. 1470 in Venedig, aus einer edlen Familie, war ein echter Lebenskünstler der Renaissance, der die Liebe zu Studien, zu den alten Sprachen, zu Philosophie, Geschichte und den schönen Wissenschaften mit dem Hang zu einem glänzenden, genußreichen Leben verband. Seinen Zeitgenossen galt er als der Mittelpunkt der literarischen Anregung; er war der erste, der die grammatikalischen Regeln des Italienischen zusammenstellte und es ist zum großen Teil sein Verdienst, daß die reinere Literatursprache Gemeingut der Nation wurde. Er bewegte sich mit Vorliebe an den Höfen von Urbino und Ferrara; 1513 wurde er Sekretär Leos X., 1520 zog er sich nach Padua zurück, wo er sich die beneidenswerteste Existenz des Literaten, ein Heim geschmückt mit kostbaren Sammlungen von Büchern, Statuen, Antiquitäten usw. schuf. Im Jahre 1539 ernannte ihn Paul III. zum Kardinal, was ihn zur Rückkehr nach Rom veranlaßte. Dort starb er 1547. Bembo weilte zu der Zeit, die für die Szene auf Grund der darin zur Sprache gebrachten politischen Ereignisse bestimmt werden muß, nicht mehr in Ferrara.

Lucrezias Liebe zu Bembo ist unzweifelhaft; sie war die letzte Leidenschaft dieses Herzens, das in einer Ehe ohne Liebe viel erdulden mußte. Auch die Leidenschaft Bembos ist sicher, aber „es ist ein fruchtloses Unternehmen, aus den Beweisen der Zuneigung, welche ihm die schöne Frau schenkte, darzutun, daß jene die Grenze des Erlaubten überschritten" (Gregorovius). Alfonso war eifersüchtig; den Ercole Strozzi, der ein Gedicht auf Cesare Borgia der Herzogin gewidmet hatte, „Alla diva Lucrezia l'epidecio" (ep. = poetischer Nachruf), und dem Lucrezia eine Rose schenkte, auf die sie einen Kuß drückte, ließ er 1508 ermorden, obwohl das Verhältnis nicht mehr als eine Tändelei war. Bembo konnte fürchten, daß ihm das gleiche drohe und verließ bald darauf Ferrara. Die Beiden blieben jedoch noch in brieflichem Verkehr; in der Biblioteca Ambrosiana zu Mailand befinden sich Lucrezias Briefe an Bembo mit einer Haarlocke, die sie beilegte.

Die aus dem Orlando furioso zitierte Strophe dürfte nach der Ausgabe der Società filologica Romano XI, 69 sein. Sie lautet dort:

Lucretia borgia di cui d'hora in hora
la beltà la virtù, la fama honesta
e la fortuna crescerà non meno
che gionin pianta in morbido terreno.

Lucrezia Borgia, die mit jeder Stunde
An Schönheit wächst, an Tugend, an Gewinn,
An Ruhm und Glück, so wie die junge Pflanze
Im lockern Erdreich wächst beim Sonnenglanze.

ROM

(25) IM VATIKAN

Das Schlafgemach des Heiligen Vaters. Julius II. in seinem Bett, Bernardo da Bibbiena; der Kardinal von Sitten; der Datario Lorenzo Pucci.

JULIUS II.: Es ist vorbei . . . ich sterbe . . . und nichts von dem habe ich vollendet, was ich begonnen.

BIBBIENA: Nichts ist vorbei, Allerheiligster Vater, Eure Heiligkeit verfügt über viel Kraft.

JULIUS II.: Nicht mehr über genug. Ich habe weder den Vatikan vollendet, noch den Wiederaufbau Roms, noch mein Grabmal, noch sonst etwas . . . Meine Künstler werden sich zerstreuen, wenn ich nicht mehr da sein werde. . . Jetzt sind die Medici von neuem Herren in Florenz, und ich verliere die Toskana. . . . Massimiliano Sforza hat Mailand wieder genommen. . . der Wirrwarr geht im kleinen wieder an. . . Man wird die Franzosen, die Deutschen, die Schweizer, die Spanier wieder zurückholen müssen, der große Wirrwarr wird wieder anheben, um den kleinen zu ersticken; man wird den ganzen Aufbau von neuem beginnen müssen. . . . Ich leide schrecklich . . . ich bin am Auslöschen.

EIN ARZT: Eure Heiligkeit sollte sich nicht so sehr aufregen.

JULIUS II.: Ich habe gelebt eingeschlossen in einem unseligen Zirkel. Um die Zersplitterung zu beseitigen, mußte ich die kleinen Tyrannen vernichten. . . Zur Vernichtung der kleinen Tyrannen bedurfte ich der Fremden. . . Mit den

Fremden gibt es kein Italien. . . . Weißt du das, Schwarzgesicht?

DER ARZT: Der Puls Seiner Heiligkeit wird merklich schwächer. Das Bewußtsein trübt sich.

JULIUS II.: Da liege ich nun in meinem Bett . . . festgenagelt . . . Michelangelo . . . Raffaello . . . Der eine arbeitet . . . aber der andere? . . . Er ist bei irgend einem Weibe. . . . Und Bramante, was macht er? . . . . Alfonso von Ferrara . . . der Verräter! . . . Alles verwirrt sich in meinem Kopfe. . . . Ich bin der Venezianer nicht sicher. . . .

BIBBIENA: Man versteht nicht mehr deutlich, was Seine Heiligkeit sagt. . . .

DER ARZT: Es handelt sich nur noch um wenige Minuten.

JULIUS II.: Geist . . . Genie . . . Leben . . . Wildheit . . . nichts, was zusammenhielte . . . das ist der Italiener! . . . Was wird das Ende sein?

DER KARDINAL VON SITTEN: Gebt ihm einige stärkende Tropfen.

JULIUS II. *(sich in seinem Bette aufrichtend):* Tod den Franzosen! Tod Alfonso d'Este! Verjagt sie aus Italien, aus ganz Italien! *Er sinkt auf sein Bett zurück und stirbt.*

BIBBIENA: Der Papst ist tot!

20. FEBRUAR 1513. Am Ende des Jahres 1512 konnte Julius II. mit Befriedigung auf seine Erfolge blicken. Er hatte durch das lateranische Konzil die schismatischen Pläne seiner Gegner matt gesetzt; die Franzosen waren vertrieben, der Kirchenstaat war durch die herrlichsten Länder vergrößert, das Papsttum hatte er augenblicklich zum Schwerpunkt Italiens, ja der politischen Welt gemacht. Der Süden gehörte allerdings den Spaniern und ihr Einfluß war auf der ganzen Halbinsel stark gewachsen; der Gedanke an die Vertreibung der Spanier bedrückte denn auch seine letzten Lebenstage.

Seit Weihnachten 1512 war der Papst nicht mehr imstande, das Bett zu verlassen; mutig, mit seltener Stärke des Geistes, sah der Schwerkranke seinem Ende entgegen. Er starb mit

größter Standhaftigkeit, wie die Augenzeugen seines Todes bekunden. Daß er sterbend „hinaus mit den Barbaren, hinaus mit Ferrara" gemurmelt habe, ist eine Sage, aber gewiß ist, daß seine letzten Gedanken dem Wohl des Kirchenstaates und den verhaßten Fremden galten.

Das Volk von Rom fühlte, daß ein königlicher Geist verschieden sei. „Nie seit vierzig Jahren, da ich in der Stadt lebe, sah man bei eines Papstes Totenfeier eine so große Volksmenge. Alle wollten den toten Julius sehen und seinen Fuß küßen. Unter Tränen riefen sie seiner Seele Heil, da er in vollstem Sinn ein römischer Pontifex und Vikar Christi gewesen war, Bewahrer der Gerechtigkeit, Mehrer der apostolischen Kirche, Verfolger und Bändiger von Tyrannen und Befreier Italiens von den Barbaren." So schrieb der päpstliche Zeremonienmeister Paris de Grassis.

SCHLUSSWORT

„ALS Persönlichkeit gehört Julius II. zu den originalsten Gestalten der an Kraftmenschen so reichen Renaissance, eine echte italienische Mannesnatur, von plastischer, ja monumentaler Individualität. Er steht fast einzig da, weil alle seine Energie sich in die wenigen Jahre seines Greisenalters zusammendrängt. Alles, was er ergreift, wird im Guten und schlimmen zu einer mächtigen Tat." Seine Herrschernatur von unübertroffener Kraft und Ausdauer, brachte auch die Entschlossensten durch die gebieterische Übermacht des Willens zum Weichen. Der schamlose Nepotismus seiner Vorgänger, die allein in der Errichtung von Sonderherrschaften zugunsten der ihrigen das letzte Ziel der päpstlichen Politik erblickten, war ihm fremd. Sein Ehrgeiz war das monarchistische Papsttum, nicht sein Geschlecht groß zu machen. „Durch die Neuschaffung der päpstlichen Monarchie, die Alexander VI. an die Borgia verschleudert hatte, am Vorabend der Reformation, vermochte er den Fortbestand der Papstmacht zu sichern, denn dies julianische weltliche Papsttum ward von Europa anerkannt und in das politische Mächtesystem als Großmacht aufgenommen; aber die Verbindung des Geistlichen und Weltlichen, der Kirche mit der europäischen Politik blieb das chronische Übel Italiens. Die kühne Schöpfung Julius II. zu erhalten, mußten die Päpste stets zu diplomatischen Künsten und dem schwankenden System der Bündnisse ihre Zuflucht nehmen, und sich immer in neue Kriege stürzen, wodurch die Kirche moralisch zugrunde ging. Die politischen Bedürfnisse des Papsttums förderten mächtig die deutsche Reformation; sie verhinderten den italienischen Staat; sie verlängerten die Fremdherrschaft in Italien." Für die Reformen der Kirche war in der Auffassung Julius II. vom Wesen des Papsttums allerdings kein Platz. „Als Statthalter Christi war dieser gewaltige Greis ein Zerrbild der Religion auf dem Stuhle Petri."

Julius II. war der einzige Mann Italiens, der die ganze Trostlosigkeit der politischen Zustände voll empfand, und darin liegt eine furchtbare Tragik. Als Lodovico Moro sich an Karl VIII. wandte, war er es, der aus Haß gegen Alexander VI. den schwankenden König leidenschaftlich zum Zuge nach Italien

drängte; er rief um des Besitzes einiger Städte willen Ludwig XII. gegen Venedig auf und setzte damit die Existenz des einzigen freien und starken Staates Italiens aufs Spiel. In dieser Beziehung lud er eine vielleicht noch größere Schuld auf sich als Alexander VI. Nachdem er Venedig an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, verbündete er sich mit den alten Feinden gegen Frankreich, den bisherigen Verbündeten, der ihm zu mächtig geworden war. Aber er mußte hierzu die Spanier zu Hilfe rufen. Der große Irrtum seiner Politik war, zu glauben, er könne die Fremden für seine Zwecke benutzen und trotzdem Italien von ihnen befreien. Er vertauschte nur einen Fremden gegen den andern, die Gewaltsamkeit seines Wesens, die Ungeduld, das Abspringen von einem zum andern ohne eine rechte Entwicklung abzuwarten, erschwerte noch diese Politik. Der Geister, die er gerufen, wurde er nicht mehr Herr und so mußte er auf dem Totenbette einsehen, daß trotz der Erfolge, die ihm in seinem letzten Lebensjahre beschieden waren, seine Politik Italien wohl blutige Kriege, aber keine Erlösung gebracht hatte.

„Wahrhaft groß und frei war Julius II. in seinem Verhältnis zu den bildenden Künsten. Es war ihm gegeben, das Erhabenste, das der menschliche Geist seit der Blütezeit der Hellenen aus sich geboren und zu monumentalen Schöpfungen gestaltet hat, nicht bloß anschauend zu rezipieren, sondern miterzeugen zu helfen, kraft eines Willens, der verewigt sein wollte. Der Zufall, oder was uns als solcher erscheint, hat ihm die vollendetsten Künstler zu Zeitgenossen gegeben; allein daß er diesen Zufall erfassend sie erkannt, mit den höchsten Aufgaben betraut und ebenso verständnisvoll als leidenschaftlich erregt und mit ihnen ihr Schaffen durchlebt hat, das ist sein Werk, sein Verdienst, sein bleibender Ruhm" (Brosch).

VIERTER TEIL

LEO X.



EINLEITUNG

GIOVANNI de' Medici, geb. 1475, war schon siebzehnjährig zum Kardinal ernannt worden. Unter Innocenz VIII. hatte sich das Füllhorn päpstlicher Gnade über ihn ergossen. Als Rodrigo Borgia den Stuhl Petri bestieg, kehrte Giovanni, der gegen die Wahl des Spaniers gestimmt hatte, nach Florenz zurück, wo er sich sicherer fühlte. Nach der Vertreibung der Medici aus Florenz 1494 weilte er in Urbino und Venedig und bereiste Deutschland, Holland und Frankreich; 1500 kehrte er nach Rom zurück, da ihm von Alexander keine Gefahr mehr drohte. Sein Verhältnis zu Julius II. war gespannt, denn er hatte bei der Papstwahl dessen Gegner, den Kardinal d'Amboise unterstützt. Gegen Ende seines Pontifikats benötigte Julius II. die Medici, um Florenz zu unterwerfen; er ernannte deshalb Giovanni zum päpstlichen Legaten in der Romagna. In der Schlacht bei Ravenna 1512 geriet er in französische Gefangenschaft, konnte aber auf dem Wege nach Frankreich entfliehen. Im September 1512 wurde die Herrschaft der Medici in Florenz wieder aufgerichtet.

Im Konklave waren alle einig darüber, einen Papst zu wählen, der ein sanfteres und bequemeres Regiment verspräche, als Alexander VI. und Julius II. Der Kardinal Giovanni war zwar erst siebenunddreißig Jahre, aber sein körperlicher Zustand schloß eine zu lange Lebensdauer aus. Die jungen Kardinäle waren alle für den Medici, denn er hatte angenehme Umgangsformen und arrangierte gute Mahlzeiten und glänzende Feste. So ging er am 11. März 1513 als Leo X. aus der Wahl hervor.

In Italien wurde die Wahl des Mediceers allgemein mit Freude begrüßt. In Rom und Florenz rief das jubelnde Volk: „Palle, Palle!" (das Wappen der Medici); die Poeten Roms verkündeten den Anbruch des goldenen Zeitalters. Der Hauptakt beim Regierungsantritt eines neuen Papstes war der „Possesso", die Besitzergreifung der lateranischen Basilika. Leo X. wollte an Prunkentfaltung alle Vorgänger übertreffen; auf dem weißen Pferde reitend, das ihn in der Schlacht bei Ravenna getragen, zog er segnend durch das ihn umjauchzende Rom. Die Ausgaben für die Prozession, die Festlichkeiten und was als Spende unter das

Volk geworfen wurde, betrugen 100 000 Dukaten. Julius II. hatte einen wohlgefüllten Kriegsschatz hinterlassen, Leo X. bezahlte damit die Schulden, die er als Kardinal gemacht hatte und die Feste, mit denen er die Römer blendete. Der Nepotismus blühte wieder auf; nicht nur die zahlreichen Verwandten wurden befriedigt sondern auch die vorteilhaftesten Ämter fielen den Florentinern zu, die in Scharen an den Hof des Mediceers pilgerten. Infolge dieses Protektionswesens vergrößerten sich die Zahl der hohen und niederen Höflinge und damit die Ausgaben des Papstes zu einer bis dahin ungewohnten Höhe.

Unmittelbar nach der Wahl äußerte der Papst zu seinem Bruder Giuliano: „Godiamoci il papato poichè Dio ce l'ha dato", laßt uns das Papsttum genießen, denn Gott hat es uns gegeben. Das bezeichnet vollständig die Auffassung Leos X. über die Aufgaben des Pontifikats. Der Papst war der häßlichste in seiner Familie: fett, mit gewaltigem Oberkörper, stand er auf schwächlichen Beinen, kurzsichtig und blöden Blickes; die wulstigen Augenlider standen froschartig vor. In der Tradition der Mediceer aufgewachsen, vom berühmten Humanisten Angelo Poliziano erzogen, besaß Leo X. Bildung. Er hatte ein gewisses Interesse für Kunst und den Wunsch, sich mit Literaten zu umgeben; seine Höflichkeit im Verkehr und eine Freigebigkeit, die alle vernünftigen Grenzen überschritt — Michelangelo gegenüber ausgenommen — gaben seinem Hofe einen äußerlichen Glanz. Aber seine persönlichen künstlerischen und literarischen Bedürfnisse waren befriedigt durch lustige Gesellschaft, Musik, durch Theaterstücke, die damals alle sehr anstößig waren, Gedichte, in denen er verhimmelt wurde, grobschlächtige Späße und die Witze seiner Hofnarren. Sehr stolz war der Papst auf seine wohlgepflegten fleischigen, mit kostbaren Ringen bedeckten Hände, mit denen er gern kokettierte. Seine Leidenschaft war die Musik, er sang mit der Brille auf der Nase unter den ihm schmeichelnden Sängern wohl auch die erste Stimme, und die Jagd. Wegen seiner Kurzsichtigkeit und Schwerfälligkeit konnte er keinen aktiven Anteil nehmen, aber er sah von der Tribüne, die man für ihn erbaute, dem Morden der Rehe, Hirsche und Wildschweine mit Vergnügen zu. Es war ein beliebtes Schauspiel für die Römer, wenn der päpstliche Hof von der Jagd heimkehrte. Alle Straßen waren voll, um den farbigen Zug von Prälaten und Herren zu sehen, die mit Wurfspeeren, Lanzen und Hirschfängern bewaffnet, einherritten; ihnen folgten Treiber, Falkner, Hundemeuten und Wagen mit dem erlegten Wild.

Im Anfang der Herrschaft Leos X. waren die Gelehrten, Dichter und Schöngeister an den päpstlichen Hof geeilt. Nach

einigen Jahren zogen sie sich enttäuscht zurück und überließen das Feld den Hofnarren und Musikanten. Vor Michelangelo hatte Leo eine gewisse Scheu. Er sprach offen aus, er sei zu wild und es lasse sich nicht mit ihm verkehren. Raffael, der die Gabe besaß, die Menschen unwiderstehlich anzuziehen, stand dagegen hoch in der Gunst des Papstes. Er errang sich eine glänzende gesellschaftliche Stellung am päptlichen Hofe, während die anderen Künstler hinter den Hofnarren rangierten.

„Papst Leo X. liebt die Künste nicht. Er liebt den Luxus und das ist etwas ganz anderes. Alles was glänzt und ihm Lobsprüche einbringt, scheint ihm seiner Förderung würdig und die Künste sind für ihn nichts weiter als Werkzeug der Eitelkeit." So läßt Gobineau den Michelangelo sagen (IV. 1.) und damit ist der Mann charakterisiert, den man Jahrhunderte lang fälschlich eine augustische Stellung in der Kunstgeschichte zugewiesen hat.

Als Politiker war Leo X. Meister des Systems der staatsklugen Doppeldeutigkeit und der verlarvten Intrigue. Das „Segeln mit zwei Kompassen" wurde ihm um so mehr zur zweiten Natur, je lieber er der Fassung endgültiger Entschlüsse auswich. Er scheute sich nicht mit so entschiedenen Gegnern wie Karl V. und Franz I. zu gleicher Zeit geheime Verträge abzuschließen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. „Der Jesuitismus entstand zuerst als kirchenstaatliche Politik."

Leo X. übernahm von Julius II. den vergrößerten Kirchenstaat und brachte Florenz gleichsam als Hausmacht hinzu. Die Regierung in Florenz fiel dem erst einundzwanzigjährigen Lorenzo. dem Enkel des Magnifico zu; seinen Vetter Giulio ernannte Leo zum Erzbischof von Florenz und Kardinal. Aber das Erbe war nicht gefestigt; in Oberitalien waren die Verhältnisse sehr verworren und Ludwig XII. dürstete, die Schlappe von 1512 auszuwetzen. Schon am 23. März 1513 schloß der König mit den Venezianern die Liga von Blois, der die am 5. April zwischen Maximilian I., Heinrich VIII. von England, König Ferdinand von Spanien und dem Papst geschlossene Liga zu Mecheln entgegentrat.

Im Mai drangen die Franzosen unter Louis de la Trémouille und Gian Giacomo Trivulzio, die Venezianer unter Bartolommeo d'Alviano in die Lombardei ein. Aber das französische Heer wurde durch die Schweizer des Massimiliano Sforza am 6. Juni bei Novara so vollkommen geschlagen, daß es wieder nach Hause kehrte. Durch den Einbruch der Engländer wurde Ludwig XII. auch im eigenen Land schwer bedroht; in der „Sporenschlacht" bei Guinegate am 16. August verlor er die Picardie. Die Venezianer

erlitten durch die Kaiserlichen und die Spanier am 7. Oktober in der Nähe von Vicenza eine entscheidende Niederlage.

Diese Umstände veranlaßten Ludwig, sich mit dem Papst zu verständigen. Gleichzeitig unterwarfen sich die dissentierenden Kardinäle, wodurch das Konzil von Pisa beendet wurde. So fand das erste Regierungsjahr Leos X. einen glänzenden Abschluß.

Das Jahr 1514 ist mit einem unentwirrbaren Gewebe von Projekten, Verträgen und Familienverbindungen zwischen den Mächten ausgefüllt. Da starb Ludwig XII. am 1. Januar 1515, sein Nachfolger war der ruhmsüchtige und ehrgeizige Franz I., den es drängte, die Scharte auszuwetzen, die die wiederholten Unglücksfälle der französischen Waffen zurückgelassen hatten. Man stand am Vorabend neuer Ereignisse.

Die politischen Erörterungen zwischen Michelangelo und Machiavelli in Szene 1 fußen auf dieser Lage.

ROM

(1) DIE SIXTINISCHE KAPELLE

Gewaltige Gerüste versperren einen Teil des Raumes. An den Mauern und an der Decke begonnene Fresken. Einige Teile erscheinen vollendet; an mehreren Stellen sieht man die bloße Zeichnung, mehr oder minder fertig. Michelangelo stehend; er arbeitet eifrig. Granacci sitzt einige Schritte von ihm entfernt auf einem Schemel, mitten unter Kalkhaufen, Farbentöpfen, Balken und Werkzeugen aller Art.

GRANACCI: Eure Betrachtungen sind nicht heiter, Maestro.

MICHELANGELO: Ich sehe die Dinge so.

GRANACCI: Die Künste haben noch nie so geblüht! Noch nie wurden so schöne Werke hervorgebracht! Wieviele glänzende übermenschliche Maler, Bildhauer und Architekten! . . .

MICHELANGELO: Ich kenne keine übermenschlichen Menschen. Das ist albernes Geschwätz. Lästere nicht.

GRANACCI: Nennt es Lästerung, wenn Ihr wollt; ich halte Euch für einen Halbgott und andere denken wie ich. Runzelt nicht die Stirne und laßt mich fortfahren. Fast jeder Tag bringt neue Feste, wie man sie ähnlich nie gesehen. Hier in Rom, wie in Florenz, wie in Mailand, in Venedig, in Bologna, in Neapel wird alles weit überboten, was die Alten an Entfaltung des Prunkes erdachten und erfanden. An Gelehrten, Dichtern, Schriftstellern ist sicherlich kein Mangel. Unaufhörlich treten neue auf: da ist Sannazaro, da ist Sadoleto, da ist Bembo, der unnachahmliche Navagero, der erhabene Ariost; da ist Bibbiena mit seiner Calandria und Maestro Niccolò Machiavelli mit seiner Mandragola. Was soll ich mehr, was soll ich besseres anführen? Papst Leo X. und seine Kardinäle erscheinen meiner entzückten Einbildungskraft dem großen Jupiter und den Göttern des Pantheon ebenbürtig. Und dazu bewohnen sie einen unendlich viel schöneren Olymp als der ihrer fabelhaften Vorgänger war, zumal diesen ehemaligen Olymp der alte Coelus, ein armseliger, geschmackloser und nüchterner Gott eingerichtet

hatte. Heute hingegen haben wir Künstler das Firmament geschaffen und verschönern es. Unser Pinsel gibt ihm immer neue, wundervolle Farbentöne und schmückt es mit funkelnden Sternen, und ich sage Euch, daß, wo Ihr Hand anlegt, wo Maestro Raffaello, Andrea del Sarto, Sansovino, Tiziano und so viele andere arbeiten, das Werk unsterblich ist.

MICHELANGELO: Du bist ein Schwätzer, Granacci, und ein Blinder; du bist unfähig, die Erbärmlichkeit dessen zu begreifen, was euch entzückt, und die bodenlose Schwäche jener Leute, die euch begeistern und die so wenig wert sind.

GRANACCI: Dann beweist mir doch, daß ich unrecht habe, wenn Ihr schon alles tadeln müßt.

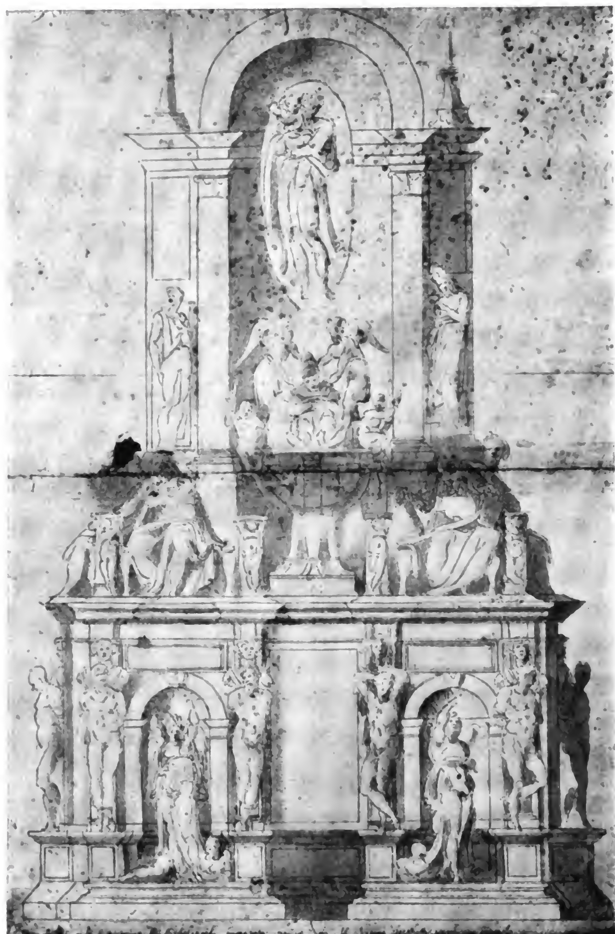
MICHELANGELO: Das wird nicht schwer sein. Gieb deine Narrheiten zum besten und ich werde dir antworten.

GRANACCI: Der Papst ist der begeistertste Schützer der Kunst, den die Welt je gesehen hat. Ihr könnt nicht leugnen, daß seine Wohltaten auf uns herniederregnen wie ein unversiegliches und höchst wohlschmeckendes Manna.

MICHELANGELO: Papst Leo X. liebt die Künste nicht. Er liebt den Luxus, und das ist etwas ganz anderes. Alles, was glänzt und ihm Lobsprüche einbringt, scheint ihm seines Schutzes wert und die Künste sind für ihn nur Werkzeuge der Eitelkeit. Was sie ausdrücken, ist ihm gleichgültig. Der erste der Sterblichen, der dem Luxus huldigte, hat vielleicht angefangen, den Weg zu ebnen, auf dem die Kunst in die Welt gekommen ist, aber der zweite hat die Kunst vernichtet, um den Schwulst und die Lüge an ihre Stelle zu setzen.

GRANACCI: Ach! lieber Maestro, wie gern Ihr doch anklagt! Wie hart Ihr doch über den Papst, unsern großen Papst Leo X. urteilt! Habt Ihr denn den wilden Sinn seines Vorgängers vorgezogen?

MICHELANGELO: Julius II. ist der einzige wahre Fürst, den meine Augen geschaut haben! Er war nicht der Mann der äußerlichen Sinnenlust. Sein Geist erfaßte nur das Große



ENTWURF FÜR DAS GRABMAL JULIUS II. VON MICHELANGELO
Kopie von Jacopo Sacchetti
Kupferstichkabinett, Berlin

und ließ nur die Kraft gelten. Sein ganzes Sinnen und Trachten war, der heiligen Kirche den Sieg zu erstreiten und zu sichern, damit sie mit starkem Fuße den Widerstand der Gottlosen zertrete. Er wollte den gesamten Klerus zum Guten bekehren, er wollte die Barbaren aus Italien verjagen; wenn er die Aufstände der Barone, der Colonna, der Vitelli, der Orsini unterdrückte, so litt er ebensowenig, daß Ordnung und Sicherheit in der Stadt gestört wurden und zu seiner Zeit wagte — etwas Niedagewesenes! — kein Dieb, kein Beutelschneider sein Schurkenantlitz in den Straßen Roms zu zeigen! Was er von seinen Künstlern verlangte, waren große Denkmäler, mächtige Fresken, gewaltige Bilder; er sann nur auf das Gigantische, wie es seinem Herrschergeiste ziemte. Ich habe alles verloren, indem ich diesen erleuchteten Herrn verlor; aber die Kunst, ich meine, die Tochter des Himmels, die Venus Urania und nicht die feile Vulgivaga, diese Kunst hat noch mehr verloren.

GRANACCI: Ich verstehe nicht, worauf Ihr Eure ungeheuerlichen Behauptungen stützt. Kaum hat das Konklave Leo X. die Schlüssel des heiligen Petrus übergeben, da umgibt sich der Papst auch schon mit ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern; er erwählt und beruft zu Sekretären den liebenswürdigen Sadoleto, den ich vorhin erwähnte, und den feingebildeten Bembo. Euch läßt er die begonnenen Arbeiten fortsetzen. . . .

MICHELANGELO: Er hat mir das Grabmal Julius II. aus den Händen gerissen, mein Lieblingswerk, an dem ich mit meiner ganzen Seele arbeitete, und das nun nie mehr das Licht des Tages schauen wird. Hier wird es bleiben, in meinem Kopfe . . . ein totgeborenes Kind. . . Glaubst du, das sei ein geringer Kummer?

GRANACCI: Ich gebe zu, das ist ein großes Unglück; aber das beweist nur, daß der Papst seine Launen hat, wie alle Leute, die Künstler bezahlen. Er will Euch lieber mit seinem Ruhme und seinem Vergnügen beschäftigen als mit der Apotheose seines Vorgängers, für den er sicherlich nur

eine sehr mäßige Liebe empfand. . . Aber da kommt Besuch für Euch.

MICHELANGELO: Wieder ein Zudringlicher! . . . Ich werde ihn abweisen, daß es eine Art hat . . . Messere, wer Ihr auch seid, nehmt Euch nicht die Mühe, die Leiter heraufzuklettern. Abgesehen davon, daß sie unbequem und nicht besonders fest ist, habe ich auch nicht die Zeit mit irgend jemandem zu sprechen.

MACHIAVELLI *(seine Stimme unten aus der Kapelle erhebend):* Hochvortrefflicher Messer Michelangelo, wollt Ihr einem alten Freunde, Genossen und Landsmann nicht erlauben, Euch zu umarmen?

MICHELANGELO *(oben vom Gerüst herabblickend):* Es ist Messer Niccolò Machiavelli. . . Steigt herauf, da Ihr einmal hier seid. Ich denke, Ihr werdet erlauben, daß ich in meiner Arbeit fortfahre und Euch wie mir die müßigen Komplimente erspare.

MACHIAVELLI: Ich bin nicht so töricht, so etwas zu riskieren, ich kenne Eure Launen.

MICHELANGELO: Woher kommt Ihr?

MACHIAVELLI: Von Florenz . . . . geradeswegs aus dem Gefängnis; Ihr habt es vermutlich erfahren.

GRANACCI: In der Tat . . . Ihr seid in die Verschwörung des Pagolo Boscoli verwickelt worden.

MACHIAVELLI: Infolge der niederträchtigsten Verleumdungen; ich bin ein ergebener Diener des Hauses Medici.

MICHELANGELO: Ergeben? . . . Hm! . . . Ergeben! . . . Ich wünsche Euch Glück dazu. . . . Ihr seid auch andern ergeben gewesen.

MACHIAVELLI *(die Achseln zuckend):* Wer von uns ist nicht jung gewesen? Ich habe mich durch die Narrheiten des Frate Girolamo auf den Leim locken lassen, das wissen alle.

MICHELANGELO: Narrheiten, soviel Ihr wollt. Man ist ein Narr, wenn man Ehrenhaftigkeit, Rechtschaffenheit und die Enthaltsamkeit predigt; und dennoch, das Beste in

Eurem Leben, Messer Niccolò, das wird Euer Jugendirrtum sein.

MACHIAVELLI: Vielleicht habt Ihr recht, vielleicht unrecht; sicher ist jedenfalls, daß diese Art von Verdienst, wie die Menschheit nun einmal ist, weder für mich noch für die andern etwas Gutes bringen konnte.

MICHELANGELO: So macht Ihr Euch Vorwürfe daraus, daß Ihr einmal das Heil in der Religion gesucht habt? Ich hätte große Lust, irgendwo auf dieser Wand Euer Porträt in der Gestalt eines grinsenden Teufels zu verewigen.

MACHIAVELLI: Das wäre viel Ehre für mich. Die rechtgläubige Theologie lehrt, daß die geriebensten von allen Teufeln die heute für den Ruhm der Hölle arbeiten, ehedem gute kleine Engel waren, die nicht weiter sahen, als ihre Nasenspitze reichte. Was hat sie verdorben? Die Erfahrung. Kurz, ich habe wie Ihr, wie Granacci, wie so viele andere an die Möglichkeit geglaubt, in Florenz zu leben und dabei die Ehrenhaftigkeit zu bewahren. Das war ein großes Unglück für mich, und ich habe mir dadurch eine schlimme Suppe eingebrockt, von der ich von Zeit zu Zeit einen Löffel hinunterwürgen muß. Gerade das habe ich soeben getan. Trotzdem habe ich den dritten Akt meiner Mandragola vollendet.

MICHELANGELO: Das wird ein schönes Werk werden, Messer Niccolò; denn wenn Ihr auch ein schwacher Politiker seid, so seid Ihr doch ein ausgezeichneter Schriftsteller und damit müßt Ihr Euch trösten.

MACHIAVELLI: Ein schwacher Politiker? Das Urteil scheint mir hart, aber, wenn man alles bedenkt, mögt Ihr recht haben. . . . Doch wie! ich sollte nur darum so viel über die Geschichte nachgesonnen, den Titus Livius so eingehend kommentiert, so viel unsere Florentiner Annalen studiert und die Eigenart und die Regierungsformen aller Völker geprüft haben, um am Ende zu erkennen und mir selber einzugestehen, daß ich nur ein schwacher Politiker bin? . . .

Er setzt sich auf einen Schemel in einen Winkel und verharrt in Nachdenken, Arme und Beine übereinandergeschlagen und starr vor sich hinblickend.

Ein schwacher Politiker! Ich habe mich in der Tat getäuscht, und was das Schlimmste ist, daß ich auch da kein Vertrauen in meine Ideen einzuflößen vermochte, wo ich Recht hatte. Ich könnte zu meiner Entschuldigung anführen, daß es keine Wissenschaft gibt, die mehr auf Vermutungen gegründet ist als die Politik, keine, deren Voraussetzungen so sehr der Gefahr ausgesetzt sind, durch unvorhergesehene Zwischenfälle, durch den leisesten Luftzug über den Haufen geworfen zu werden. Seht! wenn die Klarheit des Blicks, die Genialität in der Anordnung, die Festigkeit in der Ausführung hinreichten, den Erfolg zu sichern, so hätte der Valentino zweifellos ein italienisches Königreich begründet und unsere Zukunft bestimmt.

MICHELANGELO: Darüber hätte ja Gottvater erröten müssen.

MACHIAVELLI: Gottvater hat zugesehen, wie Heliogabal regierte und ist nicht im geringsten errötet; er sieht alle Tage, wie die schlimmsten Schelme und die verworfensten Schurken sich den Erfolg von Hand zu Hand weitergeben; er ist darum nicht weniger vergnügt. Nach dem Valentino, den ich soeben genannt habe, hat kein Mensch je den verstorbenen Papst Julius II. an Weitblick der Absichten und Energie des Handelns übertroffen.

MICHELANGELO: Das ist wahr.

MACHIAVELLI: Als Gegner, die ihm die Spitze bieten konnten, hatte er nur Narren und hergelaufene Menschen; den Herzog von Ferrara nehme ich aus; zufälligerweise war er jedoch alt und mußte sterben.

MICHELANGELO: Seinesgleichen wird nie wiederkommen!

MACHIAVELLI: Möglich! Es bleibt darum nicht weniger wahr, daß die Welt sich weiterdreht und sich dem

anpaßt, was sie vorfindet. Das ist heutzutage der Triumph der Dummköpfe. Sforza von Mailand ist keine taube Nuß wert; Fregoso in Genua ist ein erbärmlicher Ränkeschmied, allen Gerüchten zugänglich, kurzsichtig und stets zum Verrat bereit. Francesco Maria von Urbino, ein armseliger Plagiator des Valentino, führt zwar den Dolch ebenso geschickt, aber das ist auch alles; er wird auf seinen Beinen solange hin und her schwanken, bis er fällt; die Medici von Florenz könnten sich keine drei Tage halten, wenn sie nicht in Rom mit dem Papst herrschten; die Venezianer leben, werden leben, werden stark, ruhmreich, mächtig sein, aber es sind keine Schmetterlingslarven, die dazu bestimmt sind, Flügel zu bekommen, stark genug, um sich über das Mittelmaß zu erheben. Und so bleiben in Italien am Ende nur drei Mächte übrig: der Papst, die Franzosen und die Spanier.

MICHELANGELO: Ich folge Euren Darlegungen mit lebhafter Befriedigung. Wohlan denn! Erklärt nun, wie Ihr jede einzelne dieser Mächte beurteilt und welcher von ihnen Eurer Meinung nach das Zepter verbleiben wird.

MACHIAVELLI: Ich wiederhole Euch, ich habe zu meinem Schaden erfahren, daß die Politik keine zuverlässigere Wissenschaft ist als die Astrologie. Ich habe nicht vor, den Propheten zu spielen. Die Franzosen sind für den Augenblick matt gesetzt, verjagt; bis auf die Zitadelle von Mailand und drei oder vier elende kleine Festungen haben sie bei uns den Boden verloren. Ihr neuer König, der Prinz von Angoulême, scheint mehr darauf aus zu sein, prahlerische Reden zu führen und sich gute Tage zu machen als große Taten auszuführen. Ich glaube also, daß Papst Leo X. hoffen darf, von diesen Leuten befreit zu sein. Er haßt sie nicht nur, weil er in der Schlacht von Ravenna in ihre Gefangenschaft geraten war, sondern auch aus einer erklecklichen Anzahl anderer Gründe.

GRANACCI: Um so besser! Ich bin ein guter Florentiner und verabscheue diese prahlerischen Schreier. Sie sind niemals ehrlich gewesen, weder den Republikanern noch

der Gegenpartei gegenüber. Und nun, was denkt Ihr von den Spaniern?

MACHIAVELLI: Ihr König Karl ist ganz jung; wer weiß, wie er sich machen wird? Er ist der Sohn eines schönen aber unbedeutenden Mannes und einer armen Wahnsinnigen. Eine schlimme Vorbedeutung! Und was noch bedenklicher, mehr Vläme als Kastilianer und überdies Burgunder und Österreicher; seine Interessen gehen nach allen Seiten auseinander. Betrachtet man die Gesamtheit seiner Kräfte, so könnte es scheinen, als repräsentierten sie eine bedeutende Macht, aber ihre Bestandteile hängen nicht zusammen und schädigen sich gegenseitig. Wenn der Besitzer derartiger Lappen seine Interessen mit einiger Sorgfalt wahrnehmen will, so muß er sein Leben damit hinbringen, von einem Orte zum andern zu laufen. Und auch dann wird es ihm nicht leicht fallen, immer zur rechten Zeit zu kommen. Um sich von Valladolid nach Brügge zu begeben, bedarf er der Erlaubnis des Königs Franz. Sodann stellt sich seinem Ehrgeiz eine weitere Klippe entgegen, vorausgesetzt, daß er welchen hat. Wenn der Kaiser Maximilian, sein Großvater, stirbt, wird der junge Karl ohne Zweifel auf die Kaiserkrone Anspruch erheben. Ihr seht da sofort den Konflikt: der Franzose schielt gleichfalls danach; der Engländer schmeichelt sich mit der Hoffnung darauf; die Kurfürsten haben ihre Pläne . . . diese Leute werden einander auffressen. König Karl, der ohnehin in jeder der unzähligen Kammern seines eigenen Hauses so beschäftigt ist, wird zur Zielscheibe einer Schar von Rivalen werden; folglich wird er in Italien nur geringe Macht besitzen, und daraus schließe ich, daß Papst Leo X. dort nach seinem Gefallen herrschen wird. Ich weiß nicht, ob ich mich in meinen Berechnungen täusche, aber groß kann die Täuschung nicht sein.

MICHELANGELO: Aber wenn zufällig Franz I. mehr wert wäre, als Ihr meint, und es Karl weder an Mut noch an Geist gebräche?

MACHIAVELLI: Unter diesen beiden Voraussetzungen darf man nichts mehr weissagen. Dann wird alles von der Intelligenz und Begehrlichkeit dieser beiden Herren abhängen. Das Unmögliche kann zur geläufigen Tatsache des Alltags werden. . . . Aber große Herrscher finden sich nicht zu häufig.

GRANACCI: Ihr habt recht. Indes haben in unserer Zeit selbst die Schwachen Kraft; alles treibt ins Große, und die Könige müssen eher dazu gelangen als die andern.

MACHIAVELLI: Ich habe in meinem Leben mehr unfähige Menschen und mehr Besitzer kleiner Gehirne angetroffen, als ich zu erwarten Grund hatte. Ihr werdet mir daher erlauben, nicht allzusehr auf das Aufblühen der Genialität zu zählen und Euch zu wiederholen, daß der Papst augenblicklich am nächsten dran ist, in Italien zu herrschen.

MICHELANGELO: Ich habe keine große Meinung von ihm.

MACHIAVELLI: Ich auch nicht; ich halte ihn einfach für einen ehrenwerten großen Herrn von leichten Sitten, der seinen Geist pflegt, wie seine Hände. Aber ebenso, wie er neben diesen so wundervollen Händen in seinem Körper ein paar große, glotzende Augen hat, mit denen er nichts sieht, — was ihm Ähnlichkeit mit Nero verleiht, mit dem er außerdem noch den Zug gemeinsam hat, daß er ein Liebhaber aller Kuriositäten ist — ebenso bemerkt man an seinem mit großer Sorgfalt gebildeten Geiste Gebrechen, die das Ganze beeinträchtigen. Er zeigt in allen Dingen einen erlesenen Geschmack und hat ein gutes Herz. Er plaudert mit der gleichen Anteilnahme mit den gemeinsten Possenreißern wie mit Sadoleto oder Ariosto; er bestellt bei Euch Fresken und Statuen und läßt Raffaello Bilder malen, weil das kostspieliges Spielzeug ist und der Heilige Vater sich gern aus einem Sterne ein Stehaufmännchen machen würde, um damit seinen Ruhm zu vergrößern. Aber in seinem Herzen, davon seid überzeugt, zieht er eine Hasenjagd auf seinem Landgute La Magliana oder ein feines Abendessen im Vatikan

der Betrachtung Eurer Meisterwerke vor. Dort läßt er Knödel aus geröstetem Pferdehaar und Pasteten aus Stroh servieren, damit die Gäste Gesichter schneiden, zur unendlichen Freude des Oberhauptes der christlichen Kirche. Und dann lassen Evangelista Tarasconi und Aretino ihre Talente zu burlesken Zoten im hellsten Lichte strahlen.

MICHELANGELO: Ungefähr dasselbe sagte ich vorhin zu Granacci. Von einem solchen Manne ist nichts zu erwarten.

MACHIAVELLI: Verzeiht. Wenn man alles erwägt, so scheint es, als wollten sich die Ereignisse unter seinen Händen so fügen, daß er uns, ohne die Begeisterung Savonarolas, den entschlossenen Ehrgeiz des Valentino oder die Energie Julius II. zu besitzen, und trotz seines Tändelns und Spielens mit Seifenblasen, schließlich doch ein einiges Italien schenken wird. Er wird das Kirchenlehen Neapel diesem armen Karl von Spanien wieder abnehmen, der nicht weiß, wie er das Seinige zusammenhalten soll, und es kann ihm nicht mißlingen — so leicht ist die Aufgabe — den König von England, diesen dem Heiligen Stuhl blind ergebenen Pedanten und Skribifax, so gründlich gegen Frankreich aufzuhetzen, daß Franz I. nicht wagen wird, sein Land zu verlassen, um sich an dem unsrigen zu vergreifen. Sodann wird sich Leo des Gebiets von Mailand bemächtigen und es behalten, wie Julius es mit der Romagna gemacht hat.

MICHELANGELO: In gewisser Hinsicht ist das eine recht schöne Perspektive; aber sie macht mir keine Freude.

MACHIAVELLI: Mir auch nicht. Ich fühle und weiß, warum! Der Glanz Italiens war niemals herrlicher wie heute, und trotzdem ist dieser Glanz nicht rein. Der Laster sind zu viele, die Korruption ist zu groß, und wenn wir in die Hände der verderbtesten aller Mächte fallen und in die Abhängigkeit des raubgierigsten Hofes geraten, den es je gegeben hat, wird Italien zwar von den Barbaren befreit und zu einer Einheit zusammengeschweißt, aber auch binnen weniger Jahre moralisch und physisch erschöpft sein. Die

Mönche und die Priester werden es derart ausgesogen und entkräftet haben, daß es sich nie wieder erholen kann.

MICHELANGELO: Ich glaube Euch; ich bin ein ergebener Sohn der heiligen Kirche; aber solange der Klerus bleibt, wie er jetzt ist, kann ich nicht wünschen, daß er zur Herrschaft gelangt. Kurz, wir leben in einer höchst elenden Zeit.

MACHIAVELLI: In der denkbar elendesten, und ich hoffe auf gar nichts mehr.

GRANACCI: Möge der Himmel mit euch beiden Erbarmen haben! Wenn man euch glauben wollte, so eilten wir dem Untergang entgegen. Sprecht Ihr wirklich im Ernst, Messer Niccolò? Vor meinem Maestro und in der Sixtinischen Kapelle haltet Ihr uns solche Reden? Habt Ihr etwa eine größere Zeit gekannt? Geht, Messer Niccolò, das glaubt Ihr ja selber nicht! Ich segne jeden Tag den Himmel von neuem, daß ich in einer solchen Zeit geboren bin. Wenn ich mit jemanden plaudere, begegnet es mir wohl, daß ich gar nicht auf seine Antwort achte; ich betrachte seine Züge und sage mir: Da hast du einen Mann vor dir, dessen Name auf irgendeiner Seite der Geschichte verewigt werden wird! Ich fühle einen Duft von Ambrosia und Unsterblichkeit in den Lüften und atme ihn in vollen Zügen ein. Überall bewundere ich, freue ich mich, und ihr beide da wollt behaupten . . . Geht! geht! Ihr seid grämliche Geister, krankhafte Phantasten, Undankbare, ja die Undankbarsten, die es nur geben kann; denn gerade ihr müßtet euch Gott für die schönen Dinge, die er euch, jedem auf seinem Gebiete, auszuführen ermöglichte, erkenntlich zeigen.

MACHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob ich schöne Dinge ausführe; aber ganz sicher weiß ich, daß, wenn der hochwürdigste Kardinal Bibbiena mir heute morgen nicht ein halbes Dutzend Scudi in die Hand gedrückt hätte, ich kein Mittagessen bestreiten könnte. Weiter will ich nichts sagen, und damit, Maestro Michelangelo, und Ihr, mein liebenswürdiger Granacci, verlasse ich euch. Ich bin glücklich, euch

gesehen zu haben, und wünsche euch, daß ihr beide gesund bleibt.

MICHELANGELO: Lebt wohl, Messer Niccolò, mein Freund. Seht, daß Ihr Eure Mandragola fertig macht; es ist Euer schönstes Werk.•

ANFANG 1515, VOR DEM EINBRUCH FRANZ I. Es sind indes schon Ereignisse vorweggenommen, die erst in den Anfang des Jahres 1516 fallen. Die Decke der Sixtinischen Kapelle war schon 1512 vollendet. — Julius II. hatte testamentarisch verordnet, daß Michelangelo das begonnene Grabmal weiterführen solle und dieser nahm die unterbrochene Arbeit sofort wieder auf. Die Jahre 1513 bis 1516 sind großenteils damit ausgefüllt. Der Kontrakt, den die Rovereerben im Mai 1513 abgeschlossen hatten, wurde 1516 geändert; das Grabmal sollte eine neue Gestalt als Wanddenkmal erhalten, im übrigen blieb der Aufbau unverändert. Im Herbst 1516 beauftragte der Papst Michelangelo mit der Ausführung der Fassade von San Lorenzo in Florenz, wodurch die Arbeiten am Grabmal eine Unterbrechung erlitten.

Machiavelli hatte seine ganze Kraft in den Dienst der Republik Florenz gestellt und das erste Nationalheer zur wirksameren Verteidigung gegen innere wie äußere Feinde geschaffen; die Wiederkehr der Medici nach der Schlacht bei Ravenna 1512 hatte ihn jedoch unter dem Vorwande, er stehe zum vertriebenen Gonfaloniere Soderini in einem vertrauten Verhältnis, seines Amtes beraubt. Seine alten Gegner waren damit jedoch nicht zufrieden; am 15. Februar 1513 wurde ein Zettel gefunden, auf dem etwa zwanzig junge Leute verzeichnet waren, an der Spitze der Verschworenen standen Piero Pagolo Boscoli und Agostino Capponi. Diese wurden sofort hingerichtet, die übrigen gefoltert und in den Kerker geworfen oder verbannt. Unglücklicherweise befand sich auch der Name Machiavellis auf der Liste, obwohl er nicht beteiligt war. Auch er erlitt die Seiltortur; aber die Untersuchung ergab, daß er völlig unbeteiligt war, wie auch seine Rechnungsablage seine Unbescholtenheit glänzend bestätigte. Trotzdem wurde er aus dem Stadtgebiet verwiesen. Am 18. März, nach Entlassung aus der Haft, schrieb er an einen Freund, er habe sein Schicksal so tapfer getragen, daß er mit sich ganz zufrieden sei.

Machiavelli zog sich nach seiner Verbannung auf das kleine von seinem Vater ererbte Landgut San Casciano, in der Nähe

von Florenz, zurück, von wo aus er mitunter einen heimlichen Abstecher nach der Stadt unternahm, um in der lockeren Gesellschaft seiner Freunde sich für die Einförmigkeit des ärmlichen Landlebens zu entschädigen. Er beschreibt seinen Aufenthalt: wie er tagsüber mit Bauern wie ein Bauer Holz spaltet, Vögel fängt usw., am Abend legt er festliche Kleidung an, wenn er bei der Lektüre der großen Italiener und der römischen Klassiker geistigen Genüssen huldigt.

In der Muße des Landlebens vollendete Machiavelli Ende 1513 seinen berühmten „Principe", den er dem Herrn von Florenz, Lorenzo de' Medici, widmete. Er erkannte als klar blickender Politiker, daß die republikanische Sache verloren war und so trat er in seinem Beschäftigungsdrang und seiner Vaterlandsliebe zur Partei der alten Widersacher über, zudem er der Meinung war, daß nach dem Ende des Cesare Borgia und unter dem Papsttum der Medici nur mehr ein Medici die fürstliche Macht erwerben konnte, um Italien frei zu machen. Aber sein Plan, wieder eine Anstellung zu bekommen, scheiterte am Widerstand des indolenten Giuliano de' Medici und Lorenzo nahm von Werk und Widmung nicht einmal Notiz. Die „Mandragola", die Granacci erwähnt, verfaßte Machiavelli etwa um die gleiche Zeit; im Druck erschien sie erst 1524. Während die kaum minder schlüpfrige „Calandria" des Bibbiena am Hofe von Urbino vor der hochgebildeten Herzogin Elisabetta ihre Uraufführung erlebte und auch Leo X. wiederholt ein eifriger Zuschauer war, wurde Machiavellis Komödie von seinen Feinden nur als Beweis seiner Sittenlosigkeit bezeichnet. Paul Heyse, der die Mandragola ins Deutsche übertrug, schreibt darüber: „Durch die geniale Erfindung der Handlung, die von höchster Komik ist und von so ingeniöser Kühnheit, daß alle Listen und Tücken der Bedienten und Parasiten in den anderen Komödien trivial und wenig ergötzlich erscheinen, durch die Bewunderung dieser Kunst und die Freude an dem Witz des Autors werden wir auch über den moralischen Standpunkt gegenüber einem so verwegenen Sujet hinweggehoben und in eine freie poetische Stimmung versetzt, wie in den übermütigsten Szenen des Aristophanes."

Zu den in der Szene erwähnten Personen ist zu bemerken: Machiavelli spricht davon, daß der Herzog von Ferrara gestorben sei. Das ist nicht richtig; der von Julius II. gehaßte Alfonso I. starb erst 1534. — Jacopo Sadoleto, geb. 1477 zu Mantua, 1535 Kardinal, war ein gelehrter Prälat, Dichter, Philosoph und Diplomat, ausgezeichnet durch seinen rechtlichen, frommen und

tugendhaften Charakter. Er zeigte auch den Protestanten gegenüber stets Ruhe und Maß. Seine Korrespondenz ist noch heute kulturgeschichtlich sehr wertvoll. Mit seinem intimen Freund Pietro Bembo (s. Bem. zu III, 24) wurde er gleichzeitig von Leo X. zum päpstlichen Geheimsekretär ernannt. Der äußerlich glänzendere Bembo war eine der Koryphäen des römischen Hofes und übte auf Künstler und Gelehrte einen belebenden Einfluß aus. — Bibbiena (s. Bem. zu III, 5) war in den ersten Jahren des Pontifikats Leos X. dessen erster politischer Berater, bis er von Giulio de' Medici abgelöst wurde. — Tizian (Bem. zu V, 10) kam erstmals 1545 im Auftrag Pauls III. nach Rom. — Sannazaro (II, 23); Andrea del Sarto (II, 21); Navagero III, 23); Ariosto (II, 11); Sansovino (III, 5); — Tarasconi war einer der Sekretäre Leos X. — Aretino (V. 10).

Zu den politischen Erwägungen im Gespräch zwischen Michelangelo und Machiavelli (vgl. Einleitung zu III) ist festzuhalten, daß Franz I. erst den Thron bestiegen hat und Sforza noch in Mailand herrscht. Karl I. (später Karl V.) wurde erst nach dem Tode Ferdinand des Katholischen am 20. Januar 1516, also ein Jahr später, König von Spanien. Die etwas verwickelten Verhältnisse, die Karl später auf den Kaiserthron führten und die spanisch-habsburgische Weltmonarchie begründeten, werden am übersichtlichsten graphisch veranschaulicht:

Maximilian I. † 1519

Philipp der Schöne, † 1506, vermählt mit
Johanna der Wahnsinnigen, Tochter Ferdinands V. des Katholischen von Spanien, der Erbin der spanischen Krone, † 1554.

Karl nach dem Tode Philipps 1506 Herr von Burgund und der Niederlande nach dem Tode Ferdinands V. 1516 König von Spanien als *Karl I.* nach dem Tode Maximilians I. 1519 deutscher Kaiser und Herr der österreichischen Erblande als *Karl V.* dankt ab 1556, † 1558. (Spanisch-habsburgische Linie). *Philipp II.*	*Ferdinand I.* durch Verzicht Karls V. 1521 Herr der österreichischen Erblande, nach Abdankung Karls V. deutscher Kaiser. † 1564. (Deutsch-habsburgische Linie).



ROM

(2) AUF DEM MONTE PINCIO

Auf dem Rasen inmitten von Platanen und Zypressengruppen sind weithin Gruppen von Personen verschiedener Stände verstreut, die gekommen sind, um sich zu ergehen und den schönen Abend zu genießen. Man sieht Bürger, Priester, Mönche, Frauen, junge Leute, Kinder; die einen auf Teppichen sitzend oder halbgelagert, die andern lustwandelnd; jene essen Früchte oder Kuchen, diese sind in ernsthafte Gespräche vertieft. Man hört lebhaftes Gelächter. Das Wetter ist herrlich. Der Horizont unermeßlich.

Inmitten einiger junger Mädchen und Burschen, meist mit Blumen bekränzt und geschmackvoll gekleidet, liest ein zwanzigjähriger Jüngling ein Sonett vor.

DER JÜNGLING:

Göttliche Zauberin, die mir den Himmel hellt,
Ihr Blicke, von der Liebe Glut entfacht,
Euch Lippen, von dem Kuß des Bacchus sanft geschwellt,
Du Stirn, auf der des Morgens Reinheit wacht,

Im Glanz des Ebenholz' gelockt das üpp'ge Haar,
Des Leibes Wuchs, die zarten Händ' und Füße —
Anbetend neigt' sich Phidias vorm Altar
Der Schönheit, wollt er formen diese Süße.

Die Unschuld krönet deiner Reize Reigen
Vor dem die Grazien sich bewundernd neigen,
Beschämt er doch der Demantketten Funkeln.

Und doch, ein Wort kann dieser Schätze Pracht —
Wenn mir dein ros'ger Mund entgegenlacht
Und spräch es aus: „ich liebe dich" — verdunkeln.

Man spendet lachend Beifall; ein junges Mädchen erhebt sich, klatscht in die Hände und eilt auf den Dichter zu.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Für mich hast du das geschrieben, Troilo? Für mich, für mich, für mich ganz allein?

DER JÜNGLING: Bei meiner Seele Giacinta, ganz gewiß für dich und für keine andere.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Da, da hast du deinen Lohn!

Sie wirft sich in seine Arme, küßt ihn und setzt ihm einen Kranz aufs Haupt.

EIN ANDRES JUNGES MÄDCHEN: Und du, Emilio, da du nicht einmal das kleinste Verschen auf mich zu dichten weißt, du hast doch hoffentlich so viel Talent, uns eine Geschichte zu erzählen. Setz' dich dort nieder und beginne, wir hören dir zu.

EMILIO: Ich weiß nicht recht, was ich euch erzählen soll.

ALLE *(in die Hände klatschend):* Vorwärts! keine Ausflüchte! erzähle! erzähle!

EMILIO: Wenn's denn einmal sein muß, so wisset, daß ehedem zu Verona ein alter Kaufmann lebte, namens Ser Jacopo, der eine sehr junge und sehr hübsche Frau hatte. Sein Nachbar, einer der liebenswürdigsten Edelleute, hatte

die Gewohnheit, über die Mauer in Ser Jacopos Garten zu schauen, und . . .

Die Geschichte geht weiter.

Drei Bürger spazieren, dicht nebeneinander gehend, vorbei.

ERSTER BÜRGER: Ich bin meiner Behauptung vollkommen sicher. Mein Sohn Giulio ist erst zehn Jahre alt, und er wird eine der Leuchten des Jahrhunderts werden. Das ist die Ansicht des Frate Filippo. Er macht kein Hehl daraus und wiederholt sie allen, denen er begegnet.

ZWEITER BÜRGER: Mein Tommaso ist Eurem Giulio vollkommen ebenbürtig, und er ist dabei erst neun Jahre alt, keinen Tag darüber . . . oder doch, ja! er hat acht Tage mehr, denn er ist am 14. Juni geboren, genau vor neun Jahren, und wir haben heute den 22. Er ist also neun Jahre und acht Tage alt, und der Pater Roberto ruft mir jeden Morgen zu: „Messer Pompeo, Euer Sohn . . ." Wie sagtet Ihr doch, Messer Annibale?

ERSTER BÜRGER: Wird eine der Leuchten des Jahrhunderts werden!

ZWEITER BÜRGER: Richtig! Genau dasselbe ruft mir der Pater Roberto zu.

DRITTER BÜRGER: Meine Herren Gevattern und treffliche Nachbarn, ich spreche euch meine aufrichtigsten Glückwünsche aus. Der Frate Filippo und der Pater Roberto müssen sehr verständige Leute sein.

ERSTER BÜRGER: Fra Filippo ist der Beichtvater meiner Frau, seit sie angefangen hat, ihre erste Sünde zu begehen. Er besitzt unser ganzes Vertrauen. Ich darf Euch wohl fragen, ob er sich in einem solchen Falle täuschen könnte!

ZWEITER BÜRGER: Genau wie bei uns. Als ich mich verheiratete, war Pater Roberto bereits sozusagen Herr im Hause. Meine Frau würde kein Ei kaufen, ohne zuvor seinen Rat eingeholt zu haben, und wenn sie schlechter Laune ist, was bei ihr ziemlich oft vorkommt, so wüßte ich nicht, was

aus mir werden sollte, wenn der Pater Roberto nicht da wäre, sie zu beruhigen. Ihr könnt Euch also denken, daß, wenn er von meinem Sohne sagt, was er sagt, ich überzeugt sein kann, daß es sich auch so verhält.

DRITTER BÜRGER: Ich verstehe eure Zuversicht. Was mich angeht, so habe ich zwei ganz gewöhnliche Jungen, der eine ist achtzehn Jahre alt, der andere sechzehn. Ich will aus dem ersten einen Kaufmann machen, und aus dem zweiten einen Notar.

ZWEITER BÜRGER: Verzeiht mir, aber ich muß das durchaus mißbilligen! Der Pater Roberto würde die Achseln zucken, wenn er Euch hörte.

ERSTER BÜRGER: Und Fra Filippo desgleichen. Es freut mich sehr, daß er sich auch in diesem Punkte mit dem Pater Roberto begegnet. Er würde um nichts in der Welt dareinwilligen, daß unser Sohn Kaufmann oder Notar würde. Schon der bloße Gedanke würde ihn in Wut versetzen.

DRITTER BÜRGER: Aber was für Absichten haben denn eure wackern Mönche mit euren Kindern?

ERSTER BÜRGER: Ihre Absichten sind höchst weise. Mein Sohn soll Maler werden.

ZWEITER BÜRGER: Und der meinige Bildhauer. Nur die Künstler können heutzutage einen Sack Geld verdienen, groß wie sie selber, angesehene Herren werden und auf alle Welt pfeifen.

DRITTER BÜRGER: Es ist allerdings richtig, daß die Künstler augenblicklich die erste Stellung einnehmen. In meiner Jugend war dem nicht so. Da betrachtete man sie als Bettler und Hungerleider.

ERSTER BÜRGER: Als Bettler? Als Hungerleider? Schaut doch, ich bitte Euch, einmal dort hinunter, auf die Straße, am Fuße des Hügels!

DRITTER BÜRGER: Ja! ich schaue hin!

ERSTER BÜRGER: Was seht Ihr?

ZWEITER BÜRGER: Ich sehe nichts . . . ausgenommen zwei Edelleute auf Pferden mit reichen Decken und von bewaffneten Dienern gefolgt. Was ist daran Merkwürdiges?

ERSTER BÜRGER: Ihr haltet jene Leute dort für Edelleute? Putzt Eure Brillengläser! Es ist Maestro Marcantonio Raimondi, der Stecher, und Maestro Giulio Romano, einer der Schüler des Maestro Raffaello. Weder der eine noch der andere stammt aus einer besseren oder auch nur ebenso guten Bürgerfamilie wie ich, und wenn ihre Eltern Kaufleute oder Notare aus ihnen gemacht hätten, würden sie sicherlich nicht auf so großem Fuße leben.

ZWEITER BÜRGER: Was meint Ihr wohl, daß Maestro Valerio Belli, der Gemmenschneider, verdient? Und die Maestri Bridone und Marchetto, die Sänger und Gitarrespieler? Und der Pater Mariano, der auf einen Sitz vierhundert Eier und zwanzig Karpfen ißt? Ich sage Euch, wenn man in dieser Welt etwas vorstellen will, so muß man Künstler werden!

DRITTER BÜRGER: Ohne Zweifel; aber nicht jeder kann diesen Beruf ergreifen; es gehört dazu so etwas wie eine natürliche Begabung, und was mich betrifft, so gestehe ich ganz offen, wenn man mich zwingen wollte, zum Mittagessen zwanzig Karpfen zu essen, oder einen Dom zu bauen, so würde man mich in Verlegenheit bringen.

ERSTER BÜRGER: Das kommt nur, weil es Euch an Übung fehlt. Der Frate Filippo hat mir hundertmal wiederholt, daß, wenn man mir's in meiner Jugend beigebracht hätte, ich sicherlich ebenso große Kerle aus Marmor machen würde wie Maestro Buonarroti.

ZWEITER BÜRGER: Das ist durchaus richtig. Mein Sohn soll Bildhauer werden und beim Papste zu Mittag speisen. Es gibt keinen einigermaßen verständigen Familienvater, der heute die Dinge nicht so beurteilt wie wir; meine Ansicht ist, daß die Kunst das Schönste auf der Welt ist, und ich bin entschlossen, die alten Vorurteile zu verachten und mit meiner Zeit Schritt zu halten.

(3) Zwei Dominikaner und ein Augustinermönch sitzen unter einem Baume; zwei Kardinäle reiten plaudernd und lachend auf prächtig aufgeschirrten Maultieren vorbei; neben ihnen, auf einem spanischen Hengst, ein vornehmer in schwarzen Sammet gekleideter Venezianer; zahlreiche diensttuende Kavaliere und Diener in schönen Livreen.

ERSTER DOMINIKANER: Ich kenne diese hochwürdigsten Herren nicht. Wißt Ihr vielleicht die Namen?

DER AUGUSTINER: Im Ernst? Ihr kennt den Kardinal Sadoleto und den Kardinal Bibbiena nicht? Der Edelmann mit dem schwarzen Barte, der sie begleitet, ist Messer Andrea Navagero, ein venezianischer Patrizier und Literat, nicht weniger berühmt als sie.

ZWEITER DOMINIKANER: Ich wäre neugierig zu erfahren, was Sadoleto und Bibbiena an frommen Werken geleistet haben, um ihre roten Hüte zu verdienen.

DER AUGUSTINER: Der erstere, mein Vater, diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, hat wenigstens nichts besonders Schlimmes getan. Er ist ein guter Latinist; der Schliff seines lateinischen Stils wird fast ebenso bewundert wie die Feinheiten des Bembo. Er ist gutmütig und ohne Falsch; sofern man ihn in seinen Vergnügungen nicht stört, tut er niemand etwas zuleide.

ERSTER DOMINIKANER: Den Bibbiena kenne ich nach dem, was gutunterrichtete Leute mir von ihm erzählt haben. Über seinen Lebenswandel läßt sich nichts Vorteilhaftes sagen. Er liebt das lustige, lockere Leben und hat die Calandria geschrieben; das ist eine hübsche Komödie, aber nicht das Werk eines Theologen. Papst Julius II. hat diesen Mann in sein Vertrauen gezogen; Papst Leo schenkt ihm seines im höchsten Maße, so daß es kaum eine Verhandlung oder eine Staatsangelegenheit gibt, in der er nicht seine Hände hätte. Wenn er Zeit übrig hat, verbringt er sie in der Werkstätte des Maestro Raffaello, seines intimen Freundes, wo mehr anstößige als erbauliche Dinge gesagt und getan werden.

ZWEITER DOMINIKANER: Welche Gepränge! Welche Hoffart! Welches Zurschautragen von Prunk! Wo mögen

diese Weltleute mit ihrem Gefolge von Sklaven hingehen? Was denken sie, diese edlen babylonischen Satrapen bei ihren vergnügten Reden und ihrem schallenden Gelächter? Sicherlich sind sie nicht auf dem Wege, um die heilige Messe zu lesen!

DER AUGUSTINER: Verzeiht, hochwürdiger Vater, eben das wollen sie. Sie gehen Messe lesen ... Ihre Messe meine ich. Eine glänzende Versammlung von Schöngeistern, Dichtern, Künstlern, Damen, Prälaten und Edelleuten kommt heute bei Agostino Chigi, dem Bankherrn aus Siena zusammen. Man beabsichtigt dort der Göttin Venus ein Opferfest zu feiern mit Tauben, Milchspeisen, Blumen, Sonetten, Madrigalen, mit sapphischen und adonischen Versen in griechischer, lateinischer und Vulgärsprache. Unter den bei dieser Gelegenheit beobachteten Gebräuchen wird keiner sein, bei dem man sich nicht auf die Autorität irgendeines guten Schriftstellers berufen kann. Monsignore Gabriello Merino, der soeben wegen der Vortrefflichkeit seiner Stimme zum Erzbischof von Bari ernannt wurde, wird die Epoden singen und den Heptachord spielen; Francesco Paoloso, der neue Archidiakon, wird sich auf der Viola d'amore hören lassen; der Florentiner Pietro Aron, Johanniterritter und Chorherr von Rimini, begleitet die Lobhymnen auf die Göttin auf der Rebeca; für das Konzert sind eine Menge Doppelflöten vorgesehen, und die Teilnehmer werden mit Rosen bekränzt. Der Altar besteht aus weißem, gelbgeädertem Marmor; Girolamo Santa Croce von Neapel hat damit ein Wunderwerk der Skulptur geschaffen. Das Festmahl, das die Feier beschließt, wird von einer Fülle und Üppigkeit sein, würdig der berühmtesten Feinschmecker des Altertums. Leo X. soll bei der Feier zugegen sein, jedoch unter einer Maske. Ich hoffe, ihr seid nunmehr über die Frömmigkeit unserer Kardinäle beruhigt?

ERSTER DOMINIKANER: Welche Ärgernisse! Es ist sicher, daß das alte Heidentum noch gefördert von der allgemeinen Verderbnis, sich unserer von allen Seiten wieder bemächtigt. Man hört von nichts sprechen als von Vor-

gängen, ähnlich dem, von dem Ihr uns erzählt habt. Hier opfert man dem Apollo; anderswo der Pomona; in Venedig hat man sich nicht geschämt, sich bis zur Aufstellung von Hermen des Priapos zu erniedrigen. Es ist um alles geschehen, was ehrbar und tugendhaft ist, und ich weiß nicht, was aus dem Glauben werden soll.

DER AUGUSTINER: Er wird es machen wie ein von den Regenwolken verdunkelter Stern, der nichtsdestoweniger am Himmel glüht.

ZWEITER DOMINIKANER: Die Verfinsterung wird, fürchte ich, recht lange dauern. Unser Vater Savonarola hat die Geißel abwenden wollen und ist darüber zugrunde gegangen. Wer soll da triumphieren, wo dieser große Heilige unterlegen ist.

DER AUGUSTINER: Vielleicht ein viel Geringerer. Man darf den Mut nicht sinken lassen, darf im Kampfe nicht innehalten. Das Gute darf dem Bösen gegenüber nicht schweigen.

ERSTER DOMINIKANER: Und dennoch schweigt es. Seit dem Tode unseres Verklärten hat niemand mehr die Stimme erhoben, und der Antichrist triumphiert.

DER AUGUSTINER: Er mag sich in acht nehmen! . . . Nähert Euer Ohr, meine Väter, und sprechen wir leise; ich weiß eine wichtige Neuigkeit. Kommt auf diese Bank, dort abseits . . . So, . . . da wären wir alle drei sicher.

ZWEITER DOMINIKANER: Ehe Ihr beginnt und gleichsam als Einleitung zu den Hoffnungen, die Ihr in uns erwecken zu wollen scheint, betrachtet doch das schimpfliche Schauspiel, das sich nur einige Schritte entfernt unseren Blicken bietet! Seht Ihr jene Franziskaner dort im Grase, die sich mit Lastträgern und den Dirnen, die diese bei sich haben, erlustieren? Wenn ich mich nicht täusche, höre ich einen dieser verruchten Mönche in Reimen, die so roh sind, wie er selbst, das Lob des Weins von Montefiascone besingen.

DER AUGUSTINER: Das Übermaß des Bösen rückt die Stunde der Vergeltung näher. Hört mich an.

ZWEITER DOMINIKANER: Meine Seele hat wenig Raum für die Hoffnung.

DER AUGUSTINER: Wir haben im Kloster wundersame Briefe von unseren Brüdern in Deutschland erhalten.



ERSTER DOMINIKANER: Was ist vorgefallen?

DER AUGUSTINER: In unserem Ordenshause zu Wittenberg — das ist eine große Stadt in Deutschland mit einer sehr gelehrten Universität — lebt ein Doktor, ein gewisser Dominus Martinus Luther, Professor des kanonischen Rechts, einer der in den heiligen Schriften bewandertsten Männer, den unsere Zeit kennt. Dieser große Mann hat sich soeben öffentlich und mit bewunderswertem Mut gegen den Verkauf der Ablaßzettel erhoben. Er hat, was von größter Tragweite ist, die Textstellen so gelehrt zitiert

und seine Zuhörer durch die Kühnheit seiner Sprache gegen die Gottlosigkeiten, über die wir vorhin geseufzt haben, dermaßen hingerissen, daß zuerst seine Kollegen, sodann das Volk und, was besonders wichtig ist, Seine kurfürstliche Gnaden, der Herzog von Sachsen, sich unter seine Führung gestellt haben. Das ist es, was ich euch anvertrauen wollte.

ERSTER DOMINIKANER: Und haben die Franziskaner, die Einnehmer des Ertrages der Ablässe, keinen Einspruch erhoben?

DER AUGUSTINER: Das haben sie auch. Wir haben unseren Mitbruder natürlich unterstützt, und man versichert mir, daß der Heilige Vater, voll Hochachtung für die Talente des Dominus Martinus, nicht geneigt ist, ihm Unrecht zu geben. Ich schließe daraus, daß der Himmel zum Herzen des Heiligen Vaters spricht, daß er ihn vielleicht zum Nachdenken veranlaßt, und diese Hoffnungen lassen mein Herz freudig erzittern.

ERSTER DOMINIKANER: Wäre euer Bemühen doch von Erfolg gekrönt, teure Söhne des heiligen Augustinus! Die engsten Bande einigen uns mit euch! Euer glorreicher Vater hat unseren heiligen Thomas erleuchtet. Wenn wir, nach dem unheilvollen Tode Savonarolas, den die Leute des heiligen Franz zum Märtyrer machten, euren würdigen Luther den Nachstellungen eben dieser Verfolger ausgesetzt sehen sollten, so könnt ihr euch denken, wie sehr unsere Herzen gemeinsam mit den eurigen leiden werden!

ZWEITER DOMINIKANER: Nein, mein Vater! Überlaßt Euch nicht der Entmutigung; selbst im schrecklichsten Sturm schirmt Gott seine Kirche. Hoffen wir, daß die Augustiner das Heil der Religion erkämpfen und trösten wir uns, daß es uns nicht selbst gelungen ist in dem Gedanken, daß wir es wenigstens versucht haben.

DER AUGUSTINER: Dem Blute eures Märtyrers wird die Ernte ihre Fruchtbarkeit zu danken haben.

ERSTER DOMINIKANER: Es läutet zum Angelus!

Alle Glocken Roms fangen an zu läuten; die zahlreichen auf dem Monte Pincio versammelten Gruppen halten in ihrer Unterhaltung inne; die Frauen knien nieder, die Männer entblößen das Haupt und alle bekreuzen sich und beten das Ave Maria.

DER AUGUSTINER: Beten wir wie diese Menge und fügen wir, wohl wissend, worum wir den Himmel anzugehen haben, die kurze Bitte hinzu: „Gib, allerheiligste Mutter Gottes, daß die Reform der Kirche uns beschert werde; denn ohne dieses Heilmittel ist es um die Christenheit geschehen!"

Die drei Mönche knien nieder und bleiben in ihr Gebet versunken.

ZU SZENE 2. Die kurze Idylle der Jugend ist vielleicht durch die Gespräche des Dichters und Novellisten Agnolo Firenzuola (1493—1546) über die Schönheit der Frauen angeregt. Auch bei ihm „versammelten sich auf der Höhe eines Hügels, der ganz mit Zypressen und Lorbeerbäumen bewachsen ist", Jünglinge und junge Damen zum Gespräch. Die meisten Novellen der damaligen Zeit, von Boccaccios Decamerone angefangen, sind in der Form der Rahmenerzählung. Junge Leute kommen zusammen und erzählen der Reihe nach Geschichten.

Das Gespräch der Bürger wie auch das der Mönche beschäftigt sich mit dem luxuriösen Leben am Hofe des Papstes. Leo X. hatte eine große Vorliebe für Edelsteine, Gemmen, Kameen, Medaillen u. dgl. Das nach seinem Tode aufgenommene Inventar gibt den Wert seiner Schätze, die allerdings meist verpfändet waren, auf über 200 000 Golddukaten an.

Valerio Belli war einer der vom Papst beschäftigten Kleinkünstler, der berühmteste Gemmenschneider seiner Zeit. — Fra Mariano war der berühmteste unter den Narren des Papstes: „Er war stets im Vatikan und man kann sich Leos alltägliches Leben ohne diesen Dominikaner, den „capo di matti" (Chef der Narren), kaum vorstellen." Mariano zeichnete sich durch besondere Gefräßigkeit aus; die von einem der Bürger erwähnte Freßleistung wird von Tizio, dem Chronisten von Siena, berichtet. Der gefräßige Mönch galt als Erfinder von Wurst aus Pfauenfleisch und anderen Delikatessen. In Anerkennung dieser Verdienste ernannte ihn der Papst zum Piombotar der römischen Kurie. Seine Pflicht bestand darin, den Bullen und Diplomen der päpstlichen Kanzlei ein Bleisiegel aufzudrücken. Die Arbeit war sehr gering und die Besoldung sehr reichlich. Sein Vorgänger in diesem Amt war Bramante, sein Nachfolger Sebastiano del Piombo! Von seinen Zeitgenossen wird Mariano im übrigen als

ein zuverlässiger Mann gerühmt, der sich vielen Menschen nützlich erwiesen hat. Durch die Stiftung einer Kapelle in der Dominikanerkirche S. Silvestro a Monte Cavallo, die Polidoro da Caravaggio mit schönen Freskenlandschaften schmückte, hat sich der lustige Frate verewigt.

ZU SZENE 3. „Eine Kette von Festen, grell gemischt aus Heiden- und Christentum: die Maskenzüge des Karneval, antike Göttermythen, römische Historien in prachtvollen Schauszenen, wieder Prozessionen, glänzende Kirchenfeste, das Passionsspiel im Kolosseum, klassische Deklamationen im Kapitol, Feste und Reden zum Geburtstag Roms, tägliche Kavalkaden der Kardinäle, zeremoniöse Aufzüge von Gesandten und Fürsten mit heeresgleichem Gefolge, Jägerkavalkaden, wenn der Papst auszieht. Es ist ein Bacchantenzug." So schildert Gregorovius die ewige Stadt unter Leo X.

Agostino Chigi (s. Bem. zu III, 5) spielte unter Leo X. eine hervorragende gesellschaftliche Rolle. Aber auch als Bankier war er dem Papst sehr nötig; als Leo starb, waren die meisten vatikanischen Kleinodien bei ihm versetzt. Die Feste Chigis waren durch ihren Luxus berühmt; der Papst war häufig sein Gast. Nach dem Tode der Imperia verliebte sich Chigi in die schöne Venezianerin Francesca Andreosia und entführte sie nach Rom. Den ersten Sohn taufte der Papst selbst, umgeben von vierzehn Kardinälen. Zum Festmahl hatte man einen besonderen Fisch lebend von Byzanz kommen lassen; das Bankett kostete zweitausend Dukaten. Später heiratete Chigi seine Geliebte; der Papst segnete selbst das junge Ehepaar ein und hielt die Hand Andreosias, als ihr der Ring angesteckt wurde. Das Festmahl fand in der Loggia der Farnesina statt; nach jedem Gang wurden die silbernen und goldenen Gefäße in den Tiber geworfen, was die höchste Bewunderung der Gäste hervorrief. Sie wußten allerdings nicht, daß Chigi Netze hatte spannen lassen, womit nach beendetem Mahl das kostbare Gerät wieder aufgefischt wurde.

Leo X. verlieh wiederholt Musikern hohe kirchliche Würden, um sie auf diese Weise zu gewinnen. Dem Lautenspieler Giammario, einem deutschen Juden, gestattete er sogar, den Namen Medici zu tragen und ernannte ihn zum Grafen di Verrucchio. Den Gabriello Merino machte er wegen seines schönen Gesanges zum Erzbischof von Bari; wenigstens war Merino auch außerdem brauchbar, er wurde wiederholt als Nuntius zu wichtigen Geschäften verwendet. — Pietro Aron war bedeutender Musiktheoretiker, der mehrere Werke über Musiktheorie

herausgab. — Girolamo da Santa Croce (1502—1537) schuf als Bildhauer „tüchtige und erfreuliche Leistungen", jedoch ohne besondere künstlerische Eigenart. Besser war Santa Croce als Maler; Bilder in Venedig und Freskenzyklus in San Francesco zu Padua.

Martin Luther (1483—1546) war im Jahre 1510 in Angelegenheiten des Augustinerordens in Rom und hatte die Zustände der römischen Kirche mit eigenen Augen erlebt. Er sagte später: „Welch' ein greulich Volk ist das gewesen! Ich hätt' nit geglaubt, daß das Papstthumb so ein großer Greuel sei, wenn ich den römischen Hof nit selbst gesehen hätt'. Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut, hab ich selbs zu Rom gehört." Am 31. Oktober 1517 schlug er seine berühmten Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg an, in denen er sich zum Dolmetsch der allgemein in Deutschland verbreiteten Entrüstung über die kirchlichen Mißbräuche und den Verkauf der Ablässe machte.

MAILAND

(4) DER HERZOGLICHE PALAST

Ein reich mit geschnitzten Truhen, Rüstungen, goldenen und silbernen Vasen geschmückter Saal; an einer üppig besetzten Tafel speist König Franz I. in froher Stimmung zu Abend in Gesellschaft seiner Freundin Madame Marie Gaudin und mit Florimond Robertet, Clément Marot, sowie de Piennes, de Lautrec und einigen andern Hofleuten. Truchsesse, Pagen in der königlichen Livree gehen ab und zu, reichen den Gästen die Platten und schenken ihnen ein.

FRANZ I.: Nein! der Papst war nicht darauf gefaßt, mich so plötzlich erscheinen zu sehen! Ich bin ebenso rasch über Italien hergefallen wie meine Vorgänger; sie aber sind schnell wieder abgezogen, ich hingegen lasse mich nicht wieder vor die Türe setzen.

LAUTREC: Ich trinke auf den unüberwindlichen Mars, auf den Ritter aller Ritter!

FRANZ I.: Danke, Lautrec. Die Zeiten haben sich übrigens geändert; ich will nicht, daß man uns Franzosen als Barbaren und Ignoranten behandelt. Warum sollten wir nicht genau so gut wie die Leute auf dieser Seite der Berge feine Gewohnheiten annehmen, die schlechten Manieren ablegen und uns mit dem Studium der schönen Wissenschaften befreunden können?

CLÉMENT MAROT: Wenn man den Degen zu führen und die Lanze zu brechen versteht, so ist das kein Grund, sein lebelang ein ungeschliffener Mensch zu bleiben!

FRANZ I.: Sicherlich nicht; aber, auf Ritterehre! es wird uns schwer fallen, den Dickschädeln unserer Kameraden diese Wahrheit einzubläuen. Außer euch, die ihr heute abend hier beisammen seid, und einige wenige andere ausgenommen, sind unsere Franzosen ebensoviel Tölpel, denen jeder Sinn für's Lernen abgeht! Je unwissender sie sind, desto mehr bilden sie sich ein. Der Graf Castiglione sagte mir's erst neulich abends, und er hatte nicht unrecht.

FLORIMOND ROBERTET: Er hat nur zu recht. Hat Eure Majestät das Lächeln bemerkt, das über die Lippen der Frau Herzogin von Ferrara flog, als Ihr ihr neulich jenen Herrn aus der Picardie vorstelltet, der ihr voller Eifer auseinandersetzte, warum der heilige Maclou in seiner Dorfkirche so unvergleichlich viel schöner sei, als das Meisterwerk Ghibertis, das wir bewundern sollten? — „Beim Blute Christi!" rief dieser wackere Krieger, indem er seinen Schnurrbart zwirbelte, „unser heiliger Herr Maclou ist vom Kopf bis zu Füßen bunt bemalt, Eure Figur ist aber nichts als ein weißer Stein!"

FRANZ I.: Ich gestehe dir, Robertet, als ich diese Worte hörte und die Miene der Madame Lucrezia sah, da fühlte ich, wie ich bis über die Ohren rot wurde. Wir sind in der Tat nur Dummköpfe! Aber ich werde Wandel schaffen! Auf Ritterehre! Ich will, daß Frankreich ebenso schön werde wie Italien und nicht weniger prächtig geschmückt. Was bis zu dieser Stunde in unserem Königreiche existiert hat, das wollen wir von Grund aus zerstören und die Strahlen der Sonne sollen über Paris und meinen guten Städten, über allen, ohne Ausnahme, ebenso schöne Gebäude, ebenso viele Meisterwerke der Kunst bescheinen, wie auf dieser Seite der Alpen! Pfui über unsere alten Kathedralen, über unsere Schlösser aus vergangenen Zeiten, über all die bäurischen Gebräuche unserer Ahnen! Wenn Gott mir das Leben

schenkt, werden wir, das verspreche ich euch, in der Welt nicht weniger angesehen sein durch unsere Verdienste um Apollo und seine neun schönen Gefährtinnen, als wir es bisher um den Gott des Krieges und vielleicht auch um die Göttin der Liebe waren. Wie denkt Ihr darüber, Madame?

MARIE GAUDIN *(mit gedämpfter Stimme):* Mein Gott! Sire, wie angenehm Eure Majestät die Worte zu setzen weiß, und wie das, was Sie sagt, gleich einem köstlichen Leckerbissen für den Geist das Ohr berührt!

FRANZ I.: Schmeichelkatze . . . Wer war denn dieser schön aufgeputzte Galan, den man heute Morgen bei Euch eintreten sah?

MARIE GAUDIN: Zittert, Sire, das war ein Feind der Ungläubigen!

FRANZ I.: Dann hätte ich von ihm nichts zu fürchten . . . Aber wer war es?

MARIE GAUDIN: Ich sage es Euch ja . . . Ein Johanniterritter.

FRANZ I.: Dieser tapfere Kämpe findet es angenehmer, schönen Damen seine Aufwartung zu machen, als die Türken zu bekriegen.

MARIE GAUDIN: Ihr behauptet zuweilen, das sei weit gefährlicher . . . Wer sagt Euch, daß die Grausamkeit der Damen geringer sei?

FRANZ I.: Auf Ritterehre! Ihr macht mich verrückt!

MARIE GAUDIN: Seigneur de Lautrec! . . . Seigneur de Lautrec! . . . Der König ist eifersüchtig! . . . Wißt Ihr auf wen?

FRANZ I.: Gott verdamm' mich, wenn ich eifersüchtig bin!

LAUTREC: Man könnte es um einer weniger schönen Ursache willen sein.

MARIE GAUDIN: Ja, der König ist auf einen Johanniterritter eifersüchtig, der mich heute morgen be-

suchte. Er war so galant, mir sogar zwei Pfänder zu hinterlassen.

FRANZ I.: Zwei Pfänder?. . . . Sein Herz und . . .

MARIE GAUDIN: Vom Herzen war gar nicht die Rede, ich denke, er hat es mir noch obendrein geschenkt. Da ich nun einmal in schwatzhafter Laune bin, will ich Euch alles gestehen: der schöne Bote kam nicht in eigener Angelegenheit, sondern im Auftrage eines andern.

FRANZ I.: In wessen Auftrage?

MARIE GAUDIN *(lachend):* Im Auftrage eines andern, sage ich Euch, zudringlicher Neugieriger! Meint Ihr, Sire, ich wollte Euch alles erzählen?

DE PIENNES: Ei, unser Herr sitzt auf glühenden Kohlen!

FRANZ I.: Der Teufel hole mich, wenn du wahr sprichst! Ich kümmere mich ebensowenig um den Absender wie um den Abgesandten . . . um den Herrn wie um den Diener . . . Wer wäre je darauf verfallen, Liebesbriefchen durch einen Johanniterritter zu übersenden?

MARIE GAUDIN: Ich habe Euch nicht gesagt, daß ich ein Liebesbriefchen erhalten hätte . . . Ihr ratet jedoch richtig, was von der Schärfe Eures Geistes zeugt . . . Aber ich habe noch nicht alles gestanden! . . . Da, Sire, nehmt! Ich will Euch nicht länger schmachten lassen! . . . Seht her!

Sie setzt ein Schmuckkästchen auf den Tisch und behält ein Papier in der Hand, das sie hin und her bewegt.

ALLE GÄSTE *(gleichzeitig):* Laßt sehn! Laßt sehn!

FRANZ I. *(das Kästchen ergreifend):* Ihr gestattet wohl, Messires, daß ich's zuerst betrachte. Mir deucht, daß ich dabei ein wenig interessiert bin und mich ohnehin sehr nachsichtig zeigte. Um damit anzufangen: das Kästchen ist entzückend . . . geschnitztes Elfenbein mit Gold und Silber eingelegt . . . Diese Türkisen und diese Rubinen machen sich vorzüglich . . . Ein sehr artig ziselierter Schlüssel . . . Darf man öffnen?



FRANZ I. VON FRANKREICH. Unbekannter Meister
Musée Condé, Chantilly

MARIE GAUDIN: Wie schüchtern Ihr seid! . . . Öffnet, Sire, Ihr habt die Erlaubnis!

FRANZ I.: Ich gehorche . . . Ah! Alle Wetter! Das ist ja entzückend! Nein! . . . nein! nein! . . . Ganz entzückend, das muß man sagen! Nur die Italiener können so etwas machen und den Damen die Geschenke auf eine so feine Weise darbieten! Betrachtet es, Messires! Es ist das Bildnis des Heiligen Vaters in einer Fassung von großen Diamanten.

MARIE GAUDIN: Ich weiß das Bildnis zu schätzen, aber auch die Fassung verachte ich nicht.

CLÉMENT MAROT: Seid überzeugt, Madame, daß der Papst das vorausgesehen hat!

FLORIMOND ROBERTET: Mein Gott, wozu diente denn sonst die Erleuchtung durch den Heiligen Geist?

FRANZ I.: Das also hat der Johanniterritter überbracht?

MARIE GAUDIN: Gleichzeitig mit diesem Briefchen hier . . . Ihr verdientet, daß ich es Euch nicht zeigte . . . Ihr habt Euch nicht einmal bewogen gefühlt, auch nur eine Minute Unruhe zu empfinden!

FRANZ I.: Ist es denn unrecht, blindlings der Treue einer geliebten Frau zu vertrauen?

MARIE GAUDIN: Ich würde nicht aufhören, die Betrogene zu sein, wenn ich an dieser Tugend litte . . . Nehmt es! . . . Lest es, Sire!

Franz I. *(das Schreiben öffnend):* „An die edle und erlauchte Frau, Madame Marie Gaudin . . . unsere geliebte Tochter in Jesu Christo . . ." Ah! wartet, laßt mich's erst einmal durchlesen! . . . Der Heilige Vater lobt Eure Schönheit . . . ferner Eure Klugheit . . .

MARIE GAUDIN: Das letztere hätte er sich schenken können.

FRANZ I.: Dann vertraut er Euch seinen Wunsch an, Parma und Piacenza wiederzuerlangen und bittet Euch, mich

um Rückgabe dieser Städte anzugehen . . . Nehmt's nicht übel, die Vermittlung wird ihm aber nicht viel helfen.

MARIE GAUDIN: Das hoffe ich; aber die Diamanten sind schön, nicht wahr, Maître Clément?

CLÉMENT MAROT: Gewiß, Madame, aber nicht so schön wie Eure Augen!

FRANZ I.: Willst du wohl schweigen, Schlange? Kurz, unser armer Papst sucht vermittelst der entzückendsten Hände dieser Welt die zerrissenen Maschen seines Netzes zu flicken . . . Er weiß, daß diese kleinen Finger da meine Arme gefangen halten.

MARIE GAUDIN: Wirklich? die Arme, die jüngst bei Marignano so gewaltig das Schwert geführt haben?

FRANZ I.: Jawohl, dieser einzige kleine Finger, den ich mit Eurer Erlaubnis küsse, könnte mich schneller und besser bezwingen, als die Hellebarden der Schweizerkantone, und dennoch . . .

MARIE GAUDIN: Und dennoch erwarte ich von der Höflichkeit meines Paladins, daß er die Erklärungen, die ich heute morgen dem Abgesandten des Heiligen Vaters gegeben habe, nicht Lügen strafen wird.

FRANZ I.: Und was habt Ihr denn erklärt? Ihr macht mir Angst.

MARIE GAUDIN: Ich habe zu dem Johanniterritter gesagt: „Messire, wenn der König in seiner kindlichen Ehrerbietung gegen die Kirche sich geneigt fühlen sollte, dem Wunsche des Papstes zu willfahren und ihm Parma und Piacenza zurückzugeben, wovon sein Vorgänger, der König Ludwig, niemals etwas hat wissen wollen, und wenn er mir zufällig die Ehre erwiese, mich um meine Meinung zu fragen, so würde ich mich meinem Gebieter zu Füßen werfen und ihn anflehen, niemals das geringste von den Rechten seiner Krone hinzugeben". . . Und da er von der Lebhaftigkeit meiner Rede ein wenig überrascht war, habe ich ihm das Kästchen und den Brief hingehalten, aber er hat sie

nicht wiedernehmen wollen und ist nach vielen Komplimenten fortgegangen.

DIE GÄSTE: Vortrefflich geantwortet! vortrefflich gehandelt! Es lebe Madame Marie Gaudin!

FRANZ I. *(leise)*: Morgen früh werde ich Euch die Perlen schicken, die Euer Verlangen erregten, und ich werde den Preis für das Landgut erlegen, das Ihr in der Touraine zu kaufen beabsichtigt.

MARIE GAUDIN: Ah! Sire, das ist doch ganz unnötig . . . Zärtlicher als jetzt könnte ich Euch ja gar nicht lieben! Habt Ihr die Gioconda des Lionardo da Vinci angekauft?

FRANZ I.: Ja, und ich habe in Florenz Maître Andrea del Sarto beauftragt, alle ihm bekannten Meisterwerke zu erwerben. Der König von Spanien hat, ich weiß es, dieselben Wünsche wie ich, aber seht, meine Freunde, ich will auf diesem Gebiete ebensowenig hinter ihm zurückstehen wie auf den anderen. Nach Maximilians Tode — und dieses Ereignis kann nicht lange auf sich warten lassen — wird Karl die Kaiserkrone beanspruchen. Auf Ritterehre! ich werde sie bekommen! Alle meine Maßnahmen sind getroffen. Der Sohn Johannas der Wahnsinnigen beansprucht auch die Oberhand in Italien; ich werde ihm das Handgelenk umdrehen! Er geizt nach dem Ruhme, die Gelehrten zu lieben und ihre Lobsprüche zu verdienen; ich will's ihm auch darin weit zuvor tun und die Ehre wird auf meiner Seite sein. Ha! Ha! das wäre nicht übel, wenn Salamanca gelehrter würde als die Universität von Paris!

CLÉMENT MAROT: Ich möchte Freudentränen vergießen! Niemals hat Frankreich einen solchen Herrscher gehabt! Der Ruhm Eures Namens, Sire, wird gepriesen werden bis in die fernsten Geschlechter!

FRANZ I.: Ach! meine Freunde, möge Gott euch erhören und mich über alle meine Nebenbuhler erheben! Ruhm! Ja, Ruhm begehre ich! Viel Ruhm und viel Freude

und viel Fröhlichkeit und viel Vergnügen und Überfluß an allem, was dem Leben Zauber verleiht! Pracht, Geist, Glanz, Gepränge, Liebe, mehr Liebe als das Herz zu fassen vermag, unermeßlich, über alle Begriffe viel!

MARIE GAUDIN: Es lebe der König!

ALLE: Hoch der König!

FRANZ I.: Und was Monseigneur Leo betrifft, mein schönes Kind, meine lieben Freunde, so sollen seine Mühen vergeblich sein! Die Tage sind vorüber, da der Papst die Völker schrecken und die Fürsten beugen konnte!

FLORIMOND ROBERTET: Haben wir es nicht erlebt, wie Euer Vorgänger, der König Ludwig, von dem verstorbenen Papst Julius als Ketzer exkommuniziert wurde und sich dabei nur umso besser befand?

FRANZ I.: Ja, das haben wir erlebt! keiner von unsern Untertanen hat sich daran gestoßen. Niemand auf der Welt kümmert sich mehr um den Papst. Man weiß, was die römische Kurie taugt, und worin ihre Prälaten den Aposteln nicht gerade gleichen. Leo X. fordert von den Christen weder den Glauben, noch die Hoffnung, noch die christliche Liebe, sondern nur den Geldbeutel, und ich bin entschlossen, seinen Erpressungen ein Ende zu machen.

LAUTREC: Ich sehe das Geld lieber in den Taschen des Königs und seiner Diener als in denen der Kardinäle.

FLORIMOND ROBERTET: Kein vernünftiger Mensch denkt anders.

MARIE GAUDIN: Ebensowenig eine vernünftige Frau.

FRANZ I.: Auf Ritterehre! Wir können die Taler meiner Völker genau ebensogut springen machen, wie die Borgia, die Rovere oder die Medici! Aber wißt ihr wohl, daß auch die Deutschen anfangen, gegen die päpstlichen Ablaßkrämer sehr erbittert zu werden? Ich wäre neugierig, zu wissen, was mein Bruder Karl über die Unruhen in Wittenberg denkt!

LAUTREC: Höchstens Dummheiten, wenn er von Eurer Majestät keinen Rat annimmt!

FRANZ I.: Ich würde durchaus nicht ungehalten sein, wenn ich die Kirche zu der Einfachheit zurückgeführt sähe, die das Evangelium vorschreibt.

MARIE GAUDIN: Der Papst sollte Euch die schönen Dinge geben, die er im Grunde gar nicht nötig hat. Ihr würdet uns davon mitteilen, nicht wahr, Sire?

FRANZ I.: Auf Ritterehre! ich würde niemals etwas für mich behalten! Alles für Euch, meine Schöne, und für meine Freunde!

MARIE GAUDIN: Ich begehre nur das Herz! Auf Eure Gesundheit, mein Gebieter!

ALLE: Es lebe der König! tausend und noch einmal tausend Jahre! und länger!

HERBST 1515 NACH DER SCHLACHT BEI MARIGNAGO. Franz I. war ein lebenskräftiger, schöner Mann; er lebte und webte in körperlichen Übungen und suchte im Waffenspiel gerne den stärksten Gegner, um sich mit ihm zu messen. Er hatte großes Interesse für Kunst und Wissenschaft, „in ihm stellte sich die mannigfache Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Kultur auf den Genius der Franzosen am lebendigsten dar". Diesen Vorzügen stand der Mangel an moralischem Halt gegenüber; die Sorge um Politik und Regierung überließ er gern anderen, um in seinen Vergnügungen nicht behindert zu sein. Eitelkeit und Ruhmsucht waren hervorstechende Charakterzüge.

Sofort nach seiner Thronbesteigung nannte sich der König „Herzog von Mailand" und erneuerte die Liga mit Venedig, wogegen sich Leo X. mit dem Kaiser, den Spaniern, Schweizern und mit Mailand verband. Bei Marignago (südlich von Mailand) erfocht Franz I., unterstützt von den unter d'Alviano kämpfenden Venezianern am 15. September 1515 einen glänzenden Sieg über die Verbündeten; die Städte der Lombardei ergaben sich dem siegestrunkenen König. Die Rücksicht auf das Bündnis des Kaisers mit England veranlaßte ihn jedoch zum Friedensschluß mit dem Papst; am 13. Oktober kam ein Vertrag zwischen Leo X., Franz I. und Florenz zustande, wonach sich der König verpflichtete, die Medici zu schützen, der Papst dem König den Besitz von Mailand zu erhalten. Parma und Piacenza wurden mit dem Herzogtum Mailand vereinigt. Massimiliano Sforza erhielt ein Jahresgehalt von Frankreich und wurde abgesetzt. Auch Genua wurde wieder französisch.

Zur Bestätigung des Bündnisses verabredeten der König und der Papst eine persönliche Zusammenkunft in Bologna. Am 8. Dezember traf Leo X. ein, drei Tage später kam Franz I. mit glänzendem Gefolge. König und Papst wohnten im freundlichsten Verkehr in dem gleichen Palaste; am 15. Dezember verließ Franz I. sehr befriedigt Bologna. Anfang 1516 ernannte er den Connétable, Herzog Charles von Bourbon, zum Vizekönig der Lombardei und kehrte nach Frankreich zurück.

Franz I. kaufte nicht nur die Gioconda Lionardos, er verlangte auch vom Papst die Laokoongruppe als Geschenk. Leo konnte die Bitte nicht zurückweisen, aber er ließ von Baccio Bandinelli, einem höchst mittelmäßigen Bildhauer, eine Kopie anfertigen, die jedoch erst nach seinem Tode fertig wurde. Sie steht jetzt in den Uffizien in Florenz.

Der Tod Ferdinands von Spanien und die Thronbesteigung Karls werden auch hier, wie in Szene IV, 1, vorweggenommen. (Die weitere Entwicklung der politischen Angelegenheiten s. Bem. zu IV, 11.)

Marie Gaudin. Das Verhältnis Franz I. zu dem schönen Geschlecht ist bekannt. „Er nahm eine nach der anderen von den Damen des Hofes als Maitresse; ohne Zweifel verdankt er diesem Umstand den Ruf seiner großen Galanterie", schreibt der französische Historiker Capefigue. Ob eine Marie Gaudin existierte oder ob der Name willkürlich gewählt ist (d. V. vermochte darüber nichts zu finden), ist für die Szene gänzlich belanglos.

Es ist bemerkenswert, daß während der ganzen Zeit der Renaissance in Italien nicht eine einzige Frau eine politisch beherrschende Stellung einnimmt. Auch bei den hervorragendsten Fürstinnen, wie den Gonzaga und d'Este, ist der Wirkungskreis vornehmlich auf die schöngeistige und künstlerische Kultur des Hofes und innere gemeinnützliche Angelegenheiten beschränkt. (Nur die Caterina Sforza macht eine kurze Ausnahme, nachdem sie Witwe geworden war.) Am französischen Hof ist es anders. Wenn ein Mann am Thron sitzt, herrscht sehr oft die Frau; wenn eine Frau regiert, herrscht der Mann, aber in keinem der beiden Fälle die Frau des Königs oder der Gemahl der Königin. Die Herrschaft liegt in der Hand der jeweiligen Maitresse oder des Günstlings.

Florimond Robertet war unter Ludwig XII. und Franz I. Staatssekretär der Finanzen; er galt als ein sehr tüchtiger und ehrlicher Mann. — Clément Marot (1497—1544) befaßte sich fast mit allen Formen der damaligen Dichtkunst; sein Haupt-

ruhm beruht auf Chansons, Balladen, Sonetten und Epigrammen. Sein erstes Werk, „le temple de Cupido", ein allegorisches Gedicht, widmete er Franz I. Er war später wegen seiner Hinneigung zum Protestantismus vielfach Verfolgungen ausgesetzt und mußte, trotzdem der König für ihn eintrat, aus Frankreich fliehen. Er starb in Turin. — Odet de Foix, Vicomte de Lautrec (1486—1528), französischer Heerführer, zeichnete sich schon in der Schlacht bei Ravenna aus, wo er schwer verwundet wurde. Der König ließ ihn 1516 als Statthalter in Mailand zurück.

ROM

(5) EIN SAAL IM VATIKAN

Leo X. sitzt an einem Fenster; der Kardinal Bernardo da Bibbiena, die päpstlichen Geheimsekretäre Pietro Bembo und Sadoleto. Im Hintergrunde des Saales, nahe der Türe, Herr Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, der auf das Zeichen näherzutreten wartet.

LEO X.: Ich werde jetzt selbst diese Wittenberger Geschichte ins Geleise bringen und mit dem dummen Zeug aufräumen, durch das man sie verwirrt hat. Dieser Lutherus, gegen den die Franziskaner so heftig protestieren, ist kein Dummkopf; er ist kein ungebildeter Mönch, wie die meisten unter ihnen. Er hat Geist, Kenntnisse und Verstand. Er hat mir im geziemendsten Ton geschrieben, und ich werde ihn gegen die Tetzel, die Eck und diese Bande lächerlicher Fanatiker schützen. Solche Leute möchten Deutschland in Brand setzen! Dazu werde ich's aber nicht kommen lassen!

BIBBIENA: Die Absicht Eurer Heiligkeit scheint mir der Gerechtigkeit und den Umständen zu entsprechen.

LEO X.: Davon dürft Ihr überzeugt sein. Es handelt sich hier nicht um eine religiöse Frage, sondern lediglich um eine formale Schwierigkeit. Unsere Leute haben es ungeschickt angefangen, sich das Geld zu verschaffen, das wir brauchen, und ich werde ihnen unrecht geben.

SADOLETO: Wenn die Vorgänger Eurer Heiligkeit stets nach ebenso weisen Grundsätzen gehandelt hätten, so hätten wir nicht die unseligen Geschichten mit Johannes Huss und Hieronymus von Prag zu beklagen gehabt.

LEO X.: Und vor allem nicht die mit Savonarola. Seid überzeugt, ich werde nicht gestatten, daß man wieder damit anfängt. Aus diesem Frate Girolamo, der eigentlich ein vom Teufel Besessener und ein Feind unseres Hauses war, hat man durch die sinnlose Strenge, mit der man gegen ihn vorging, glücklich einen Heiligen gemacht. Dem Martino Luthero soll aus meiner Hand die Ehre des Märtyrertums nicht zuteil werden.

PIETRO BEMBO: Dieser wackere Pater schreibt einen wundervollen Stil.

LEO X.: Ich empfinde einen wahren Ekel vor den Empfindlichkeiten in Klöstern und Sakristeien. Der Papst ist ein großer Herrscher, verliert diese Wahrheit nicht aus den Augen; in einigen Jahren werden er, der Kaiser, die Könige von Frankreich und England und die Türken die einzigen Machthaber auf Erden sein. Die andern Fürsten werden nurmehr reiche Herren ohne Einfluß sein. Es ist also nötig, daß der Papst sein Verhalten nicht länger nach den Meinungen und Vorurteilen der Mönche richtet. Sagt Herrn von Miltitz, er möge nähertreten.

SADOLETO: Tretet näher, Herr von Miltitz, Seine Heiligkeit wünscht Euch!

HERR VON MILTITZ: Ich erwarte die Befehle Eurer Heiligkeit und bitte um die Gunst, Ihr die Füße zu küssen.

LEO X. *(macht über ihm das Zeichen des Kreuzes):* Herr von Miltitz, wir sind alte Bekannte. Ihr habt mir gute Dienste geleistet. Die Generalkapitäne der Kirche haben mir über Eure Tätigkeit, Eure Fähigkeiten und Eure Treue so vorteilhaft berichtet, daß ich es angemessen fand, in einer so wichtigen Sache wie die, von der ich mit Euch reden will, gerade Eure Ergebenheit in Anspruch zu nehmen.

MILTITZ: Allerheiligster Vater, dieser Augenblick belohnt mich über alle meine Verdienste.

LEO X.: Für den Auftrag, den ich Euch zu geben habe, brauche ich einen Kriegsmann und zugleich einen gewandten Höfling und einen Gelehrten. Diese drei Eigenschaften finde

ich in Eurer Person vereinigt und ich schätze mich darum glücklich.

MILTITZ: Meine geringen Kräfte sind ganz dem Dienste Eurer Heiligkeit gewidmet.

LEO X.: Ihr sollt Euren Landesherrn, den Herzog Friedrich von Sachsen, in meinem Namen aufsuchen. Er ist ein Fürst von hervorragender Weisheit, und ich freue mich, ihn von allen gekrönten Häuptern und einsichtigen Staatsmännern geachtet zu wissen. Ihr sollt ihm sagen, ich sähe mit Freuden, daß er unserm lieben Sohn in Jesu Christo, Domino Martino Luthero, seinen Schutz gewähre. Dieses Mitglied des Ordens Sancti Augustini ist ein sehr kenntnisreicher Gelehrter. Ich will nicht, daß er von solchen Schwätzern oder Dummköpfen, wie der Inquisitor Tetzel, die Professoren Eck, Hoffmann oder andere es zu sein scheinen, belästigt werde. Ihr bittet Seine kurfürstliche Hoheit, Euch mit Domino Martino in Verbindung zu setzen und zwischen uns und dem wackeren Pater zu vermitteln, damit es zu einer befriedigenden Verständigung komme. Die Übelgesinnten dürfen nicht fortfahren, dem Rufe eines so klugen Mannes zu schaden, indem sie das Gerücht verbreiten, daß er sich der heiligen Obergewalt entziehe, wessen er, wie ich weiß, vollkommen unfähig ist. Um dem erlauchten Kurfürsten durch einen unwiderleglichen Beweis meine ganze väterliche Liebe zu bekunden, sollt Ihr Seiner Hoheit die goldene Rose überreichen. Ich habe sie eigens für ihn bestimmt.

MILTITZ: Mein Herr, der Kurfürst, wird gewißlich von grenzenloser Dankbarkeit durchdrungen sein.

LEO X.: Verfehlt nicht, ihn sowohl wie Dominum Martinum eindringlich davon zu überzeugen, daß ich nicht beabsichtige, törichte Streitfragen oder anstößige Kontroversen zu erregen. Der Heilige Vater ist davon unterrichtet, daß sich in die Meinungen, die mit mehr oder weniger Recht von nicht ganz streng Rechtgläubigen verfochten werden, manche Irrtümer eingeschlichen haben. Aber wir wollen

unsere Meinungsverschiedenheiten in aller Stille und im Geiste gegenseitiger christlicher Liebe ausgleichen.

MILTITZ: Es ist wahrscheinlich, daß auf diese Weise die Schwierigkeiten behoben werden. Eure Heiligkeit bezeugen eine so weitgehende Milde, daß die Erregung schwinden muß.

LEO X.: Monsignore Sadoleto, gebt mir die beiden Briefe, die dort auf dem Tische liegen.

SADOLETO: Hier sind sie, Allerheiligster Vater.

LEO X.: Ich lege sie in Eure Hände, Herr von Miltitz. Der eine ist an Herrn Georg Spalatin gerichtet, der andere an den ehrenwerten Meister Degenhardt Pfeffinger. Unter den Räten Eures Herrn sind mir keine bekannt, denen eine ähnliche Bedeutung zukäme.

MILTITZ: Sie verdienen eine solche Ehre vielleicht wegen ihrer Ergebenheit gegen den heiligen apostolischen Stuhl und ihrer Hingebung für Eure geheiligte Person.

LEO X.: Ich weiß es, ich weiß es, Herr von Miltitz. Ihr werdet sie in meinem Namen bitten, dem Kurfürsten den wahren Gesichtspunkt der Frage eingehend vorzutragen. Es ist wichtig, daß weder er noch Dominus Martinus sich darüber im unklaren seien. Ohne Zweifel hat man mit dem Verkauf der Ablässe ein wenig Mißbrauch getrieben, und es würde mich gar nicht überraschen, wenn sich in die formale Behandlung Ungehörigkeiten eingeschlichen hätten. Es mögen mir geeignete Maßnahmen vorgeschlagen werden, und ich bin bereit, sie anzuwenden. Die Hauptsache ist, daß das Geld, auf das die apostolische Kammer nicht verzichten kann und will, wie gewöhnlich eingeht. Auf welche Weise das geschieht, ist ziemlich gleichgültig.

MILTITZ: Ich glaube von vornherein nicht annehmen zu dürfen, daß es in der Absicht des Kurfürsten liegen könne, der apostolischen Kammer einen pekuniären Nachteil zuzufügen.

LEO X.: Ich glaube es auch nicht und würde es auch auf keinen Fall zulassen; denn dieser Punkt, das erkläre ich



LEO X. Unbekannter Meister
Aquarell im kunsthistorischen Museum, Wien

Euch ganz aufrichtig, würde zu ernsten Verwicklungen führen; so nachgiebig ich in den andern Fragen bin, so unerbittlich würde man mich in dieser finden. Ihr habt lange genug in Rom und in meinen Staaten gelebt, um zu wissen, daß unsere Einkünfte und die Steuern, die die Kirche in den christlichen Ländern erhebt, nicht vermindert werden können, ohne Unzuträglichkeiten herbeizuführen, mit denen die Kirche nicht zu belasten für mich Ehrensache ist. Darüber sind wir also im reinen. Ich bin geneigt, in allen Stücken versöhnlich zu bleiben, vorausgesetzt, daß die Bedürfnisse der apostolischen Kammer befriedigt werden. Lebt wohl, Herr von Miltitz.

MILTITZ: Ich bitte um den Segen Eurer Heiligkeit.

Er kniet nieder und küßt den päpstlichen Pantoffel.

LEO X. *(die Rechte erhebend und das Kreuzeszeichen über ihm machend):* Benedico te in nomine ... Ich werde Euch vortrefflichen Sizilianerwein senden, um Euren Reisemahlzeiten aufzuhelfen. Lebt wohl, Miltitz. Bibbiena, Ihr kommt doch heute abend zu unserm kleinen Konzert? Und Ihr, Bembo, wollen wir heute nicht eine Jagdpartie unternehmen?

PIETRO BEMBO: Ich brenne vor Verlangen danach, Allerheiligster Vater.

LEO X.: So folgt mir denn, Nimrod. Man hat mir gemeldet, das Treiben werde heute ausgezeichnet sein; verlieren wir keine Zeit mehr.

Sie gehen.

BIBBIENA: Lieber Miltitz, Ihr begreift, daß es uns einerlei ist, ob das Geld auf dem Wege der Ablässe oder sonstwie eingeht; vergeßt aber nicht, daß wir unter allen Umständen das Geld wollen und nichts als das Geld, und man darf sich nicht etwa einbilden, daß wir auch nur einen Soldo von diesem Gelde nachlassen werden.

MILTITZ: Ich bin einigermaßen in Verlegenheit; denn ich fürchte, daß der Kurfürst im Gegensatz zu Euch auf diese Frage mehr Wert legt als auf alle anderen.

BIBBIENA: Wenn dem so ist, um so schlimmer. Sagt Friedrich dem Weisen, er möge unsern Hunger nicht reizen; wir würden sonst Tiger werden.

MILTITZ: Ich werde meine ganze Beredsamkeit aufbieten. Lebt wohl, Monsignori; ich muß meine Vorbereitungen beenden, um morgen früh aufbrechen zu können. Ich küsse euch die Hände und empfehle mich eurem Wohlwollen. *Er geht ab.*

SADOLETO: Und wenn seine Mission scheitern sollte?

BIBBIENA: Es wird für ihn recht schwer sein, einen Erfolg zu erzielen. Übrigens kracht alles unter unsern Füßen.

SADOLETO: Und dennoch arbeiten wir daran, unseren Bau bis zum Himmel zu türmen.

BIBBIENA: Die Grundlagen sind's, die zu wanken beginnen.

SADOLETO: Wir befestigen sie, so gut wir können, mit Silberblöcken, mit mächtigen Silberblöcken, und jeden Tag wird das Bedürfnis nach diesem Material dringender.

BIBBIENA: Und mit jedem Tag wird die Beschaffung schwieriger. Wir machen ohnehin alles zu Geld. Die Auflagen steigen, steigen, steigen! Bürger und Bauern murren und drohen. Man bringt sie an den Bettelstab, und der schwerbelastete Handel liegt darnieder. Die Privilegien der Städte werden geschmälert, und durch die Risse, die wir verursachen, greifen wir mit allen zehn Fingern, um uns des wenigen zu bemächtigen, das sich noch findet. Wir verkaufen die Ämter, wir verkaufen die Pfarreien, wir verkaufen die Bistümer, wir verkaufen die Patriarchate, wir verkaufen die Kardinalswürde; wir erfinden täglich irgend eine kirchliche Ware, um sie zu verkaufen. Was verkaufen wir nicht? Wir haben zur Zeit des Krieges von Urbino den Kardinal Petrucci aus Anlaß der Verschwörung des Battista da Vercelli ziemlich leichtfertig umgebracht, und wenn die Kardinäle Sauli und Riario dem entgangen sind, so wißt Ihr, was die Rettung sie kostet!

SADOLETO: Ja, sie und viele andre; man hat auf Kosten des heiligen Kollegiums aus diesem unheilvollen Streich Kapital geschlagen.

BIBBIENA: Ihr habt recht. Erinnert Ihr Euch der einunddreißig Promotionen, die infolge dieser Geschichte vorgenommen wurden unter dem Vorwande, uns treue An-



hänger zu verschaffen? Der Erfolg dieser Finanzoperation war bedeutend, aber dem öffentlichen Gewissen ist noch nie eine so schwere Bürde zugemutet worden. Wenn wir jetzt die Art unseres Vorgehens im Auslande betrachten, so ist sie um kein Haar anders. Wir sehen in alle Taschen. Wir machen unser Profitchen an den Ernennungsgebühren, am Peterspfennig, an dem Lehenswechsel, an den berühmten Ablässen, die die gegenwärtige Verwirrung angerichtet haben, und trotz aller Bemühungen und — sagen wir's nur ganz offen — aller Räubereien ist uns nichts genug. Es gelingt uns nicht, die Löcher zu stopfen, und jeder neue Tag stößt uns tiefer in den Jammer und die Not hinein. Wir sind gezwungen, kläglich um Hilfe zu rufen; unsere Armut quält und erdrückt uns; wir wissen immer weniger, wie wir ihr entrinnen sollen und — davon könnt Ihr ganz überzeugt sein! — wir werden uns schließlich einem heftigen Protest

seitens der entrüsteten Christenheit aussetzen. Man wird uns mit einem allgemeinen Zetergeschrei erschrecken; die Regierungen, ob groß oder klein, werden uns als ihr letztes Wort zurufen: ihr habt uns genug ausgesogen, ihr bekommt nichts mehr!

SADOLETO: Mein lieber Freund, ich bin darauf gefaßt. Man fragt sich bereits, auf welches Recht wir uns berufen können, daß wir die ganze Welt bis auf's Mark aussaugen.

BIBBIENA: Es ließen sich einige gute Gründe zu unsern Gunsten anführen. Die Kirche repräsentiert die Intelligenz; die Schätze, die wir verbrauchen, dienen zur Ernährung und Kräftigung der Wissenschaft, der Künste und der übrigen nützlichen Disziplinen.

SADOLETO: Sie dienen auch, Ihr müßt es zugestehen, zur Verherrlichung und Mästung der Üppigkeit, des Lasters und der Verderbtheit.

BIBBIENA: Ich gebe es zu; aber jedes Ding hat seine Kehrseite. Jedwede kultivierte Gesellschaft ist eine verdorbene Gesellschaft. Soll man darum zur Barbarei zurückkehren? Sie ist vielleicht unempfindlich gegen die bezahlten Liebeskünste schöner Kurtisanen, aber sie schlitzt den Kriegsgefangenen den Bauch auf und beschmiert die häßlichen Fratzen ihrer Götzen mit Blut. . . . Verzeiht mir, wenn ich hier unser Gespräch unterbreche. Ich habe unsern lieben Raffaello zu mir bestellt; ich habe ihm über einen gewissen Punkt die Leviten zu lesen. Wenn Ihr kein dringendes Geschäft habt, so kommt Ihr vielleicht mit und unterstützt mich bei meiner Strafpredigt. Was meint Ihr?

SADOLETO: Gerne, mein Freund; gehen wir hinab.

(6) DIE STRASSEN ROMS

Bernardo da Bibbiena und Sadoleto verlassen in majestätischer Haltung den Saal und durchschreiten die Galerien und die päpstlichen Gemächer; die Menge der Beamten und Soldaten des Vatikans macht ihnen Platz und grüßt sie ehrerbietig. Am Fuße der Treppe finden sie ihre eigenen Offiziere, Sekretäre, Schleppenträger, Kämmerer, Edelleute und Diener aller Grade. Man führt die mit Decken geschmückten Maultiere vor und

hilft den beiden Würdenträgern in den Sattel. Man bricht auf und betritt die Straßen Roms. Das Gefolge macht den Weg durch die Menge frei, die sich öffnet und wieder schließt. Von Zeit zu Zeit hebt der eine oder der andere der beiden Kirchenfürsten den Arm und spendet den Mönchen, den Frauen, den Kaufleuten und den Leuten aus dem Volke, die bei ihrem Anblick niedergekniet sind, den Segen.

BIBBIENA: Betrachtet dies bunte Gewirr von Gestalten und Trachten!

SADOLETO: Es ist ein Schauspiel, dessen ich nie überdrüssig werde. Es scheint mir geeignet, die trägste Einbildungskraft zu erregen. Wir sehen hier eine Mustersammlung von allen Völkern des Erdballs.

BIBBIENA: Wie anmaßend diese Spanier aussehen! Sie sind in unsern Tagen das herrschende Volk. Seit sie Neu-Indien entdeckt haben, kennt ihr Stolz und ihre Raubgier keine Grenzen. Der geringste von ihnen betrachtet sich als einen kleinen König.

SADOLETO: Und dort, in dem Winkel, diese drei Portugiesen! An dem Ausdruck ihrer Gesichter erkennt man, daß die Eroberer von Goa und Diu ihren Nachbarn vom Guadiana an Hochmut und Dünkel nicht nachstehen. Aber betrachtet auch jene Franzosen, wie sie die Nase hochtragen, den Degen schleppen lassen, scherzen und von sich selbst entzückt sind.

BIBBIENA: Und dort, dort! diese wackern Schweizer, mehr als zur Hälfte betrunken, die sich mit den Deutschen häckeln!

SADOLETO: Seht dagegen die beiden Engländer, kalt wie die Bildsäulen; sie bleiben stehen und betrachten voll Verachtung eine Gruppe Syrer und Griechen. Zum Glück kommt da Messer Pompeo Frangipani mit seinen schweren Reitern; er rempelt die Insulaner an und stößt sie zur Seite. Das ist ein großes Glück. Sie hätten sich sonst den ganzen Tag nicht gerührt... Wißt Ihr, was mir gerade in den Sinn kommt?

BIBBIENA: Mir ganze Welten! Der Kopf schwindelt mir, wenn ich diese langen Reihen von prächtigen Palazzi,

diese Kirchen, diese dreigeschossigen Türme, diese ruhmvollen Säulen betrachte, die durch den Zahn der Zeit ihrer zerfallenen Architrave beraubt sind und dennoch die Erinnerung an das unvergleichliche Altertum wachrufen. Welch ein Rahmen für dieses von Leben durchpulste Bild!

SADOLETO: Ich frage mich, wieviel Jahre noch all diese Leute von so verschiedenem Ursprung sich von der großen Metropole fesseln lassen, die ihnen keinen andern Dienst zu erweisen scheint, als ihnen wieder zu nehmen, was sie verdienen.

BIBBIENA: Ich befürchte, daß es nicht mehr Jahre, sondern nur noch Monate sind.

SADOLETO: Mein Gott! Ihr seht zu schwarz. Ist es denn überhaupt sicher, daß diese Völker sich jemals über das Nützliche und über das Schädliche Rechenschaft geben? Die heilige Kirche lebt schon recht lange von ihrem Mark, und die Gewohnheit ist ein gar wunderliches Joch. Es genügt, daß ein Ding s e i , und die Mehrzahl der Köpfe schließt daraus, daß es auch sein m ü s s e. Was begehrt übrigens der gemeine Mann in puncto Religion? Etwa Reinheit und Wahrheit? . . . Er denkt nicht daran! Weder seine Sinne, noch sein Herz haben danach das mindeste Bedürfnis. Er braucht konventionelle Redensarten und stets annähernd den nämlichen Ballast an mehr oder minder törichten abergläubischen Gebräuchen, die wir dem Heidentum entnommen haben, und die das Heidentum selbst aus Urzeiten übernommen hatte. Das heißt für die Massen Religion, und danach werden sie stets Verlangen tragen. Die gegenwärtige Gefahr besteht in einigen Ideen, die immer wieder auftauchen. Aber sie sind nur der Luxus einer Minderheit, und eine Minderheit benötigt viel Zeit, um in die allgemeine Dummheit Bresche zu schlagen.

BIBBIENA: Bitte gebt doch dieser alten Frau, die da kniet und Euch ihre beiden Kinder hinhält, Euren Segen!

SADOLETO: Gerne! . . . Sie hat ein würdiges Aussehen, das auffällt . . . Sie soll einen Dukaten haben . . .



KARIKATUR AUF DAS LEBEN AM RÖMISCHEN HOFE
Nach einem Kupferstich aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts

Ich fahre fort. Die Gelehrten schaden uns in höchstem Maße mit ihrer überschwenglichen Vorliebe für die Vergangenheit.

BIBBIENA: Ihr habt recht; indes muß man zugestehen, daß der Stil der Kirchenväter jammervoll ist, und derjenige der Dekretalen macht mich, frei herausgesagt, schamrot.

SADOLETO: Ich bestreite es nicht; aber wir leben davon, bedenkt das wohl. Man schädigt unser Eigentum, man lästert es ... Wir lästern uns selbst, Ihr, Bembo, ich ... Was sage ich! Der Papst noch mehr als wir alle. Er läßt sich nie einen Witz über die Mönche entgehen, sei er gut oder schlecht. Jeder, der Geist und Geschmack hat, macht es ebenso. Ich behaupte nicht, daß wir unrecht haben. Aber wie kann man eine Einrichtung aufrecht erhalten, an deren Heiligkeit wir, wie wir unausgesetzt erklären, selbst nicht im geringsten glauben?

BIBBIENA: Wißt Ihr ein Heilmittel?

SADOLETO: Es gibt Krankheiten, die durch die natürliche Anlage bedingt sind. Der Anlage der Kirche entspricht es, von Irrtümern zu leben. Eine Menge Reformen täten not und zwar sehr tiefgreifende! Ich setze den Fall, ich wäre Reformator und entschlösse mich, Teppichwirker zu werden, wie der heilige Paulus, und äße eine rohe Zwiebel in einer schmutzigen Schenke zu Abend!

BIBBIENA *(lächelnd)*: Ihr macht mich schaudern.

SADOLETO: Denkt Euch, was wohl Leo X. und jeder einzelne unserer hochwürdigsten Kollegen auf den Vorschlag, es ebenso zu machen, antworten würde! Ihre Entrüstung würde übrigens nicht nur von allen Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Prioren und Pfründnern der Christenheit, sondern auch von den Fürsten geteilt werden, die mich, und vielleicht nicht mit unrecht, als Heuchler, Fanatiker und Demagogen verdächtigen würden. Dennoch kann ich nicht abstreiten, daß von Zeit zu Zeit ein asketischer Versuch von Vorteil wäre. Es ist nicht übel, wenn irgendein Narr, der in der Stille seiner Zelle nach übersinnlichen Abenteuern

verlangt, sich auf Wasser und Brot setzt und sich aus Leibeskräften geißelt. Dergleichen Tollheiten gefallen dem niederen Volke, weil sie die Überlieferung der thebaischen Anachoreten — der Nachfolger der ehrenwerten Korybanten und all der Isisdiener, die Gefallen daran fanden, sich zu peitschen, seit die Welt Welt ist — frisch erhalten. Zudem dient das später als Grund, unter der Anrufung des heiligen Mannes schöne Kirchen aus Porphyr und Marmor zu bauen und zu seiner Ehre prächtige Malereien und herrliche Statuen zu schaffen. Und schließlich werden reiche Pfründen für Geistliche gestiftet, die mit ihrem Heiligen nichts gemein haben. Aber andere Ergebnisse? Ich vermag keine zu entdecken!

BIBBIENA: Mein Gott, was doch die Menschen närrisch sind! Leben und leben lassen, was wäre besser und leichter? Wo die Welt doch so schön ist! Wo doch der Quell der Freuden überströmt! Wo man seine Zeit so angenehm verbringen und Geist und Herz so mühelos beschäftigen kann!

SADOLETO: Und würde nicht die Wißbegierde allein genügen, dem Leben Reiz zu verleihen, auch wenn diese Freuden wegfallen würden? Die Betrachtung der Geschehnisse ist über die Maßen fesselnd. Zum Beispiel gewährt die Klugheit der Venezianer eine sehr bedeutsame Belehrung, die Unbeständigkeit der Florentiner ist voll belustigender Überraschungen! Und nun die Franzosen, die gleich uns ihr Herz für die Künste entdecken, und der neue deutsche Kaiser, Karl V., dieser junge Mann, von dem man noch nichts weiß; mit welcher Spannung darf man seine Schritte beobachten! . . . Doch ich höre Geschrei. . . Was für ein Lärm? . . . Was macht Ihr denn, Ambrogio? Warum verhaftet Ihr diesen Mann?

DER GEFRAGTE OFFIZIER: Er ist ein Dieb, Monsignore! Die Sbirren verfolgen ihn, und er trachtet zu entwischen. . . Wir halten ihn fest!

SADOLETO: Laßt ihn laufen, den armen Teufel! . . . Geh, mein Sohn, mache dich aus dem Staube und versuche

dich zu bessern. . . Ich sagte also. . . Aber da sind wir vor Eurer Tür, und da sehe ich auch schon Maestro Raffaello. Machen wir Halt.

RAFFAEL *(von einigen Schülern und Dienern gefolgt, nähert sich und grüßt die beiden Prälaten):* Hochwürdigste Monsignori, ich küsse Euch die Füße!

BIBBIENA: Sei mir gegrüßt, ich bin entzückt, dich zu sehen.

SADOLETO: Seid gegrüßt, lieber Maestro, gebt mir die Hand.

(7) DER PALAST BIBBIENAS

Die Prälaten steigen ab. Sie treten, Komplimente wechselnd, in den Palast. Raffael folgt ihnen, und plaudernd steigen alle drei die Treppe empor. Ihr Gefolge bleibt in einer großen Galerie zurück; sie selbst gehen weiter und treten in einen mit Malereien und Vergoldungen geschmückten Saal mit mächtigen Portieren aus levantinischen Stoffen.

BIBBIENA: Nehmt bitte Platz in diesem Lehnstuhl, mein Freund. Setz' dich, Raffaello, mein Sohn; setze dich auf dieses Taburett; du sollst hier eine Strafpredigt bekommen.

RAFFAEL *(lächelnd):* Nach dem Ton Eures Briefes habe ich's geahnt. . . . Ist's vielleicht wegen meiner gestrigen Unterhaltung mit zweien Eurer hochwürdigsten Confratres?

BIBBIENA: Was hast du zu ihnen gesagt?

RAFFAEL: Sie standen vor meinem Bild der Apostel und behaupteten, Sankt Peter und Sankt Paul seien zu rot. Ich habe ihnen darauf geantwortet, sie könnten kaum anders sein, da sie die gegenwärtige Regierung der Kirche sähen. Ich versichere Euch, die beiden Monsignori sind fortgegangen, ohne ein Wort zu erwidern.

BIBBIENA *(zu Sadoleto):* Hört Ihr's. Das ist der Kommentar zu unserer Unterhaltung. Jetzt aber, Raffaello, handelt es sich um andere Dinge . . . um deine eigenen Interessen, mein Sohn! Monsignore Sadoleto will dir ebenso wohl wie ich, und wir können offen vor ihm reden.

RAFFAEL: Ihr überhäuft mich alle beide mit Güte. Ich wäre der undankbarste Mensch von der Welt, wenn ich es verkennen wollte.

BIBBIENA: Seit dem Tode deiner Braut, meiner armen Nichte, meiner lieben Maria, weiß ich nicht, wie es mit deiner Verheiratung werden soll. Sag' uns selbst, hast du nicht irgendeinen Plan in dieser Hinsicht? Es ist Zeit, daran zu denken. Du bleibst nicht immer jung, stehst du doch schon im achtunddreißigsten Lebensjahre. Ich selbst werde ein alter Mann. Ich möchte deine Zukunft gesichert und deinen Lebensweg fest, heiter und ruhig vorgezeichnet sehen. Du benötigst es, um ungestört die Meisterwerke schaffen zu können, die man mit Recht von dir erwarten darf, denn deine Kunst ist auf dieser Erde einzig.

SADOLETO: Lucida sidera, wie Horaz die Dioskuren nennt, kann man auch euch nennen, dich und Michelangelo.

RAFFAEL: Ich habe den frühen Tod meiner Braut Maria da Bibbiena beweint. Ich habe das arme Kind beweint, sowohl um ihrer Eigenschaften willen, als auch weil sie so nah mit Euch verwandt ist und ich sie aus Eurer Hand als Gattin empfangen hätte. Und dennoch habe ich niemals mit Zuversicht an die Ehe gedacht, ich habe es Euch nicht verhehlt. Ihre Freuden locken mich nicht. Ich liebe die Freiheit. Ich liebe, eine schrankenlose Ferne vor mir zu sehen; ich liebe das Leben und, um Euch den Grund meines Herzens zu entschleiern, ich liebe abgöttisch das Andenken einer anderen, die ich verloren habe und die allein auf dieser Welt vermocht hätte, meinen Sinn zu ändern.

BIBBIENA: Sprich nicht von deiner armen Beatrice. . . Sprich nicht von ihr. . . . Diese Erinnerung betrübt dich.

RAFFAEL: Wenn sie mich betrübt, so veredelt sie mich. Diesem angebeteten Geschöpf verdanke ich das Gut der Erkenntnis, welcher Selbstlosigkeit und Güte eine edle Liebe fähig ist; noch aus dem Schoße des Todes sendet sie mir die Empfindung einer himmlischen Schwermut, die zu einer reinen, ohne sie nicht gekannten Quelle wird. Ihr Andenken umgibt mich mit einem Trauerflor, dessen Falten ohne Schwere sind und den ich nicht lassen möchte. Die

Liebe, die uns vereinte, glüht in mir gleich einer am Lichte der Ewigkeit entzündeten Lampe. Euch zu Gefallen hatte ich in eine Verbindung gewilligt, zu der mich mein Wunsch, wie Ihr wohl wißt, nicht hinzog. . . Der Himmel hat sie nicht zugelassen. . . Sprechen wir nicht mehr davon.

BIBBIENA: Du willst demnach in der ungeregelten Unabhängigkeit der Jugend verharren? Ich achte deine Beweggründe, aber ich ersehe daraus, daß es dich befriedigt, der Spielball des Zufalls, des Abenteuers zu bleiben. Damit verzichtest du auf die Reife einer Lebensführung, die allein das bürgerliche Ansehen gewährt und deren auch das Genie nicht entraten sollte.

RAFFAEL: Wie wichtig Ihr die Dinge doch nehmt, Monsignore! und ich merke auch an der Miene des Monsignore Sadoleto, daß er Eure Ansichten teilt.

SADOLETO: Mein Sohn, die Kunst ist eine große Schöpfung Gottes und nach meiner Überzeugung den schönen Wissenschaften an Würde und Macht durchaus ebenbürtig. Desungeachtet bringt eine sicher begründete und ausgeglichene Lebensstellung dem Besitzer Tröstungen, die in den Nöten des Lebens von hohem Werte sind.

RAFFAEL: Mir scheint, man kann dieses Ziel erreichen, ohne daß es nötig wäre, eine Frau zu nehmen. Zuchtlosigkeiten in Sitten und Gewohnheiten ist mir ein Greuel; sie ist für einen Künstler die Ursache der Unfruchtbarkeit und die schlimmste der Sklavereien. Aber es fehlt mir ebensowenig an den Mitteln, wie an dem Willen, ihr zu entgehen. Ich bin sicherlich von allen Künstlern der reichste, und wenn ich auch auf einem etwas kostspieligen Fuße lebe, was zur Befriedigung meiner Liebhabereien und zur Freiheit meines Geistes erforderlich ist, verabsäume ich nicht, den von Euch berührten Fragen die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zur Zeit habe ich in Rom ein Besitztum im Werte von zweitausend Dukaten, das mir ein Einkommen von fünfzig Goldskudi verschafft. Für die Oberaufsicht über die Arbeiten von Sankt Peter, die mir nach

Bramantes Tode vom Papste übertragen wurde, beziehe ich ein jährliches Gehalt von dreihundert Dukaten, und ich bin auf dem Wege, binnen kurzem andere Vorteile derselben Art zu erlangen. Als Seine Heiligkeit mir den Auftrag gab, einen neuen Saal im Vatikan auszumalen, hat sie mir hierfür zwölfhundert Dukaten bewilligt. In diesen letzten Tagen bin ich zum Konservator der antiken Denkmäler ernannt worden, ein Amt, das mir reiche Einkünfte sichert, und von allen Seiten erhalte ich Bestellungen auf Gemälde, für die ich jeden geforderten Preis bekomme. Ich bin also in der Lage, mich nach Gefallen mit treuen und aufmerksamen Dienern zu umgeben, führe ein Leben ohnegleichen und habe nicht das geringste Verlangen nach einer Frau und einem Haushalt, die mehr eine Quelle von Verdrießlichkeiten als von Annehmlichkeiten sind. Und nun tätet ihr wohl, meine Arbeiten in Sankt Peter zu besichtigen, und dann könnten wir in meiner Vigne ein Glas Sorbet trinken.

SADOLETO: Er hat so unrecht nicht, was meint Ihr? In der Tat ist er ein Priester wie Ihr, wenn er auch einer profanen Gottheit dient. Auch ich schätze von meinen geistlichen Pflichten am meisten das Glück, das im Unglück des Zölibats liegt.

BIBBIENA: Meinetwegen; so will ich denn von alledem nicht mehr reden. Was ich aber wünschte, Raffaello, ist, daß du wenigstens auf deine Gesundheit Rücksicht nähmest. Du arbeitest zu viel, du gibst dich zu viel dem Vergnügen hin. Deine Fieberanfälle beunruhigen mich, sie machen mir große Sorge. Du verzehrst dich schneller als du solltest.

RAFFAEL: Noch nie habe ich mich so kräftig, so frei im Gebrauch meiner Glieder gefühlt. Ich habe soeben den Ausgrabungen auf dem Campo Vaccino beigewohnt. Ich habe drei oder vier Stunden in den Gräben zugebracht. Wie entzückt ich von diesem Morgen war! Jetzt gehen wir aber nach Sankt Peter!

BIBBIENA: Gut, gehen wir! Ich habe dich mindestens zwei Tage nicht gesehen, mein Sohn; die Zeit schien mir lang.



BERNARDO DOVIZI DA BIBBIENA. Von Raffael
Palazzo Pitti, Florenz

SADOLETO: Machen wir's wieder gut! Ich will Euch heute Abend, wenn wir uns ordentlich ausgeruht haben, die entzückende Elegie vorlesen, die unser Freund Guido Posthumo Silvestri an den Papst gerichtet hat. Es ist eines der ergreifendsten lateinischen Gedichte, die ich kenne.

Heu! Quam nostra levis, quam non diuturna voluntas
Quam juvat ingratum saepe quod ante fuit!

und in diesem Tone geht es immer weiter. Es ist wundervoll!

ZU SZENE 5 UND 6. HERBST 1518. „In Rom erschien der Ablaßstreit zuerst als ein neidisches Mönchsgezänk. Auf der Höhe seiner Weltbildung konnte Leo X. für den Streit von barbarischen Scholastikern kein Gehör besitzen. Als er den Ablaß ausschrieb, folgte er nur dem Beispiel seiner Vorgänger. Er betrachtete sich als den Vikar Christi, der den Gnadenschatz der Liebe verteilen dürfe und schwerlich hatte er über das Verhältnis der Sünde zur Erlösung oder das Mißverhältnis eines moralischen Vorgangs zu einer äußeren Verrichtung je Betrachtungen angestellt. Man begriff das sittliche Prinzip der Bewegung nicht, man legte ihr nur materielle Bedeutung bei."

Es wird indessen meist viel zu wenig gewürdigt, daß es sich auch auf der anderen Seite, d. h. bei der Reformation, sehr wesentlich um einen wirtschaftlichen Kampf, den Kampf der Ausgebeuteten gegen einen skrupellosen Ausbeuter handelte. Gobineau beleuchtet diesen Umstand sehr richtig in den Worten, die er Bibbiena sprechen läßt: „Die Regierungen werden uns als ihr letztes Wort zurufen, ihr habt uns genug ausgesogen, ihr bekommt nichts mehr!" Nur daß dieses Wort viel lauter aus dem Munde des bedrückten Volkes ertönte, als aus dem der Fürsten. Der päpstliche Hof verschlang Unsummen und kein Volk konnte stärker ausgesogen werden als Deutschland wegen des unermeßlichen Besitzes, den die Kirche dort besaß. „Zu nichts war dies Land gut, als der unerschöpfliche Brunnen der Habsucht Roms zu sein."

Am 9. November 1518 erklärte Leo X. in einer Bulle, daß jeder Christ an die Gewalt des Papstes, Sündenablaß zu erteilen, glauben müsse und damit hoffte man die Angelegenheit abgetan zu haben. Die Hauptsache für die Kurie war, daß die deutschen Geldströme nicht versiegten.

Karl von Miltiz, päpstlicher Notar und Kämmerer, war Agent des Kurfürsten Friedrich III. des Weisen von Sachsen. (1463—1525.) Friedrich war ein hochgebildeter Mann von seltener Belesenheit. Er gründete die Universität Wittenberg, die er seine Tochter zu nennen pflegte und für deren Gedeihen er väterlich sorgte. Durch die Berufung von Luther, Melanchthon u. a. wurde Wittenberg der Herd der reformatorischen Bewegung. Ohne sich offen zu Luthers Lehre zu bekennen — er nahm das Abendmahl erst auf dem Totenbett in beiderlei Gestalt — ließ er doch deren ungehinderte Verbreitung in seinem Lande zu und schützte sie vor Vergewaltigung. Dem geächteten Luther gewährte er Schutz auf der Wartburg.

Johann Tetzel, Inquisitor für Sachsen, war der berüchtigste Ablaßprediger und Krämer der Kurie. — Johann Mayr von Eck, Professor der Theologie in Ingolstadt, entgegnete Luthers Thesen in einer Schrift „Obelisci", verteidigte seine Sätze auf der Disputation zu Leipzig vom 27. Juni bis 16. Juli 1519 und veranlaßte später die Bannbulle gegen Luther. Sein ganzes Leben blieb fortan der Bekämpfung der Reformation gewidmet. — Johannes Huss und Hieronymus von Prag traten als erste energisch für eine Reform der Kirche auf; sie wurden vom Konzil zu Konstanz als Ketzer verurteilt und 1415 bzw. 1416 verbrannt. — Georg Spalatin war Hofkaplan und Geheimschreiber Friedrichs des Weisen und Bibliothekar an der Universität Wittenberg. Als der vertrauteste Diener vermittelte er fast ausschließlich dessen Beziehungen zu Luther. — Degenhardt Pfeffinger, geheimer Rat des Kurfürsten.

Bibbiena erwähnt in dem Gespräch mit Sadoleto zwei für das Pontifikat Leos X. höchst charakteristische Episoden: den Krieg gegen Urbino und die Kardinalsverschwörung.

Der Papst beabsichtigte, für seinen Neffen Lorenzo einen mittelitalienischen Staat zu gründen, gerade so wie es Alexander VI. für seinen Sohn Cesare angestrebt hatte. Florenz, Ferrara und Urbino sollen vereinigt werden. In Florenz waren die Dinge noch nicht reif genug, um Lorenzo die Herzogskrone aufzusetzen, auch ein Vorgehen gegen Ferrara schien wegen der Verbindungen der Este mit Frankreich nicht ratsam. Es blieb also nur Urbino. Die Medici hatten während ihrer Verbannung am Hofe von Urbino die gastfreundlichste Aufnahme gefunden, aber derartige Verpflichtungen existierten für Leo X. nicht. Unter nichtigen Vorwänden erklärte er den Herzog Maria Francesco della Rovere in Acht und Bann; umsonst eilte die edle Herzogin Elisabetta nach Rom und flehte zu Füßen des Papstes um Gerechtigkeit für das Land und ihren Adoptivsohn.

Der Herzog war zu schwach, um dem päpstlichen Heere Widerstand leisten zu können, er floh mit seiner Familie nach Mantua und Lorenzo de' Medici wurde vom Papst am 18. August 1516 zum Herzog von Urbino ernannt. Zu Beginn des folgenden Jahres gewann der Rovere im heimlichen Einverständnis mit dem Marschall Lautrec sein Herzogtum wieder zurück, wurde aber nach achtmonatlichen Kämpfen nochmals vertrieben. Lorenzo de' Medici wurde schwer verwundet; der Krieg hatte dem Papst die für die damaligen Verhältnisse ungeheure Summe von 800 000 Dukaten gekostet. „Die Handlung gegen Urbino nach dem Vorbilde Alexanders VI. ist ein Schandfleck im Leben Leos X."

Während dieser schimpfliche Krieg das Ansehen und die Finanzen des Papstes zu Grunde richtete, wurde er im Vatikan selbst von verschworenen Kardinälen bedroht. Leo hatte den Borghese Petrucci, Tyrann von Siena, den Bruder des Kardinals Alfonso Petrucci durch eine angezettelte Revolution vertreiben lassen und einen Vetter Raffael desselben Hauses eingesetzt. Der Kardinal sann auf Rache; er soll mehrmals mit dem Dolch unter dem Purpur in das Konsistorium gekommen sein, doch scheint sich keine günstige Gelegenheit ergeben zu haben, um den Papst zu ermorden. Dann gewann Alfonso einen Arzt, Battista da Vercelli, der einen großen Ruf genoß. Dieser sollte die Fistel, an der Leo X. seit Jahren litt, behandeln und die Wunde hierbei vergiften. Unbedachte Äußerungen des gereizten Kardinals kamen dem Papst zu Ohren; er ließ Petrucci verhaften, Battista gestand auf der Folter. Der Kardinal wurde im Juli 1517 erdrosselt, sein Sekretär und Battista gevierteilt. Auch den Kardinälen Bandinello Sauli und Raffaello Riario, denen nachgewiesen werden konnte, daß sie von dem Anschlag Petruccis Kenntnis gehabt hatten, wurde der Prozeß gemacht. Sie wurden zwar begnadigt, Sauli mußte 25 000 Dukaten zahlen und wurde „mit hinreichendem Gift im Leibe" freigelassen, der reiche Riario mußte 150 000 Dukaten zahlen und wurde nach Neapel verbannt, wo er im folgenden Jahre starb. Außerdem mußten noch die Kardinäle Francesco Soderini und Adriano Castellesi, von denen der Papst nur vermutete, daß sie von den mörderischen Reden Petruccis gehört hätten, 12 500 Dukaten erlegen.

Die Akten des schimpflichen Prozesses wurden nie veröffentlicht; aber die Tatsache, daß ein Kardinal den Papst ermorden wollte und die finanzielle Ausbeutung des Prozesses rief in der ganzen Welt Abscheu gegen Rom hervor. In Deutschland sagte man, der ganze Prozeß sei nur Geldspekulation gewesen.

Am 26. Juli ernannte der Papst einunddreißig neue Kardinäle, ergebene, mediceische Kreaturen, die für ihre Ernennung große Summen zahlen mußten. Die Triebfeder hierzu war der Kardinal Giulio de' Medici, der sich hierdurch den Weg für sein späteres Pontifikat bahnte.

ZU SZENE 7. Bramante hatte noch vor seinem Tode (11. März 1514) Raffael als Nachfolger für den Bau der Peterskirche empfohlen. Raffael beabsichtigte den Grundriß statt in Form des griechischen Kreuzes, wie es nach Bramantes Plänen vorgesehen war, in ein lateinisches Kreuz zu ändern. Der Bau stockte jedoch aus Mangel an Mitteln und Raffael hatte deshalb auf die Weiterführung keinen Einfluß. Zudem war der Künstler von den Aufträgen des Papstes, Ausschmückung der Stanzen und Anfertigung der Kartons für die berühmten Arazzi, die für die Sixtinische Kapelle als Wandbehang bestimmten Teppiche, ohnehin sehr in Anspruch genommen. Endlich widmete er sich auch den Ausgrabungen antiker Statuen mit größtem Eifer; er wollte ein vollständiges Abbild Roms herstellen, wie es zu Zeiten Antonius ausgesehen hatte. Daneben war der Künstler ununterbrochen mit Tafelbildern und Fresken beschäftigt. Die Arbeitskraft dieses gottbegnadeten Mannes erscheint geradezu unerschöpflich.

Bibbiena wollte seinen Freund mit seiner Nichte Maria verloben. Raffael hatte auch zugesagt, aber das Versprechen konnte infolge der Krankheit und des darauf erfolgten Todes Marias nicht erfüllt werden. Raffael scheint darüber recht froh gewesen zu sein. Seine Auslassungen über Beatrice haben keine tatsächliche Basis.

Guido Posthumo Silvestri war einer der Hofdichter Leos X. Was man dem Papst an Schmeichelei bieten durfte, zeigt das „Gebet" des Silvestri an Christus, Maria und alle Heiligen, sie möchten diese göttliche Majestät der Menschheit noch lange lassen, da sie ja im Himmel ihrer genug seien.

Der Vers, den Sadoleto zitiert, lautet in Übersetzung:

Weil einem Rohr gleicht uns'res Willens Macht
Wird undankbar des Gestern stets gedacht.

ROM

(8) DIE WERKSTATT DES MICHELANGELO

Ein kaltes und dunkles Stübchen. Tiefe Nacht. Eine kaum noch aus dem Groben herausgearbeitete Statue, auf die das Licht eines Kupferlämpchens fällt, das Antonio Urbino, der Diener des Künstlers, in der Hand hält. Michelangelo ist damit beschäftigt, eine Art Helm von Karton

fertig zu stellen, dessen Kamm offen und so eingerichtet ist, daß er als Behältnis dienen kann.

MICHELANGELO: Siehst du wohl, Urbino? Du sagtest, ich würde damit nicht zustande kommen! Es ist mir vollständig gelungen. Jetzt gib mir die Lampe.

URBINO: Sie wird da drinnen nicht halten! Sie wird herausfallen und Euch das Haar in Brand setzen. Eine schöne Erfindung, die Ihr da gemacht habt!

MICHELANGELO: Ich sage dir, sie wird halten! Warum willst du, daß sie nicht hält?

URBINO: Nicht ich will, daß sie nicht hält; sie wird nicht halten.

MICHELANGELO: Vorwärts! Starrkopf! gib mir deine Lampe, wickle diesen Draht fest um den Fuß . . . noch einmal herum. . . Gut! Jetzt bringe ich das Ding hier hinein, mache den Draht hier fest. . . So! siehst du? . . . das hält.

URBINO: Wenn Ihr diese Vorrichtung auf dem Kopf habt und ihn hin und her bewegt, werdet Ihr den Karton anbrennen.

MICHELANGELO: Durchaus nicht! Die Öffnung ist weit, und die Flamme hat genügenden Raum, um nach rechts und links zu flackern. Ganz vortrefflich. Ich werde künftig des Nachts arbeiten und mit Lichtwirkungen auf dem Marmor, die mir die schönsten Ergebnisse liefern werden.

URBINO: Ihr tätet besser, zu Bett zu gehen. Ihr habt immer Ideen, auf die kein anderer kommt.

MICHELANGELO: Das trägt sich sehr bequem. Mein Kopf ist nicht im geringsten behindert. Lege den Hammer und den flachen Meißel . . . hierher . . . auf die Holztruhe!

URBINO: Ich sage Euch noch einmal, daß Ihr besser tätet, ins Bett zu gehen, statt wie ein armer Taglöhner zu arbeiten. Ihr wißt wohl, daß Ihre Eccellenza, die Frau Marchesa nicht zufrieden ist, wenn Ihr Euch übermüdet.

MICHELANGELO: Gut! Geh morgen früh hin, erkundige dich nach ihrem Befinden und sage ihr, daß meine Frau nicht will, daß ich mich zu Bett lege.

URBINO: Eure Frau? Eure Frau? was soll das heißen?

MICHELANGELO: Sie ist da, mir zur Seite und blickt mich mit ihren schönen großen Augen an; sie faßt meinen Arm und sagt: arbeite, Michelangelo, arbeite für deinen und meinen Ruhm. In der Hand hält sie ein kleines Blatt, das sie vom Lorbeerbaume pflückte.

URBINO: Das sind Phrasen, die Euch nicht davon bewahren, Euch zu Tode zu arbeiten.

MICHELANGELO: Seit langem war ich nicht so glücklich! Es ist tiefe Nacht, und beim Scheine dieses Lämpchens gewahre ich Welten von Ideen. . . Wie spät mag es wohl sein?

URBINO: Ich denke mir, es geht gegen Mitternacht. Ihr tätet gut, Euch schlafen zu legen.

MICHELANGELO: Es regnet in Strömen. Man hört das Wasser auf die Dächer schlagen und wie ein breiter Fluß auf die Fliesen des Hofes fallen. Es war ein schreckliches Unwetter. Blitze erhellen die spiegelnde Finsternis des Fensters. Aber inmitten dieses elementaren Lärmes welche Ruhe! Das ferne Grollen des Gewitters und sein majestätisches Dröhnen, aber keine menschliche Stimme, keine falsche, lügnerische, zänkische, anmaßende oder albern dünkelhafte Stimme tönt, die mich stören könnte! Ich kann schaffen . . . mein Geist ist frei . . . Ich bin glücklich! Ich gebe mich voll dem hin, der die Hingabe lohnt. Des Marmors festgeschlossener Schoß öffnet sich; schon beginnt dies Haupt zum Leben zu erwachen. . . Weiß, weiß zuckt es unter dem Meißel, der seine Züge befreit. . . Sie lösen sich aus der Materie . . . sie sprechen . . . Urbino?

URBINO: Maestro!

MICHELANGELO: Du schläfst auf deinem Schemel ein. Du gingst besser zu Bett.

URBINO: Ich kann nicht. Wenn Ihr schlaft, will ich auch schlafen, aber nicht vorher.

MICHELANGELO: Das ist ein merkwürdiger Eigensinn!

URBINO: Ich bin ja nicht mehr jung, und die Nachtwachen ermüden mich, aber die Frau Marchesa hat mir gesagt: Wenn dein Herr nicht ausruht, so ruhe auch du nicht, dann werden wir sehen, ob er die Kräfte seines alten Dieners mißbraucht.

MICHELANGELO: Gewähre mir noch einige Augenblicke; ich habe da noch etwas fertig zu machen.

URBINO: Einige Augenblicke, aber nicht mehr. Die Frau Marchesa wünscht ausdrücklich. . .

MICHELANGELO: Schon gut, schon gut! . . . erzähle mir eine Geschichte, um dich wach zu erhalten.

URBINO: Ich war heute bei Eurem Notar.

MICHELANGELO: Sprechen wir nicht davon.

URBINO: Er sagt, die beiden jungen Mädchen, die Ihr ausgesteuert habt, seien sehr achtbare Personen.

MICHELANGELO: Das freut mich, Urbino. Ich wünsche, daß sie glücklich würden; es sind liebenswürdige Kinder, wenn sie auch sehr häßlich sind.

URBINO: Ich habe auch Euren Neffen gesehen. Er kam, während Ihr fort wart.

MICHELANGELO: Freut mich sehr. . . Sollte er zufällig wiederkommen, so sage ihm, er möge mich in Ruhe lassen und seinen Geschäften nachgehen.

URBINO: Er denkt mit Recht, daß sein dringendstes Geschäft ist, Euch für die dreitausend Skudi zu danken, die Ihr ihm gegeben habt, und Ihr seid nicht reich.

MICHELANGELO: Er weiß, daß ich ihn liebe; er braucht mir nicht zu danken.

URBINO: Maestro, die Glocke schlägt . . . ein Uhr nachts . . .

MICHELANGELO: Ich bin fertig . . . aber ich sterbe vor Hunger. Hast du nichts zu essen da? Schau in der Truhe nach.

URBINO: Ich will nachsehen. . . Ach! Euer Haus ist nicht auf großem Fuße eingerichtet. Kaum habt Ihr Geld, so gebt Ihr's auch schon dem ersten Besten.

MICHELANGELO: Der Mensch braucht nicht viel für seinen Körper. Aber seine Kräfte reichen nicht aus, um seinem Geiste Schwingen zu verleihen.

URBINO: Hier ist Brot . . . es ist ein wenig hart . . . ein Stück Käse, und in der Flasche sogar ein Rest Wein. . .

MICHELANGELO: Ausgezeichnet! Bring mir alles her.

Er nimmt seinen Kartonhelm ab, setzt die Lampe auf ein Brett und ißt im Stehen, wobei er seine Statue betrachtet. Es klopft heftig an die Tür.

Wer kann um diese Stunde kommen? Sieh durch das Guckfenster!

URBINO: Wer klopft?

EINE STIMME: Ich bin's, Antonio Mini. . . Öffnet, Maestro. . . . Ich bin's, Euer Schüler! Ich muß Euch wichtige Neuigkeiten mitteilen!

MICHELANGELO: Mein Schüler, Antonio Mini! Öffne! Ist ein Unglück passiert?

ANTONIO MINI *(eintretend)*: Ach, Maestro, ein großes Unglück!

MICHELANGELO: Was hast du? . . . Du bist ganz blaß!

ANTONIO MINI: Raffaello liegt im Sterben! Er ist sicher schon tot.

MICHELANGELO: Raffaello! Gott des Himmels!

ANTONIO MINI: Ich war in seiner Werkstatt mit zwei von seinen Schülern, Timoteo Viti und Garofalo. Es mochte drei Uhr sein. Da kam ein Diener, um ihnen zu sagen, daß der Maestro sich schlecht befinde. Er hatte schon seit gestern Abend Fieber.

MICHELANGELO: Seit gestern? Das wundert mich nicht. Er hat eine fast weiblich zarte Konstitution. Er verbringt zuviel Zeit mit Arbeit und noch mehr mit seinen Vergnügungen. Vor vier Tagen traf ich ihn auf dem Campo Vaccino bei Ausgrabungen. Ich erinnere mich sogar, daß

ich ihn gewarnt habe, sich in dieser Jahreszeit mit Erdarbeiten zu befassen. Du sagst, er sei kränker?

ANTONIO MINI: Wenn er nicht schon tot ist, wird er den Morgen nicht mehr erleben. Er hat sich in sein Atelier tragen lassen. Ich habe ihn gesehen, ja, ich habe ihn gesehen, weiß wie ein Leintuch, die halb erloschenen Augen auf sein Gemälde von der Verklärung Christi geheftet. . . Neben dem Bett, das man in aller Eile hergerichtet hatte, standen seine Freunde, Bibbiena, Sadoleto, Bembo und andere Monsignori, die ich nicht kenne . . . am Kopfende stand der Heilige Vater. Leo X. weinte und trocknete die Augen.

MICHELANGELO: Urbino, gib mir meine Mütze, meinen Mantel. Ich muß hingehen! Raffaello . . . Raffaello . . . Sterben! Ach! mein Gott! ist das möglich! . . . Mach schnell, gehen wir!

URBINO: Hier, hier, Maestro! Laßt mir die Zeit, eine Laterne anzuzünden, ich will Euch leuchten.

MICHELANGELO: Du sagst, daß es keine Rettung mehr gibt? Bist du dessen sicher? Sind die Ärzte benachrichtigt worden? Was haben sie gesagt? Was haben sie getan? Gehen wir!

ANTONIO MINI: An Ärzten fehlt es nicht; da war der des Heiligen Vaters, Maestro Jacopo da Brescia; ferner Maestro Gaetano Marini und andere. Alle blickten sehr traurig drein, schüttelten den Kopf und machten Zeichen mit den Augen, daß ihre Wissenschaft zu Ende sei.

MICHELANGELO: Vorwärts! Urbino, bist du bereit?

URBINO: Da bin ich, Maestro!

MICHELANGELO: Geh voran, schnell!

Sie gehen auf die Straße, die in tiefem Dunkel liegt; der Regen hat unterdessen aufgehört. Zwischen den vom Winde gejagten Wolken entsteht ein Riß und läßt einen Teil der Mondscheibe sehen, deren weißes Licht ein wenig die Firste der Häuser und den Weg erleuchtet. Man vernimmt das Geräusch vieler Schritte.

Was ist das für ein Lärm?

URBINO: Wir werden es erfahren, wenn wir um die Straßenecke sind.

ANTONIO MINI: Vorwärts! Gebt acht, Maestro, hier ist eine Wasserpfütze. *(Er faßt Michelangelo am Arm.)*

Ein zahlreicher Trupp von Offizieren, Soldaten, Dienern und Fackelträgern, deren Fackeln ein rotes Licht auf die Häuser werfen, zieht eilends und ohne Ordnung vorüber; in der Mitte dieses Zuges gewahrt man die päpstliche Sänfte mit geschlossenen Vorhängen.

MICHELANGELO *(zu einem Kämmerer):* Was bedeutet das, Messere?

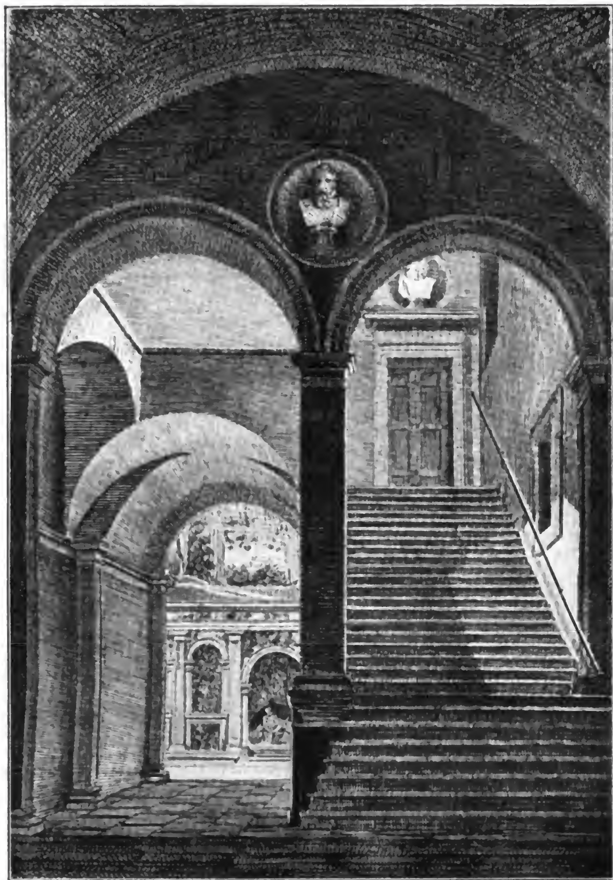
DER KÄMMERER: Es ist der Heilige Vater, der in den Vatikan zurückkehrt.

MICHELANGELO: Sollte Raffaello . . .?

EINE STIMME: Raffaello ist tot, und Michelangelo bleibt allein in Italien!

Der Zug geht vorüber. Michelangelo läßt sich auf eine Steinbank sinken. Die Wolken haben sich zerteilt. Der Mond leuchtet inmitten eines tiefdunkeln Luftkreises.

MICHELANGELO: Ich bleibe, es ist wahr. . . Ich bleibe allein. . . Vergangenes Jahr war's Lionardo. . . Jetzt ist's er, und alle, die wir drei kannten, auf die wir hörten, sind längst dahin gegangen. Es ist wahr, ich bleibe allein. Es gab eine Zeit, da ich's gewünscht hätte, so der Einzige, der Größte, der ausschließliche Vertraute der Geheimnisse der himmlischen Schöpferkraft zu sein! Ich stellte mir vor, es wäre das höchste zu ersehnende Glück, der Sonne ähnlich, im Mittelpunkte der Welt, ohne Meinesgleichen, ohne Nebenbuhler zu stehen. . . Als ob es etwas Schlimmeres gäbe, als allein auf der Erde zu sein! . . . Jahre vergingen, bis ich Lionardo liebte. . . Im Grunde meiner Seele grollte ich Raffaello. . . Ich sagte mir immer wieder, daß ich sie nicht achtete, um mich selbst daran glauben zu machen. . . . Ja, ja, es gab Tage, wo du, Michelangelo, nur ein armer Elender warst, kurzsichtig und beschränkt, bereit zu tadeln und zu verkennen, was dir nicht ähnlich war, und was — ich sage dir's, weil es wahr ist — ebensoviel, ja vielleicht noch mehr wert war wie du! Nun habe ich, was meine Torheit begehrte! Die Sterne am Himmel sind erloschen, und ich bin allein. . . ganz allein und ich ersticke in meiner Vereinsamung! . . . Da ist ja noch Tizian; er ist ein großer Genius, ein großer



VESTIBÜL DES HAUSES MICHELANGELOS IN ROM
Nach einem Stiche des L. Rossini

Geist. . . da ist noch Andrea del Sarto. . . da ist noch. . . Doch nein, nein, so groß sie auch sein mögen, sie reichen nicht an Lionardo und an den, der jetzt da unten ruht. . . Ach! Er! . . . die Schönheit, die Zartheit, die Anmut, die Lieblichkeit selbst, und in seinen Worten wie in seinen Blicken die himmlische Süße! . . . alles, was ich nicht habe, alles, woran ich nicht reiche . . . alles, was ich nicht bin! . . . Er, den man so sehr geliebt und der es so verdient hat! . . . Ach! mein Gott! ach! mein Gott! was ergreift mich im Innersten! Was bewegt mich und treibt mir die Tränen in die Augen, die noch niemals weinen wollten? Wohin trachten meine Gedanken? Ja, ein Schmerzensstrom bricht sich Bahn und entspringt der Tiefe meines Busens; Tränen entquellen meinen Lidern, rinnen über meine Wangen, fallen nieder auf den, dem ich immer gegrollt, den ich gemieden habe, der so viel besser war als ich, dieser Liebling des Himmels! Sie hatte es mir gesagt, sie . . . Vittoria . . . sie hat es mir immer gesagt, und ich wollte es nicht zugeben . . . Aber im Innersten fühlte ich es, das weiß ich wohl, und jetzt, da der Blitzstrahl des Todes zwischen ihm und mir niedergefahren ist, wo ich zurückgeblieben bin, die Füße im Schlamm der Welt, während mir sein edles, bezauberndes Antlitz in himmlischer Klarheit strahlend, in Gottes Schoße ruhend erscheint, jetzt sehe ich, wie wenig aufrichtig, wie klein ich war! Nein . . . nein, Tizian und die andern, so bewundernswert sie sein mögen, sie reichen nicht an die Größe des Heimgegangenen! Das Licht, das uns allen, die wir zurückgeblieben sind, leuchtet, verliert an Kraft und weicht zurück; die Schatten werden länger. . . . Ja, nun bin ich allein . . . aus dem offenen Grabe weht mir ein eisiger Hauch um die Schläfe. Was wird aus der Kunst werden? Und wir, die wir soviel gehofft, soviel gewollt, soviel ersonnen, soviel gearbeitet haben, welcher Erfolg wird uns schließlich beschieden sein, was werden wir der Nachwelt hinterlassen, die auf uns folgt? Kaum ein Viertel dessen, was wir hätten schaffen müssen!

Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen.

URBINO: Kommt, Maestro, Ihr werdet Euch erkälten.

ANTONIO MINI: Gebt mir den Arm, und kehren wir in Eure Wohnung zurück.

MICHELANGELO: Du hast recht. Man muß seine Kräfte schonen und arbeiten, solange man die Kette des Lebens nachschleppt.

DER TODESTAG RAFFAELS WAR DER 6. APRIL 1520. Michelangelo befand sich damals in Florenz. — Die Jahre von 1516 an, wo Michelangelo mit dem Ausbau der Fassade von S. Lorenzo in Florenz beauftragt wurde bis zum Tode Leos X. 1521, sind die unfruchtbarsten seines Lebens. Sein Herz hing an dem Grabmal Julius II. und mit Unlust ging er an den neuen Auftrag. Er war noch längere Zeit damit beschäftigt, seinen Haushalt in Rom aufzulösen und nach Florenz überzusiedeln, dann ging er nach Carrara und Pietrasanta, um den Marmor für die Fassade brechen zu lassen. 1519 kam von Rom der Befehl, alles liegen zu lassen, weil der Bau bis auf weiteres aufgeschoben sei; der Krieg um Urbino hatte alle Mittel verschlungen. Dafür bekam Michelangelo vom Kardinal Giulio de' Medici den Auftrag, die Grabkapelle der Mediceer in S. Lorenzo auszuschmücken. Er ging wieder zur Beschaffung des Marmors nach Carrara. Der Beginn der Arbeit verzögerte sich durch den Tod Leos X. Zu den Aufträgen der Medici kamen noch die wiederholten Forderungen des Herzogs Francesco Maria, das Grabmal Julius II. zu fördern. Michelangelo arbeitete nebeneinander an beiden Aufgaben. Nach Rom kam Michelangelo erst wieder im Jahre 1525.

Von den Seinigen hielt sich der Meister fast ängstlich fern, um ohne Störung seinen Arbeiten leben zu können. Er brachte ihnen aber finanziell große Opfer und gab bedeutende Summen zur Vergrößerung des Buonarrotischen Grundstückes in Florenz. Seinen Neffen wollte er so glänzend als möglich stellen, damit zur Ehre seiner Familie eine gute Heirat zustande käme. Ununterbrochen ist in seinen Briefen von dieser Angelegenheit die Rede, die Heirat fand jedoch erst 1553 statt. (Das Haus, das Michelangelo für seinen Neffen Lionardo angekauft hat, die „Casa Buonarroti", enthält jetzt die Galleria Buonarroti.) Auch sonst war der für sich äußerst bedürfnislose Meister sehr wohltätig.

Vittoria Colonna (s. Bem. zu V, 13) hat Michelangelo erst später, wahrscheinlich im Jahre 1536, kennen gelernt.

In den letzten Wochen des März 1520 wurde Raffael von einem hitzigen Fieber befallen, das er sich wahrscheinlich bei den Ausgrabungen zugezogen hatte. Am Karfreitag, den 6. April starb der Künstler. Der Papst hatte sich täglich nach dem Befinden des Kranken erkundigen lassen; der Tod, der ganz Rom aufs tiefste erschütterte, machte selbst auf den in seine Vergnügungen versunkenen Leo X. Eindruck. Daß der Papst Raffael auf seinem Sterbelager besucht hat, ist eine Sage. Raffael wurde seinem eigenen Wunsch gemäß im Pantheon beigesetzt; die Kosten des Grabmals trug der Papst.

Wie der Tod Raffaels von Michelangelo empfunden wurde, wissen wir nicht; nicht die kleinste Äußerung des Meisters ist darüber erhalten. „Michelangelo ist eine Natur, Raffael ist eine Begabung." Diesen Vergleich hat Michelangelo einmal selbst gezogen. Er äußerte auch, Raffael sei nicht durch sein Genie, sondern durch seinen Fleiß so weit gekommen, als er kam. Mit Fleiß meinte Michelangelo aber „das Glück, das der Künstler in unermüdlicher Vervollkommnung seines Werkes sucht, die Versenkung in das Eine, das vollendet werden soll, schöpferische Sehnsucht, Genuß am Gleichgewicht des Inhaltes mit der äußeren Erscheinung". (H. Grimm.) Auch Gobineau schildert Raffael in den Worten, die er ihm in III, 5 in den Mund legt, im gleichen Sinne.

Die Entfaltung des Künstlers fiel in einer Zeit, wie sie niemals hätte günstiger sein können. Wenn auch Italien von Kämpfen durchtobt wurde, so genoß Rom immer Frieden in den achtzehn Jahren, die zwischen der Thronbesteigung Julius II. und dem Tode Leos X. lagen. Vasari sagte von Raffael, „der Himmel habe den unermeßlichen Reichtum seiner Gaben und den vollen Schatz seltenster Anmut, Güte, Freundlichkeit und Bescheidenheit, den er sonst unter mehrere zu verteilen pflege, auf einen ausgießen wollen." — „Mehr als irgend einer ist Raffael Sanzio der Repräsentant des Schönsten und Edelsten, welches diese Zeit beseelte, deren Schattenseiten für ihn nicht vorhanden zu sein schienen, deren Gebrechen ihn unberührt ließen. Glücklich ist er auch darin, daß er nicht deren Ende erlebte, daß er, der Götterliebling, in der Jugend abberufen ward, ehe die schönsten Blüten abgestreift wurden, ehe das Unglück hereinbrach, ehe ein Geist zur Herrschaft gelangte, der Großes schuf, aber jenen frischen Frühlingsduft verloren hatte, der uns aus seinem ganzen Leben und Weben anhaucht." (Reumont.)

Pandolfo Pico della Mirandola berichtete sofort über den Tod Raffaels an Isabella d'Este. Sein Brief schließt mit den Worten: „Er hat sein erstes Leben beschlossen, das zweite aber,

das des Ruhms, welches keiner Zeit unterworfen ist und auch dem Tode nicht, wird ewig dauern". Das Urteil der Nachwelt hat diese Voraussage bestätigt.

ROM

(9) DIE PIAZZA NAVONA

Ein französischer Edelmann, ein englischer Edelmann, ein vlämischer Franziskaner, ein Cicerone.

DER CICERONE: Sowie ich euch von ferne erblickte, hochvortreffliche Herrschaften, habe ich mir sofort gesagt: das sind höchst gewichtige Persönlichkeiten, die unverzüglich zu begrüßen und denen deine Dienste anzutragen deine Pflicht dir gebietet.

DER FRANZOSE: Ich bin aus der Champagne, und mein Landgut Brandicourt ist wohlbekannt. Mein Freund kommt aus London und wir haben auf gemeinsame Kosten diesen wackeren Pater in Dienst genommen; er begleitet uns, reinigt unsere Kleider und zeichnet die Beobachtungen auf, die wir auf unserer Reise machen.

DER CICERONE: Ich bin überglücklich, daß mir eine so schmeichelhafte Begegnung wie die mit eueren erlauchten Exzellenzen vergönnt ist. Ich genieße in dieser Stadt ein ziemlich großes Ansehen, und — mein Gott, ich kann es wohl sagen — man zollt es weit weniger meinen bescheidenen Verdiensten als meiner vornehmen Geburt und der Achtung, deren sich meine Eltern seitens des Heiligen Vaters erfreuen. Ihr seht mich glücklich, euch alles, was ich bin, zu Füßen zu legen; ich werde euch die unschätzbaren Sehenswürdigkeiten Roms in allen Einzelheiten zeigen und Punkt für Punkt erklären.

DER ENGLÄNDER: Das wird uns sehr angenehm sein; aber vielleicht werdet Ihr von uns einen sehr hohen Preis verlangen?

DER CICERONE: Erlauchte Signori, ihr werdet mir geben, was euch recht dünkt. Auf alle Fälle, davon dürft ihr überzeugt sein, werde ich eure Gunst als eine reiche

Belohnung ansehen. Ich trachte nur nach der Ehre, euch dienen zu dürfen.

DER ENGLÄNDER: Ich verlange, daß ich alles kennen lerne!

DER CICERONE: Nichts ist leichter.

DER FRANZOSE: Ihr begreift! Mein Freund und ich sind nur in der Absicht nach Italien gekommen, nachher in den vornehmen Gesellschaften sagen zu können: ich habe dies und das gesehen! Es wäre also höchst peinlich, wenn wir später erführen, es gäbe Dinge, die wir nicht gesehen haben.

DER CICERONE: Seid ohne Sorge. Wenn es euch genehm ist, beginnen wir gleich jetzt. Schlagen wir diese Straße ein. Ich werde euch im Vorübergehen den Campo Vaccino bewundern lassen. Es war dies der Platz, wo die alten Römer ihre Versammlungen abhielten.

DER ENGLÄNDER: Ich muß ihn unverzüglich sehen!

DER CICERONE: Ihr sollt ihn sofort sehen! Da wurde der berühmte Pompejus ermordet. . . .

DER FRANZOSE: Pater Jean, notiert das auf!

Pater Jean schreibt.

DER CICERONE: Dann werden wir den Vatikan besichtigen, wo einer meiner Vettern, der großes Vertrauen beim Heiligen Vater genießt, uns für eine Kleinigkeit herumführen wird.

DER FRANZOSE: Ich will die Gemälde des Malers sehen, der neulich gestorben ist und für den man ein so schönes Begräbnis veranstaltet hat. . . . Wie hieß er doch?

DER CICERONE: Ihr meint Maestro Raffaello.

DER FRANZOSE: Er soll ein sehr, ein sehr . . . geschickter Mensch gewesen sein. Man hat mir erzählt, daß sogar der König ihm zu arbeiten gegeben hatte.

DER ENGLÄNDER: Ah! ja, das war ein Mann, den ich sehr gerne gesehen hätte. . . . Aber schließlich, da er nun einmal tot ist. . . . Wenn wir den Vatikan besichtigt haben,

wollen wir in dem Gasthause zu Mittag essen, wo man am besten speist.

DER CICERONE: Hochansehnliche Signori, das ist auch meine Ansicht, und ich werde euch eine Mahlzeit auftragen lassen, die euch in Erstaunen setzen soll.

DER ENGLÄNDER: Pater Jean, Ihr werdet die Gerichte und die Art ihrer Zubereitung notieren.

DER FRANZOSE: Werdet Ihr uns auch die Bekanntschaft einiger liebenswürdiger Damen vermitteln?

DER CICERONE: Ich denke gerade darüber nach! Ich kenne zurzeit zwei, zu denen ich euch heute Abend führen will. Ihr werdet von ihnen entzückt sein. Wir werden bei ihnen zu Nacht speisen, ein Instrumentalkonzert wird es geben und ihr werdet mir euer ganzes Leben lang Dank wissen für die Unterhaltung, zu der man euch den Zutritt gestattet hat. Denn ich darf euch nicht verhehlen, daß es sehr ausgezeichnete Damen sind, die zu allen hervorragenden Persönlichkeiten Roms Beziehungen haben. Da sie ausländische Herren besonders schätzen, mache ich mir das Vergnügen, bisweilen solche bei ihnen einzuführen.

DER ENGLÄNDER: Pater Jean, Ihr schreibt die Namen dieser Damen auf, damit wir uns zu Hause ihrer Bekanntschaft rühmen können.

DER CICERONE: Wenn es euch beliebt, so wollen wir uns auf den Weg machen, denn ich bemerke dort, rechts und links, zwei Kavaliere, die willens sind, sich euch als Führer anzubieten und ich möchte euch nicht in so schlechte Hände fallen lassen.

DER FRANZOSE: Donnerwetter! ist das ein hübscher Palast! Von wem ist er?

DER CICERONE: Von Ammirato.

DER FRANZOSE *(zu dem Mönch)*: Schreibt auf, Pater Jean, daß wir einen Palast von Amurat gesehen haben . . . Das ist der türkische Großsultan?

DER CICERONE: Ganz richtig, hochedler Signore!

Sie gehen weiter.

Rom war zur Zeit der Hochrenaissance der kulturelle Mittelpunkt Europas, wie es später Paris wurde. Erasmus von Rotterdam, der größte Gelehrte des Jahrhunderts, weilte 1507 und 1509 in der ewigen Stadt. Er war entzückt „von dem Theater der Welt und ihrer Kultur; die Monumente, die Künste und Sammlungen, die Fülle von Wissen und Geist, der große Stil des Lebens erfüllte ihn mit Bewunderung. Als Satiriker fand er hier den großen europäischen Karneval der geistlich verlarvten Welteitelkeit und alle Lüste und Begierden, alle Ränke und Verbrechen vor, deren Magnet der Vatikan, deren einzig bewegende Triebfeder der Hunger nach Gold, nach Ehre, nach Herrschsucht war". Er schrieb später: „Um Rom vergessen zu können, müßte ich nach einem Lethestrom suchen". Unter Leo X. strömten Abenteurer aus allen Gegenden Europas dahin, um den ununterbrochenen Festeskarneval mitzumachen und Abenteuer zu suchen. War doch Rom auch die bevorzugte Stadt der Kurtisanen. Man könnte sagen, daß die Anfänge des Globetrottertums und der modernen Fremdenindustrie im leoninischen Rom zu suchen sind.

FERRARA

(10) DAS GEMACH DER MADAMA LUCREZIA IM HERZOGLICHEN PALASTE

Madama Lucrezia sitzt an einem offenen Fenster, das auf einen Innenhof hinausgeht. Sie hat ein einfaches Kleid von gewässerter schwarzer Seide an, ihre Ärmel und ihre Halskrause sind aus sehr sparsam besticktem Musselin. Ihr sorgfältig unter einer Samthaube geordnetes Haar zeigt einige graue und weiße Fäden. Ihr Gesichtsausdruck ist ernst und ruhig. Sie liest aufmerksam in einem kleinen in fahlroten Maroquin gebundenen Band, dessen Rücken die Aufschrift: „De Imitatione Christi" trägt. — Nach einigen Augenblicken legt sie das geöffnete Buch auf das Fensterbrett, geht an einen großen Tisch, setzt sich, ergreift ein Blatt Papier, taucht ihre Feder in die Tinte und schreibt folgenden Brief:

„An Seine hochwürdige Eccellenza, den Monsignore

Kardinal Bembo zu Rom.

Wenn ich mich heute der lateinischen Sprache bediene, hochgeehrter und viellieber Monsignore, so seid überzeugt, daß ich nicht einem eitlen Wunsche nachgebe, mit meinen bescheidenen Kenntnissen vor Euren Augen zu prunken. Noch viel weniger dürft Ihr denken, daß ich es wagen würde, in der Beredsamkeit mit dem überlegenen Geiste zu wetteifern, der unter uns den schönen Stil und die edle Sprache

desjenigen wieder erweckt hat, der ehedem über das Alter und über die Pflichten geschrieben hat. Früher wurde ich vielleicht von solch eitlen Gedanken beherrscht; heute aber bediene ich mich des Lateins aus dem zwiefachen Grunde, weil es eine ernste und für unser Alter geziemende Sprache ist, und dann, weil sie Euch teuer ist, und ich vor Eurem Geiste stets in einer Form erscheinen möchte, die geeignet ist, mir einen guten Empfang zu sichern.

Wenn ich Euren Brief von den Iden des vergangenen Septembers nicht sofort beantwortete, so geschah es, weil ich Sorgen hatte, mit denen ich Eure treue Anhänglichkeit nicht verdüstern wollte. Seine Gnaden der Herzog waren leidend, und zwar in einem Grade, der mir lebhafte Beunruhigung verursachte. Er ist nicht mehr jung, und die wachsende Last der Kriegsstrapazen und Regierungssorgen macht sich in allen seinen Gliedern aufs empfindlichste fühlbar. Ich habe an seinem Schmerzenslager traurige Tage verbracht; zurzeit geht es ihm besser, und ich wende mich jetzt wieder an Euch, ein wenig getröstet, gestärkten Mutes, aber noch nicht vollständig genesen. Das Leben ist mir zu lange geworden. Zuviel Leid, zuviel Kummer über so manche vergangene Dinge bedrücken meine Seele. Die Liebe zu den Wissenschaften, deren Macht einst meinen Mußestunden Inhalt zu geben vermochten, hat ihren Zauber verloren. Einzig die Religion hält mich noch aufrecht, aber sie birgt neben ihren Versprechungen viele Drohungen.

Für derartige Empfindungen beansprucht man nicht gern die Teilnahme eines so teuern Freundes wie Eure hochwürdigste Eccellenza. Ihr habt Eure Mühen, Ihr habt Eure Sorgen; ich wünschte sie zu mildern. Dürfte es da wohl das richtige Mittel sein, Euch auch noch mit meinem Kummer zu quälen? Ich glaube es nicht, und das ist der Grund, warum ich Euch wenig schreibe; aber ebenso, wie ich fest davon durchdrungen bin, beständig in Euren Gedanken zu leben, so dürft auch Ihr glauben, daß die Erinnerung an Euch beständig die geheimsten Falten meines Herzens durchzittert. Denkt also daran und denkt vor allem

in jenen Augenblicken daran, wo Ihr mich am Dienste Gottes teilnehmen lassen könnt. Gott allein ist meine Stütze, auf Gott allein hoffe ich, nur nach Gott allein steht noch mein Verlangen, und ich wundere mich, daß ich jemals meine Blicke anderswohin gerichtet habe. Ich zittere vor seinem Gericht, dessen Strenge ich ohne Zweifel nur zu sehr verdient habe. Aber Ihr habt mich gelehrt, auch auf sein Erbarmen zu hoffen, und es will mir zuweilen scheinen, daß meine Sünden, indem sie mich der Wirkung seiner Güte unterwürfiger machen, mir wenigstens dazu dienen, die Inbrunst meiner Liebe zu ihm zu verdoppeln.

Lebt wohl, mein Freund. Versäumt nicht, Seiner Heiligkeit für die huldvollen Worte zu danken, mit denen er jüngst seine Dienerin zu ehren geruht hat, und, noch einmal, betet für die, die dessen so sehr bedarf.

Gegeben zu Ferrara am 2. Tage des Januar.

Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara."

1519. Seit dem Regierungsantritt Leos X. hatte der Hof von Ferrara eine nicht geringe Einbuße erlitten, denn die Kunstschwelgerei der Medici zog die glänzendsten Talente Italiens nach Rom. Die Kriege, in die Ferrara gezogen wurde, finanzielle Sorgen, die Erziehung der Kinder bewirkten, daß Lucrezia Trost in der Religion suchte. Die schöne Frau wurde fromm; sie füllte, wie die Geschichtsschreiber des Hauses Este erzählen, den ganzen Morgen mit Gebet aus. Nach den Briefen ihrer Schwägerin, der ihr nicht sehr freundschaftlich gesinnten Markgräfin Isabella von Mantua, ging der Morgen Lucrezias allerdings mit Toilettemachen dahin. Man kann aber wohl beides verbinden und die Wahrheit dürfte wohl in der Mitte liegen.

Ihrem Lande wurde Lucrezia eine wahre Mutter, das ist bezeugt. Alle Leidenden fanden bei ihr Gehör und Hilfe; die Zeitgenossen sind einig in dem Ruhm ihrer Gottesfurcht, ihrer Wohltätigkeit und der Güte gegen ihre Nächsten. Als die Finanzen durch den Krieg erschöpft waren und Hungersnot drohte, verpfändete sie ihren reichen Juwelenschmuck, sogar ihre berühmten Perlen, stiftete klösterliche Anstalten und Hospitäler. Nachdem sie ihrem Gatten zwei Knaben und ein Mädchen geschenkt hatte, gebar sie ein totes Kind. Am 22. Juni

schrieb sie an den Papst, sie habe nach zweimonatlichem Leiden am 14. Juni beim Morgengrauen eine tote Tochter geboren und gehofft, daß sie von weiteren Schmerzen befreit werde. Sie erkenne jedoch, daß ihre Krankheit sich verschlimmert habe und sie sterben müsse. In wenigen Stunden werde sie vor dem höchsten Richter stehen und darum bitte sie, wie eine Sünderin, in Demut um den heiligen Segen. Zwei Tage später verschied Lucrezia, erst einundvierzig Jahre alt. Gobineau hat die durch Jahrhunderte aufs schwerste verleumdete Frau so geschildert, wie sie die neuere Geschichtsforschung aufzeigt.

BRÜGGE

(11) EIN MIT GESCHNITZTEM EICHENHOLZ GETÄFELTER SAAL

Auf den Friesen die gemalten und vergoldeten Wappen der belgischen Provinzen; über dem großen Kamin das Reichswappen; an der Wand gegenüber dem Fenster aus farbigen Scheiben ein großes Gemälde der deutschen Schule mit der Darstellung des jüngsten Gerichts. Es ist Nacht. Auf einem Tisch eine brennende Lampe und auseinander gefaltete Depeschen. — Karl V. in einem Sessel vor dem Tische, mit Schreiben beschäftigt.

EIN EDELKNABE *(eintretend):* Der hochwürdigste Kardinal von Tortosa wartet auf die Befehle Eurer kaiserlichen Majestät.

KARL V.: Er trete ein!

HADRIAN: Der Kaiser hat nach mir verlangt?

KARL V.: Ich erhielt soeben die Nachricht von dem plötzlichen Tode Leos X. Ich will mich darüber mit dir besprechen.

HADRIAN: Leo X. ist tot? Das kam unerwartet. Er war erst sechsundvierzig Jahre alt. Meldet man Eurer Majestät die näheren Umstände?

KARL V.: Meine Gesandten schreiben mir, der Papst sei vor Freude erstickt, als er erfuhr, Mailand sei eingenommen und die Franzosen seien durch seine Truppen in die Flucht geschlagen. Hier habe ich jedoch einen Geheimbericht des päpstlichen Zeremonienmeisters Paris de Grassis, der mich veranlaßt an Gift zu glauben.

HADRIAN: Der Papst wäre also ermordet worden und warum?

KARL V.: Hat er nicht den Kardinal Petrucci umbringen lassen und viele Leute ihres Eigentums beraubt? Wie dem auch sei, Leo X. ist tot. Setze dich.

Hadrian setzt sich an den Tisch.

Was denkst du von diesem Ereignis?

HADRIAN: Die Christenheit bleibt in einem traurigen Zustande. Die Franzosen sind geschlagen; aber sie werden ihren Angriff erneuern.

KARL V.: Du hast recht. Franz I. kann nicht in Frieden leben. Er ist ein händelsüchtiger Charakter und hat viele Fehler und Eigenschaften, die zu fürchten sind. Er trachtete nach der Kaiserkrone. Ich habe sie genommen. Er will Burgund, er will Flandern; alles, was er begehrt, müßte er mir entreißen, und mit Gottes Hilfe werde ich das verhindern.

HADRIAN: Das sind ernste Erwägungen; aber ich gestehe Eurer Majestät, daß mich in diesem Augenblick noch weit ernstere Angelegenheiten bekümmern, wenn ich meine Blicke auf den jetzt verwaisten Stuhl des heiligen Petrus richte. Nie war die Religion in einer so großen Gefahr. Seit Jahren treibt sie einer Katastrophe entgegen; jetzt ist sie am Rande des Abgrunds angelangt.

KARL V.: Sie ist am Rande angelangt, und der Abgrund ist bodenlos. Du sprichst wahr, wenn du versicherst, daß diese Gefahr größer und furchtbarer ist als die andern; denn alles, alles auf Erden, alles im Weltall hängt von der Religion ab, dieser Macht, die berufen ist, über Himmel und Erde zu herrschen; und wenn diese Macht gefährdet ist, muß alles ohne Gnade zusammenbrechen. Ich werde es aber nicht zusammenbrechen lassen.

HADRIAN: Ihr habt schon Großes in der Behandlung der religiösen Fragen Deutschlands erreicht.

KARL V.: Die Gefahren, die von dieser Seite drohen, sind ungeheuer, und wenn ich den Wagen nicht mit kräftigem Griffe wieder aufgerichtet hätte, den wilde Pferde hinter sich her schleiften, gäbe es kein Heilmittel mehr für das

Unheil. Ich werde die Ketzerei nicht dulden! Ich werde niemals mit den schlimmsten aller Rebellen paktieren, noch die Beschützer dieser anstößigen, giftigen, unverzeihlichen Empörer zu Atem kommen lassen! Jede Ruhe, die ihnen gewährt würde, brächte mir nur Schaden. Der Glaube Christi ist bedroht, und wer verteidigt ihn? Ich bin es, der Kaiser! Der Stellvertreter der Apostel findet — ich irre mich . . . glücklicherweise! er fand, wollte ich sagen —, daß Luther einen guten Stil schreibe; er ergötzte sich an seinen Briefen, er erwähnte dieses Brandstifters nur mit Milde und Geduld! . . . Nun bin ich da! . . . Ohne mich würde die Hölle triumphieren!

HADRIAN: Gott hat Euch erweckt wie einen Gideon.

KARL V.: Es ist seltsam, daß weder der Papst, noch Franz I. begriffen haben, wohin diese Neuerungen uns führen. Und doch braucht man nur den Eifer zu sehen, mit dem die kleinen Fürsten sie sich aneignen und die Privatleute darüber vor Freude toll sind. Diese verdammenswerten Lehren atmen das Gift der Unabhängigkeit und der Anarchie. Sie würden den Kurfürsten Recht geben gegen mich, den Vasallen gegen ihre Lehensherren, dem Pöbelhaufen gegen die Bürger der Städte. Der Papst bildete sich ein, wenn man jedem das Recht ließe, nach Belieben zu schwätzen, entstünde daraus nicht mehr Unheil, als wenn man den Lumpen erlaubte, sich Sonntag abends zu betrinken. Aber es kommt ein Augenblick, da die Trunkenheit sich zum Wahnsinn steigert, und, ich sehe es klar, es ist Zeit, die Zügellosigkeit zu ersticken. . . . Die Welt wird überschwemmt von den unverschämten Schmähschriften eines Ulrich von Hutten, von den andern ganz zu schweigen. Teilst du meine Ansicht?

HADRIAN: Zweifelt nicht daran. Zwei Laster gehen Hand in Hand und nähren den Aufruhr, den Todfeind der Religion und folglich der Welt: die Verderbtheit der Geistlichen und die gottlose Toleranz, die Schwester der Sittenlosigkeit.



KARL V. Von Tizian
Ausschnitt aus dem Gemälde im Prado, Madrid

KARL V.: Du läßt also meine Ansicht gelten, daß der künftige Papst mit den weltlichen Gepflogenheiten der voraufgegangenen Regierungen zu brechen hat?

HADRIAN: Wenn er zögert, sind wir verloren! Er muß ein Papst sein und nicht ein Fürst; ein Theologe und nicht ein Gelehrter; ein Asket und nicht ein Wollüstling; er muß von schimmeligem Brot leben und von gewöhnlichen Kräutern, aber nicht von raffinierten Gerichten auf goldenen Schüsseln. Mit hölzernen Näpfen soll er vorlieb nehmen. Er muß mit seinem Bettlerstab die Götzenbilder der alten Heiden zertrümmern, mit denen die heiligen Paläste angefüllt sind zum entsetzlichen Ärgernis für die Gewissen. Er muß, weit davon entfernt, den Phrasenschwall der Bembo und Vida mit Entzücken anzuhören, diese Leute den Gefängnissen der Inquisition übergeben und die härteste Buße über sie verhängen! Ja, Kaiser! die Buße, die Buße, sie allein vermag die Welt zu retten! Retten, meine ich, in diesem sterblichen Leben vor den schrecklichen durch die Schrankenlosigkeit hervorgerufenen Zuckungen, retten in dem ewigen Leben vor den rächenden Flammen, deren Pein wir immer mehr verdienen!

KARL V.: Ein frommer, sittenstrenger Papst und ein Kaiser, der entschlossen wäre, seine Mühen zu teilen und nimmer in der Verteidigung und Verherrlichung des Glaubens zu ermatten, glaubst du, daß diese beiden Mächte, eng miteinander verbunden, die Welt retten könnten?

HADRIAN: Es gibt hienieden eine bestimmte Summe von Macht; sie vergrößert oder verkleinert sich nie, aber in den verschiedenen Epochen, unter dem Wechsel der staatlichen Zustände, ist sie auf mannigfache Art verteilt. Was in diesem Augenblick Luther und seine Beschützer wollen, was die betörten Priester des päpstlichen Hofes zulassen, ist die weitgehendste Teilung dieser kostbaren Kraft; sie droht in den Händen der Unwürdigen verloren zu gehen. Aber wenn Papst und Kaiser einig wären, die höchste Gewalt ungeteilt in ihrer Person zu verkörpern und nur zum

Triumphe des Kreuzes zu nützen . . . welch ein Schauspiel wäre das! welch ein Glück für die Welt!

KARL V.: Ich bin der Kaiser, und du bist der Papst!

HADRIAN: Ich zage nicht, es auszusprechen: das wäre ein großes Unglück für mich, dessen letzte Jahre der Ruhe bedürfen. Aber es wäre ein Glück für die Seelen; denn ich würde keine Schonung kennen, wo es das Heil gilt.

KARL V.: Du hast mich nicht verstanden. Lies diese Depeschen! Das Konklave hat sich unmittelbar nach dem Tode Leos X. versammelt. Ich habe den Kardinälen die Wahrheit vor Augen geführt. Sie haben sie erkannt. Sie haben dich erwählt. Der Heilige Geist ist auf dich herabgekommen. Du bist der Papst, sage ich dir, wie ich der Kaiser bin.

HADRIAN *(faltet die Hände und hält sie gegen seine Brust gepreßt. Seine Augen sind geschlossen, und seine Lippen murmeln leise ein Gebet. Ein Augenblick des Stillschweigens)*: Ich habe mich gesammelt. Welcher Augenblick könnte es von einer schwachen Kreatur mehr verlangen? Die Hand Gottes ruht auf mir; sein heiliger Wille geschehe. Ich weiß nicht, mein Sohn, ob in dem, was mir begegnet, Eure weltliche Weisheit nicht die Freiheit der Wahl beeinflußt hat. Es ist nicht mehr Zeit, es zu untersuchen. Ich habe die Tiara nicht gewollt, ich habe sie nicht gewünscht. Mit Euch oder trotz Euch, was Gott tut, das ist wohlgetan. Ich bin ein armer Mann, von geringer Geburt, bis auf diesen Tag in den Nebeln der Städte des Nordens verloren; ich habe Italien nie gesehen, und ich werde den Vatikan betreten gleich einem zerlumpten Landstreicher, dessen Gegenwart man als einen Schimpf für den Glanz des Palastes der Könige erachten wird. Und in der Tat! dieser Glanz soll meinen Schimpf empfinden! Ich will ihn mit Strenge treffen! Und wenn es dem Herrn, der mich beruft, so gefällt, werde ich an die Stelle dieses Glanzes die christliche Demut und Einfachheit setzen, die uns so bitter not tut!

KARL V.: Zählt auf mich, Allerheiligster Vater, wie auf einen gehorsamen Sohn. Gemeinsam vermögen wir alles für das Heil; aber wir werden auch alle Kraft dafür einsetzen müssen! Die Heere, die Schätze, der Verstand, die Gedanken des Kaisers werden für Euch arbeiten. . . . Aber ich muß Euch auch erklären, — denn in diesem Augenblick, Hand in Hand, haben wir einander nichts zu verbergen: ermattet nicht, weichet nicht zurück, strauchelt nicht! . . . Denn ich, ich werde immer vorwärts schreiten, und wenn die Kirche wankt oder zaudert, so schleife ich sie mit, mag sie wollen oder nicht!

ZU ANFANG 1522. Eine Zusammenkunft zwischen Karl V. und Hadrian als Kaiser und Papst hat nie stattgefunden. Die Gegenüberstellung der beiden Männer ermöglichte dem Dichter zum Ausdruck zu bringen, was der Kaiser vom Papst erwartete und wie er entschlossen war, die Kirche unbedingt seiner Politik untertan zu machen (s. Schlußsatz der Szene), was Clemens VII. in vollstem Maße erfahren mußte.

Die Geschehnisse der äußeren Politik seit dem Vertrag vom 13. Oktober 1515 zwischen Leo X. und Franz I. (s. Bem. zu IV, 4) sind von Gobineau kaum angedeutet. Es ist daher zunächst notwendig, diese Lücke auszufüllen. Während sich weltgeschichtliche Ereignisse von größter Tragweite vorbereiteten, herrschte in Italien einige Jahre, abgesehen von dem Kampf um Urbino, eine verhältnismäßige Ruhe. Die Reihe der Kriege, die mit der Liga zu Cambrai begonnen hatten, war beendet.

Am 13. Juni 1516 starb Ferdinand V. der Katholische, der Spanien zu einer Monarchie ersten Ranges erhoben hatte. In seine Regierungszeit fällt die Eroberung von Neapel und Navarra und die Entdeckung Amerikas. Sein Erbe war der sechzehnjährige Karl I. Drei Jahre später starb am 12. Januar 1519 Maximilian I.; das Schicksal Europas hing nun davon ab, ob die Kaiserkrone an Frankreich oder an Spanien-Habsburg fallen werde. Daß sich auch Heinrich VIII. von England Hoffnungen darauf machte, sei nur nebenbei bemerkt. Karl I. gebot über mehr Länder, aber sie waren zerstreut und unter sich fremd; Franz I. beherrschte eine blühende, geeinte Monarchie, auch waren einige Reichsstände längst durch Bestechung für den König von Frankreich gewonnen worden. Leo X. hatte mit Karl I. zu Anfang des Jahres 1519 einen geheimen Vertrag abgeschlossen, der gegen

die Übermacht Frankreichs gerichtet war, trotzdem begünstigte er die Wahl Franz I., nachdem seine Bemühungen für die Wahl des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen erfolglos blieben. Leo X. sah sowohl einen spanischen wie einen französischen Kaiser sehr ungern, denn beide standen schon mit einem Fuß in Italien, der erstere in Neapel, der letztere in der Lombardei. Erst als die Wahl Karls ganz sicher war, gab der Papst seinen Widerspruch auf, um einen offenen Konflikt mit dem neuen Kaiser zu vermeiden. Am 28. Juni 1519 wurde der Enkel Maximilians in Frankfurt einstimmig zum Kaiser erwählt. Nun wandte sich Leo X. der neuen entstehenden Macht zu, von der er Vergrößerung des Kirchenstaates, Ausrottung der lutherischen Ketzerei und Erweiterung der Macht der Kurie erhoffte.

Karl V. (1500—1558) stand den deutschen Verhältnissen innerlich völlig fremd gegenüber. Wenn er auch manches in der Kirche der Besserung bedürftig hielt, so fehlte ihm für die Wertung der Kräfte der Reformation jegliches Verständnis. Er war strenger Katholik und machte aus seiner Auffassung der Religion seine Hauptangelegenheit, sein Hauptmittel, um sich die Macht zu sichern, die zum Zusammenhalt seines ausgedehnten Besitzes nötig war. Mit unbeugsamer Standhaftigkeit führte er Krieg gegen alles, was sich der Ausführung seines Willens entgegenstemmte.

Viele deutsche Patrioten begrüßten das neue Kaisertum Karls, der über Deutschland, Spanien, Flandern, Neapel und Sizilien gebot, mit großen Erwartungen, doch der Spanier Karl war nicht der Mann, von dem die Durchführung einer deutschen Nationalmonarchie zu erwarten stand. Immerhin ist dem Geschick zu danken, daß es nicht einen der deutschen Kleinfürsten oder gar Franz I. an die Spitze Deutschlands stellte. In diesem Falle wäre menschlichem Ermessen nach zu der konfessionellen Spaltung noch die politische getreten und das Reich hätte zu existieren aufgehört.

Mit dem Tode Maximilians I. begann jene Rivalität des französischen und habsburgischen Reiches, welche von da ab auf Jahrhunderte der Weltgeschichte ihre Signatur gegeben hat. Durch die kaiserliche Würde bekam Karl V. gesetzliche Ansprüche auf ein oberherrliches Lehen in der Lombardei. Er konnte es sich unmöglich gefallen lassen, daß die Franzosen die Reichskammerländer Mailand und Genua inne hatten, ohne den Rechten des Reiches nachzufragen. Die französischen und habsburgischen Interessen mußten daher zunächst auf diesem alten historischen Kampfplatze zum Austrag kommen.

Alsbald nach seiner Krönung hatte der Kaiser für Anfang 1521 einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben. Hier wurde zwischen Papst und Kaiser über die politischen und religiösen Verhältnisse verhandelt. Deutschland stand bereits durch die reformatorische Bewegung unter Führung Luthers und Ulrich von Huttens in hellen Flammen. Schon 1518 hatte Luther mit seiner Erklärung, daß der Papst wie jeder Mensch fehlbar sei, mit Rom gebrochen; im Sommer 1520 waren seine großen reformatorischen Schriften erschienen, am 10. Dezember warf er die Bannbulle des Papstes zu Wittenberg in den Scheiterhaufen. Am 3. Januar 1521 erließ Leo X. das Anathema wider Luther und seine Anhänger. Von Karl V. nach Worms geladen, verkündete der Gebannte am 17. und 18. April vor Kaiser, Fürsten und Ständen das Recht seiner Überzeugung von der Unbesiegbarkeit eines sittlich freien Menschen. Den verlangten Widerruf wies er mit den berühmten Worten zurück: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!" Am folgenden Tag eröffnete der Kaiser in einer eigenhändig französisch abgefaßten Erklärung den Entschluß, daß er „seine ganze Macht, Leib und Leben, ja die Seele selbst dafür verwenden wolle, den wahren Glauben zu behaupten." In einem Edikt verhängte er über Luther die Reichsacht und befahl, ihn als einen leibhaftigen Luzifer auszurotten. Das Wormser Edikt blieb allerdings auf dem Papier; in der Stille der Wartburg ließ der Reformator den ersten Sturm vorübergehen.

An dem nämlichen Tag, von dem die Achtserklärung datiert ist, am 8. Mai 1521, erfolgte auch der Abschluß des Bündnisses zwischen Leo X. und Karl V. gegen Franz I. Daß der Vertrag vom 13. Oktober 1515 zwischen dem König und Papst noch zu Recht bestand, war für den letzteren kein Hindernis. Der Zweck des neu geschlossenen Bündnisses war die Vertreibung der Franzosen aus Italien.

Die grausame und erpresserische Herrschaft der französischen Statthalter hatte die Lombarden auf's äußerste erbittert, dazu waren die Franzosen ganz ungenügend gerüstet, denn die Hofhaltung Franz I. verschlang alle Mittel. Im Sommer 1521 begann der Krieg. Am 19. November nahmen die verbündeten kaiserlichen und päpstlichen Truppen unter der Führung des Marchese von Pescara und Prospero Colonnas Mailand, worauf sich die meisten Städte des Herzogtums unterwarfen; nach der Niederlage Lautrecs bei Bicocca in der Nähe von Mailand, am 27. April 1522, wurden die Franzosen aus ihren letzten Stützpunkten in Italien vertrieben.

Am 24. November 1521 wurde dem Papst die Einnahme von Mailand gemeldet. In der Umgebung Leos X. herrschte ein wahrer Freudentaumel. Am 1. Dezember erfuhr er noch die Einnahme von Parma, wenige Stunden darauf starb er, erst im sechsundvierzigsten Lebensjahre. Wie stets bei plötzlichen Todesfällen sprach man von einer Vergiftung, doch fehlen für diese Annahme genügende Anhaltspunkte. Wahrscheinlich erlag der Papst einer bösartigen Malaria.

Hadrian Florisze, als Papst Hadrian VI. (1459—1523), stammte aus einer alten, aber heruntergekommenen Familie Utrechts. Sein Vater soll Schiffsbauer gewesen sein. Professor der Theologie, Dekan und Vizekanzler von St. Peter zu Löwen, wurde er im Jahre 1507 vom Kaiser Maximilian zum Erzieher seines Enkels Karl berufen, dem er eine streng katholische Gesinnung einflößte. Ferdinand der Katholische, zu dem er als Gesandter ging, verlieh ihm das Bistum Tortosa, Leo X. im Jahre 1519 den Kardinalshut. Als Karl V. sich von Spanien nach den Niederlanden und Deutschland begab, übertrug er Hadrian die Verwaltung Spaniens.

Die politischen Verhältnisse machten die Papstwahl sehr schwierig. Wenn ein dem Kaiser günstiger Papst aufgestellt wurde, so konnte Karl V. als Herr Italiens, ja Europas betrachtet werden; wenn ein französischer Papst gewählt wurde, so konnte Franz I. seine verloren gegangene Machtstellung wieder gewinnen. Am meisten Aussicht schien Giulio de' Medici zu haben, den auch der Kaiser wünschte, aber Giulio konnte sich im Konklave nicht durchsetzen. Schließlich fiel die Wahl auf den Kardinal von Tortosa, „man spielte ihn auf gut Glück wie eine Karte aus und er gewann das Spiel". Als die Wahl geschehen war, wußten die Kardinäle selbst nicht recht, wie sie dazu gekommen waren. Sie waren tot vor Schrecken, berichtet ein Chronist. Ganz Rom erhob einen Schrei der Wut über die Wahl eines „Barbaren". Nur die kaiserlich Gesinnten jubelten.

Karl V. empfing die Kunde am 20. Januar 1522 zu Brüssel, er war sehr befriedigt von der Wahl des Mannes, „über den er als einen in seinem Hause groß gewordenen verfügen zu können glaubte, von dem er sein weniges Wissen wie seine Furcht Gottes erlernt hatte". So schrieb er an seinen Gesandten in England. Der Kaiser verlangte eine Zusammenkunft mit Hadrian in Spanien, während man in Rom dringend die Ankunft des Papstes wünschte. Ohne Karl gesehen zu haben, schiffte sich Hadrian am 7. August in Tarragona ein; am Morgen des 29. August zog der neue Papst in Rom ein.

Marco Girolamo Vida (1490—1566), wurde als das Muster eines, von der allgemeinen Verderbnis unberührten Priesters angesehen. Sein Epos, „die Christiade", eine Verherrlichung Christi, ist eine der schönsten Kunstdichtungen der Renaissance. Der Dichter verzichtete hierbei auf das antik-heidnische Beiwerk, das in so vielen Schöpfungen jener Zeit den christlichen Stoff fast erstickt. Wenn Gobineau den Hadrian in so abfälliger Art von Vida sprechen läßt, will er damit die Beschränktheit dieses Mannes charakterisieren.

SCHLUSSWORT

DAS leoninische Zeitalter hat lange Zeit als Zenith der Renaissance, der Mediceer Papst als der verständnisvollste und erfolgreichste Förderer von Kunst und Kultur, als Repräsentant „der glänzendsten Epoche des Fortschritts" gegolten. Gobineau zeichnet, wie schon früher erwähnt, durch den Mund seines Michelangelo und auch des Machiavelli das richtige Bild dieses indolenten Epikuräers. (IV, 1.)

Den von Julius II. hinterlassenen Kirchenstaat erhielt er zwar, trotzdem kann in seinem Zaudern und Schwanken ein festumrissener politischer Plan, wie ihn sein Vorgänger hatte, nicht erkannt werden. Für die kirchliche Krisis zeigte er auch nicht das leiseste Verständnis. Luther wurde gebannt, sein Bild in Rom verbrannt, damit glaubte man die Sache abgetan.

Die Liebe zur Wissenschaft und Literatur, die man Leo X. zugesprochen hat, war nur oberflächliches Dilettantentum. Der Papst hatte eine gewisse Vorliebe für lateinische Verse und rauschende Phrasen, aber es kam ihm nur auf den Klang an, der Gedankeninhalt war ihm gleichgültig. Mit hochgespannter Erwartung waren Gelehrte, Literaten und Künstler zu Beginn seiner Regierung nach Rom gekommen, kleinlaut kehrten sie nach einiger Zeit heim oder suchten Stellen in anderen Städten. Bis zum Schluß haben nur die päpstliche Familie, die Florentiner, gut bezahlte Lobredner und die Hofnarren ausgehalten.

Leos X. Kunstinteresse war durch die persönliche Vorliebe für Raffael bestimmt, den er sogar zum Baumeister von Sankt Peter bestimmte, obwohl diesem architektonische Fragen gänzlich fernelagen. Der Bau nahm unter seinem Pontifikat keinen Fortgang, weil die aus dem Ablaß eingehenden, hierfür bestimmten Summen verpraßt wurden. Mit Leos Namen ist in Rom nur ein größeres Bauunternehmen verknüpft, die Loggien im Vatikan, die aber auch schon von Bramante begonnen waren. Was sonst geschaffen wurde, kommt nicht auf seine Rechnung.

Auch die Plastik wurde nicht gefördert; was in Rom an schönen Grabdenkmälern und Altären ist, stammt aus der vergangenen Epoche. Michelangelo wurde von Leo X. gänzlich ver-

nachlässigt, er lebte in Florenz oder brachte fruchtlose Jahre in den Steinbrüchen der carrarischen Berge zu, um Mamor für die Fassade von S. Lorenzo zu brechen. Aus der Zeit Leos besitzt Rom nur ein Werk seiner Hand, den Christus in S. Maria sopra Minerva. Ein neuerer Schriftsteller bemerkt, „die Plastik habe an Leo furchtbare Rache für ihre Vernachlässigung genommen. Domenico Aimo hat im Auftrag der Kurie das häßliche Denkmal des Papstes in Aracoeli ausgeführt, das wie ein Kinderschreck wirkt."

Raffael, der sich den Wünschen des Papstes anzupassen verstand, wurde mit Aufträgen aller Art überhäuft, so daß der überlastete Künstler einen großen Teil der Arbeiten nur entwerfen konnte und die Ausführung seinen Schülern übertrug. Das Schönste in den Stanzen war schon unter Julius II. fertig, was nachher entstand, kann großenteils nicht mehr mit dem gleichen Maßstab gemessen werden. Das bedeutendste Werk, das Raffael im Auftrage Leos X. ausgeführt hat, sind die Kartons zu den Arazzi (Teppiche, die für den Wandbehang in der Sixtinischen Kapelle bestimmt waren). Soweit die Kartons von Raffaels Hand stammen, sind sie bewundernswert, „der heroische Stil erzählender Kunst ist in ihnen geschaffen worden".

Julius II. hatte Schätze angehäuft, um Italien von den Fremden zu befreien. Leo X. hat sie zu Beginn seiner Regierung dazu verwendet, um die Schulden zu zahlen, die er als Kardinal gemacht hat; er hat die Ablaßgelder und die Gelder für Kardinalskreationen verpraßt, er hat die Kleinodien und das Tischsilber, die Teppiche und die Apostelstatuen aus der Sixtina versetzt; seine zahllosen Gläubiger waren durch seinen Tod ruiniert. Die apostolische Kammer war so ausgeleert, daß man nicht einmal die Leichenkerzen bezahlen konnte; man mußte die nehmen, die man für die Exequien des Kardinals Riario gebraucht hatte. Die Römer sagten, wenn Leo X. länger gelebt hätte, so würde er Rom, Christus und zuletzt sich selbst versetzt haben.

Leo X. hat weder Literatur noch Kunst gefördert, er hat in keiner Weise in die große geistige Bewegung eingegriffen, die unter den humanistischen Päpsten einsetzte und sich unter Julius II. weiterentwickelte. Es war der Ruhm seines großen Vorgängers, der auf ihn strahlte; ein gut Teil hiervon wurde ungerechterweise auf ihn übertragen. Ein italienischer Historiker hat seine Regierung „das Bacchanal moderner Zivilisation" genannt. Leo X. war als ein träger Zuschauer der Repräsentant dieses Bacchanals.

FÜNFTER TEIL

MICHELANGELO



EINLEITUNG

HADRIAN VI. war von seiner Wahl eher betrübt als erfreut. Er war von durchaus unbescholtenem Ruf, fromm, rechtschaffen tätig, ein wahrer Geistlicher, also ein vollendeter Gegensatz zu seinem verschwenderischen weltlichen Vorgänger. Über die Mißbräuche der Kirche war er sich vollkommen im klaren, er war auch fest entschlossen Wandel zu schaffen. Im Vatikan wurde es still wie in einem Kloster; der Papst haßte alles schöngeistige Wesen. Die kostbare Sammlung antiker Bildsäulen im Belvedere verschloß er; die Türen mit Ausnahme einer einzigen, deren Schlüssel er selbst in Verwahrung hatte, ließ er vermauern. Die Decke Michelangelos in der Sixtina wollte er herunterschlagen lassen, „weil nackte Gestalten nicht in die Kirche gehörten". Aus seiner Heimat hatte er eine alte Magd mitgebracht, die seinen Haushalt besorgte, seinem Kammerdiener gab er täglich einen Dukaten für den Mittagstisch. „Der ganze große Haufen der römischen Künstler saß da wie Schmetterlinge im Platzregen." Sie verließen Rom ebenso wie die Humanisten und Akademiker. Es gab keinen Italiener von Ruf und Bildung, der nicht die Thronbesteigung Hadrians als den Untergang aller Kultur angesehen hätte.

Dem Kaiser gegenüber erklärte Hadrian, er glaube wohl, daß die Kardinäle den Kaiser berücksichtigt hätten, doch sei er glücklich, daß er nicht durch dessen Bitte zum Papsttum gelangt sei, denn der Wahlakt müsse fleckenlos sein. Hadrian war entschlossen, seinen eigenen Weg zu gehen; er lehnte es ebenso ab mit Karl wie mit den Franzosen ein Bündnis zu schließen. Sein heißester Wunsch war ein Krieg wider die Türken. Die Hindernisse, die sich ihm bei dem Versuch, die Mißbräuche der Kurie abzuschaffen, entgegenstellten, beugten ihn nieder, die moralische und klimatische Luft machte ihn krank. Die Kardinäle blickten mit Ironie auf den armen Professor der Theologie; ihm zum Trotze jagten, spielten und tafelten sie weiter wie vorher. Voll Betrübnis blickte er auf den Krieg in der Lombardei, der alle seine Absichten, den europäischen Frieden, den Kreuzzug, das Reformkonzil zerstörte. Von Kummer, Sorgen und Krankheit verzehrt,

starb er am 14. September 1523, ein Jahr, nachdem er den Boden Italiens betreten hatte, als der letzte deutsche, der letzte nichtitalienische Papst.

Nach heißen Kämpfen ging am 18. November 1523 Giulio de' Medici (1478—1534) als Clemens VII. aus dem Konklave hervor. Karl V. hatte die Wahl begünstigt, denn Giulio hatte sich als Gegner der Franzosen gezeigt. Unter allen Kardinälen gab es keinen, der für die Tiara geeigneter erschien, als der Medici, der schon unter Leo X. den größten Teil der Geschäfte in Händen gehabt hatte. Ganz Italien war voll des Jubels.

Der neue Papst enttäuschte jedoch die Erwartungen, die auf ihn gesetzt wurden, aufs schwerste. Von dem Augenblick an, als ihm die Verantwortung zufiel, zeigte er einen Mangel an Vertrauen in das eigene Urteil, der ein folgerichtiges Handeln behinderte und in Wankelmut und Zaghaftigkeit ausartete. Clemens suchte die Klugheitspolitik Leos X. fortzusetzen, aber er machte sie zur Politik des Argwohns und der Furcht.

In der Lombardei währte der Krieg fort. Die Franzosen waren im Sommer 1523 wieder in Oberitalien eingefallen und bis zum Tessin vorgedrungen, wurden aber von den Kaiserlichen unter Charles de Lannoy, dem Vizekönig von Neapel, im April 1524 nach Frankreich zurückgeworfen. Die Kaiserlichen drangen unter dem Herzog von Bourbon, den Connetable von Frankreich, der zu Karl V. übergegangen war und dem Marchese von Pescara bis in die Provence und belagerten Marseille. Indessen marschierte Franz I. wieder in der Lombardei ein, um das entblößte Mailand zu besetzen; im Oktober lag er mit seinem ganzen Heer vor Pavia, das der tapfere Antonio de Leyva verteidigte. Der Connétable war durch den Vorstoß Franz I. gezwungen, Frankreich zu räumen. Am 24. Februar 1525 kam es bei Pavia zur Entscheidungsschlacht. Franz I. unterlag dem von Bourbon, Pescara Lannoy und Frundsberg geführten kaiserlichen Heere. Die Blüte des französischen Adels lag auf dem Schlachtfeld. Über dem sterbenden Bayart ließ Pescara ein Zelt aufschlagen; als ihn der Bourbon begrüßen wollte, soll ihm Bayart die Hand verweigert und ihn als Verräter verflucht haben. Der König fiel selbst in Gefangenschaft und wurde nach Madrid gebracht.

Nunmehr fürchtete Clemens VII. am meisten die dauernde Besitznahme von Mailand durch den Kaiser. Schon 1524 hatte er heimlich Verbindungen mit Frankreich angeknüpft; sowohl Karl V. als auch Franz I. verlangten die Parteinahme des Papstes, aber dieser wollte sich nicht entscheiden und erst den Erfolg der Belagerung von Pavia abwarten. So schwankte er hin

und her, beiden Parteien verdächtig. Die Nachricht von der Schlacht bei Pavia traf ihn wie ein Donnerschlag. Die Drohung Karls V. zwang ihn zu einem Bündnis mit dem Kaiser, wobei sich beide den Besitz ihrer italienischen Besitzungen garantierten. Der am 16. Januar 1526 geschlossene Friede zu Madrid zwischen Karl V. und Franz I. überließ die italienischen Staaten dem Gutdünken des Kaisers; er bedeutete die Unterjochung Italiens durch Spanien und das Reich. Nur eine schnell ins Werk gesetzte Koalition konnte diesem die Früchte des Sieges entreißen. Am 22. Mai 1526 kam die Liga von Cognac zwischen Clemens VII., Franz I., Venedig und Florenz zustande. Die ersten Politiker Italiens, Machiavelli, Vettori, Guicciardini, alle Patrioten Italiens erklärten den Krieg gegen den Kaiser als eine heilige und notwendige Nationalangelegenheit. „Im Jahre 1526 war ein Papst zum letztenmal Vertreter der italienischen Nation; doch dieser Papst war der armselige Clemens VII., der eine ihm große dargebotene Idee nur mit kleinlichen Trieben kirchenstaatlicher und mediceischer Hauspolitik verfälschen konnte."

Der Kaiser schickte Ugo de Moncada nach Rom, um den Papst von der Liga abzutrennen, aber er wurde abgewiesen. Karl rüstete, das venezianisch-päpstliche Heer operierte erfolglos in der Lombardei, der König von Frankreich zögerte. Im September brach Ugo de Moncada unterstützt von den Colonna von Neapel her in Rom ein, plünderte den vatikanischen Palast und zwang den Papst einen viermonatlichen Waffenstillstand mit dem Kaiser zu schließen und seine Truppen aus der Lombardei abzurufen. Der Papst, der als Haupt der Liga die Mächte gegen den Kaiser aufgerufen hatte, war in wenigen Stunden entwaffnet. „Karl V. hatte ihm verächtlich einen Schlag versetzen lassen, der ihn gemahnte, daß er von seiner Gnade abhängig sei." Clemens brach jedoch den Waffenstillstand sofort, indem er einen Teil seiner Truppen in der Lombardei beließ, den Kardinal Pompeo Colonna seiner Würde entsetzte und die Besitzungen der Familie Colonna verwüsten ließ. Der Kaiser schickte indessen neue Streitkräfte nach Italien; im November führte Frundsberg, der berühmteste deutsche Kriegsmann jener Zeit, ein Heer von 12 000 Landsknechten nach der Lombardei.

Der Herzog von Bourbon, der Oberfeldherr des kaiserlichen Heeres und Statthalter in Mailand, war zu Anfang des Jahres 1527 in so großer Geldverlegenheit, daß er sich entschloß mit Frundsbergs Truppen vereint gegen Rom zu marschieren; zudem lockte ihn die Hoffnung, die Statthalterschaft von ganz Italien zu erringen. Der Kaiser, der sein Heer schon lange nicht mehr bezahlen konnte, vermochte ihm, selbst wenn er wollte, keine andere

Richtung zu geben. Die Kaiserlichen rückten durch die Romagna über den Apennin gegen Rom vor, obwohl Clemens von seinen Bundesgenossen im Stiche gelassen, mit Lannoy einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Die kaiserlichen Truppen verlangten ungestüme Bezahlung des Soldes oder die Plünderung von Rom. Die Landsknechte Frundsbergs brüllten „Gold, Gold!" und kehrten ihre Spieße gegen ihre Obersten, so daß Frundsberg von Scham und Zorn übermannt vom Schlag gerührt lautlos auf eine Trommel niedersank. Unaufhaltsam wälzte sich das Heer gegen Rom. Die Truppen der Liga unter dem Herzog von Urbino folgten der kaiserlichen Armee, der Herzog hoffte ihr den Weg abzuschneiden, aber er war zu langsam.

Vergebens forderte der Papst die wohlhabenden Einwohner Roms zu freiwilligen Beiträgen auf; die reichen Prälaten und Patrizier hielten ihr Gold versteckt und gaben nichts. Die Verteidiger Roms bestanden aus etwa 7000 zusammengewürfelten Leuten; man hatte zusammengerafft, was man fand, Handwerker, Bediente und Stallknechte von Kardinälen und Monsignoren. Von seinen Verbündeten im Stiche gelassen, beklagte Clemens jetzt seine unselige Verblendung, indessen rechnete er mit Sicherheit die befestigte Stadt halten zu können, bis das Heer der Liga herangerückt sei. Einen Herold des Bourbon, der vom Papst die Zahlung von 300 000 Dukaten forderte, würdigte er keiner Antwort.

Am 5. Mai standen die blutdürstigen, verwilderten Scharen der Kaiserlichen vor den Mauern der ewigen Stadt; die scheidende Sonne beleuchtete zum letzten Male die ganze Herrlichkeit des Rom der Renaissance.

VOR ROM

(1) DAS LAGER DER KAISERLICHEN TRUPPEN

Drei Uhr nachts. Lange Feuerreihen bezeichnen die Ausdehnung der Biwaks; die Feldwachen sind auf den Beinen, die Kompagnien, die Bataillone lagern auf der Erde; die Leute schlafen. Die Stille wird von Zeit zu Zeit unterbrochen; ein Musketenschuß kracht oder Geschrei läßt sich vernehmen. Nur ein Zelt ist aufgeschlagen, das des Oberfeldherrn, des Connétable von Bourbon. Auf einem Tisch aus rohem Holz ein Talglicht. Der Connétable geht in voller Rüstung, doch ohne Helm in äußerster Aufregung auf und ab. Don Fernando d'Avalos, Marchese von Pescara, Feldherr der Spanier.

DER CONNÉTABLE: Was bin ich, nach all dem? . . . Was bin ich, daß ich einen solchen Frevel, eine solche Ungeheuerlichkeit begehen will, die die kommenden Jahrhunderte nicht begreifen und noch viel weniger verzeihen werden! Rom mit Sturm nehmen! Rom nehmen, es entehren, es plündern, es schänden! Rom! . . . Die rohesten der Barbaren waren so vermessen! Ihnen allein hat der Himmel diese Greuel vorbehalten — und ich, ich soll sie erneuern? Ja, was bin ich, daß ich einen solchen Schimpf an meinen Namen ketten soll? Ich bin der Sproß des edelsten Geschlechtes, das es je gegeben! Der Abkömmling der Könige, der Heiligen, der Eroberer, der Siegreichen, und aus dieser Tat werde ich triefend von Blut und Schande hervorgehen. . . . Doch nein, ich bin keineswegs, was ich Euch da erzähle, Marchese! . . . Glaubt nicht ein Wort von diesen Phantasien. . . . Ich? Ich bin keineswegs der Connétable von Bourbon; ich bin der erste beste, auf jede Weise beschimpft von dieser Madame von Savoyen, von Seigneur de Bonnivet, von den Günstlingen, von dem geringsten Höfling, den Kupplern, Huren und Halunken, die der König mit seinem Vertrauen beehrt! Man hat mich verraten, getäuscht, verhöhnt, beraubt, davongejagt; ich wollte dafür Rache nehmen, und so bin ich eines Morgens, die Wut im Herzen, die brennende Röte auf der Stirn, nur an meine Ehre denkend, im Dienste des Kaisers erwacht. In diesem Augenblick bin ich unter dem Spottnamen eines Feldherrn,

eines Truppenführers weniger geworden als der Lakai einer niedrigen, gewundenen, grausamen, unwürdigen, ja unwürdigen Politik. Ich bin so tief gesunken, daß ich der Spielball einer verhungernden Soldateska geworden bin, die mich vor sich hertreibt, damit ich sie führe, wohin man sie haben will, für deren Ausschreitungen man mir die Schuld aufbürdet. Und hinter dieser Horde ruft der Kaiser mir zu: „Marschiere! . . . So marschiere doch!"

DER MARCHESE: Ihr habt recht, Monseigneur. Noch nie habe ich einen so unglücklichen Mann gekannt wie Euch.

DER CONNÉTABLE: Was konnte ich machen? Was sollte ich beginnen, um mich aus dem Schraubstock zu befreien, in den ich mich seit Jahren eingeklemmt fühle? Das Bequemste wäre gewesen, in die Arme ihrer Hoheit von Savoyen zu sinken und von ihrer Gunst zu leben. Man hätte mich mit Gnadenbeweisen überhäuft; man hätte geruht . . . geruht! . . . mich für meine Leiden zu entschädigen, indem man mir für ein so unwürdiges Geschäft das Erbteil meines Geschlechts gewährt hätte! König Franz hätte in Anbetracht meiner Erniedrigung meine Verdienste verziehen . . . Ich hätte mich mit seinen Günstlingen an den tollsten Verschwendungen beteiligt, und man hätte mich beglückwünscht! . . . Die Ehre hat es nicht erlaubt . . . Begreift Ihr, Marchese, was für ein bösartiges Tier diese Ehre ist? Streitsüchtig, zügellos, aufrührerisch, gehässig gegen jeden Mann von friedlichem Gemüte? Ich wäre bereit gewesen, mich zurückzuziehen, unbeachtet auf meinen Besitzungen zu leben, den Dorfjunker zu spielen; alles, was an Tatendrang und dem Verlangen nach dem Guten in mir lebte, auszulöschen, zu ersticken . . . Kurz, ich ergab mich schon darein, im Geschlechtsregister meines Hauses nur als einer der braven Nichtstuer aufgeführt zu werden, die einzig darum Lob verdienen, weil sie die Gattung nicht aussterben ließen. Nein! das fiel unangenehm auf! Den Hof fliehen? Keine Verbeugungen machen, keinen Weihrauch streuen, nicht Amen sagen zu der heiligen Messe, die ohne

Unterlaß in Verehrung des allerchristlichsten Königtums gesungen wird! . . . Ich galt als ein Mißvergnügter! Durfte man dulden, daß ich in Ruhe lebte? Ich wurde gequält, bedroht, gehetzt. Ich floh, und nach den geltenden Rechtsbegriffen wurde ich alsbald zu einem Ungeheuer, und jener arme Ehrenmann, den wir unter unsern Augen haben sterben sehen, Marchese, jener Bayart, der so glücklich war, weil ihm der Himmel die ausnehmende Gnade eines ganz einfachen und glatten Lebenslaufes geschenkt hatte, der hat mir mit seinem letzten Atemzuge geflucht. Bei meiner Seele! auch ich fühle mich versucht, dem Himmel, den Engeln, Gott selbst zu fluchen, die mich auf eine Bahn getrieben haben, die ich nimmermehr eingeschlagen hätte!

DER MARCHESE: Ihr seid hart geprüft, Monseigneur. Doch wer könnte das Ende voraussagen? Vielleicht wird Euch noch Gerechtigkeit zuteil.

DER CONNÉTABLE: Ich sage Euch, denn ich habe es seit langen Jahren an mir erfahren, daß es keine Gerechtigkeit gibt! Das ist ein leeres Wort, ein abscheulicher Betrug! Es gibt nur mörderische Notwendigkeiten, deren Sinn wir nicht begreifen; ihre Quelle wird ewig verborgen bleiben. Ich sehe nur, daß Gut und Böse fortab Namen, Gewand und Rolle vertauschen. Heutzutage gibt es keine Fürsten, keine Edelleute, ja sogar keine Männer mehr, denn die Titel Edelmann und Fürst dienten einst nur dazu, Männer zu bezeichnen, die in höherem Grade Männer waren als die andern. Es gibt Herren, es gibt Lakaien, es gibt Hunde, die die Peitsche bekommen, und wenn die Lakaien nicht brav vor ihren Herren kriechen, gibt man ihnen die Peitsche wie den Hunden! So ist es und so wird es auch künftig bleiben! Der König Ludwig XI. hat die Methode erfunden, Männer zu Lakaien zu machen; sie wird sich immer mehr vervollkommnen.

DER MARCHESE: Hat sich Papst Clemens dem Willen des Kaisers gefügt? Sieht er nicht die Gefahr, in der er schwebt? Nichts vermag ihn zu retten, außer der vollkommenste Gehorsam!

DER CONNÉTABLE: Der Papst gibt seit gestern kein Lebenszeichen. Er muß dermaßen von Schreck gelähmt sein, daß er sich weder zu raten noch zu helfen weiß, oder aber er nimmt seine Zuflucht zu der kläglichen List jener Insekten, die sich zusammenrollen, wenn man sie bedroht, ihre Füße unter den Leib und ihren Kopf in den Hals einziehen und sich regungslos fallen lassen, indem sie das weitere dem Schicksal überlassen.

DER MARCHESE: Das Schicksal wird ihm mitleidslos den Gnadenstoß versetzen; es nennt sich Karl V. und gibt keinen Pardon.

DER CONNÉTABLE: Es gibt keinen Pardon, das ist wahr. Es wird treffen, aber sein Messer, das bin ich; und der Kaiser wird dann sagen, daß er nie die Absicht gehabt habe, soviel Unheil anzurichten. Das Messer wird dann mit einer wohlgespielten Verachtung weggeworfen werden. Man wird mich verleugnen. Ich bin so sehr davon überzeugt, daß ich den Oberbefehl niederlegen wollte. Man hat es vorausgesehen, und Ihr wißt, ob ich frei bin.

DER MARCHESE: Mit Ausnahme unserer recht wenig zahlreichen spanischen Regimenter ist es sicher, daß Eure deutschen oder italienischen Truppen sich aus den verwegensten Schurken zusammensetzen, die es je gegeben.

DER CONNÉTABLE: Ihr seid eben erst im Lager eingetroffen und beurteilt sie auf den ersten Blick. Ich wußte selbst nicht, ehe ich es erfahren hatte, was der Kaiser mir in die Hand geben würde. Es ist ein glühendes Eisen. Die lutherischen Freischärler, von denen er Deutschland glücklich befreit hat, bilden den Kern meiner Truppen. Man behauptet, Papst Alexander und Julius II. hätten seinerzeit Türken angeworben; das waren gewiß Lämmer im Vergleich zu meinen Ketzern, für die die Beschimpfung oder Tötung eines Priesters ein frommes Werk ist. Ich aber schreite über dieses unglückliche Italien dahin und hafte für die Handlungen und Missetaten dieser Elenden.

DER MARCHESE: Der Kaiser ist vom Himmel mit einem unergründlichen Geist begabt worden; Gott weiß,



CHARLES, HERZOG VON BOURBON
Medaille in Blei von Hans Schwarz aus Augsburg
Münzkabinett München



FERNANDO D'AVALOS, MARKGRAF VON PESCARA. Medaille in Bronze von einem unbekannten neapolitanischen Meister [zum erstenmal veröffentlicht]
Münzkabinett München

wessen Blick bis in die dunkeln Tiefen der Gründe reichen könnte, die sein Handeln bestimmen.

DER CONNÉTABLE: In allem, was mich nicht berührt, vermag ich's nicht. Aber in meiner eigenen Sache sehe ich klar. Nichts schärft die Sinne so sehr, wie die Gewohnheit des Unterdrücktseins und des Unglücks. Ich fühle, ich ahne, ich errate, was wider mich im Werke ist; ich durchschaue die Beweggründe. Der Kaiser mißbraucht mich, wie man das Pferd mißbraucht, das einem nicht gehört. Seinen spanischen, deutschen, vlämischen Generalen, denen will er keine niederdrückenden Lasten auferlegen, die das Rückgrat des Dieners zerbrechen und seine Weichen besudeln, aber meinem Rücken lädt er eine solche Bürde auf. Mir, der ich ihm durch meinen Unstern ausgeliefert bin, dessen Leben und Ehre ihm vollkommen gleichgültig sind! Er verübt eine Unanständigkeit! Ohne mir irgendeinen Einblick zu geben, wirft er mich an die Spitze seiner Armee, und erst als ich die Sprache wiedergefunden, als ich um mich geblickt, als ich mir meine Unterbefehlshaber und meine Soldaten angesehen habe, erst da erkenne ich in den einen Spione, in den andern den Abschaum der Menschheit. Ja, Marchese, ich bin ein Banditenhauptmann von Kaisers Gnaden. Das ist das Los und der Beruf des Connétable; meint Ihr nicht auch, daß der Fluch Bayarts schon recht hübsche Früchte getragen hat?

DER MARCHESE: Jedes Eurer Worte preßt mir das Herz zusammen. Ich muß zugestehen, daß Ihr die Wahrheit sagt. Der Kaiser hat unter dem falschen Schein des Edelmutes, den sein Rang von ihm fordert, in Eurer Person nur das Unglück des Hauses Frankreich gewollt; er erniedrigt, er demütigt den Rang seines Nebenbuhlers, so viel er vermag. Ja, Monseigneur, Ihr habt allen Grund, den Himmel anzuklagen. Das Schicksal hatte kein Recht, Euch so zu behandeln. Ihr habt, als Ihr Euren väterlichen Boden und Euren angestammten Herrn verließet, das getan, was auch ich an Eurer Stelle getan hätte. Ich weiß, daß heutzutage der Grundsatz aufgestellt wird, der Mensch müsse alles über

sich ergehen lassen: Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Schimpf; er müsse alles gesenkten Hauptes erdulden, wenn ihm diese Beleidigungen von Leuten auferlegt werden, die die Macht besitzen, die Fäden der hohlen und lächerlichen Drahtpuppe, die man das Vaterland nennt, in Bewegung zu setzen. Es ist ein hölzerner Götze. Er bewegt die Arme, die Beine, öffnet und schließt den Mund und verdreht seine großen Augen. Die ersten besten Marktschreier bringen ihn in Gang. Sie sprechen durch seinen Mund und nur durch sie wird er lebendig. Und doch hat man zugunsten dieser Schelme und im Namen dieser erkünstelten Maschine, ich weiß nicht wie viele schöne Schlagworte erfunden, die freilich nur für Sklaven, Heloten und Lumpen taugen, die zwei Drittel ihrer Mannheit verloren haben. Ein Mann hat das Recht, ebensoviel zu empfangen, wie er gibt; wenn das Vaterland und der Herrscher Achtung beanspruchen, so müssen sie selbst Achtung beweisen; sonst schuldet man ihnen nichts mehr. Euer Herrscher, Euer Vaterland haben Euch ins Gesicht geschlagen, und Ihr, Ihr habt ihnen den Schlag zurückgegeben; Ihr habt recht gehandelt und verdientet in keiner Weise die harte Strafe, als Opfer des kaiserlichen Willens von diesem tosenden Strom fortgerissen zu werden, der zu Eurem Unglück die Mauern Roms zum Einsturz bringen wird.

DER CONNÉTABLE: Es ist nun Zeit für Euch, aufzubrechen, Marchese. Der Kaiser behandelt Euch mit den Rücksichten, die er mir nicht zu schulden glaubt. Ihr habt den ausdrücklichen Befehl, noch diese Nacht mit Euren Kompagnien die Armee zu verlassen und auf Neapel zu marschieren.

DER MARCHESE: Mein Herz blutet. Ich möchte bei Euch bleiben und Eure Anstrengungen unterstützen, um wenigstens einen Teil des Unheils zu verhüten.

DER CONNÉTABLE: Ihr könnt es nicht und dürft es nicht. Der Kaiser ist für Euch ein großmütiger Herr. Gehorcht ihm. Lebt wohl!

DER MARCHESE: Wir werden uns wiedersehen.

DER CONNÉTABLE: Ich weiß nicht . . . ich wünsche es nicht. Lebt wohl! Wenn Ihr bei der edlen Marchesa seid, so versichert sie der Ergebenheit ihres Dieners.

DER MARCHESE: Madama Vittoria kennt Eure Seelengröße wohl. Bei der Schilderung Eurer Leiden sah ich oft, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten.

DER CONNÉTABLE: Leb' wohl! Bis an das Ende meines Lebens werde ich deiner gedenken, edler Fernando d'Avalos. Ich werde mich deiner Freundschaft für den enterbten Mann erinnern. . . . Deiner beispiellosen Tapferkeit in der Schlacht, des Adels deiner Seele, der größer noch als der deines Ranges . . . . Ich werde mich deiner erinnern, Fernando! . . . Umarme mich. . . . Leb' wohl!

DER MARCHESE: Lebt wohl, Monseigneur, und möge es der Himmel müde werden, Euch mit unverdientem Kummer zu überhäufen.

DER CONNÉTABLE: Was liegt daran! . . . Leb' wohl. . . . Geh. . . . Das erste Licht des Morgengrauens darf dich nicht hier finden. Außerdem vernehme ich schon meine Kerkermeister, meine Gebieter, meine Offizere. . . . Sie kommen, mir ihren Willen aufzuerlegen, unter dem Vorwande, den meinigen auszuführen. Ich will nicht, daß die lauterste Ehrenhaftigkeit und die gemeinste Niedrigkeit sich begegnen. . . . Geh!

Sie drücken sich die Hand; der Marchese von Pescara geht. Es treten herein: der Hauptmann Georg von Frundsberg, Befehlshaber der lutherischen Landsknechte, eifriger Anhänger des Reformators, echter Soldat, großer Plünderer, mit einem langen weißen Bart, der ihm bis auf den Panzer herabhängt; die Kapitäne Alessandro Vitelli und Pier Maria de' Rossi Anführer der leichten italienischen Reiterei; Don Antonio de Leyva, Befehlshaber der spanischen Regimenter, Alarcon und Lannoy, spanische Generale.

FRUNDSBERG: Euer Gnaden, wir erwarten Eure Befehle. Wenn es Euch genehm ist, wollen wir Kriegsrat halten und die letzten Maßnahmen beschließen, damit bei Tagesanbruch ohne weiteres gestürmt werden kann.

DER CONNÉTABLE: Nehmt diese Schemel, Messires, und setzt euch. Ich habe euch einen Vorschlag zu unterbreiten.

ANTONIO DE LEYVA: Wir hören.

DER CONNÉTABLE: Kapitäne, wenn ihr alle oder die Mehrzahl unter euch meinem Rat folgen wollt, so senden wir noch jetzt einen Unterhändler zum Papste.

FRUNDSBERG: Wozu das? Wir gehen alle als Unterhändler, und wenn wir Clemens VII. gegenüberstehen und Clemens VII. uns, so wird man sich schneller verständigen.

DER CONNÉTABLE: Ich glaube nicht, daß es in der Absicht des Kaisers liegt, die Dinge derart zu überstürzen und auf die Spitze zu treiben.

LANNOY: Sicherlich wißt Ihr besser als wir, was von den Absichten des Kaisers zu halten ist, Monseigneur; wir aber, meine Kameraden und ich, wir sind gekommen, um den Sold unserer Truppen in Empfang zu nehmen, die seit mehr als zwei Jahren nicht bezahlt worden sind. Ihr hattet uns die Plünderung von Mailand, dann die von Florenz und endlich die von Bologna versprochen. Habt Ihr Wort gehalten?

FRUNDSBERG: Nein, durchaus nicht, Seine Gnaden haben nicht Wort gehalten und es ist Zeit, dem ein Ende zu machen. Der Soldat muß zu essen haben.

LANNOY: Unsere Aufgabe ist es, Rom zu nehmen, und ich schließe damit, daß jetzt nicht mehr der Augenblick ist, sich mit Redensarten bezahlt zu machen! Also vorwärts!

DER CONNÉTABLE: Seigneur de Lannoy, Ihr führt eine sehr kühne Sprache.

LANNOY: Ich bin so gerade wie ein Schwert. Ich halte Euch hoch in Ehren, aber ich werde tun, was sich gebührt.

FRUNDSBERG: Und wir desgleichen. Vorwärts, sprecht, Lannoy, was Ihr sagt, ist vortrefflich gesagt.

DIE ANDERN BEFEHLSHABER: Ausgezeichnet gesagt. Genug des Zauderns!

LANNOY: Da ich also, wie Ihr seht, der Meinung des Kriegsrates Ausdruck gebe, so entscheidet, Monseigneur! Ich für meine Person bin entschlossen! Und so wie der Tag anbricht, und wahrlich, schon in diesem Augenblick, denn der Tag bricht schon an . . . wird er mich an der Spitze meiner Truppen sehen. . . . Ja, ich bin es schon! Hört Ihr die Trommeln? Hört Ihr die Trompeten und Zinken? Vorwärts, Monseigneur! Zum Sturm! Wenn Ihr nicht mit uns kommt, wenn Ihr zögert, Euch an unsere Spitze zu stellen . . .

DER CONNÉTABLE: Ich weigere mich nicht . . . aber ich sage . . . .

FRUNDSBERG: Und ich sage, daß Ihr marschiert! Vorwärts, Euer Gnaden! Der Kriegsrat ist aufgehoben! Ich habe meinen Leuten die Befehle übermittelt, die Ihr selbst uns geben werdet! Öffnet das Zelt! Zu Pferde!

Die Vorhänge des Zeltes werden heftig zurückgezogen. Es tagt; man hört von allen Seiten die Kriegssignale ertönen; die Truppen kommen in Bewegung; Reiterei und Fußvolk stürmen gegen die Mauern Roms. Kanonendonner auf dem linken Flügel, schreckliches Kriegsgeschrei mischt sich unter die immer häufiger werdenden Salven. Lärmende Abteilungen umringen das Zelt.

DIE SOLDATEN: Zum Sturm! Zum Sturm! Der Connétable! Wo ist er? Er soll sich eilen! Vorwärts! Vorwärts! Monseigneur! Seine Gnaden von Bourbon! Heraus! Tod dem Papste! Tod den Kardinälen! Auf zur Plünderung! Plünderung!

FRUNDSBERG: Heraus mit der Sprache, Euer Gnaden! Was wollt Ihr? Wenn Ihr zögert, stehe ich für nichts!

DER CONNÉTABLE: Ich will mein Pferd!

DIE SOLDATEN: Hier ist es! Steigt auf! steigt auf! Kommt! Hoch Bourbon! Tod dem Papste! Auf zur Plünderung, auf!

Der Connétable, Georg von Frundsberg, alle Befehlshaber steigen auf, und die Soldaten umringen sie und reißen sie mit sich fort.

FRUNDSBERG *(das Schwert in der Hand):* Tapfere Kameraden! Blickt auf meinen Sattelknopf! Seht ihr die Stricke

da? Sie gehören dazu, den Papst und seine Helfershelfer zu fesseln!

DIE SOLDATEN: Recht so! Recht so! Fangt sie! Hängt sie auf! Bringt sie um! Plündert sie aus! Vorwärts!

EIN OFFIZIER *(sprengt heran):* Ich komme von der Porta del Popolo! Das Tor ist gestürmt! Die Artillerie hat alles zusammengeschossen; aber die Bürger verteidigen sich, und wir brauchen Verstärkungen.

FRUNDSBERG: Frisch voran! Euer Gnaden! Ihr werdet den Ruhm haben, als erster einzuziehen!

Die Befehlshaber sprengen davon, gefolgt von den Schweren Reitern und Landsknechten, die laute Rufe ausstoßen und einen Lutherchoral anstimmen.

DIE SOLDATEN: Singt mit uns, Connétable, singt!

FRUNDSBERG: Singt, Euer Gnaden! Die Kerle werden dann noch schneidiger drauflosgehen!

DER CONNÉTABLE: Ich bin kein Lutheraner!

FRUNDSBERG: Ihr seid unser Feldherr und dürft nichts verabsäumen, was zum Erfolg dient! Los! Singen wir, Euer Gnaden!

Er beginnt mit Donnerstimme zu singen, indem er sein Schwert schwingt, und sprengt weiter; die Geschützsalven antworten sich auf der ganzen Linie; Musketengeknatter mischt darein; die Verteidiger Roms antworten, aber schwach.

(2) AUF DEN WÄLLEN VON ROM

Einige italienische Büchsenschützen und Schweizer; beide in geringer Zahl; schlechtbewaffnete Bürger.

ERSTER BÜRGER *(nachdem er seine Büchse abgefeuert):* Einer liegt doch jedesmal am Boden!

ZWEITER BÜRGER: Wart'! ich will den daneben hinlegen! *Er schießt.*

DRITTER BÜRGER: Wir haben verdammt wenig Soldaten! Beim Blute Christi! Man will uns abschlachten lassen!

Ein Trupp junger Leute und Künstler, alle bewaffnet, kommt herbeigelaufen.

ROSSO: Feuer auf dieses Ketzerpack!

Allgemeine Salve.

BENVENUTO CELLINI: Herrgott im Himmel! Tod und Teufel! Platz! Platz! Da sollt ihr mal sehen, wie ich schieße! Meine Büchse hat noch nie gefehlt!

Er zielt und gibt Feuer.



EIN KÜNSTLER: Gefehlt!

BENVENUTO CELLINI: Du bist wohl blind? Schau hin! jetzt, wo sich der Rauch zerstreut, schau doch! Ich habe mitten in den Haufen von Leuten mit Helmbüschen und vergoldeten Panzern geschossen! Einer ist gefallen, das ist sicher! Ein reiterloses Pferd galoppiert davon!

EIN BÜRGER: Die Schweizer verlassen uns und die Büchsenschützen auch! Warum? Holla! Herr Offizier, wenn Ihr die Soldaten davonführt, was soll dann aus uns werden?

DER OFFIZIER: Was euch beliebt! Die Tore sind eingeschossen! Der Papst hat sich in die Engelsburg zurückgezogen! Ich habe den Befehl, unsere Leute zu sammeln und rate euch, nach Hause zu gehen.

BENVENUTO CELLINI: Meiner Treu! Er hat recht! Die Deutschen erscheinen am Ende der Straße! Sie

schlagen drein, wie die Besessenen! Rette sich, wer kann! Jetzt heißt's sich aus dem Staub machen!

Er springt von der Mauer herab; die Anwesenden zerstreuen sich; die letzten werden von den Hellebarden der Landsknechte gespießt.

ZU SZENE 1 UND 2. NACHT VOM 5. AUF 6. MAI BEZ. 6. MAI 1527. Charles Herzog von Bourbon (1490—1527) war von Franz I. für seine Tapferkeit in den Schlachten von Agnadello und Marignano zum Connétable von Frankreich und Statthalter von Mailand und Burgund ernannt worden. Ein nicht zu rechtfertigender Prozeß, den die Krone wegen Rückgabe einiger Lehen gegen ihn angestrengt hatte und verschiedene Zurücksetzungen, die u. a. auch auf die verschmähte Liebe der Königin-Mutter zurückgeführt werden, veranlaßte den Herzog, des Königs ersten Reichsbeamten, der fürchten mußte, wieder zu einem kleinen Grafen von Montpensier herabzusinken, zu dem noch viel weniger zu rechtfertigenden Schritt des Verrats. Während Franz I. in der Lombardei Krieg führte, trat der Connétable mit Karl V. und Heinrich VIII. von England in Unterhandlungen. Es wurde vereinbart, daß ein deutsches Heer in die Bourgogne, ein spanisches in die Languedoc, ein englisches in die Picardie einfallen und der Bourbon sich unabhängig erklären sollte. Der Kaiser versprach dem Herzog, ihn mit einer seiner Schwestern zu vermählen und keinen Frieden zu schließen, ohne ihn darin aufzunehmen. Dabei war vorausgesetzt, daß Franz I. selbst den Kriegszug in der Lombardei (1524) führen werde. Allein der König schöpfte Verdacht und der Connétable konnte noch gerade nach Deutschland fliehen. Der Einfall der Engländer und Spanier verlief ziemlich ergebnislos und nun wurde der Bourbon vom Kaiser zum Statthalter von Mailand ernannt, wo er früher Vizekönig Franz I. gewesen war. In der Schlacht bei Pavia unterlag sein früherer königlicher Herr dem von ihm geführten Heere (s. Einleitung zu V).

L. Schemann hat schon darauf hingewiesen, „welch einen geheimnisvollen Reiz auch für große Genien die Rettungen haben". Der Herzog von Bourbon war aus Rachsucht und Ehrgeiz zum Hochverräter geworden, der gerade den anscheinend schwächsten Moment seines Königs zum tödlichen Stoße ausersehen hatte. Daran ist nicht zu rütteln. Psychologisch und dichterisch ist die Szene allerdings eine der ergreifendsten des Werkes.

Fernando d'Avalos, Marchese von Pescara (1490—1525), aus einem nach Neapel übergesiedelten, edlen spanischen Geschlecht, führte in der Schlacht bei Ravenna die leichte

italienische Reiterei und fiel verwundet in französische Gefangenschaft, wurde aber bald freigelassen. Dann nahm er an den Feldzügen in der Lombardei teil und schlug u. a. mit Bourbon und Lannoy die Schlacht bei Pavia, wo er schwer verwundet wurde. Neun Monate darauf, am 2. Dezember 1525, starb er. Der Sieg der Kaiserlichen bei Pavia wurde in erster Linie ihm zugeschrieben; er galt als der erste Kriegsheld des damaligen Italien. Zur Zeit dieser Szene lebte er demnach nicht mehr.

Georg von Frundsberg (1473—1528) machte sich unter Maximilian I. durch die Ausbildung der Landsknechte berühmt und schuf aus ihnen ein Fußvolk, das den für unüberwindlich geltenden Schweizern ebenbürtig wurde. An der Spitze seiner Landsknechte focht er in zwanzig Feldschlachten in den Niederlanden und in Italien. Von ihm stammt das berühmte Wort: „Viel Feind, viel Ehr!" Er war es auch, der auf dem Reichstag zu Worms Luther auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, desgleichen ich und mancher Obrister auch in der allerernstlichsten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen." Unter Karl V. kämpfte er bei Pavia und warb 1526 auf eigene Kosten 12000 Landsknechte, die er der Armee des Bourbon zuführte. Bis Rom gelangte Frundsberg nicht mehr, er hatte sich von dem Schlaganfall, der ihn bei der Meuterei seiner Leute getroffen hatte (s. Einleitung zu V), nicht mehr erholt. Er ließ sich zuerst nach Ferrara, dann nach seinem Stammschloß Mindelheim bringen, wo er 1528 starb. Seine Landsknechte führten sein Sohn Melchior Frundsberg, Konrad von Bemmelberg und Sebastian Schertlin von Burtenbach.

Frundsberg, der wie die meisten seiner Landsknechte lutherisch war, soll wiederholt geäußert haben, „wenn er gen Rom komme, so woll er den Papst henken"; daß er einen golddurchwirkten Strick für den Hals des Papstes mit sich geführt habe, erklärte sein Sekretär für Verleumdung. Er war im übrigen ein uneigennütziger, ritterlicher Charakter, der seinem Herrn in unermüdlicher Treue diente und fast sein ganzes Vermögen in kaiserlichen Diensten aufopferte.

Antonio de Leyva war Feldherr der in Mailand zurückgebliebenen kaiserlichen Truppen, auch er war also nicht vor Rom. — Benvenuto Cellini (s. Bem. zu V, 5 und 6) schreibt sich in seiner Autobiographie den Schuß, der den Connétable tötete, zu Unrecht zu.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai hielt Bourbon Kriegsrat in dem an der jetzigen Passeggiata Margherita gelegenen Kirchlein

S. Onofrio. In Rom hatte die ganze Nacht hindurch die große Glocke des Kapitols die Verteidiger auf ihre Posten gerufen. Im Morgennebel begann der Sturm auf die Leostadt. Ohne Geschütze, selbst ohne Leitern, es sei denn aus solchen, die man in der Eile aus Weinbergspfählen gemacht hatte, berannte man die Mauern. Die ersten Angriffe wurden von den Verteidigern, die ziellos in den Nebel feuerten, abgewiesen. Der Connétable, wissend sein Untergang sei unabwendbar, wenn der Sturm mißlang, sprengte im silbergestickten Waffenrock der Front entlang, um die Stürmenden anzutreiben. Endlich stellte er sich selbst an die Spitze, ergriff eine Leiter und legte sie an die Mauer. Da traf ihn eine Kugel in den Unterleib. Er fiel mit dem Ruf: „Ha nôtre Dame, je suis mort!" Wenige Stunden später verschied er.

Der Tod des Feldherrn steigerte die Wut der Stürmenden. Bei S. Spirito wurde die Mauer zuerst erstiegen und die Geschütze gegen die Engelsburg gewendet. Spanier und Deutsche ergossen sich nun wie „wütende Teufel" in den Borgo; die Römer wehrten sich verzweifelt, wurden aber bis fast auf den letzten Mann niedergehauen. In die Häuser warf man Feuer. Der Papst hatte so wenig an die Einnahme der Leostadt gedacht, daß er während des Sturmes im Sankt Peter betete. Vor seinen Augen wurde die fliehende Schweizergarde niedergemacht; gerade konnte er noch in die Engelsburg fliehen. Nur die Geschütze hielten die Kaiserlichen ab, sich auch der Burg zu bemächtigen.

Nun schickte Clemens zu den kaiserlichen Hauptleuten im Borgo, um zu unterhandeln. Sie verlangten Trastevere und Ponte Molle, dann erst wollten sie sich zu einem Abkommen herbeilassen. Aber Clemens hielt durch den Tod Bourbons die Auflösung der kaiserlichen Armee für wahrscheinlich und hoffte auf baldiges Eingreifen der Bundesarmee. Philibert de Chasles, Prinz von Oranien, der nach dem Tode des Bourbon den Oberbefehl übernommen hatte, hielt Kriegsrat; man beschloß, den Sieg ohne Zögern zu verfolgen, ehe das Heer des Herzogs von Urbino herankam. Nachmittags waren die Stadtteile am rechten Tiberufer in den Händen der Sieger; am Abend ergossen sich die Scharen mit dämonischer Wut über den Ponte Sisto zur Plünderung in die Stadt.

ROM

(3) IN DER ENGELSBURG

Ein Saal. — Papst Clemens VII., Don Ugo de Moncada, kaiserlicher Gesandter.

CLEMENS VII. *(sehr erregt):* Es ist ein Verbrechen gegen die Gottheit. Der Kaiser vergreift sich diesmal an

Gott selbst, indem er es wagt, meine Person anzutasten! Er wird es mit seinem Seelenheil zu büßen haben!

MONCADA: Ich zweifle nicht, Allerheiligster Vater, daß der Kaiser äußerst betrübt sein wird, wenn er erfährt,



was sich ereignet. Ihr aber habt dieses Unheil entfesselt und diese schreckliche Katastrophe heraufbeschworen; nicht er hat die Strafe dafür zu tragen.

CLEMENS VII.: Wieso, nicht er? Wagt Ihr in diesem Augenblick, in diesem Augenblick, in dem die Rufe meiner hingewürgten Untertanen zum Himmel steigen, in dem der Nachfolger Petri in seinem letzten Zufluchtsort wie ein Stück Rotwild umstellt gehalten wird, wagt Ihr da etwa zu leugnen, daß es die Soldaten des Kaisers sind, die diese Greuel begehen? Daß diese entsetzlichen Mordbuben unter seinen Fahnen marschieren? Sind es etwa nicht Eure Befehlshaber, die sie führen? Was wollt Ihr noch? Wollt Ihr mich töten?

MONCADA: Allerheiligster Vater, ich beschwöre Euch kniefällig, Euch zu beruhigen. . . Beruhigt Euch. . . Ihr lauft keinerlei Gefahr . . . in diesem Augenblick wenigstens.

CLEMENS VII.: Wollt Ihr etwa behaupten, daß zwischen der Schändung meiner Person und diesen nach meinem Blute lechzenden Tigerbanden mehr steht als eine Mauer? Sie ist schwach; ich weiß es. . . Meine Soldaten? Ihr habt sie gezählt; ihre Zahl ist gering. Was wollt Ihr mit mir beginnen, Don Moncada?

MONCADA: Wir haben Euch auf's inständigste gebeten, das trügerische und unhaltbare Bündnis mit Frankreich zurückzuweisen. Wir haben Euch beschworen, nicht gemeinsame Sache mit den Venezianern, den Schweizern und den Florentinern zu machen, diesem ehr- und machtlosen Gesindel, das dieser wortbrüchige Franz I., der gestern noch unser Gefangener war, gegen das unwandelbare und unbesiegliche Glück des Kaisers aufgeboten hat. Ihr wolltet auf nichts hören! Ihr unterstützt die Ruchlosen! Und während unser einziges Bestreben darauf gerichtet ist, die Religion zu retten, den Frieden wieder herzustellen und Italien die Ruhe zu geben, begünstigt Ihr, Allerheiligster Vater, die Empörung und erhebt das Banner des Verbrechens, indem Ihr auf den Irrwegen Eurer Vorgänger wandelt! Und doch hätte die Erfahrung Euch zeigen müssen, daß sie ins Unglück führen.

CLEMENS VII.: Nein! nein! nein! Ich habe getan, was jeder Fürst an meiner Stelle versucht hätte! Ich wollte die Würde des Heiligen Stuhles, die Unabhängigkeit des Kirchenstaates aufrecht erhalten. Euer kaiserlicher Adler schlägt seine scharfen Klauen in die Weichen des entsetzten Europa; er will alles verzehren, alles verschlingen! . . . Wenn der Kaiser das Ziel seiner eingestandenen Wünsche erreichen würde, so wäre es um alle Freiheit auf dieser Welt geschehen! Haben wir nicht gesehen, ja, haben wir es nicht gesehen, daß er selbst dem päpstlichen Stuhl seinen Willen aufzwang, indem er diesen Schatten eines Papstes, unsern Vorgänger, darauf setzte, seinen Schulmeister, einen hergelaufenen Menschen, der glücklicherweise nicht lange den ersten Thron der Welt der Lächerlichkeit preisgab!

MONCADA: Der Kaiser will das Gute, lediglich das Gute; er wird es durchsetzen! Wisset! da Ihr es vergessen zu haben scheint, wisset, daß es auf dieser Welt nur zwei rechtmäßige Gewalten gibt, die Gott selbst eingesetzt hat, um die Ordnung aufrecht zu erhalten: den Kaiser und den Papst. Der Rest ist des Teufels oder Werk des Zufalls.



DIE ENGELSBURG, ca. 1530. Anonymer Stich

Kaisertum und Papsttum sind alles, und wenn eines von beiden seiner Sendung vergißt, so ist es des andern Pflicht, die beiden Zepter in seiner Hand zu vereinigen und zu vollenden, was unsere heilige Religion erheischt. Einst verrieten die staufischen Kaiser ihre Pflichten und versuchten, die Völker dem Schafstall Jesu Christi abwendig zu machen. Die großen Päpste Innocenz III. und Gregor VII. schlugen sie mit Recht mit dem machtvollen Hirtenstabe. Seit Anfang des Jahrhunderts, sogar schon vorher, sind es nun die Päpste, die vom rechten Pfade abirren; sie sind der Sitte und des Willens bar, sie lassen die Gläubigen, lassen den Klerus wahllos auf den Weideplätzen der Verderbnis, Zügellosigkeit und Ketzerei grasen! Sie selbst sind Heiden geworden! So wird denn der Kaiser das Schwert ziehen und das Werk des Erlösers wiederherstellen!

CLEMENS VII: Etwa indem er die Stadt mit den unsauberen Fluten der lutherischen Kloake überschwemmt?

MONCADA: Euch, Allerheiligster Vater, Eurem Vorgänger Leo ist es zu verdanken, daß im Schoß der Kirche das Krebsgeschwür entstehen und sich entwickeln konnte! Ihr hattet für den Mann von Wittenberg nur Entgegenkommen und die verderblichste Schwäche! Ihr ließet zu, daß sich die Fürsten des Reiches an den Worten dieses Verräters berauschten, und es ist wohlbekannt, daß Ihr nur für ein wenig Geld, mein Gott! für einige Zahlungen, auf die Ihr Eure Wünsche beschränktet, ein schimpfliches Abkommen mit den Neuerern geschlossen hättet, soferne es von Euch allein abgehangen hätte.

CLEMENS VII.: Ihr verleumdet das Andenken Leos!

MONCADA: Sein Sinnen war nur auf Statuen, Gemälde, Bücher, Verse, auf Prunk, Feste und Vergnügungen gerichtet. Dieser Ruf wird ihm auch in der Geschichte bleiben, des seid gewiß! Als der Kaiser aber damals die Religion auf dem Siechbette der Vergessenheit hinsterben sah, als in ihrem Elend niemand ob ihrer heiligen, nach Frömmigkeit lechzenden Lippen achtete, da faßte er den

Entschluß, der Zügellosigkeit des Jahrhunderts Einhalt zu gebieten und die verwirrten Gewissen zum Glauben zurückzuführen! Und so wird er auch die Unbotmäßigen unter seinen kaiserlichen Willen beugen, alle jene, die sich seit Beginn dieser Verwilderung zum eigenen Unheil dem Gesetze entzogen. Der Kaiser spricht im Namen Gottes! Er ist Kaiser und hat das Recht dazu! Es gilt, die Seelen für den Himmel zu retten und den Rechtstitel des römischen Kaisers zu behaupten! Die Launen Italiens, das nur eine Provinz ist, die Freiheiten des einen oder die tollen Streiche des andern können nicht berücksichtigt werden. Es gilt, ich wiederhole es Euch, das Heil der Allgemeinheit in dieser Welt und in der andern, und Ihr, der Papst, Ihr werdet, da Ihr mit dem Kaiser nicht zusammengehen wolltet, als Erster ihm gehorchen und die Stirne vor ihm beugen!

CLEMENS VII.: So haben ehemals die Tyrannen gesprochen, deren Name mit Schmach bedeckt ist! Ich bin das Haupt der Kirche, und auch der Atem der Hölle kann mich nicht stürzen. Ich kann leiden, meine Person kann verschwinden, aber der Papst stirbt niemals!

MONCADA: Wir verehren den Papst! Da sei Gott davor, daß mein Gebieter sich am Stellvertreter Jesu Christi je vergriffe! Wir wollen nicht das geringste seiner Vorrechte antasten! noch weniger seine geheiligte Würde ... aber wenn ich es Euch denn mit klaren Worten sagen muß, Allerheiligster Vater, wir, deren fleckenloser Glauben in der ganzen Welt bekannt ist, wir, die gegen den leisesten Verdacht des Irrglaubens gefeit sind, wir, die in Spanien, in Flandern, in Indien, überall die leiseste Auflehnung gegen die Kirche und zwar mit einer Strenge, deren Ihr niemals fähig wart, verfolgen, wir, die wir jeden gefährlichen, oder auch nur verdächtigen Gedanken unterdrücken; wir, die wir ohne Bedenken und ohne Furcht alles gegen die Überlieferung sich auflehnende Fleisch den öffentlichen Scheiterhaufen übergeben; wir werden — ich sage Euch das frei heraus, indem ich Clemens VII. aus dem Spiele lasse —

Giulio de' Medici mit gerechter und unerschütterlicher Strenge behandeln. Wir werden nicht davor zurückscheuen, ihn absetzen zu lassen, wir werden ihm den päpstlichen Purpur von den Schultern reißen, werden ihn verbannen, wir werden ihn ins Gefängnis werfen, wenn wir alle Hoffnung aufgeben müssen, ihn zu bekehren und zur Vernunft zu bringen!

CLEMENS VII.: Und während Ihr . . . Ihr Euch für einen an uns gesandten Friedensboten ausgebt, wagt Ihr es, in meiner letzten schwanken Zuflucht eine derartige Sprache zu führen? Ihr habt wohl berechnet, bis zu welchem Maße Ihr mich geschwächt habt. Ihr betrachtet mich mit einem zuversichtlichen Lächeln inmitten meines unterdrückten Volkes, der verwüsteten heiligen Stadt, meiner brennenden Kirchen, der Flammen und Entsetzensschreie, der Verzweiflung und des Blutes! Und das nennt der Kaiser der katholischen Sache dienen?

MONCADA: Es heißt ihr dienen, wenn man die Wölfe trifft, die das entweihte Gewand der Hirten tragen!

CLEMENS VII.: So sprecht, was erwartet Ihr von mir? Laßt mich fort von hier! Laßt mich . . . ermöglicht mir, durch Eure verruchten Horden hindurchzukommen! Nehmt alles! Plündert alles! Triumphiert! Mich aber laßt ein Asyl suchen und vergönnt mir in Frieden die Zahl der Tage zu verbringen, die Ihr mir zuzählen werdet!

MONCADA: Ich habe die gemessensten Befehle, von denen ich nicht in der geringsten Einzelheit abweichen kann. Ihr werdet solange hier bleiben, Allerheiligster Vater, bis Ihr in unsere gerechten Forderungen eingewilligt habt.

CLEMENS VII.: So nennt sie. Was wünscht Ihr?

MONCADA: Maßnahmen, die geeignet sind, den Triumph der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und des Wohles der Kirche sicherzustellen.

CLEMENS VII.: Das sind Worte. Formuliert Eure Forderungen. Sagt ausdrücklich, was der Kaiser befiehlt.

Vielleicht bin ich tief genug gedemütigt, um jetzt zuzugestehen, was ich gestern nicht bewilligt und was ich vor zwei Stunden zurückgewiesen hätte.

MONCADA: Wir verlangen, daß Ihr dem Bündnis mit den Franzosen, Venezianern, Florentinern, Schweizern, mit allen Übelgesinnten entsagt. Wir verlangen, daß Ihr eins seid mit uns und für immer und so eng, wie das Fleisch es mit dem Knochen ist und der Krummstab es mit dem Zepter sein soll.

CLEMENS VII.: Ach! unglückliches, hundertfach unglückliches Italien! So wäre es also um dich geschehen! Deine Fürsten, deine Kommunen wären nur mehr die Sklaven der Vlämen! Soll diese Schmach das Ende deiner nahezu hundertjährigen, glorreichen Bemühungen sein? Aber redet, fahrt fort, ich höre Euch!

MONCADA: Ihr werdet uns Ostia, Civitavecchia, Civita Castellana, Parma, Piacenza, Modena und was Ihr noch besetzt haltet, übergeben; kaiserliche Besatzungen werden bei der Bevölkerung das Verständnis für den Willen des Kaisers wecken. Endlich werden uns 400 000 Dukaten als Entschädigung für die Truppen ausgezahlt, die gegenwärtig Rom besetzt halten. Sodann werde ich ihren Abzug anordnen. Und als letztes: Wir besetzen die Engelsburg.

CLEMENS VII. *(verbirgt einen Augenblick das Gesicht in den Händen und erhebt dann das Haupt wieder):* Ich weigere mich.

MONCADA: Dann habe ich meinen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Ich ziehe mich zurück. Aber vorher wünschte ich noch, dem Kaiser melden zu können, daß Euch der Stand der Dinge und der Umfang Eurer Verantwortlichkeit wohl bekannt ist. Geruht, Allerheiligster Vater, zu betrachten, was hier vorgeht.

Er öffnet ein auf die Stadt hinausgehendes Fenster.

Betrachtet Euer Werk! Seht hin und sagt, ob Ihr wollt, daß es so weitergehe!

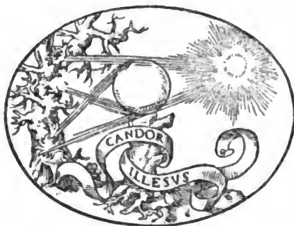
CLEMENS VII.: Ja, ich will hinausblicken, ich will sehen, wie Ihr die Heiligtümer schändet; ich will sehen, was



CLEMENS VII. Von Sebastiano del Piombo
Museo nazionale, Neapel

Ihr seit Monaten befohlen, angeordnet, ausgesonnen, angestiftet habt! Ja! Ich will es mit ansehen! Glaubt nicht, daß ich ein schwaches Weib sei! Ich kann in Muße die ganze Vorführung Eurer Verbrechen betrachten! Ich werde nicht schwach, ich werde nicht weinen! Wohlan denn! ja, ich will sehen, ich sehe! . . . Ein Mann wird verfolgt! . . . man reißt ihm mit einem Hellebardenstoß den Leib auf! . . . Gewiß, ich sehe es! . . . Über wessen Haupt wird sein Blut kommen? . . . Ach! mein Gott! Weiber, Kinder von den entmenschten Schurken, Eurer erbärmlichen Soldateska gepeinigt! Ach! welche Ruchlosigkeit! . . . Ach! laßt mich sehen . . . es ist entsetzlich! . . . Mönche . . . geschlagen . . . . blutüberströmt . . . Ach! es ist nicht möglich! Es ist unmöglich! Kardinäle, Greise im Purpur . . . in Ketten, zu Boden geworfen, über das Pflaster geschleift, geschlagen! . . . Ach! nein . . . nein . . . ich will nichts mehr sehen . . . Welch furchtbarer Traum! . . .

Er taumelt und sinkt auf einen Sessel zurück. Don Ugo de Moncada grüßt und geht.



(4) EINE STRASSE

Pikeniere, Büchsenschützen, Schweizer.

ERSTER PIKENIER: Wir brauchen einen Mann, der uns die Beute heimträgt. Ihr wollt doch diese Kisten nicht auf eure Schultern laden?

EIN SCHWEIZER: Es wäre besser gewesen, den Burschen zu schonen. Wir hätten ihn als Lasttier gebrauchen können.

ERSTER BÜCHSENSCHÜTZE: Es macht immer Spaß, einem eine Kugel in den Kopf zu jagen. Mir tut mein Schuß nicht leid.

ZWEITER PIKENIER: Außerdem rächen wir unsern Feldherrn; und da die Römer ihn getötet haben, wollen wir die Römer töten! Hollah, da ist eine Tür, die noch nicht eingeschlagen ist!

DIE SCHWEIZER: Schlagen wir sie ein!

Die Soldaten bearbeiten die Tür mit ihren Büchsenkolben und Hellebardenschäften. Sie öffnet sich; Rosso erscheint.

DIE SOLDATEN *(auf ihn einschlagend):* Wie, du Schuft, Du öffnest nicht, wenn man dich besuchen will? Du verdienst eine Lektion! Plündert das Haus!

ROSSO: Messeri, ich besitze wenig Geld, es gehört euch! Aber ich bin Maler und bitte euch, meine Zeichnungen und meine Kunstgegenstände nicht zu zerstören.

ZWEITER BÜCHSENSCHÜTZE: Du wirst gleich sehen, was wir mit deinen Kunstgegenständen und mit dir selbst machen! Zieht ihn ganz nackend aus! Das gibt einen Spaß, wenn wir ihn als Maulesel gebrauchen, und er wird den Stock um so besser spüren!

DIE SOLDATEN: Vortrefflich! Nackt wie ein Wurm und gehörig Fußtritte!

ROSSO: Messeri, ich flehe euch an!

DRITTER PIKENIER: Du sagst, daß du Maler bist?

ROSSO: Ja, ich bin Maler.

DRITTER PIKENIER: Ich glaube, es war ein Maler, der den Connétable getötet hat? Wir wollen's mit dir ebenso machen!

EIN SCHWEIZER: Zum Teufel, nein! Es ist abgemacht, daß er die Kisten trägt! Wir wollen ihn erst nachher töten, aber zuerst plündern wir das Haus!

DIE SOLDATEN: Recht so!

Während ein Teil der Soldaten Rosso seine Kleider vom Leibe reißt, und ihn schlägt, wird das Haus verwüstet; die zerfetzten Bilder, die zerrissenen Zeichnungen fliegen mit Möbeltrümmern und Vorhängen aus den Fenstern; dann schlagen die Flammen aus dem Hause. Ein Offizier geht vorüber.

DER OFFIZIER: Was tut ihr mit dem Mann da?

DIE SOLDATEN: Nichts. Er hat die Güte, uns die Kisten zu tragen, die wir soeben gekauft haben.

ROSSO: Signore, ich beschwöre Euch, befreit mich! Ich bin ein Maler, ich bin Rosso! Ich habe eben alle meine Werke verloren!

DER OFFIZIER: Laßt diesen Unglücklichen frei, gebt ihm seine Kleider zurück! Der Hauptmann Georg Frundsberg befiehlt euch, zu euren Fahnen zurückzukehren. Die Trompeten blasen zum Sammeln. Ihr hört's ja! Vorwärts! Laßt den Mann gehen, sag' ich euch!

EIN LANDSKNECHT: Und ich, ich sage dir, daß ich dich gar nicht kenne, verstehst du? Bist du mein Hauptmann? Nein! Mein Leutnant? Nein! Wer steht dafür ein, daß du nicht der Papst bist, der sich verkleidet hat?

DIE SOLDATEN: Das ist wahr! Was schwätzt er uns da vor?

DER OFFIZIER: Ich habe den Befehl der Generale . . .

DIE SOLDATEN: Hol' der Teufel deine Generale und dich dazu! Verstehst du, Monsieur? Drück dich, oder es geht dir schlecht! *Der Offizier zieht sich zurück.*

EIN PIKENIER *(zu Rosso):* Und du, wenn du dich noch einmal beklagst, ganz gleich bei wem, so bekommst du meinen Dolch mitten in die Brust; du verstehst, hoff' ich? Marsch, du Lumpenkerl!

Die Soldaten schleppen Rosso davon und schlagen noch mehr auf ihn ein.

ZU SZENE 3 UND 4. ZWISCHEN 7. BIS 9. MAI. Die Streitigkeiten zwischen den Spaniern und Deutschen, die drohende Auflösung des disziplinlosen Heeres und das Nahen der Bundesarmee machten

es für den Prinzen von Oranien wünschenswert, mit dem Papst Friede zu schließen. Schon am 7. begannen die Verhandlungen durch Bartolommeo Gattinara, einem Neffen des kaiserlichen Kanzlers Mercurino di Gattinara (also nicht durch Ugo de Moncada). Am 9. Mai wurde der Vertrag aufgesetzt, der die in der Szene 3 erwähnten Forderungen enthielt. Aber Clemens VII. war, wie immer, unschlüssig: „Heute Friede, morgen Krieg, heute feiern, morgen rasten."

Nach Kriegsrecht unterlag eine eroberte Stadt der Plünderung. Diese offizielle Plünderung dauerte acht Tage. Die Greuel zu beschreiben, ist kaum möglich. Nichts und niemand wurde verschont. Wer sein Leben lieb hatte, mußte es abkaufen, oft zu wiederholten Malen. Kirchen, Klöster, Paläste wurden vernichtet, selbst die Särge der Päpste erbrochen. Kardinäle und Prälaten wurden mit Fußtritten behandelt und mußten die niedrigsten Dienste verrichten, trunkene Landsknechte bekleideten einen Esel mit geistlichen Gewändern und zwangen einen Priester, ihm die Hostie zu geben. Vornehme Frauen wurden die Opfer des ersten besten Knechtes, noch lange nannte man sie „die Reliquien des Sacco di Roma". Die kostbarsten Geräte aus Kirchen und Palästen, Möbel, Bilder, eine ganze Welt von Kunstwerken der Renaissance wurden wie Plunder aufgehäuft und auch so behandelt. Archive wurden verbrannt oder der Inhalt anstatt der Streu in Ställen verwendet.

Die Beute wurde auf 10 bis 20 Millionen Goldgulden geschätzt, darin ist nicht inbegriffen der ideelle Verlust durch die Zerstörung von Kunstwerken, Archiven usw. Mit 300 000 Dukaten zur rechten Zeit hätte der Papst diesen grenzenlosen Ruin verhüten können!

Von der Engelsburg aus sah der unselige Clemens VII. diese Greuel, sehnsüchtig blickte er nach dem Ersatzheere der Liga. Erst am 17. Mai erschien der Herzog von Urbino bei Isola, etwa zwölf Kilometer nördlich von Rom. Die Abgesandten des Papstes forderten ihn flehentlich auf, die Stadt zu entsetzen. Aber der elende Urbino, an und für sich ein unentschlossener Mensch, in dessen Adern kein Tropfen des energischen Blutes der Rovere floß, vielleicht auch aus persönlicher Feindschaft gegen die Medici, behauptete, daß ihm strategische Rücksichten keinen Angriff gestatteten, zum Teil lag der Grund wohl auch im Zustand seiner Leute. Pietro Aretino schildert die Armee als ein „zusammengelaufenes Gesindel, das die Hütten am Weg geplündert, das Federvieh gestohlen und solche Angst vor den Spaniern und Landsknechten hatte, daß es ihnen nur in respekt-

voller Entfernung folgte". Am 2. Juni brach die bündische Armee von Isola auf und zog, den Papst und Rom ihrem Schicksal überlassend, nach Umbrien ab.

Nun nahm Clemens die unterbrochenen Verhandlungen durch Bartolommeo Gattinara wieder auf; am 5. Juni ergab er sich der Gnade des Kaisers. Dem Heere sollten 400 000 Dukaten ausgezahlt und die von Karl V. geforderten Orte (s. V, 3) übergeben werden. Nach Erledigung der Zahlung sollte es dem Papst freigestellt sein, sich nach Neapel zu begeben, um den definitiven Frieden abzuschließen. Am 7. Juni verließ die päpstliche Besatzung die Engelsburg und Deutsche und Spanier übernahmen die Bewachung des Papstes.

Im August kamen Franz I. und Heinrich VIII. überein, die spanische Übermacht in Italien zu brechen. England erklärte, alle Ansprüche in Frankreich aufzugeben, Lautrec sollte mit einem französischen Heer den Papst befreien. Aber der französische Marschall blieb untätig in der Lombardei, das kaiserliche Heer bezog einige Wochen Sommerquartiere in Umbrien, weil in Rom die Pest ausgebrochen war; die in der Stadt zurückgebliebenen Landsknechte hausten ärger denn je. Endlich nach langwierigem Verhandeln zwischen Clemens und Moncada wurde am 26. November der Vertrag unterzeichnet, in dem der Papst Neutralität sowie die Auslieferung von Ostia, Civitavecchia und einiger anderer Städte zusagte, dafür solle ihm das Gebiet des Kirchenstaates zurückgegeben und die kaiserlichen Truppen abberufen werden. Endlich solle der Papst ein allgemeines Konzil zur Entwurzelung der Irrlehren berufen. Am 6. Dezember räumten die kaiserlichen Truppen die Engelsburg, tags darauf floh Clemens verkleidet nach dem festen Orvieto. Im Februar 1528 war der Rest der bedungenen 400 000 Dukaten bezahlt, worauf der Prinz von Oranien mit seinem Kriegsvolk, das bis zum letzten Augenblick seine Schandtaten und Verwüstungen fortgesetzt hatte, nach Neapel abzog.

Die ewige Stadt war ein Bild des Grauens. Von 90 000 Einwohnern war die Stadt auf 32 000 herabgesunken, zwei Drittel der Häuser waren vernichtet, überall Bettler und Ruinen. Die Künstler, Gelehrten und Literaten waren geflohen und über ganz Italien zerstreut, wertvolle Kunstwerke und Büchereien waren zerstört. Der Sacco hatte das Kulturleben der Stadt vernichtet, die Renaissance unter seinen Trümmern begraben. In der menschlichen Geschichte gibt es kaum ein gleich furchtbares Schauspiel vom Wechsel des Glücks, vom Sturz übervoll prangenden Reichtums in jammervolles Elend und zerlumpte Armut. Wie sehr

das Papsttum damals verhaßt war, zeigt die Tatsache, daß nicht nur fast die gesamte italienische Bevölkerung, sondern auch eine Reihe bedeutender Männer den Fall Roms für eine gerechte Strafe Gottes ansahen, ja sogar über die Demütigung der ewigen Stadt Genugtuung und selbst Freude empfanden.

Im Herbst 1527 hatte der Krieg zwischen Kaiserlichen und Franzosen in der Lombardei weitergewütet; im Frühjahr 1528 zog der Marschall Lautrec durch die Marken nach Neapel und belagerte die Stadt. Typhus und Malaria dezimierten Belagerer und Belagerte, aber die ersteren hatten in ihren sumpfigen Stellungen mehr zu leiden. Nachdem Lautrec hingerafft war, hob der Markgraf Saluzzo die aussichtslose Belagerung auf; die zurückgehenden Franzosen wurden vom kaiserlichen Feldherrn, dem Prinzen von Oranien zersprengt, der Waffen beraubt und von den Bauern erschlagen. Bettelnd zogen die wenigen Entkommenen nach Hause. Auch in der Lombardei blieben die Kaiserlichen unter Leyva Sieger, Franz I. begann mit dem Kaiser zu unterhandeln. Am 6. Oktober 1528 kehrte Clemens VII. nach Rom zurück. Nach langwierigen Verhandlungen wurde am 29. Juni 1529 im Vertrag von Barcelona der Friede zwischen Papst und Kaiser besiegelt. Am 5. August kam zwischen letzterem und Franz I. der Friede zu Cambrai zustande. Der König verpflichtete sich, alle Orte, die er noch in Italien besaß, auszuliefern und auf alle italienischen Ansprüche zu verzichten. Francesco II. Sforza empfing gegen Zahlung eines enormen Tributs die Investitur Mailands als kaiserlicher Lehensmann, der Herzog von Urbino blieb im Besitz seines Landes. (Florenz s. Bem. zu V, 5.) Karl V. stand auf dem Gipfel seiner Macht. Am 24. Oktober kam der Papst, am 5. November der Kaiser nach Bologna, viele Monate bewohnten die nun Verbündeten die gleiche Stadt. Am 22. Februar 1530 empfing Karl V. in S. Petronio die eiserne Krone Karls des Großen aus den Händen des Papstes, zwei Tage später krönte ihn Clemens mit der goldenen Krone des Reichs.

„Der Kaiserkrönung Karls V. diente zur Folie die schwärzeste Leidensnacht Italiens, die Wüste des geplünderten Roms, das sterbende Florenz und hunderte zerstörter und entvölkerter Städte. Kaiser und Papst erneuerten das mittelalterliche Bündnis und sie verstanden sich zu gleichem Zweck: zu unterjochen und zu herrschen. Deutschland konnte die Fahne der Gedankenfreiheit, die es erhoben hatte, umfloren, denn es wußte wohl, daß jetzt der römische Geistestyrann dem Kaiser seinen ehernen Arm leihen würde, und Italien, die unseligste der Nationen, lag zu den



KRÖNUNG KARLS V. DURCH CLEMENS VII. IN BOLOGNA
Von Giorgio Vasari
Palazzo Vecchio, Florenz

Füßen des Cäsars, todeswund, ausgeraubt, und nackt wie eine Sklavin". Der politische Tod Italiens war für Jahrhunderte besiegelt.

FLORENZ

(5) EIN ÖFFENTLICHER PLATZ

BENVENUTO CELLINI: Holla! Was gibt's hier?

ZAHLREICHE STIMMEN: Wir verjagen die Medici zum zweiten Mal! Florenz! Freiheit!

BENVENUTO CELLINI: Und ich, ich komme gerade von Rom. Da habe ich schöne Dinge gesehen!

DAS VOLK: Ist der Papst befreit?

BENVENUTO CELLINI: Er ist gefangen wie eine Ratte in der Falle. Sie lassen nichts in die Engelsburg zu ihm hinein, und von was er und die Seinen leben, das weiß Gott allein in seiner unendlichen Barmherzigkeit. Kurz, sie sterben Hungers, und indessen fahren die Kaiserlichen fort, alles zu zerstören.

DAS VOLK: Ihr habt's mit eigenen Augen gesehen?

BENVENUTO CELLINI: Ich komme davon her. Ich habe auf den verödeten Plätzen, über die betrunkene und verlaufene Soldaten dahintaumeln, die Leichenhaufen zur Rechten und die Leichenhaufen zur Linken gesehen; an einem Eckstein einen sterbenden Mann, an einem andern ein zusammengesunkenes Weib mit herabbaumelnden Armen. Ich habe die eingeschlagenen Kirchentüren gesehen; ich sah, wie die Chorhemden, die Stolen, die Dalmatiken als beschmutzte Lumpen über die zerschlagenen Mosaikböden der Basiliken geschleift wurden oder als elende Fetzen an den Gitterspitzen der Seitenkapellen hängen, wie die Leuchter zerbrochen, die Lampen der Altäre ausgelöscht und die Altäre selbst umgestürzt, mit Glasstücken, Flaschenscherben, Schinkenknochen, den schmutzigen Resten von den Mahlzeiten der Landsknechte bedeckt sind. Die Statuen sind zertrümmert, die kostbaren Gemälde sind vom Eisen der Piken zerrissen. Von den Mißhandlungen, Beschimpfungen und Schlägen, mit denen die ehrwürdigsten Kardinäle,

Erzbischöfe, Bischöfe, Datare, Protonotare überhäuft worden sind, verlohnt es sich kaum zu sprechen. Das ist etwas so Alltägliches, daß man nicht einmal den Kopf danach wendet, um zu sehen, was es gibt, wenn man einem dieser hochwürdigsten Herrn von ehemals auf der verödeten Straße begegnet und irgendein bösartiger Landstreicher von Bogenschütze ihn zum Spaß zerzaust, oder das Echo das Klatschen der Ohrfeige wiedergibt, die auf eine ehrwürdige Wange niederfällt.

DAS VOLK: Welch ein Elend! welch ein Elend! Wir haben die Habgier und den Hochmut der päpstlichen Machthaber verflucht! Aber mußte die Größe und der Wohlstand von Jahrhunderten unter diesen gemeinen Füßen zertreten werden?! Was sagt der Kaiser zu diesen Ungeheuerlichkeiten?

BENVENUTO CELLINI: Der Kaiser, heißt es, weint in seinem Palaste im fernen Spanien und beklagt die Leiden des Nachfolgers der Apostel. Er ordnet Gebete an, damit ein so ungeheures Ärgernis enden möge, im übrigen aber hütet er sich wohl, ihm ein Ziel zu setzen und will gerade den auf die Knie niederzwingen, dessen Pantoffel die ganze Welt ehrfurchtsvoll küßt. Ein Einziger hat inmitten dieser Greuel den Ruhm Italiens hochgehalten und sich einen Namen gemacht, der nie vergehen wird.

DAS VOLK: Wer ist's, von wem du sprichst?

BENVENUTO CELLINI: Ich selbst bin's, ich allein! Ich habe Rom für alle seine Leiden im Voraus gerächt, denn ich habe mit einem Schuß meiner unfehlbaren Büchse den Connétable von Bourbon getötet, und ihr wißt, daß ich neben Michelangelo der größte Künstler des Jahrhunderts bin. Und jetzt, nachdem ihr gehört habt, was meine Augen gesehen, sagt nun ihr mir, was hier vorgeht.

DAS VOLK: Florenz ist frei und wenn Mut und Tugend nicht zu leeren Worten herabgesunken sind, werden wir die alte Knechtschaft nie mehr erdulden! Savonarola, der heilige, der große, der erhabene Frate hat nicht umsonst

unter uns gelebt. Seine geringsten Worte sind lebendig geblieben! Alle seine Grundsätze leben wieder auf, und diesmal wird es niemandem mehr gelingen, uns zu verblenden! Was Savonarola uns zu tun hieß, wollen wir ausführen und



nichts soll fortan unser Werk vernichten. Wir kennen unsere Feinde genau; der Papst, dieser Medici, will uns nicht wohl, aber was vermag er? Der Kaiser wird uns ein erzürntes Antlitz zeigen; aber er soll seinen Blick nur nach dem Osten wenden, da wird er sehen, wie die Türken seine kaiserlichen Staaten bedrohen. In der Nähe dehnen sich die Venezianer über die Romagna aus und wenn er nach Norden schaut, wird er die Franzosen gewahren, die ihre Niederlage bei Pavia vergessen haben und von glühenderer Kampfeslust beseelt sind, als je zuvor. Das sind unsere Freunde, das sind unsere Rächer, das sind unsere Helfer! Die Freiheit von Florenz lebe immerdar!

BENVENUTO CELLINI: Meine Kinder, zählt auf mich! Ich weihe euch mein Schwert; die Welt weiß, was es gilt! Ohne Zweifel ist euch auch wohlbekannt, mit welcher Bereitwilligkeit Franz I. auf meine Ratschläge hört! Ich wiederhole euch: zählt auf mich! Florenz ist für immer seine eigene Herrin; kein Fürst, kein Tyrann soll es künftig betreten!

DAS VOLK: Hoch Florenz!

(6) AN EINER STRASSENECKE

Machiavelli, die Hände auf dem Rücken, beobachtet die vorüberströmende Menge, die Freudenschreie ausstößt.

MACHIAVELLI: Welch ein Lärm! Wie sie brüllen! Wie sie singen! Wie die Augen funkeln! Wie das Wort Freiheit sie berauscht! Man könnte glauben, es wäre das erste Mal in ihrem Leben, daß sie es aussprechen und sich daran begeistern! Der Vogel lebt in der Luft, der Fisch im Wasser, und der Pöbel im Radau!

Eine Bande kommt vorbei, die an einem Strick einen Schild mit dem Wappen der Medici durch die Gosse schleift. Trommeln, Trompeten; die Menge singt und folgt Benvenuto Cellini, der eine Fahne schwenkt.

BENVENUTO CELLINI *(aus vollem Halse schreiend):* Hoch Florenz!

DIE GESAMTE MENGE: Hoch Florenz! Tod den Medici!

BENVENUTO CELLINI: Messer Machiavelli! Ihr seid ein großer Bürger! Ein Freund Savonarolas!

DIE MENGE: Es lebe Savonarola! es lebe Machiavelli! es lebe Cellini!

BENVENUTO CELLINI: Bürger, ihr seid erhaben! Volk von Florenz, du bist ein großes Volk! . . . Machiavelli, Ihr kommt doch mit uns? Wir tragen Euch auf unsern Armen! Ihr habt in den Kerkern der Tyrannei gelitten.

DIE MENGE: Ja, ja! Tragen wir ihn auf den Armen! im Triumph!

MACHIAVELLI: Meine Freunde! ich danke euch! Gewißlich, mein Herz strömt von Dank über! Aber ich bin alt! ich bin krank! ich fühle mich zu nichts gut, und ich bitte euch, mich in Frieden zu lassen! Übrigens, hoch Florenz! hoch die Freiheit! hoch das Volk! hoch Messer Cellini! . . . Ich frage mich, was ich etwa noch hochleben lassen könnte.

BENVENUTO CELLINI: Vorwärts! meine Kinder! wir wollen mit Mut, mit unbezähmbarer Energie unser Ziel verfolgen! Feuer an das Ballspielhaus, wo die Despoten sich übten!

DIE MENGE: Ja! Zünden wir das Ballspielhaus an.

MACHIAVELLI: Das ist ein vorzüglicher Gedanke! Geht und legt Feuer an das Ballspielhaus! Sonst kann nie etwas aus der Freiheit werden!

Benvenuto Cellini schwenkt seine Fahne und die ganze Menge entfernt sich unter denselben Rufen, demselben Geschrei, Trommelschlag und Trompetensignalen, immer noch das Wappenschild an einem Strick nach sich ziehend.

Es ist weiser, die Menschen als unbeteiligter Zuschauer zu beobachten, als sich in ihre Angelegenheiten zu mengen. Ich wundere mich keineswegs über den außerordentlichen Geschmack vieler Leute an den Verschwörungen, Unruhen und Aufständen. Von allen Glückspielen setzt dieses unstreitig die meisten Kräfte in Bewegung. Jede Minute ein unvorhergesehener Zwischenfall! Man atmet eine unmeßbare Hoffnung auf unbestimmbare Dinge; man redet, man schreit, man begeistert sich; man denkt an nichts in der Welt, und man trinkt und trinkt und trinkt ohne abzusetzen aus einem Becher voller Aufregungen, deren Geschmack beständig wechselt! Man sehe nur diesen Benvenuto an, diesen ausgesuchten Schwätzer, diesen Aufschneider sondergleichen! Er hat auch nicht eine Tugend, aber er ist voller Geist; er vergnügt sich in diesem Augenblick wie ein Gott; er glaubt auch nicht das geringste von dem, was er brüllt und kümmert sich um die Freiheit von Florenz gerade soviel wie um die von Abessinien; aber er vergnügt sich und das ist ihm die Hauptsache.

Michelangelo tritt auf.

MICHELANGELO: Ihr da, Messer Niccolò? Ich freue mich, Euch zu sehen; seit Jahren war mir diese Freude nicht vergönnt. Ihr scheint mir blaß und abgezehrt.

MACHIAVELLI: Mein alter Freund, ich bin wie ein Musikinstrument mit eingeschlagenem Boden. Es ist zu oft darauf getreten worden. Ein paar Saiten geben noch einen Ton; die meisten sind zerrissen; der Rest ist verstimmt. Ich denke mit einigem Vergnügen an die Wahrscheinlichkeit, binnen kurzem diese sterbliche Hülle zu verlassen, die mich so schlecht kleidet.

MICHELANGELO: Ich begreife Euren Ekel. Aber sprechen wir nicht von diesem Thema; wir würden uns nur zu gut verstehen. Was soll nur aus Italien werden? Wohin treiben wir? Ich habe Rom verlassen, um nicht in die Hände der kaiserlichen Vandalen zu fallen; ich komme nach Florenz und finde alles umgestürzt und eine neue Revolution nach unzähligen anderen. Die Franzosen, die weder den Papst zu verteidigen, noch für uns oder für sich etwas Ersprießliches zu unternehmen verstehen, hausen in Pavia mit Feuer und Schwert; überall tötet man und tötet und tötet. . . Ich weiß, daß man in unsern jungen Jahren ebenso tötete. . .

MACHIAVELLI: Mit einem großen Unterschied; damals erwuchs das Leben aus dem Tode; heute aber zeugt der Tod nur neuen Tod. Versteht Ihr mich?

MICHELANGELO: Ja. . . So ziemlich.

MACHIAVELLI: Nun wohl! Damals, als wir jung waren, Ihr und ich, hinderten die Plünderungen, Metzeleien, Gewalttätigkeiten aller Art, Italien nicht zu wachsen und mit neuen Kräften neue Reize zu gewinnen. Es war jung wie wir beide, das ist vorbei. Beobachtet wohl, daß damals die Angelegenheiten der Italiener in den Händen der Italiener lagen. Jetzt sind es die Franzosen, sind es die Kaiserlichen, die unsere Geschicke lenken, die säen, pflügen und ernten. Ehemals rief man die Barbaren zu Hilfe, gewiß sehr mit Unrecht! aber man betrachtete sie als Hilfstruppen, deren man sich über kurz oder lang nach der Niederwerfung und

Vernichtung der feindlichen Volksgenossen zu entledigen gedachte. So haben die Sforza, der Papst, die Venezianer der Reihe nach die Könige Karl VIII., Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien angerufen. Auch der Valentino dachte nicht anders. Die Gegner, so sehr auch ihre Absichten und ihr Streben sich widersprechen, waren doch in diesem Punkte einig, und das konnte man ihnen zur Ehre anrechnen. Jetzt aber sind der Papst, die Mailänder, die Florentiner, die Leute in Neapel nichts weiter als Gliederpuppen, deren Drähte Franz I. und Karl in Bewegung setzen, und unser Wert gilt nur noch als Zuschuß zu dem der beiden großen Monarchen.

MICHELANGELO: Italien ist eine Provinz geworden, die man unterworfen hat oder unterwerfen wird.

MACHIAVELLI: Schlimmer noch. Wir sind Greise, die erschöpft sind vom zügellosen Toben aller Leidenschaften. Wir sind reich, und man plündert uns; wir sind geschickt, und man nutzt unsere Arbeit aus; wir sind berühmt, und man stiehlt uns unsern Ruhm; wir sind gelehrt, und man raubt uns unsere Wissenschaft, um sie anderswohin zu verpflanzen. Wir sind verlorene Leute und der Abgrund unserer Schmach ist unergründlich.

MICHELANGELO: Erinnert Ihr Euch noch, was Ihr eines Tages in der Sixtina zu uns sagtet, zu Francesco Granacci und mir?

MACHIAVELLI: Ich urteilte damals nach der Wahrscheinlichkeit und glaubte den Heiligen Stuhl berufen, alle Erbschaften in seiner Hand zu vereinigen. Ich ahnte nicht, daß Karl V. noch auch Franz I. je ihre jetzige Bedeutung erlangen werden. Der erstere ist der wahre Papst! Er will weder Reform, noch Verbesserung, noch Veränderungen. Er will, daß die alte Welt mit ihren abgelebten Verdiensten, ihrer geschäftigen Hinfälligkeit fortbestehe, und während er den unfähigen Papst und die machtlose Kurie mit Füßen tritt, ist es doch die Erhaltung und der Triumph dieser Unfähigkeit und dieser Erniedrigung, die zu sichern er ent-

schlossen ist. Aber glaubt mir, Michelangelo, glaubt mir: wir werden zweifellos unter seinen Streichen zugrunde gehen, denn sein Arm ist stark; aber er wird gleich uns zugrunde gehen. Er wird weder die Ketzerei noch den Geist der Zuchtlosigkeit, noch ihre Folgen ersticken; der stärkste Wille vermag die Wasser der Gießbäche nicht über Abhänge zurückzustauen, von denen sie schon herabgestürzt sind.

MICHELANGELO: Aber bedenkt doch! in Florenz gibt Euch der Stand der Dinge unrecht. Abermals hat man die Medici verjagt und die Stadt kehrt zu ihrem alten republikanischen Glaubensbekenntnis zurück! Das Andenken des Frate Girolamo flammt wieder auf wie das heilige Licht, das vor den Tabernakeln brennt. Man beruft sich auf die Lehren des Reformators; man erinnert sich seiner Worte, man setzt seine Verordnungen wieder in Kraft, und heute wird uns der Papst nicht zwingen, wie einst Alexander, unseren Grundsätzen abzuschwören. Er hat zuviel anderes zu tun. Wie will er sich selbst retten? Könnten wir uns nicht mit dem Kaiser verständigen? Müßten wir ihm nicht dankbar sein, wenn er unsere Vergangenheit, die wir neu beleben und die ihn nicht bedroht, erhalten wollte?

MACHIAVELLI: Glaubt mir, die Vergangenheit läßt sich nicht neu beleben. Der Papst wird sicherlich vom Kaiser weidlich gepeinigt; der Kaiser hält ihn gefangen, hungert ihn aus, geißelt ihn mitleidslos . . . . . aber seht Ihr nicht warum? Weil sie beide derselben Sache dienen, und der Kaiser findet, daß sein Genosse lässig und träge ist. Wenn er ihn erst gefügig gemacht hat, wird er diesem armen Papst nur Gutes wünschen, denn die Sache des armen Papstes ist genau die seinige! Gewiß würde der Kaiser an seiner Stelle lieber Hadrian VI. sehen, den er hatte wählen lassen, einen beschränkten Priester, einen eingefleischten Fanatiker und Despoten, wie er selbst; aber er hat ihn nicht mehr, und wohl oder übel wird er sich mit dem Mediceer abfinden müssen. Darum wird er euch eines Tages die Verwandten Clemens VII. in die Stadt zurückführen, und damit sie nicht abermals gestürzt werden, wird er sie mit einer

Macht ausstatten, wie sie Lorenzo Magnifico nie besessen hat. Dann werdet ihr armen, schlechten, elenden, unwissenden, verdorbenen, verächtlichen Wetterfahnen, ihr traurigen Puppen der Freiheit, zu Untertanen eines fürstlichen Lakaien, zu den Verächtlichsten aller Verächtlichen.

MICHELANGELO: Ihr sprecht hart, Messer Niccolò, Ihr selbst werdet zu diesen Leuten gehören, die Ihr jetzt so sehr verachtet.

MACHIAVELLI: Ich werde nicht dazu gehören. Der Tod hat mich am Kragen. Er wird mich dahin führen, wo man nicht mehr zu erröten braucht. Ich hoffe in der künftigen Welt niemals einem Florentiner zu begegnen! Hört sie doch schreien, diese Elenden, die so reiche Stimmittel und so wenig Hirn haben! Seht sie vorüberziehen! . . . Nicht einem erwuchs je ein ernsthafter Gedanke aus dem Blut, das in seinen Adern rollt; nicht einer hat je fest an das geglaubt, was er tat! Sie kennen nichts als Aufregung und geschwätzige Selbstgefälligkeit!

MICHELANGELO: Was Ihr da sagt, ist schlimm, Niccolò. Ihr leidet körperlich und seelisch; das ist eine Entschuldigung. Aber dennoch, des bin ich sicher, liebt Ihr Eure Vaterstadt, dieses durch die Schuld seiner Kinder so unglückliche Florenz, das trotz alldem eine große, edle, ruhmgekrönte Stadt ist. Wenn es wahr ist, was Ihr im Buche der Zukunft lest, müssen ihre künftigen Nöte diese Mutter so vieler Helden, die Mutter unsterblicher Künstler Euch nur noch teurer machen.

MACHIAVELLI: Ich hasse diese Phrasen, deren Verlogenheit ihren Wohlklang noch übertrifft. Wenn es wahr ist, daß Florenz aus seinem Schoße Helden geboren hat, so ist es eine Rabenmutter. Es hat das Unmöglichste getan, sie zu zertreten und wenn es ihm nicht sofort gelang, da ihr Wert sich seinen Blicken enthüllte, so hat es sie gequält, beraubt, verjagt. . . Denkt an Dante und so manchen andern. . . . Und ich, ich rufe dieser schamlosen Stadt zu: „Verflucht seist du, Florenz, im Namen der Helden, die du aus deinem

Schoße geboren und wie ein wildes Tier verschlungen hast!" Ich, Florenz lieben?! Ich hasse es! Und Ihr müßtet von Rechts wegen dasselbe tun; denn mehr als einmal zwang es Euch, aus seinen Mauern zu fliehen! Wäret Ihr nur seiner Sorge anvertraut gewesen, es hätte Euch in Eurem eigenen Genie erstickt!

MICHELANGELO: Und dennoch liebe ich es und werde ihm dienen.

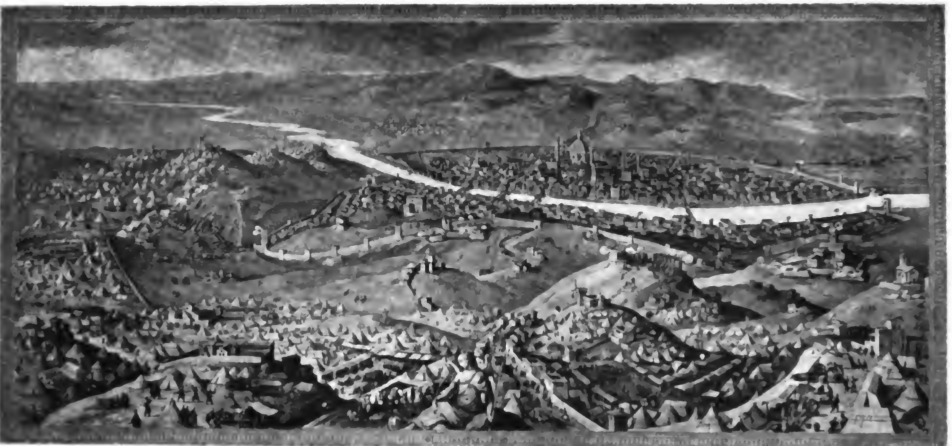
MACHIAVELLI: Ihr werdet ebensowenig dabei gewinnen, wie Florenz. Allerdings ist es möglich, daß Ihr auch nicht viel dabei verliert! Ihr seid Michelangelo! Ihr liebt Florenz, aber diese Liebe ist Verschwendung. Ihr könnt auf Florenz verzichten. Euer Aufenthalt ist in Rom, und wenn Ihr Rom künftig entbehren müßtet, so könnt Ihr Venedig, Mailand, Paris wählen. Der Kaiser würde Euch, um seinen Staaten Glanz zu verleihen, eine breite Triumphstraße eröffnen. Ich wiederhole Euch: Ihr seid Michelangelo! Unterhaltet Euch hier, solange Euer Herz es wünscht. Ihr würdet besser tun, Euch mit Euren Meisterwerken zu beschäftigen, denn hier vergeudet Ihr Eure Zeit. Aber dafür wird man sagen: „Wie hat er doch seine Vaterstadt geliebt!" Das wird sich auf den Blättern Eurer Geschichte gut ausnehmen. Ich aber bin kein Künstler, dessen wahres Vaterland die Welt ist; ich bin kein Gelehrter, der allerorts Ehre und Unterhalt findet, ich bin ein elender Beamter des elendesten aller Staaten, und ich hasse diesen Staat, ich hasse Florenz.

MICHELANGELO: Ihr seid unglücklich gewesen, und man hat Euch nicht nach Eurem Verdienst behandelt.

MACHIAVELLI: Ich habe ein Weib, ich habe Kinder; mein Geschlecht ist eines der ältesten der Toskana, Ihr wißt es! Ich bin schon sehr alt. . . . Ich habe kein Brot im Hause.

MICHELANGELO: Ja . . . ja . . . es ist eine Schmach!

MACHIAVELLI: Ich habe viel gelernt. Ich habe meine Jugend den Büchern geopfert; ich habe die Weisheit



FLORENZ VOM PRINZEN VON ORANIEN BELAGERT. Von Giorgio Vasari
Palazzo Vecchio, Florenz

des Altertums sozusagen mit der Kindermilch eingesogen, so lernbegierig war ich. . . . Was ist aus mir geworden? . . . Ein armer Schreiber, nichts weiter.

MICHELANGELO: Messer Niccolò, man war sehr ungerecht gegen Euch, und ich begreife die Bitterkeit Eures Herzens.

MACHIAVELLI: Nein, Ihr begreift sie nicht. Während ich in den untergeordneten Stellungen verblieb und das Ziel meiner berechtigsten Hoffnungen beständig hinausrückte, fühlte ich mich unaufhörlich tief verletzt, ich wurde auf die Seite geworfen . . . von dem ersten besten Kerl, von einem Schurken, einem Trottel, einem Menschen ohne Begabung, ohne Gewissen, ohne Geburt, der es eilig hatte und mich überholte. Inzwischen überhäufte man mich mit Höflichkeiten; ich erfüllte bald schwierige, bald gefährliche Missionen; ich erfüllte sie gut, worüber man sich nicht erstaunte; aber die Schar der Lakaien überholte mich trotzdem, und andere Lakaien sagten zu mir: „Bleibt, wo Ihr seid!" Und ich bin Zeit meines Lebens dort geblieben, und ich glaube, daß die Demütigung, der Jammer, der Ekel, die Entrüstung, die sich in alle Falten des Herzens eingruben, noch mehr schmerzten als die Armut.

MICHELANGELO: Ach! das Leben ist düster und schlecht und wenn ich mich erinnere, was ich selbst von der Albernheit und unverschämten Unwissenheit erdulden mußte, so verstehe ich, was Ihr leidet!

MACHIAVELLI: Nein, Ihr versteht es nicht. Als Fra Girolamo seine Lehre zu verkünden begann, war ich ein junger Mann. Ich liebte die Menschen; ich liebte mein Vaterland; ich liebte Italien; ich glaubte an die Möglichkeit der Vernunft und an die Möglichkeit der Tugend. Ich habe alle meine Kräfte erschöpft, um ihnen ein Nest zu bauen. Und was war der Erfolg dieser Hoffnungen? Sprechen wir nicht davon! . . . Trotzdem besaß ich noch ein gewisses Maß von Leichtgläubigkeit, um mir einzubilden, daß ein fähiger Mann

wie der Valentino imstande wäre, ein würdiges Königreich zu gründen, weise Gesetze und gute Verordnungen zu erlassen und die Fremden heimzuschicken. Alles das schien mir damals noch wünschenswert. Aber der Valentino hat Schiffbruch gelitten. Heute ist es üblich, ihn als das entsetzlichste Scheusal anzusehen, obwohl er nicht einmal im Traum an die Hälfte der Grausamkeiten dachte, die Karl V. in blutiger Zwecklosigkeit gegen Einzelne und gegen die Allgemeinheit verübt, wie unter anderen die Plünderung Roms und die Neueinsetzung der Inquisition. Der Sinn der Menschen ist nun einmal so beschaffen, daß er einer gewissen Anzahl von Sündenböcken bedarf, die er für die Verbrechen einer Epoche verantwortlich machen kann. Natürlich sucht er sich nicht die schlimmsten von den Wölfen heraus. Er greift in seiner Feigheit diejenigen heraus, die sich am wenigsten verteidigen können, diejenigen, die die Hunde schon zerrissen und erwürgt haben.

MICHELANGELO: Ihr seid zu bitter; allerdings ist Euer Herz voll von Tränen.

MACHIAVELLI: Nicht eine Träne steht mir zu Gebote. Im Gegenteil; ich weide mich an dem Anblick, wie diese Bande von Schurken, Narren, Hohlköpfen und Egoisten, die mich auf der Stufe eines verhungerten Subalternbeamten belassen haben, so gut für sich selbst gesorgt hat, daß ihr Kleid die schmachvollste Knechtschaft ist, und bald nur noch ein Lumpen sein wird, der das unheilbarste Elend bedeckt! Gott sei gepriesen! Dieses Pack ist noch mehr zu beklagen als ich! Ich sterbe, und Italien wird leben, aber aufs tiefste entehrt. Ihr — Euch und Eure Freunde meine ich — ihr seid freilich große Männer; aber wenn Ihr verschwunden seid, was bald der Fall sein wird, bleiben nur noch Eure Nachahmer, die Euch schlecht kopieren werden: und dann kommen die Affen, die lächerliche Luftsprünge machen werden, anstatt wie Ihr den Himmel zu stürmen, und damit wird über Euer Schaffen das letzte Wort gesprochen sein . . . Gehen wir nach Hause.

MICHELANGELO: Ja, gehen wir! Ich gebe Euch den Arm und geleite Euch nach Hause. Unter den großen Männern, von denen Ihr sprecht, habt Ihr Euren Platz, Niccolò.

MACHIAVELLI: Durchaus nicht! Ich vermag nur Gedanken zu ordnen und der Tatbestand lehrt, daß ich nur ein Träumer gewesen bin. Von der Erkenntnis ist noch ein weiter Weg zur Tat. Ihr schafft selbst aus der Häßlichkeit die unsterbliche Schönheit; Euch ist es gegeben, aus dem gemeinsten Ton zauberhafte Formen zu kneten. Eure Welt kann untergehen; Ihr aber bleibt Gott und lebt fort. Aber ich? Ich habe wohl erkannt, was man versuchen mußte zu schaffen, ich habe gezeigt, was erstrebenswert war. Ist etwas davon ausgeführt worden? Nein! Was bleibt also von mir? Ein armer, tiefgebeugter Mann, der verschwinden wird, das ist alles! Um so besser! Gehen wir nach Hause!

MICHELANGELO: Ja, gehen wir. Ich aber will Euch gestehen, daß ich, mit oder ohne Hoffnung, dem Vaterlande dienen werde; ich werde mein ganzes Wissen zu seiner Verteidigung aufbieten, und wenn es unterliegt, so habe ich wenigstens meine Pflicht erfüllt, oder das, was mir als meine Pflicht erscheint.

MACHIAVELLI: Scheut Euch nicht selbst Euer Blut hinzugeben; was Ihr bei dieser oder anderen Gelegenheiten vollbringt, wird Euch die Nachwelt reich vergelten. Sie wird sagen: „Michelangelo, dieser große Künstler, brauchte sich um Florenz nicht zu kümmern, und dennoch hat er ihm dies und jenes geopfert! . . ." Geht! Eure Kränze sind bereit; aber ich, wenn ich ein Dummkopf wäre, und mich in das mischen wollte, was vorgeht, so würde man mich dazu anstellen, den großen Männern, die jede Revolution aus ihrem Schlamme heraushebt, die Kleider auszubürsten. Und am Tage der Niederlage würde man zu mir sagen: „Alter Narr! warum habt Ihr Eure Genossen nicht besser gekannt?" Man hätte recht. Lebt wohl, Michelangelo. Ich hoffe Euch in dieser Welt nicht mehr wiederzusehen.

MICHELANGELO *(ihm die Hand drückend):* Lebt wohl!

Machiavelli tritt in sein Haus und schließt die Tür.

Der arme Niccolò sieht nur zu klar. Gleichviel! Meine Schwingen sind in der Tat nicht gebunden, das ist gewiß; ich kann gehen, wohin mir's gefällt. Wenn mir das Schicksal auch andere Prüfungen auferlegte, so hat es mich doch wenigstens niemandes Willen unterworfen. Ich werde Florenz verteidigen, und wenn es unrecht hat, dieses Florenz, so werde ich darum doch nicht weniger dem Zug meines Herzens Genüge getan haben.

ZU SZENE 5 UND 6. MITTE MAI 1527. Nach dem Sturz der popularen Regierung im August 1512 hatte Giuliano, der Bruder des Kardinals Giovanni de' Medici (Leo X.), in Florenz die Regierung übernommen (s. Bem. zu III, 22), aber schon 1513 entsagt. Franz I. verlieh ihm den Titel eines Herzogs von Nemours. Ihm folgte der Sohn des Piero, Lorenzo II., der von seinem Oheim Leo X. zum Herzog von Urbino ernannt wurde. Er war ehrgeizig, gewissenlos, brutal, aber hinter seiner Willkür stand nie der große Zweck, sondern immer nur das kleine eigene Interesse. Auch fehlte ihm die sonst den Medici eigene Freigebigkeit, so daß er sich bald gründlich verhaßt machte. Machiavelli hat sich schwer getäuscht, als er von ihm im Prinzipe die Rettung Italiens verlangte. Nach Lorenzos Tod 1519 folgte Giulio, der, nachdem er Papst geworden, den Silvio Passerini, Kardinal von Cortona, für die noch jungen Medicibastarde Ippolito und Alessandro einsetzte.

Am 11. Mai 1527 wurde die Einnahme und Plünderung von Rom in Florenz bekannt. Der Kardinal Passerini war durch seine „höchst schlechte und einseitige Art zu regieren", beim Volke schon lange verhaßt und wurde gezwungen, mit den beiden Medici Ippolito und Alessandro und deren vornehmsten Anhängern die Stadt zu verlassen. Zum 20. wurde der Rat der Achtzig einberufen und Niccolò di Piero Capponi zum Gonfaloniere gewählt. Der große Ratssaal im Palazzo vecchio, in dem die Soldaten der Medici einquartiert waren, wurde mit Weihwasser ausgesprengt und erhielt durch eine Messe wieder seine alte Würde. Im übrigen ging die Verfassungsveränderung ganz ruhig von statten. „Man veränderte sie im Einvernehmen und friedlich und es gingen sowohl die Medici als der Kardinal von Cortona mit einander weg"; das ist alles, was der Unbekannte, der das Tagebuch des Landucci nach dessen Tode fortführte, ein-

zutragen wußte. Der letzte Versuch der Florentiner, die Republik wiederherzustellen, war indessen nur von kurzer Dauer.

Die Friedensschlüsse von Cambrai und Bologna (Bem. zu V, 4) hatten die Republik Florenz auf ihre eigene schwache Kraft angewiesen. Clemens VII. brannte vor Begier, seine Vaterstadt wieder zu unterwerfen. Karl V. stellte dem Papst seine neapolitanischen Truppen unter dem Prinzen von Oranien zur Verfügung; während Kaiser und Papst in Bologna Feste feierten, erschien am 10. Oktober 1529 das kaiserlich-päpstliche Heer vor der Stadt und begann die Belagerung mit dem Bombardement von S. Miniato, wo Michelangelo Verschanzungen angelegt hatte. Die Florentiner verteidigten die Freiheit ihrer Vaterstadt mit dem Aufgebot aller Kräfte. Nach zehnmonatlicher Belagerung, bei der der Prinz von Oranien gefallen war, wurde die Stadt durch Verrat ihres Feldhauptmanns Malatesta Baglioni, Zerrüttung der Parteien, Hunger und Pest bezwungen. Am 12. August 1530 wurde die Kapitulation abgeschlossen. Die Belagerung hatte die blühende Stadt arm gemacht, etwa 30 000 Krieger und Bürger waren im Kampf und durch Hunger und Pest umgekommen. Drei Jahre nach dem Fall von Rom fiel auch Florenz durch dieselben Söldnerbanden des Kaisers, der ganz Italien in Ketten schlug. Der Papst Clemens VII., der Bastard vom entarteten Haus der Medici, stößt der letzten Vertreterin der Unabhängigkeit Italiens den Dolch ins Herz. Am 5. Juli 1531 zieht ein anderer mediceischer Bastard, Alessandro de' Medici, den der Kaiser als erblichen Herzog eingesetzt hatte, in der unglücklichen Stadt ein. Mit Florenz war für Italien der letzte Funke der Freiheit ausgetreten.

Mit mehrfachen Unterbrechungen arbeitete Michelangelo unter dem Pontifikat Clemens VII. an den Statuen der mediceischen Grabkapelle von S. Lorenzo in Florenz. Das große Werk wurde 1534 unterbrochen, da der Papst den Meister nach Rom berief, um das jüngste Gericht in der Sixtina zu malen. Die Aufstellung der von Michelangelo geschaffenen Gestalten, Lorenzos II. und Giulianos de' Medici mit den liegenden Figuren des Tages und der Nacht, der Morgen- und Abenddämmerung auf den Sarkophagen erfolgte erst später, jedenfalls vor 1545. „In den vier liegenden Gestalten hat der Meister seine kühnsten Gedanken über Grenzen und Zeit seiner Kunst geoffenbart" (Burckhardt). „In der feierlichen Stille der Lorenzosakristei spricht der gereifte Meister seine letzten und tiefsten Worte. Hier wird mit unbeirrtem Blick das Schicksal der Skulptur auf Jahrhunderte entschieden" (Mackowsky).

Als Michelangelo 1534 dem Auftrage Clemens VII. nach Rom folgte, gab er Florenz für immer auf, nachdem er das Anerbieten des Alessandro de' Medici, eine Zitadelle zu bauen, abgewiesen hatte. Die Grundsteinlegung zu dieser Zwingburg für die einst freien Florentiner war für ihn ein Symbol des völligen Schiffbruches seiner Hoffnungen für die Vaterstadt. Auch die Vollendung der Sakristei und die Fassade von S. Lorenzo, die nach dem jüngsten Gericht in der Sixtina hätten an die Reihe kommen sollen, zogen ihn nicht mehr zurück. Er betrachtete fortan Rom als seine Heimat.

Machiavelli hatte seine politische Rolle von dem Augenblick an ausgespielt, als die Medici 1512 in Florenz wieder zur Herrschaft gelangt waren (s. Bem. zu IV, 1). Clemens VII. betraute ihn einige Male mit unwesentlichen Missionen; im Jahre 1520 erhielt er gegen ein Jahresgehalt von hundert Gulden von der Universität den Auftrag, die Geschichte der Stadt zu schreiben. Die Briefe aus seinen letzten Lebensjahren an Guicciardini zeigen einen gebrochenen Mann. Der größte Politiker des damaligen Italien starb am 22. Juni 1527 in tiefster Armut.

Niccolò Machiavelli steht als Patriot in überragender Größe vor uns. Klar erkannte er die Quellen, aus denen das Elend des damaligen Italien floß; er war geadelt durch eine große Idee, die ihn über seine Zeit erhob, für die er kämpfte und litt, für welche er sich selber vergaß, an der er zugrunde ging, als er an ihrer Verwirklichung verzweifeln mußte.

Benvenuto Cellini (1500—1571) war berühmt als Goldschmied und Erzplastiker, er stand nacheinander im Dienste Clemens VII., der Medici in Florenz und Franz I. Sein „Perseus" in der Loggia de' Lanzi zu Florenz ist weltbekannt. Von seinen Arbeiten in Silber und Gold ist wegen der Kostbarkeit des Materials wenig erhalten geblieben; die meisten der ihm zugeschriebenen Arbeiten sind nicht nachweisbar. Cellinis Geist ist in seiner durch Goethes Übersetzung — leider nach einer schlechten Ausgabe — allgemein bekannten Biographie auf's kräftigste ausgeprägt. Es ist „vielleicht die lebendigste Autobiographie, welche irgendeine Zeit und Literatur besitzt, die erste Biographie eines Künstlers des XVI. Jahrhunderts mit seinen Anfängen und Fortschritten, seinem ruhelosen Treiben, seinem unermüdlichen Fleiß und tollen Streichen, seinem Werkstatt- und Tavernenleben in einer Zeit, in welcher feine Kultur mit krasser Roheit stritt. Es war eine aufgeregte, zerrissene, mit sich unzufriedene Zeit, die für das Wohl und Wehe der Nachwelt bis



MICHELANGELO LEITET DIE BEFESTIGUNG VON SAN MINIATO
Von Matteo Roselli
Casa Buonarroti, Florenz

auf uns herab den Ausschlag gab. Und ein echtes Kind dieser Zeit war Benvenuto Cellini, gut und schlimm wie sie's mit sich brachte, mit vielen Tugenden und den meisten Fehlern des Florentiners, talentvoll und energisch, die Kunst zum Inhalt seines Dichtens und Strebens machend, aus dieser Kunst, seine Liebe zum Schönen und seine Sinnlichkeit ins Leben übertragend. Dabei mißtrauisch und rachsüchtig, reizbar und heftig und bei seiner kecken Zunge nicht die Gunst der Mächtigen bewahrend, noch Frieden haltend mit seinen Nebenbuhlern, eigensinnig bis zur Unleidlichkeit, unstet außer in seinen Abneigungen und in seiner Verehrung für Michelangelo. Zudem höchst naiv in seiner Aufrichtigkeit, so daß man sieht, er hat nicht das Bewußtsein des Schlimmen, welches er selber in seiner Schilderung preisgibt." (Reumont.) Mit dieser Kritik seines Werkes ist auch die Persönlichkeit Cellinis erschöpfend charakterisiert.

Benvenuto Cellini war zur Zeit der Szene bei der Verteidigung der Engelsburg in Rom; Gobineau hat ihn offenbar hier auftreten lassen, um seine Rauflust und Großmannssucht zu schildern.

PARMA

(7) DAS FRANZISKANERKLOSTER

Die Kuppel der Kirche; der Pater Guardian; Mönche, ein Kirchenvorsteher der Kathedrale; Antonio da Correggio.

DER PATER GUARDIAN: Ich habe Euch etwas zu sagen, Allegri. Ihr werdet hoffentlich nicht böse sein; ich will nur väterliche und durchaus wohlmeinende Worte an Euch richten.

CORREGGIO: Seid meiner Achtung versichert, hochwürdiger Vater; ich weiß, daß ich in vieler Hinsicht Anlaß zum Tadel gebe.

DER KIRCHENVORSTEHER: Ich will mit ihm reden, um so mehr, als ich gründliche Kenntnisse in der Malerei besitze, und es schwer ist, mir in dieser Beziehung etwas vorzumachen.

DER PATER GUARDIAN: Ihr seid ein Kenner, ein ausgezeichneter Kenner.

DER KIRCHENVORSTEHER: Ja, aber vor allem in der Malerei; und so muß ich Euch denn sagen, Maestro... Wie heißt Ihr eigentlich?

CORREGGIO: Ich heiße Antonio Allegri, und da ich aus dem Dorfe Correggio gebürtig bin, das einige Miglien von hier liegt, und auch dort wohne, nennt man mich gewöhnlich nach meinem Heimatsort.

DER KIRCHENVORSTEHER: So wisset denn, Maestro Correggio, daß Ihr kein Maler seid. Ich bedarf dafür keines andern Beweises als dieses wirren Durcheinanders von Farben, mit dem Ihr geglaubt habt, die Kuppel dieser Kirche anstreichen zu müssen.

CORREGGIO: Ich möchte mir erlauben, Euch darauf aufmerksam zu machen, Messere . . .

DER KIRCHENVORSTEHER: Ich verstehe mich auf Malerei, gebt also die Hoffnung auf, mir etwas aufzubinden! Da sind Arme, die zu kurz und Beine, die zu lang sind, Nasen, von denen ich lieber ganz schweigen will. Und was gar die Farbe betrifft . . . . .

DER PRIOR: Hört aufmerksam zu, Allegri; Ihr habt es mit einem sehr wohl unterrichteten Manne zu tun.

CORREGGIO: Ich höre aufmerksam zu, mein hochwürdiger Vater.

DER KIRCHENVORSTEHER: Was also die Farbe betrifft, so möchte man sagen, Ihr hättet die Absicht gehabt, uns eine Schüssel mit Fröschen vorzusetzen.

Die Mönche brechen in lautes Gelächter aus; Correggio wird rot.

DER PRIOR: Ich will jedenfalls hoffen, daß seine Gottesfurcht ihm nicht erlaubt haben würde, einen derartigen Gedanken zu haben.

CORREGGIO: Erlaubt mir, daß ich mich zurückziehe.

DER KIRCHENVORSTEHER: Sollte Euch meine Freimütigkeit etwa verdrießen?

CORREGGIO: Da ich nach Eurer Meinung, Messere, kein Maler bin, ist es besser, daß ich meine Arbeit nicht fortsetze — folglich verzichte ich darauf.

DER PRIOR: Ihr wollt Eure Arbeit nicht fortsetzen?

CORREGGIO: Nein, mein hochwürdiger Vater, Ihr könnt damit beauftragen, wen es Euch beliebt.

DER PRIOR: Das ist ja eine unerhörte Aufführung.

DER KIRCHENVORSTEHER: Wißt Ihr, daß man Euch durch die Gerichte zwingen könnte, Eure unziemlichen Drohungen zurückzunehmen?

CORREGGIO: Sagt den Gerichten, was Ihr wollt, aber sie besitzen kein Mittel, mir den Pinsel in die Hand zu drücken.

DER PRIOR UND DIE MÖNCHE *(alle zugleich):* Dann wird man Euch nicht bezahlen!

CORREGGIO: Gott ist mein Zeuge, daß ich Geld nötig habe, denn in meinem Hause ist großer Mangel. Aber gleichviel! Ich will trotzdem lieber alles verlieren und meiner Wege gehen. Ich erinnere Euch nur daran, daß Ihr mir den Preis für mein Gemälde Christus am Ölberg, noch schuldet.

DER KIRCHENVORSTEHER: Meine Meinung ist, hochwürdige Väter, daß ihr unverzüglich diesen habgierigen Menschen befriedigt, dessen Gewinnsucht alles andere als Künstlerschaft verrät.

DER PRIOR: Maestro Allegri, dieser Auftritt schmerzt mich im höchsten Grade. Niemals, nein, niemals hätte ich bei Euch soviel Hochmut und einen so wenig ehrenwerten Charakter vermutet. Wir wollen Euch vier Skudi für Euer Gemälde geben, um allen Auseinandersetzungen mit Euch aus dem Wege zu gehen.

DER KIRCHENVORSTEHER: Damit ist dieser Mann glänzend belohnt!

CORREGGIO: Gebt mir die vier Skudi, daß ich meiner Wege gehe.

DER PRIOR: Fra Onorio, nehmt ihn mit Euch und zahlt ihm die Summe aus, die er verlangt, aber in Kupfermünze, wohlverstanden! Ich bin bekümmert, mein Sohn,

tief bekümmert, und, um die Wahrheit zu sagen, das Herz blutet mir ob Eures Benehmens.

CORREGGIO: Ich grüße euch, hochwürdige Väter, und Euch, Messere und bedaure, daß meine Malerei nicht euren Beifall gefunden hat.

Er geht mit Fra Onorio.

DER KIRCHENVORSTEHER: Ihr dürft euch über diese ärgerliche Angelegenheit nicht wundern, meine hochwürdigen Väter. Diese Leute, die Talent haben, sind gewalttätige, heftige und aufbrausende Gesellen, mit denen jede Berührung außerordentlich peinlich ist. Sie dünken sich ungerechtfertigterweise den andern überlegen und glauben höher zu stehen als sie. Solche Menschen sind unerträglich! Und wenn man ihnen nur im geringsten Wahrheiten zu hören gibt, die ihnen nicht behagen, so seht ihr, was daraus entsteht.

DER PRIOR: Ich habe in der Tat stets gedacht, daß die gewöhnlicheren Menschen in vieler Hinsicht den Vorzug verdienen vor den .....

DER KIRCHENVORSTEHER: Ungewöhnlichen ... Das ist auch meine Ansicht. Die Künstler werden ohnehin in jeder Beziehung zu sehr verhätschelt. Wir werden ohne alle Mühe irgendeinen wackeren, bescheidenen, ehrlichen und ehrenwerten Burschen finden, der die Gemälde in eurer Kirche vollenden wird und den man ohne soviel Umstände behandeln kann. Ich nehme das auf mich und bürge dafür, daß eure Kuppel nur um so hübscher wird, wenn sie nach meinen Ideen ausgeführt ist. Ich male zwar nicht, verstehe mich jedoch vortrefflich auf derartige Angelegenheiten.

UM 1530. Antonio Allegri, genannt Correggio (1494—1534) bezeichnet in rein malerischer Beziehung die letzte und höchste Entwicklung der italienischen Malerei. Er sieht die Schönheit nicht mehr in der Form, sondern in der farbigen Lichterscheinung. Unter seinen Darstellungsmitteln ist das Helldunkel sprichwörtlich berühmt. An die Stelle des monumentalen Aufbaues setzt er die male-

rische Gruppierung. Ein Hauptmerkmal seines Stils ist die durchgängige Beweglichkeit seiner Gestalten, ohne die es für ihn kein Leben und keine vollständige Räumlichkeit gibt. In den Äußerungen des Pater Guardian und des Kirchenvorstehers wird zum Ausdruck gebracht, wie fremd man anfänglich seiner Kunst gegenüberstand. Der ungeheure Einfluß Correggios auf die Entwicklung der malerischen Anschauung und Technik machte sich im allgemeinen erst lange nach seinem Tode im XVII. und XVIII. Jahrhundert geltend. Über die Fresken in der Kuppel des Domes von Parma (1526—1530), in denen Correggio das Prinzip, den Aufblick in einen von leidenschaftlich bewegten Gestalten erfüllten Raum, die in den schwierigsten Verkürzungen gezeichnet sind, am konsequentesten durchführt, wobei die geistige und seelische Charakteristik allerdings kaum zum Ausdruck gelangt, urteilt noch der streng klassisch gesinnte J. Burckhardt: „Hier gab sich Correggio seiner Art von Auffassung des Übersinnlichen in ganz unbedingtem Maße hin. Er veräußerlicht und entweiht alles. Im Zentrum stürzt sich Christus der inmitten einer gewaltigen Engel- und Wolkenmasse heraufrauschenden Maria entgegen. Das Momentane ist allerdings überwältigend, der Knäuel zahlloser Engel, die hier mit höchster Leidenschaft einander entgegenstürzen und sich umschlingen, ist ohne Beispiel in der Kunst; ob dies die würdigste Feier des dargestellten Ereignisses sein kann, ist eine andere Frage. Wenn ja, so ist das mit einem bekannten Witzwort bezeichnete Durcheinander von Armen und Beinen (Froschragout, d. V.) nicht zu vermeiden, denn wäre die Szene wirklich, so müßte sie sich allerdings so ausnehmen". Vasari beurteilt die Werke Correggios sehr anerkennend. Er erzählt, es seien Correggio einst zu Parma sechzig Scudi in Kupfermünze ausgezahlt worden und er habe sich mit der ganzen Last beladen zu Fuß nach Correggio auf den Weg gemacht. Da es sehr heiß war, fand der Künstler durch einen kalten Trunk den Tod. Die Kritik, die die Fresken der Domkuppel seitens Burckhardts gefunden haben, sowie die übrigens unwahre Erzählung des Vasari scheinen dem Dichter, mindestens zum Teil, den Anlaß für diese Szene gegeben zu haben.

BOLOGNA

(8) EINE STRASSE

Bürger und Handwerker sind vor einem Hause versammelt und flüstern mit traurigen Mienen. — Zwei Reisende reiten vorüber.

ERSTER REISENDER: Was will diese Menge? Warum diese betrübten Gesichter? Was ist hier geschehen?

ZWEITER REISENDER: Ein Unglücksfall ohne Zweifel. Messeri, laßt uns vorbei, wenn's euch gefällig ist!

ERSTER REISENDER: Da sind weinende Frauen. Fragen wir sie nach der Ursache!

ZWEITER REISENDER: Meine Neugier ist ebenso erregt wie die Eure. Dieser Schreinermeister sieht aus, als ob er ein höflicher Mann wäre. Sprecht ihn an!

ERSTER REISENDER *(sein Pferd anhaltend und sich über den Hals desselben herabbeugend):* Verzeihung Messere!

DER SCHREINER *(in der Mitte einer Gruppe):* Womit kann ich dienen, Signore?

ERSTER REISENDER: Möchtet Ihr uns wohl sagen, wenn die Frage erlaubt ist, was dieser Auflauf zu bedeuten hat, und warum alle so tief betrübt sind?

DER SCHREINER: Ihr kennt jedenfalls den Namen der Properzia de' Rossi?

ERSTER REISENDER: Meint Ihr damit die bewunderungswürdige junge Frau, die so viele schöne Statuen gemeißelt hat? und unter anderen die beiden berühmten marmornen Engel in der Kathedrale San Petronio?

DER SCHREINER: Eben diese! Ihr Ruhm erfüllt Italien. Properzia liegt im Sterben.

ZWEITER REISENDER: Mein Gott! Was sagt Ihr? So jung!

ERSTER REISENDER: Wir sind Lombarden und begreifen den gerechten Schmerz der Bologneser.

ZWEITER REISENDER: Mein Gott, woran will denn eine so schöne und vollkommene Frau sterben? Sie, die so glänzend, so bewundert, so glücklich ist!

EINE FRAU *(sich heftig mit beiden Händen gegen die Stirn schlagend):* So glücklich! So glücklich! . . . Gerade weil sie nicht glücklich ist, will sie sterben! Der Mann, den sie liebte, verläßt sie!

(9) IN PROPERZIAS HAUSE

Ein großes Zimmer. — Die Fenstervorhänge sind herabgelassen. Es ist dunkel. — Properzia liegt auf einem Bette, das in der Dunkelheit, die den Raum erfüllt, halb verschwindet. Sie ist sehr blaß; die Flut ihres schwarzen Haares bedeckt die Kissen; ihre Arme ruhen auf der Decke. Die Vorhänge, aus weiß und grünem Damast, sind zurückgeschlagen und um die Säulen des Betthimmels geschlungen. Auf einem Tische Arzneiflaschen, eine silberne Wasserkanne, ein vergoldetes Becken, nasses und blutiges Leinen. — Der Vater, die Mutter, der Gatte Properzias. Ein Arzt.

DER GATTE: Sprich doch, Geliebteste! . . . Du leidest? . . .

DER VATER: Wie! Du willst uns kein einziges Wort sagen? . . . Sieh hin, blicke auf deine unglückliche Mutter. . . . Sie ist hier, siehst du? Der Kummer wird sie töten. . . . Du weißt es wohl, nicht wahr?

DER GATTE *(zum Arzt):* Kommt . . . an dieses Fenster . . . ich muß Euch etwas fragen. . . . Kommt . . . sprechen wir leise . . . damit uns niemand hört. . . . Gesteht mir die volle Wahrheit. Ich bin ein Mann . . . ich kann alles hören. . . . Ihr wißt, daß ich Mut habe. . . . Oh! ich habe viel Mut!

Er schluchzt.

DER ARZT: Nun! nun! beruhigt Euch, Messer Luigi, mein Freund!

DER GATTE: Jawohl, Euer Freund! . . . Ach! gewiß! ich bedarf der Freunde! Sprecht unumwunden zu mir. . . . Wieviel, ja wieviel Tage wird es dauern, bis ich sie wieder genesen sehe; ja sie, Properzia . . . meine Properzia! . . . Ihr wißt, von wem ich sprechen will? . . .

DER ARZT: Ach! mein armer Messer Luigi . . . ich sagte es Euch schon . . . ich habe mein Möglichstes getan. . . . Ihr wißt, daß Frate Bento benachrichtigt ist, und ich höre ihn auf der Treppe, er bringt die heilige Wegzehrung.

DER GATTE: Aber Ihr wollt doch damit nicht sagen, nicht wahr, daß . . .?

DER ARZT: Messer Luigi, armer Mann! . . . nehmt Abschied von Eurem Weibe.

Der Gatte geht an das Bett zurück.

PROPERZIA *(mit matter Stimme):* Warum sterbe ich nicht?

DER VATER: Ich verstehe nicht, was du mir sagst, mein Liebling. . . . Fühlst du dich besser? . . .

PROPERZIA *(teilnahmslos):* Ja.

DER GATTE *(sich über sie beugend):* Ich bitte dich nur um eines . . . verlaß mich nicht. . . . Verstehst du mich?

PROPERZIA: Ja.

DER GATTE: Du erlaubst, daß ich dich liebe . . . du brauchst mich nicht zu lieben, wenn du so willst.

Properzia blickt ihn an, wirft einen Blick auf ihre Eltern und das Zimmer und wendet sich halb nach der Wand um. — Fra Bento tritt ein. Er setzt sich an das Kopfende des Bettes.

FRA BENTO: Properzia, ich habe Euch zur Welt kommen sehen. . . . Ich hege die zärtlichste Zuneigung zu Euch. . . . Erinnert Ihr Euch dessen?

PROPERZIA: Nein.

FRA BENTO *(zu den Anwesenden):* Entfernt Euch, bitte; haltet Euch am andern Ende des Gemaches. Ich muß mit meinem Beichtkinde allein sein.

DER ARZT: Macht schnell, Fra Bento, sie stirbt.

FRA BENTO: Meine Tochter, geliebte Tochter . . . meine ruhmgekrönte Tochter! Du hast viel gelitten. . . . Sage mir, daß du bereust. . . . Alles wird dir vergeben sein! Sprich schnell, schnell, um deines ewigen Heiles willen . . . ich beschwöre dich! . . . Ach! Allerheiligste Jungfrau! Sie wird keine Zeit mehr haben . . . ihre Augen brechen!

Properzia wird unruhig, und ihre ausgestreckten Hände scheinen etwas zu suchen.

Meine Properzia, mein Kind, nicht wahr, du bereust . . . du bereust?

PROPERZIA: Ich weiß nicht! *(Sie stirbt.)*

ZU SZENE 8 UND 9. ANFANGS MÄRZ 1530. Das Mittelalter hatte den Frauen keinen eigentlichen Zutritt zum Kunstschaffen gestattet, erst das XVI. Jahrhundert brachte ihnen Befreiung. Properzia de' Rossi, geb. 1490, aus einer bolognesischen Familie war eine Ausnahme. Alles was wir von ihr wissen, verdanken wir Vasari und einigen Gerichtsakten in Bologna. Vasari

rühmt ihr vielseitiges Wissen; „ihre körperliche Schönheit vereinigte sich mit Talenten; sie sang und spielte vortrefflicher als irgend eine in der Stadt und in künstlerischen Arbeiten legte sie erfinderischen Reichtum und die sinnvolle Eigentümlichkeit ihres Geistes an den Tag".

Ihr erstes Werk, für S. Petronio in Bologna bestimmt, war ein Relief, das Joseph und die Potiphar darstellt. Vasari erzählt, daß Properzia zur Zeit dieser Arbeit von heftiger Liebe zu einem schönen Mann ergriffen war, der sich wenig um sie zu kümmern schien. Da stellte sie dieses Bild her, das ihr große Genugtuung bereitete, da ihr zu Mute war, als wenn sie in dieser alttestamentarischen Gestalt ihre glühende Leidenschaft zum Teil ausgehaucht hätte. In S. Petronio befinden sich zwei Engel, die ihren Ruhm begründeten, zumal vor ihr keine Frau den Marmor bearbeitet hatte.

Im Jahre 1530 wurde Properzia von einem Francesco Milano verklagt, daß sie und ihr Geliebter in seinem Garten, der an denjenigen der Properzia stieß, Schaden angerichtet hätten. Aus den Akten erfährt man auch dessen Name, Angelozzo Malvasia, der sich vom Josef zum Liebhaber entwickelt hatte. Man weiß von ihm auch, daß er Doktor der Rechte war und bis zum Jahr 1538 unvermählt blieb. Vasari bemerkt nur: „Alles was es versuchte, führte das arme liebende Mädchen zum glücklichsten Ende — nur eines nicht: eine unglückliche Liebe". Ob Properzia je verheiratet war, darüber fehlt jeder Anhaltspunkt. Als Clemens VII. zur Krönung Karls V. in Bologna weilte, drückte er den Wunsch aus, Properzia, deren Werke er gesehen hatte und die als eine Frau von so großen Talenten angestaunt wurde, zu sehen. Da erhielt er zur Antwort, daß sie vor wenigen Tagen gestorben sei, inmitten des Festeslärms, der die Stadt erfüllte.

Alle weiteren Fragen über die Lebensverhältnisse dieser einst berühmten Frau bleiben ebenso unbeantwortet, wie die Frage, mit der der Dichter die Szene schließt. Die geschichtliche Gestalt der Properzia ist im übrigen für diese ergreifende Tragödie, in der uns Gobineau „in die ewig unausfüllbaren Tiefen des Gegensatzes von geistigem Reichtum und seelischem Notstand, Künstlergröße und Menschenelend blicken läßt", gleichgültig.

VENEDIG

(10) DIE WERKSTATT TIZIANS

Vollendete oder angefangene Gemälde. Tizian, alt, mit langem, weißem Bart, ein schwarzes Samtkäppchen auf dem Kopf, in ein Gewand von roter Seide gekleidet, eine goldene Ritterkette um den Hals; er sitzt in

einem Lehnstuhl; neben ihm Pietro Aretino, das Gesicht voll Feuer, lebhaft, geistvoll, vornehm, große Beweglichkeit der Gebärden.

ARETINO: Mein Freund, ich habe in meiner letzten Epistel an den Kaiser Euren Namen genannt. Vor einem Monat habe ich Euer Lob in meinen an den Papst gerichteten Versen gesungen, die mir, nebenbei gesagt, nicht hinreichend bezahlt worden sind. Ich werde Euch deshalb noch mehr in denjenigen loben, die ich an den König von England zu senden gedenke, was Paul III. stets aufbringt, wie auch Clemens VII. jedesmal ärgerlich wurde, wenn ich eine Lobrede auf diesen ketzerischen Monarchen veröffentlichte... Aber warum ist der Hof von Rom mir gegenüber so knickerig? Kurz, Ihr würdet mich verpflichten, wenn Ihr mir zwanzig Goldskudi geben wolltet.

TIZIAN: Ihr habt da ein herrliches Gewerbe erfunden, Maestro Pietro. Mit drei Bogen Papier, auf die Ihr in Eurem Stil einige plumpe Schmeicheleien und ein halbes Dutzend Lügen auf Kosten von Giampietro und Giampaolo hinwerft, verdient Ihr mehr Geld als irgendein Dichter, Gelehrter oder Doktor in dreißig Jahren voll Arbeit und Nachtwachen jemals hat erwerben können.

ARETINO: Wißt Ihr, warum?

TIZIAN: Weil die Menschen das Lob lieben.

ARETINO: Und die Beleidigung fürchten. Ich kratze ebensogut, wie ich streichle, und niemand ist sonderlich erbaut, wenn er in meinen offenen Briefen, nach denen ganz Europa begierig greift, seinen Namen findet, eingetaucht in den Kot kleiner Lästerungen, an deren Wahrheit mir wenig gelegen ist. Wer bezahlt, wird gelobt. Wer nicht bezahlt, wird munter heruntergerissen, und die Leser glauben kritiklos, was ich drucke. Aber was wollt Ihr mir für meine letzten Briefe geben?

TIZIAN: Zehn Goldskudi.

ARETINO: Ihr werdet mir zwanzig geben, Messere, mein Freund, und nicht noch obendrein die Stirn runzeln. Zum Teufel! mir scheint doch, daß ich Euch eine hübsche



TIZIAN. Selbstbildnis
Uffizien, Florenz

Anzahl schöner Aufträge und Porträts einbringe! Ich koste Euch gewiß nicht viel.

TIZIAN: Nun ja! Aber Ihr müßt mir den Gefallen tun, auch hin und wieder einfließen zu lassen, daß all die Schurken, die heutzutage in Venedig in Malerei machen, nicht das wert sind, was die Dummköpfe nachsprechen.

ARETINO: Ich nehme an, daß sich meine Feder mit den Namen des Veronese, des Tintoretto und des Bassano beschäftigen und sie mit Epitheta ausstatten soll, die ihnen wenig Freude machen?

TIZIAN: Gewiß! Diese Leute sind aus meiner Werkstatt hervorgegangen und haben sich aufs unanständigste gegen mich betragen. Ich finde es niederträchtig, mit ansehen zu müssen — wie das wohl vorkommt — daß sie ihre Arbeiten zum Schaden der meinigen verkaufen, und nur deshalb, weil sie mir einige Kenntnisse gestohlen haben, die ihnen mitzuteilen gar nicht beabsichtigt war. Um diese Stümper handelt es sich jedoch nicht in erster Linie.

ARETINO: Ich kann Euch nicht verhehlen, daß diese Stümper meiner Ansicht nach doch recht schöne Sachen machen. Demungeachtet aber will ich von ihnen so viel Übles schreiben, wie Ihr wünscht und ebenso auch von dem andern, dessen Namen Ihr mir noch nennen müßt.

TIZIAN: Dieser andere ist Paris Bordone. Ich bin von diesem Landstreicher geradezu beschimpft worden.

ARETINO: Wieso beschimpft?

TIZIAN: Wieso? Ihr seht mich in Erstaunen! Hat dieser Taugenichts, dieser Bettler, es nicht durch seine schlauen Ränke erreicht, daß man ihm die Ausmalung der Kapelle von San Niccolò de' Frari Minori übertrug? Glaubt Ihr, daß ich eine derartige Unverschämtheit hinnehmen werde? Da läßt sich ein elender Handlanger, der noch keine achtzehn Jahre alt ist, eine Kapelle geben, während ich, ein alter Mann, ein Mann, hier lebe, der wie ich wohl behaupten darf, in seiner Kunst vollkommen ist. Ich will die Kapelle

malen, und ich dulde nicht, daß mir irgend jemand in Venedig ins Gehege kommt.

ARETINO: Die andern Künstler müssen aber doch auch einige Gelegenheit haben, sich zu betätigen und ihr Brot zu verdienen. Ich finde nicht, daß Ihr vernünftig seid, Messer Tiziano. Paris Bordone ist ein junger Mensch, das ist wahr, sogar ein sehr junger Mann, und Ihr seid der erste Maler der Welt, was kein Mensch bestreitet. Aber wenn ich berücksichtige, daß Ihr dank Gott, Eurem Talent und ein wenig auch meinen Empfehlungen und Lobsprüchen, der weitaus reichste Künstler Italiens seid, der wiederholt alle Potentaten porträtiert und sich bei allen Unternehmungen beteiligt, empfinde ich es etwas hart von Euch, nicht zuzugeben, daß die andern Maler ihr Können neben dem Eurigen versuchen.

TIZIAN: Das sind Phrasen. Wenn ich nicht auf meiner Hut wäre, so würden diese schamlosen Intriganten, die alle Augenblicke mit ihren schlechten Pinseleien daher kommen und sich vordrängen, mich schnell in Vergessenheit gebracht haben und dann könnte ich Hungers sterben. Erspart Euch diese Reden, mit denen Ihr mich nur belästigt, und wisset, daß ich keinen Konkurrenten, keinen Nebenbuhler dulden werde, solange ich lebe und soweit ich es vermag. Wollt Ihr mich dabei unterstützen, ja oder nein?

ARETINO: Gesteht nur, daß Ihr ein schrecklicher und wahrhaft unerbittlicher Mann seid. Wieviel Kummer habt Ihr nicht Giorgione verursacht! Er ist daran gestorben! Während Eures glücklicherweise sehr langen Lebens habt Ihr viele Meisterwerke geschaffen, aber nicht weniger schlimme Streiche Euren Gegnern gespielt. Und wer sind Eure Gegner? Ihr habt soeben gesagt: alle diejenigen, die in Venedig einen Pinsel führen.

TIZIAN: Ich will Euch zwei Rötelzeichnungen geben; sie sind dort in dieser Mappe, und jede ist zumindest vierzig Goldskudi wert. Ich will sie Euch also geben, aber Ihr seid mir dafür so, wie ich es wünsche, in diesem Handel mit

Paris Bordone behilflich. Ich will, daß man ihm die Arbeit in der Kapelle der Minoriten wieder entzieht.

ARETINO: Ihr wollt mir diese beiden Zeichnungen geben?

TIZIAN: Ich will sie Euch geben und meine, daß sie ein ansehnliches Geschenk sind.

ARETINO: Schließlich kann es mir ziemlich gleichgültig sein, ob dieser Bordone seinen Weg macht oder nicht. Das ist nicht meine Sache. Ich werde gegen ihn schreiben und überdies noch mit den Kirchenvorstehern sprechen.

TIZIAN: Das wäre also abgemacht. Geht nun ungesäumt ans Werk. Ich werde mich meinerseits an den Dogen wenden, und wenn es mir gelingt, daß dieser dünkelhafte Bursche fortgejagt wird, mache ich ein glänzendes Geschäft.

ARETINO: Das liebe ich an Euch, daß Ihr trotz Eures Alters ebenso entschlossen und draufgängerisch seid wie ein Jüngling. Es ist nicht ratsam, Euch zu mißfallen. Ich habe schon daran gedacht, Euch zum Gegenstand einer Parallele in der Art des Plutarch zu machen.

TIZIAN: Mit wem wollt Ihr mich vergleichen, bitte?

ARETINO: Mit Michelangelo.

TIZIAN: Das ist ein guter Gedanke; Ihr müßt es, ob in Versen oder in Prosa, niederschreiben und in ganz Europa verbreiten. Dadurch wird nicht allein mein Ruf vergrößert, sondern ich werde auch einige Bilder mehr verkaufen.

ARETINO: Ich weiß nicht, ob meine Absicht ausschließlich zu Eurem Vorteil ist. In dem Maße, als Ihr alt werdet, werdet Ihr heftiger und bitterer. Es ist nicht ratsam, Euch zu nahe zu kommen, mein Herr und Freund. Selbst für mich, vor dem ein jeder Angst hat, Ihr so gut wie die andern, ist es sehr kühn, Euch offen die Wahrheit zu sagen. Michelangelo hingegen, den ich noch vor wenigen Jahren als einen Mann von unzugänglichem Gemüt und düsterster Laune kannte, wird mit jedem Tage milder, und je älter er

wird, desto mehr wird er fast ein Heiliger. Noch etwas anderes fällt mir auf: Ich kenne Michelangelo genau, ich habe auch Raffaello gekannt, habe Bramante, Sansovino, Andrea del Sarto gekannt und viel über das Leben und die Taten des großen Lionardo gehört. Die Phantasie aller dieser Männer war, und soweit sie noch am Leben sind, ist sie es noch so, von wahrhaft erhabenen Grundsätzen erleuchtet. Sie sind bewunderungswürdige Künstler, aber auch Philosophen; sie lieben es, den schwierigsten abstrakten Fragen auf den Grund zu gehen und sprechen von der Schönheit, wie Liebhaber, die beglückt sind, sie hüllenlos im reinen Himmelsblau geschaut zu haben. Euch aber habe ich noch nie in Entzückung gesehen. Ihr seid sicherlich der bewunderungswürdigste Maler, den die Welt je hervorgebracht hat, und Michelangelo verweigert Euch einen Platz an seiner Seite nur insofern, als er einige Mängel in Eurer Zeichnung beanstandet. Aber Ihr habt es zwar erreicht, mit Eurem Pinsel alles zu beherrschen, was die wahre und lebendige Natur an Erlesenstem birgt, Ihr scheint Euch jedoch niemals darüber Rechenschaft gegeben zu haben, was über ihr ist. Eure Seele hat sich nie dazu aufgeschwungen, ein Ideal zu suchen.

TIZIAN: Davor habe ich mich wohl gehütet. Ich ehre das Verdienst der großen Künstler, die Ihr soeben nanntet, nach Gebühr. Sie haben Bewundernswertes geschaffen; aber sie würden noch mehr geleistet haben, wenn sie nicht einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit mit gegenstandslosen Träumereien verloren hätten. Ein Maler soll malen und nicht abschweifen wie ein Professor auf seinem Lehrstuhl. Er soll Leiber, Arme, Beine malen; er soll den Gesichtern, die er wiedergibt, die erforderliche Beseelung verleihen, ihr Kolorit durch Aufsetzen glänzender Lichter beleben und sie durch warme Schattentöne herausheben. Um den höchsten Erfolg zu erzielen, ist es für den Künstler nicht nötig, zu wissen, was Aristoteles gesagt hat, sondern nur was sein Modell darstellt, dem er einige Kupfermünzen bezahlt;



PIETRO ARETINO. Von Tizian
Palazzo Pitti, Florenz

außerdem braucht er noch eine Werkstatt mit passenden Lichtverhältnissen.

ARETINO: Raffaello zog es vor, die Urbilder seiner Madonnen in sich selbst zu finden, und sein Geist, der durch das Nachdenken verfeinert und von wunderbaren Bildern, Linien, Reliefs, unter denen er wählte, erfüllt war, schien ihm der beste aller Führer.

TIZIAN: Ich ziehe es vor, meine Madonnen auf der Straße zu finden und sie auf der Leinwand, auf die ich ihre Ebenbilder übertrage, die ganze Kraft des wirklichen Lebens atmen zu lassen. Ich verleihe den Geschöpfen Gottes ein doppeltes Dasein; denn ich stelle sie so, wie sie sind, mit ihren Bewegungen, mit ihrer Wahrheit, in die Welt der Farbe und in das Licht, mit dem die wirkliche Sonne sie belebt; ich gebe sie so wieder, wie ich sie sehe, und das gerade ist mein Triumph, daß ich sie so sehe und so wiedergebe — und es gibt nichts Höheres.

ARETINO: Verzeiht mir. Ihr täuscht Euch ein wenig. Ich bewundere Euch ohne Zweifel, Messer Tiziano, wie man Euch bewundern muß, aber ich bin dennoch nicht geneigt, den Künstlern von Florenz und Rom die Achtung zu versagen, die ihnen nicht weniger gebührt. Ihr wißt es selbst, sie klagen Euch an, und Michelangelo ist ihr Wortführer! Sie werfen Euch vor, daß Ihr in der Jugend, bevor Ihr zu malen begannt, nicht genügend studiert habt, und daher, sagen sie, komme die mangelnde Gediegenheit der Zeichnung, wodurch die Werke Eures Genies an Wert herabgesetzt werden.

TIZIAN: Ich lache über diese alberne Verleumdung. Ich zeichne ebensogut wie die Natur selbst.

ARETINO: Das ist es ja gerade, was die Meister Euch vorwerfen. Ihr zeichnet ebensogut wie die Natur, und Ihr zeichnet nicht besser. Die Natur zeigt deutlich, was man wiederzugeben hat, um die Schönheit auszudrücken, aber sie gibt es nicht in vollkommener Vollendung. Sie ist voll

von annähernd vollkommenen Erscheinungen; sie hat Überfluß an fehlgeborenen Gedanken; ihre Schöpfungen sind an irgendeiner Stelle mangelhaft, und sei es auch nur durch den Ausdruck von Gewöhnlichkeit, von dem sie nichts, nicht einmal ihre herrlichsten Meisterwerke befreit. Man kann sie nicht kopieren in dem, was sie hervorbringt, sondern nur anhören in dem, was sie vorschlägt. Das eben macht die Maler von Florenz und Rom groß, daß sie sich immer das Ideal vor Augen halten, das die Natur anrät, und nicht die Wirklichkeit, die sie erzeugt.

TIZIAN: Ich verstehe Eure Grundsätze vollkommen, Messer Pietro. Ich habe sie selbst geprüft und nach allen Seiten erwogen. Aber wißt Ihr, daß es eine gefährliche Anmaßung ist, wenn der Künstler auf die Hand seines einzigen verläßlichen Führers verzichtet, um in den Räumen der Phantasie Pfade zu suchen, auf denen dieser Führer Euch nicht folgt. Ich bewundere Raffaello, ich bewundere Michelangelo; aber wie leicht gerät man auf Irrwege, wenn man der Forderung nachgibt, es ihnen gleichzutun. Seht ihre Schüler an! Diese sogenannten Anbeter des Ideals tappen schon jetzt im Dunkeln, und ihre Werke zeigen auch schon die Folgen ihres Übermuts. Indem sie besser als die Natur, über die Natur hinaus schaffen wollen, geben sie uns Mißgeburten und verzerrte Geschöpfe, denen der Hauch des Lebens fehlt. Zweifelt nicht daran, daß dieses Übel immer schlimmer werden wird. Ich für meine Person bin der Ansicht, daß man nicht fehlgehen kann, wenn man es so macht, wie ich; und ich bin nicht gesonnen, mich verführen zu lassen. Ich bin der größte Bildnismaler, den die Welt je gekannt hat! Meine Nachfolger brauchen nur die von mir vorgezeichnete Bahn zu wandeln, um des Lobes würdig zu sein!

ARETINO: Ich habe nicht gesagt, daß Ihr nicht bewunderungswürdig wäret.

TIZIAN: Ihr gebt mir zu verstehen, die andern seien mir überlegen. Ihr seid im Irrtum. Ich stehe hinter niemandem

zurück. Mit vollem Recht bedecken der Kaiser und mit ihm alle Könige der Welt und alle hohen Herren meine Gemälde mit wohlverdientem Golde. Im Grunde, Messer Pietro, ist die Anzahl der Gemälde, die man verkauft und die Preise, die dafür bezahlt werden, der alleinige Maßstab des künstlerischen Wertes. Das ist heutzutage auch so ziemlich die allgemeine Anschauung, und sie ist gut. In meiner Jugend wurde diese Wahrheit noch wenig beachtet, und vor allem die Künstler, die Ihr besonders schätzt, betonten ihre Uneigennützigkeit. Ihre Schüler und ihre Nachfolger kommen von dieser Torheit zurück. Sie hängen sehr an den Dukaten und arbeiten für die Dukaten, wie Ihr und wie ich. Sie haben meine volle Billigung.

ARETINO: Die Dukaten sind schön und gut; wenn sie in einer großen Zahl in einer Börse vereinigt sind, machen sie die lieblichste Musik, mit der das Ohr geschmeichelt werden kann. Es gewährt aber auch Freude, den Dingen auf den Grund zu gehen. Im ganzen genommen gibt es auf der Welt allerdings mehr Leute, die Euer Verfahren schätzen, als solche, die demjenigen Eurer Nebenbuhler Geschmack abgewinnen.

TIZIAN: Der Ruhm macht sich nur durch die Zahl der Beifallspenden bemerklich.

ARETINO: Michelangelo würde Euch nicht beipflichten.

TIZIAN: Michelangelo ist eben ein verdüsterter Mensch, der nie die Annehmlichkeiten des Daseins kennen gelernt hat. . . . Doch lassen wir das und versäumt nicht Wort zu halten, indem Ihr die Unverschämtheit des Paris Bordone und meiner andern Feinde züchtigt.

ARETINO: Ich werde mich unverzüglich ans Werk machen. Gebt mir den Bogen Papier dort; wenn ich ihn mit einigem Gekritzel bedecke, gebe ich Erfolg oder Verderben, Ruhm oder Schande, Leben oder Tod, ganz nach meinem Belieben. Ich bedarf nicht einmal des Talents; ich habe nichts mit der Wahrheit zu schaffen, ich benötige nur die

Eselsohren der menschlichen Maulafferei. Ihr seht das Blatt Papier da? Wenn es bedruckt ist, wird es sogleich zwei Soldi wert sein!

ZWISCHEN 1540 UND 1550. Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts war für Venedig die Zeit der Vorherrschaft über die Meere vorüber; die Republik ging jedoch ziemlich ungeschwächt aus den Kämpfen gegen die Liga von Cambrai hervor und entfaltete ihre Kräfte auf dem Festland. Erst als Festlandsmacht wurde Venedig zu einem Mittelpunkt der italienischen Bildung; nun erst konnte die Einwanderung künstlerischer Talente wahrhaft gedeihen, deren Gesichtskreis nicht mehr auf die Lagunen, deren Wirkungsfeld nicht nur auf die Stadt beschränkt war. Dieser Kulturwandel ist es, der die Voraussetzung für die Blüte der venezianischen Kunst bildete.

Der erste Repräsentant dieser neueren Zeit, der Begründer der cinquecentistischen Malerei Venedigs, ist Giorgio Barbarelli gen. Giorgione (1477—1510). Er hat die Malerei definitiv vom kirchlichen Boden losgelöst, er zuerst hat den malerischen Reiz des nackten menschlichen Körpers im Verhältnis zur umgebenden Natur empfunden, er ist der Urvater dieser Gattung, die später in der ganzen modernen Malerei eine so große Rolle spielt. Von den wenigen beglaubigten Werken sind die ruhende Venus (Dresden) und das Konzert (Pal. Pitti, Florenz) durch Reproduktion allgemein bekannt. (Neuerdings wird das Konzert dem Sebastiano del Piombo zugeschrieben?)

In der Mitte der venezianischen Schule steht Tiziano Vecellio (1477—1576), der in seinem langen Leben alles, was Venedig in der Malerei vermochte, in sich aufgenommen oder selbst hervorgebracht oder vorbildlich in der jüngeren Generation gewirkt hat. Seine Größe beruht nicht auf einer besonders tiefen gedanken- oder gefühlshaften Auffassung der Welt, aber er besitzt die unvergleichliche Gabe, alles in der Welt nur als gut und schön zu sehen; in ihr war eine „prästabilierte Harmonie".

Der jugendliche Tizian war zuerst Schüler Bellinis, dann stand er unter dem mächtigen Einfluß des Giorgione. Vasari schreibt, er ahmte dessen Arbeiten bald so gut nach, daß seine Malereien bisweilen irrig für Werke jenes Meisters gehalten wurden. Daraus entstand eine Spannung zwischen den beiden Künstlern; Giorgione empfand solchen Verdruß darüber, daß er von da ab nicht mehr wollte, daß Tizian ihn besuche oder für seinen Freund gelte. Auf diese Erzählung Vasaris bezieht sich

die Bemerkung des Aretino, Tizian habe dem Giorgione soviel Verdruß gemacht, daß er daran gestorben sei. Tatsächlich starb Giorgione, von seiner Geliebten angesteckt, im vierunddreißigsten Jahr seines Lebens an der Pest.

Von allen Zeitgenossen wird der Geiz und die Habgier Tizians getadelt; er hatte immerwährend Streitigkeiten wegen der Bezahlung und seine Briefe sprechen von fast nichts anderem. Sein Verhalten anderen Künstlern gegenüber war neidisch und unkollegial und vielfach wird Tizian der niedersten Ränke beschuldigt. Darauf bezieht sich auch die Erwähnung des Auftrags, den Paris Bordone erhielt. Das Verhältnis des Meisters zu seinen Schülern war so lange gut, bis sich die letzteren entwickelt hatten. Tizian wußte den Auftrag, den Bordone für ein Altarbild in S. Niccolò de' Frari Minori erhielt, durch Intriguen rückgängig zu machen, „um entweder zu verhindern, daß Bordone sein Talent zeigen könnte oder auch durch Begierde nach Gewinn verlockt" (Vasari). Tizian malte dann für die Kirche S. Niccolò den berühmten hl. Sebastian (jetzt in Rom, Vatikanische Pinakothek).

Im Jahre 1545 kam Tizian nach Rom, aber man verhielt sich ihm gegenüber sehr kühl, die Künstler haßten ihn sogar. Michelangelo und Tizian begegneten sich, aber was zwischen ihnen vorgegangen ist, wissen wir nicht. Vasari erzählt, er habe mit Michelangelo die Danae besichtigt, die Tizian im Belvedere malte. Beim Nachhausegehen bemerkte Bounarroti, „Tizians Kolorit und Manier gefalle ihm sehr wohl, es sei nur schade, daß man in Venedig nicht von Anfang an gut zeichnen lerne. Wenn diesem Manne Kunst und Zeichnung Hilfe leisteten gleich der Natur, vornehmlich bei Nachahmung des Lebens, so könnte nicht mehr und Besseres geleistet werden, da sein Geist herrlich und seine Manier reizend und feurig ist".

Pietro Aretino (1492—1556) kam im Jahre 1527 zu dauerndem Aufenthalt nach Venedig, wo er bald Tizians unzertrennlicher Freund wurde. Pietros Vater war ein armer Schuhmacher, dessen Familiennamen unbekannt blieb, da sich der Sohn seiner Herkunft schämte und sich nach seiner Vaterstadt Arezzo Aretino nannte. Ohne eigentliche Bildung kam der junge Aretino nach Rom, wo er zuerst bei Agostino Chigi, dann im Dienste Leos X. Aufnahme fand. Er verstand scharf zu beobachten und schuf sich bald durch seine böse Zunge und seinen schlagenden Witz eine in seiner Art einzige Stellung.

An der Ecke des Palazzo Braschi in Rom steht der Torso einer antiken Statue. Ein armer Humanist, Maestro Pasquino,

der gegenüber wohnte, kam auf den Einfall, an diesem Torso seine Gedichte anzuheften, um sie dem Publikum bekannt zu machen. Andere junge Dichter folgten seinem Beispiel und allmählich ging der Name Pasquino auf die Statue über, die der Tummelplatz der jungen dichtenden Humanisten wurde. Schon unter Julius II. schlichen sich gelegentlich boshafte politische Satiren ein, erst Aretino machte den Pasquino zum „Simplissimus" Roms.

Von Venedig aus übte Aretino sein System der Bettelei und der Erpressung im großartigsten Maßstab. Seine zahllosen Briefe gingen in die Welt hinaus und als Antwort kamen reiche Geschenke, Geld, Pretiosen, Pensionen, Putz für ihn und seine Geliebten. Wo er immer jemanden weiß, von dem er etwas hoffen konnte, schreibt er, und unter den Adressaten seiner Briefe figurieren fast alle Fürsten und Größen Italiens und viele des Auslandes. Aretino schrieb sehr leicht und schnell, ohne Besinnen warf er seine Eindrücke zu Papier. Er gesteht offen, „daß ihm der Stachel der Not das Papier beklecksт und nicht der Stachel des Ruhms, daß es ihn wenig kümmere, wenn er lügen müsse, um diejenigen zu erheben, welche des Tadels würdig sind". In seinem Dünkel hielt er sich für eine Art von Racheengel, der auf die Welt gekommen sei, um das Unrecht zu rächen, das an den Bedrängten verübt wurde. Sein glänzender Erfolg verschaffte ihm eine geräuschvolle Popularität, „der geniale Pamphletist wurde der Vater der Reklame, des Humbugs, der Interviewer"; er war der erste Journalist, der Stammvater der modernen Literaten, die über alles und für jedermann schreiben, sei es Prosa oder Verse, Weltliches oder Geistliches, Erbauliches oder Leichtfertiges. Seine Briefe sind eine außerordentlich wichtige Quelle, um die damaligen Persönlichkeiten kennen zu lernen und namentlich für Tizians Leben und Schaffen eine wahre Fundgrube; seine Schriften schildern die Epoche, in der der Verfasser lebte, mit unerhörter Treue.

Aretino liebte Bequemlichkeit, gutes Leben, hübsche Frauen, angenehme Unterhaltung, schöne Kleider, Luxus und Kunstwerke aller Art; wenn er das hatte, ließ er auch andere leben. Abgesehen von seiner literarischen Freibeuterei war er ein gutherziger, echter, liebefähiger Mensch. Von einer Venezianerin, mit der er längere Zeit zusammen lebte, hatte er zwei Kinder, die er zärtlich liebte und die Briefe, in denen er sein Vaterglück schilderte, sind seltene Beispiele ergreifender Einfachheit aus einer Zeit, die echte Herzenstöne nicht mehr fand. An seine Freunde und an Arme verschwendete er mit vollen Händen; auf der Straße folgte ihm ein Troß von Bettelkindern, die er beschenkte. Eines Tages

zählte er zweiundzwanzig Frauen, die mit dem Kinde an der Brust zu ihm kamen, um sich satt zu essen. Nach seinem Tode mußten viele Arme, die er unterstützt hatte, ihre Zuflucht im Spital suchen.

Man erzählte, er sei bei einem Bacchanal mit Weinlaub im Haar gestorben. Das ist eine Fabel. Der Priester, der ihn begraben hat, bezeugt, daß Aretino vor seinem Tode gebeichtet und seine Sünden bereut habe. Auch die größten Heiden der Renaissancezeit wahrten schließlich dem Himmel gegenüber die Form.

In der Szene finden noch Erwähnung: Paris Bordone (1500—1571), ein Schüler Tizians, „der unter den venezianischen Meistern vielleicht die größte Anmut und Zartheit erreicht. Das vorzüglichste leistet er im Porträt". In der Accademia zu Venedig ein Bild, „wie der Fischer dem Dogen in Gegenwart einer erlauchten Versammlung einen Ring überreicht, das am schönsten gemalte Zeremonienbild, das überhaupt vorhanden sein mag". — Paolo Caliari gen. Veronese (1528—1588) „hob die Existenzmalerei auf eine letzte, unübersteigliche Stufe"; durch ihn gelangte die dekorative Prachtentfaltung der venezianischen Kunst zur glänzendsten Höhe. — In den Bildern von Jacopo Bassano (1510—1592) und seiner vier Söhne wird der Landschaft und Tierwelt ein großer Raum gegeben; die schufen Heiligen, historische und mythologische Bilder; neben reinen Genrebildern und auch Veduten aus Venedig. — Jacopo Robusti gen. Tintoretto (1519—1594), der Hauptmeister zweiten Generation der venezianischen Malerschule, vollzieht den Übergang zum Barock. „Bei seinem fast stürmischen Temperament empfand er gerade das, woran es in Venedig fehlte und drängte auf eine mächtig bewegte, dramatische Historienmalerei hin. Er ist Bahnbrecher in der Landschaftsmalerei und einer der gewaltigsten Bildnismaler, nicht nur des XVI. Jahrhunderts".

„Es ist ein denkwürdiges Phänomen, daß die venezianische Schule die höheren Ideale menschlicher Bildung nicht erreicht, noch erreichen will, weil diese über das bloße wonnevolle Dasein hinaus zu einer höheren Tätigkeit drängen. Sie ist die Malerei der höchsten Augenlust, ihr sprichwörtlicher Vorzug ist das Kolorit, das jetzt in seiner Vollendung auftrat." Dieses von J. Burckhardt ausgesprochene Urteil ist es, daß der Dichter Tizian verfechten läßt. In strengem Gegensatz zu Tizians Kunstauffassung steht diejenige Michelangelos, die dieser in der Schlußszene der Dichtung Vittoria Colonna gegenüber äußert.

BRÜSSEL 1555

(11) DER KAISERLICHE PALAST

Das Kabinett des Kaisers; Karl V., der Infant Don Philipp, König von England und Neapel, vor seinem Vater stehend; letzterer sitzt in einem Lehnstuhl von schwarzem Leder.

KARL V.: Für das, was ich Euch zu sagen habe, Don Philipp, nehmt Platz und bedeckt Euch. *(Der Infant gehorcht.)* Bestimmte Pläne, die ich etwa seit Jahresfrist erwogen habe, sind nunmehr gereift, und der Augenblick ist gekommen, sie Euch mitzuteilen. Ich gedenke die Macht, die der Himmel meinen Händen anvertraut hat, niederzulegen und Euch meine Krone zu übertragen.

DON PHILIPP: Eure Majestät hat ohne Zweifel triftige Gründe für einen so schwerwiegenden Entschluß.

KARL V.: Ich bin krank, entkräftet, müde. Wenn ich bedenke, in welcher Art und Weise andere Monarchen regieren oder regiert haben, so finde ich die mir aufgebürdete Aufgabe hart. Übrigens sprechen die Tatsachen für sich selbst. Um einen Begriff davon zu geben, was das Leben von mir verlangte, genügt es, Euch daran zu erinnern, welche Staaten in diesem Augenblick unter dem Zepter unseres Hauses vereinigt sind. Das Reich, Flandern, Burgund und Artois sind mit den Königreichen Spanien und Neapel, mit Mailand und Sardinien zu einem Ganzen verbunden. Durch Eure Heirat mit der Königin Maria habe ich England mit diesen ungeheuren Errungenschaften vereinigt. Mein Banner weht auf den Festungen Afrikas, und der unermeßliche Kontinent Neuindiens gehorcht ohne Widerstand meinen Gesetzen. Um einen so gewaltigen Staatsmechanismus zu erhalten, zu befestigen und zu fördern, mußte mein Leben zu einer ewigen Reise werden. Ich bin neunmal nach Deutschland gegangen, sechsmal in meine spanischen Erblande, viermal nach Frankreich, siebenmal nach Italien, zehnmal in die Niederlande, zweimal nach England und ebenso oft nach Afrika. Elfmal haben mich meine Schiffe über das Meer getragen. Es war nicht so stürmisch wie die

Wogen dieser unaufhörlichen politischen Kämpfe, die ich beständig überwachen mußte. Ich wiederhole es Euch: ich bin müde und Ihr sollt meinen Platz einnehmen.

DON PHILIPP: Gott verhüte auch nur zu erörtern, ob ich mich in Gehorsam unterwerfe! Ich bin zu sehr von der Festigkeit des kaiserlichen Willens überzeugt, um auch nur den leisesten Einspruch vorzubringen.

KARL V.: Ihr habt recht, den Gehorsam, den heiligen, den großen, den allmächtigen Gehorsam zu Eurer Richtschnur zu wählen. Ihr werdet ihn künftig von den andern verlangen, und es ist nur recht und löblich, daß Ihr Euch in diesem Augenblick selbst darauf beruft. Ihr habt die beiden unverrückbaren Punkte klar erkannt, um die sich die Welt drehen muß. Wenn ich vor dem Antlitz des ewigen Richters einstmals irgendein Verdienst beanspruchen darf, so ist es, ihren Einfluß erleichtert zu haben. Fortan muß alles Befehl und Unterwerfung sein. Ich habe schon viel erreicht, es bedarf aber noch unermeßlicher Arbeit, um auf diesen beiden Grundlagen die Herrschaft zu festigen und ringsum tiefes Schweigen walten zu lassen. Als ich die Leitung meiner Völker übernahm — die Geschichte wird es Euch lehren — war alles in Unordnung. Unsinnige Sitten, Gesetze, Privilegien und Prärogative schufen in den christlichen Ländern einen Zustand der Anarchie. Die Adligen befahlen, die Bürger verweigerten, die Bauern, sogar die Bauern in ihren Dörfern, redeten und wollten ihre Meinung äußern und behaupten! Italien war zuchtloser als die übrige Welt, vernarrt in seine Wissenschaft und die Schönheit seiner Kunstwerke und entfachte einen Höllenlärm. Indem die widersinnigsten Narrheiten mit hochtönenden Namen belegt wurden, sprach man von Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, und bedrohte selbst den Bestand der heiligen Kirche. Deutschland, plumper und halsstarriger als seine verderbte und glänzende Schwester, gewann ihm den Vorrang ab. Durch die abscheulichen Flugschriften seiner Gelehrten bereitete es den Boden für die Ungeheuerlichkeiten des

Luthertums. In diesem Augenblicke, Don Philipp, hätte die Christenheit naturgemäß ihren Halt bei den Nachfolgern des heiligen Petrus suchen müssen. Aber da gedieh das Übel unglücklicherweise am üppigsten. Das Papsttum wandte sich selbst vom Glauben ab; es gefiel sich in den gefährlichsten Erfindungen des modernen Geistes. Wundert Euch also nicht, daß Franz I. und Heinrich VIII. sehen mußten, wie die calvinistischen und lutherischen Greuel bei ihnen ausbrachen, sie haben, wie Leo X. und Clemens VII., ihren verpestenden Einfluß erfahren; sie haben sich — wenn auch nur auf kurze Zeit — von Ideen betören lassen, die scheinbar vorteilhaft, in Wirklichkeit aber für die Monarchien nicht weniger totbringend waren, als für die Religion. Als sie die Gefahr begriffen, haben sie die Rettung in schleuniger Umkehr gesucht, aber es war zu spät; ihre Staaten waren schon vergiftet. Ich hingegen habe mich nicht einen Augenblick verführen lassen, und von der ersten Minute an, da das Übel zutage trat, habe ich es erkannt und mit den stärksten Gegengiften bekämpft. Ihr wißt, wie ich anfangs die am raschesten wirkenden Heilmittel versuchte und die Kirche durch sich selbst retten wollte. Ich habe Hadrian auf den Stuhl der Apostel gesetzt. Er ist fast im Augenblicke seiner Inthronisation gestorben, und die Kardinäle, die sich an jedem Trank der wollüstigen Hölle, in deren Bann Italien stand, berauscht hatten, widerstrebten der unentbehrlichen Zucht. Trotz meiner Bemühungen stellten sie mir Clemens VII. entgegen, der noch schlimmer war als sein Vetter. Angesichts dieser so ernsten Lage konnte ich keinerlei Rücksicht walten lassen; ich zwang den Papst, nur mehr Papst zu sein und den ihm zukommenden Weg zu wandeln; ich erhob das Schwert des Reiches gegen den Krummstab und schlug Clemens VII. auf das Haupt. Ich eroberte Rom. Ich gab Florenz einen Fürsten. Ich verjagte Frankreich für immer aus dem Gebiete von Mailand; schließlich tötete ich Italien. Haltet das fest im Auge, Don Philipp, dann werdet Ihr erkennen, daß ich durch diese letzte Tat Eure Aufgabe besonders erleichtert habe. Schweigen herrscht jetzt auf der

ganzen Halbinsel. Setzt mein Werk fort. Denkt daran, daß Ihr zugleich die Sicherheit Eurer Kronen und das Heil Eurer Seele gefährdet, wenn Ihr eine andere Bahn geht.

DON PHILIPP: Ich habe Eurer Majestät mit der andächtigsten Aufmerksamkeit angehört. Ich kann Ihr erwidern, daß ich mir in dem Hauptpunkte, in der unbeugsamen Behauptung des Gehorsams an meinem Lebensende kaum etwas vorzuwerfen haben werde. Ihr übertragt mir ohne Zweifel eine Aufgabe, die durch die Unterwerfung Italiens erleichtert ist. Vor allem würdige ich jedoch die beiden Hauptschöpfungen Eurer Regierung: die Stärkung der Inquisition und die Gründung der Gesellschaft Jesu. Mittels dieser im starrsten Geiste des Gehorsams gehärteten Werkzeuge, deren ich mich ausgiebig zu bedienen gedenke, wird es mir gelingen, nach Euch an der Rettung der Kirche ohne die Kirche fortzuarbeiten und die politische Ketzerei ebenso wie die religiöse Ketzerei zu vernichten. Künftig ist Italien nichts, Spanien alles! Es hat keinen andern Rivalen als Frankreich, und da der Zweikampf, den Ihr mit dieser Macht geführt, von Tag zu Tag erbitterter wird, muß entweder Spanien oder Frankreich unterliegen. Mein Herrscherleben wird demnach nicht angenehmer sein als das Eurige.

KARL V.: Die Arbeit wird Eure Tage verzehren, wie sie die meinigen verzehrt hat. Aber Ihr und ich, wir sind nur die Diener des Kreuzes und des Zepters und in mancherlei Betracht Mönche, Angehörige eines Ordens, dessen Mitglieder wenig zahlreich sind; aber da das Ziel besonders hoch ist, muß die Ordensregel außergewöhnlich streng sein. Die Mönche wie Ihr und ich, deren Kloster ein Palast, deren Zelle ein von Gold und Malereien schimmerndes Gemach, deren Kutte bald eine stählerne Rüstung, bald ein Sammetmantel ist, diese Mönche leben immerdar, auch inmitten des angeblichen Prunkes nicht anders wie ihre armen Klosterbrüder auf dem Stroh. Was uns umgibt, ist nicht mehr als Stroh für Euch und für mich, und die Weltabgewandtheit

unserer Gedanken verflüchtigt die scheinbaren Freuden der Welt in ein Nichts. Diese Freuden, diese elenden Freuden, diesen Glanz, diesen schimpflichen Glanz, diese Verfeinerung hat Italien zu höherer Entwicklung gebracht als irgend ein Land, irgend eine Zeit sie gekannt haben. Ich habe den Fuß auf Italien gesetzt; ich wiederhole, Ihr werdet es ebenso machen mit allem, was ihm gleicht oder gleichen möchte. Die Welt lebt nicht so sehr von Brot als von Zucht. Lasset Eure Untertanen diese Wahrheit niemals vergessen.

DON PHILIPP *(mit einem traurigen Lächeln):* Die sündhafte Lustigkeit liegt nicht in meiner Pflicht, aber wie ich glaube, ebensowenig in meiner Natur. Ich bitte Eure Majestät, Vertrauen in meinen festen Entschluß zu setzen, daß ich auch die geringfügigste Ablenkung meines Geistes von der übernommenen Aufgabe auf die Zeit des ewigen Lebens verschieben werde, das es zu verdienen gilt.

KARL V.: Laßt mich allein. Ich bedarf der Sammlung. Die Stände Flanderns treten morgen zusammen. Ich habe beschlossen, vor ihnen meine Absicht zu verkünden. Geht, Don Philipp. *Don Philipp verneigt sich und geht.*

24. OKTOBER 1555. Der Krieg, den Karl V. in Deutschland gegen den Schmalkaldischen Bund der protestantischen Fürsten und Reichsstädte führte, und die beiden Kriege zwischen ihm und Franz I., die auf die italienischen Verhältnisse, soweit sie hier in Frage kommen, ohne Einfluß blieben, gehören nicht hierher. Ebensowenig die weitere Entwicklung der Reformation in Deutschland, die gegen den Wunsch des Kaisers mit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 einen gewissen Abschluß fand.

Philipp II. (1527—1598) war von seinem Vater schon 1443, als dieser nach Deutschland ging, unter dem Beirat des Herzogs von Alba an die Spitze der Regierung von Spanien gestellt worden. Am 25. Oktober 1555 trat ihm Karl V. die Niederlande und die italienischen Besitzungen, am 16. Januar 1556 auch Spanien und die Kolonien ab. Charakter und Staatskunst dieses finsteren Despoten sind durch Schillers Don Carlos und Goethes Egmont jedem geläufig. Im September 1556 trat der Kaiser seinem Bruder Ferdinand auch die Regierung in Deutschland ab und begab sich in das Hieronymitenkloster S. Yuste in Estre-

madura, wo er die Zeit mit Lesen der Kirchenväter, Gebet und mechanischen Arbeiten verbrachte. Die letzten Monate seines Lebens widmete er mönchischen Bußübungen; er starb am 21. September 1558.

Karl V. konnte sein Ideal, die Herrschaft über die Christenheit zur Vernichtung der Ketzer und Ungläubigen, nicht erreichen. Die Mißerfolge gegen den Protestantismus waren das Grab seiner Hoffnungen und so entsagte er müde der Herrschaft. Der germanische Geist, der die Reformation gebar, hatte zur rechten Zeit den Cäsaropapismus dieses Weltgebieters gebrochen. „Geboren aus der Furcht, ein Teilchen seiner Habe, seiner Macht, seines Rechts oder seiner Ansprüche zu verlieren, grollte er unversöhnlich den Ansprüchen, den Rechten, der Macht, der Habe, ja der Seele selbst von allem und jedem im Gesamtkreise der Welt." Die Worte, die ihm der Dichter Gobineau in den Mund legt: „die Welt lebt nicht so sehr vom Brot als von Zucht", zeichnen kurz, aber schlagend diese fanatische Tyrannennatur.

ROM 1559

(12) DIE WERKSTATT DER ZUCCHERI

Taddeo und Federigo Zucchero; Siciolante da Sermoneta; Orazio Samachini; andere junge Maler. Alle arbeiten mit außerordentlichem Eifer, die einen bepinseln ungeheure Leinwandflächen, die andern malen auf Gerüsten aufgestellte Dekorationen oder vollenden Gemälde von verschiedenen Größen.

FEDERIGO: Ich pfeife auf die Natur und das Ideal; wenn man sich damit aufhält, stirbt man Hungers. Es kommt nur darauf an, daß man eine Manier hat. Wenn man einmal seine Manier hat, kann man ordentlich drauf los malen. Dann gelangt man auch zu Geld und Ansehen.

TADDEO: Tragt diese Figur fort, sie ist fertig! Wißt Ihr übrigens, wie weit Baroccio und Durante del Nero mit der Palastfassade sind, die der Kardinal Farnese ihnen in Auftrag gegeben hat?

SAMACHINI: Mindestens schon sehr weit, wenn sie nicht schon fertig sind. Sie arbeiten daran wie Sklaven; in acht Tagen haben sie vier Akte von fünfundzwanzig Fuß Höhe fertig gebracht.

FEDERIGO: Das sind tüchtige Künstler. Viel und schnell, das ist das ganze Geheimnis! Welche glänzende Rolle

können doch heutzutage unverzagte Maler, tüchtige Bildhauer und unverdrossene Baumeister in der Welt spielen! Man hat nur noch für uns Augen, man kümmert sich nicht wie ehedem um Politik und Religion; es ist nur noch von den Künsten die Rede! Ich habe von meinem Vater gehört, daß zu seiner Zeit Italien beständig in Flammen stand. Man schlug sich wegen einer Lumperei; jeder hatte tausenderlei Interessen zu verfechten. Heute dagegen lebt man, dank dem Kaiser, dank der bewunderungswürdigen Ordnung, die seine Heere geschaffen haben, ruhig, verdient Geld und hat nichts mehr zu wünschen!

TADDEO: Meiner Treu! ich hatte viele Wünsche, als ich bei Giovampiero von Calabrien Farbenreiber war, und seine Frau mich windelweich schlug und dabei vor Hunger umkommen ließ.

FEDERIGO: Man muß es anfangs etwas schwer haben, aber dadurch läßt sich ein großer Künstler nicht entmutigen. Es gibt heute tausend Möglichkeiten, sich aus der Klemme zu helfen, von denen man früher keine Ahnung hatte. Die einen treten bei einem Kardinal oder bei einem großen Herrn als Hausmaler ein und werden gut gekleidet und an der Tafel der Pagen verpflegt; die andern gehen nach Frankreich, Deutschland oder Spanien und führen für die Barbaren Arbeiten aus, für die man ihnen unsinnige Preise bezahlt. Und wenn man schließlich zu einem Ruf gelangt ist, so gibt es keinen braven Bürger, der sich nicht verpflichtet glaubt, vor euch auf die Knie zu fallen, um ein Meisterwerk zu erlangen. Beweis unserer wackerer Postmeister Mattiuolo, der die Fassade seines neuen Hauses von dir, Taddeo, in Grisailles malen ließ. Gott weiß, daß du für die drei Fresken aus dem Leben Merkurs ein ordentliches Stück Geld bekommst.

SICIOLANTE: Was Ihr da sagt, ist vollkommen wahr, Maestro; Ihr dürft aber auch manche recht unerquickliche Erscheinungen, die vor wenigen Jahren noch unbekannt waren, nicht außer Acht lassen.



Urbino   Michelangelo ;   Daniele da Volterra   Giorgio Vasari   Francesco Salviati

MICHELANGELO BESICHTIGT ARBEITEN DES TADDEO ZUCCHERO AN DER FASSADE DES PALAZZO MATTEI

Federzeichnung in der Albertina, Wien

FEDERIGO: Und das wären, bitte?

SICIOLANTE: Früher kauften uns die Fremden unsere Bilder ab und nahmen uns mit, um ihre Gebäude auszuschmücken. Jetzt haben diese Barbaren malen gelernt und Ihr seht in den Straßen Roms Franzosen, Vlämen und Spanier, die uns unsere Kundschaft wegnehmen.

SAMACHINI: Und dabei bekommen diese Eindringlinge sogar ab und zu ein paar Dolchstiche in den Leib; aber trotzdem nimmt ihre Zahl zu und schließlich werden wir doch darunter leiden, das ist sicher.

TADDEO: Die Schuld liegt am Papste und an den großen Herren. Sie vergessen, daß sie dem großen Stile Achtung schulden und verlangen Neuheiten. Ein Kardinal sagt uns in aller Gemütsruhe: „Besucht mich doch, da werdet Ihr ein einzig schönes Bild sehen; ein wundervolles Sujet! Feuriges Kolorit! Es ist ein Affe, der auf einem Einhorn reitet und in einen Pfirsich beißt! Der Schöpfer ist ein jüngst angekommener Vläme!" Daraufhin laufen die Schafsköpfe zu dem Vlämen, und ein halbes Jahr lang will man nur noch Affen, Einhörner und Pfirsiche!

Der Baumeister Francesco da San Gallo tritt ein.

SAN GALLO: Guten Tag, Maestro Taddeo! Sei gegrüßt, Federigo.

TADDEO: Guten Tag, Maestro. Es scheint Euch gut zu gehen, das freut mich.

FEDERIGO: Was hast du denn? Du runzelst die Stirn. Bist du schlechter Laune?

SAN GALLO: Grund genug hätte ich. Dieser alte Buonarroti läßt mich keinen Tag in Ruhe. Weil der Narr einmal Talent gehabt hat, will man nicht merken, daß es in seinem Kopf nicht mehr richtig ist und er nur mehr Dummheiten macht.

FEDERIGO: Es ist eine Schande, daß er in seinem Alter noch den jungen Künstlern das Feld streitig macht. Einscharren sollte er sich lassen, dieser Michelangelo!

SAN GALLO: Es wird ihm noch gelingen, die Peterskuppel von unten bis oben zu verderben. Was hilft es, daß ich den Papst und die Kardinäle warne; ich finde keinen Menschen, der Mut genug hätte, dieser überlebten Berühmtheit in Lumpen entgegen zu treten.

FEDERIGO: Man fürchtet sich vor ihm. Er ist ja so tyrannisch und unverschämt! Und dazu noch ein beschränkter und stumpfer Geist! Ich wollte ihm meine neue Zeichenmethode verständlich machen, die die Kunst allen intelligenten Menschen zugänglich machen soll. Er hat getan, als lache er darüber. In Wahrheit ist er aber nicht imstande, die Sache zu begreifen.

SICIOLANTE: Man sollte uns von diesen Greisen befreien. Es mag ja sein, daß sie zu ihrer Zeit etwas geleistet haben. Aber von wahrer Größe, wahrer Empfindung, von Grazie und Schliff haben sie nie eine Ahnung gehabt!

SAN GALLO: Das ist unbestreitbar; dieser verruchte Buonarroti ist ein Tyrann, dabei bleibe ich! Er wiederholt beständig, daß er seit siebzehn Jahren an der Kuppel von Sankt Peter arbeite! Als ob das ein Grund wäre!

FEDERIGO: Das ist ein Grund, ihn möglichst schnell an die Luft zu befördern! Er soll den jungen Leuten Platz machen, die angewiesen sind, sich ein Vermögen und einen Ruf zu machen! Man sollte ihm verbieten, künftig einen Pinsel, einen Meißel und einen Zirkel anzurühren!

Der Baumeister Pirro Ligorio tritt ein.

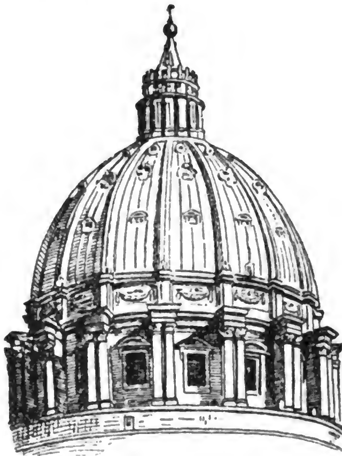
PIRRO LIGORIO: Ihr habt recht! Der Buonarroti ist kindisch geworden! Schließlich werden wir doch noch alle Welt davon überzeugen, trotz Vasari, trotz Salviati, trotz der paar Austrägler, die von seiner alten Klique noch übrig sind! Ich habe euch übrigens ein Geschäft vorzuschlagen. Der Kardinal schickt mich, Federigo zu holen; er will ihm vlämische Gemälde zeigen, die er zu kaufen beabsichtigt.

SICIOLANTE: Da hört Ihr's? Welche Dummheit! Die Pest hole Euren Kardinal! Fehlt es in Italien etwa an Künstlern?

PIRRO LIGORIO: Was wollt ihr? Es ist die Krankheit der Zeit. Es handelt sich um vier Bilder von Willem Key, drei von Antonis Moor von Utrecht und um eine Wandfüllung von Maerten de Vos von Antwerpen. Zum Trost will ich euch sagen, daß ein adliger Herr aus Deutschland seinen Verwalter hierhergeschickt hat. Ich habe diesen wackern Mann gesehen; er hat Auftrag, seinem Herrn vierzig Gemälde in allen Größen zu besorgen. Er wird gut zahlen. Seid ihr dabei?

ALLE ANWESENDEN: Brav, Ligorio! Natürlich sind wir dabei!

PIRRO LIGORIO: So komm, Federigo; spätestens bis heute Abend werde ich für euch alle das Geschäft mit dem biederen Deutschen abschließen!



ZU SZENE 12. Die Szene charakterisiert die Kunstauffassung und Tätigkeit der „Manieristen", der zu Ende des Cinquecento

durch die von der Familie Caracci zu Bologna gegründeten Accademia di Reforma ein Ende bereitet wurde, indem diese wieder an die Tradition der klassischen Zeit anzuknüpfen versuchte.

Die beispiellose Autorität, die Michelangelo in seinem Greisenalter genoß, lastete wie ein Alp auf dem Schaffen der mit ihm lebenden Künstler. „Für Mittelitalien gab es nach dem Tode Raffaels, Lionardos und Andreas del Sarto nur mehr eine Kunst, die des Michelangelo. Aber die Wirkung dieser Kunst war furchtbar. Alle suchen nach betäubenden Massenwirkungen. Das Wohlräumige, das schöne Maß, sind fremde Begriffe geworden. Das Gefühl hat sich ganz abgestumpft für das, was man einer Fläche, einem Raum zumuten darf. Man wetteifert mit dem entsetzlichsten Vollpfropfen der Bilder, in einer Formlosigkeit, die absichtlich Widerspruch zwischen Raum und Füllung sucht. Die Größe Michelangelos wird in seinem Bewegungsreichtum gesucht. Michelangelesk arbeiten heißt die Gelenke brauchen und so kommen wir in jene Welt der vervielfachten Wendungen und Drehungen, wo die Nutzlosigkeit der Aktion zum Himmel schreit. Die Kunst ist völlig formalistisch geworden und hat gar keine Beziehung mehr zur Natur. Sie konstruiert die Bewegungsmotive nach eigenen Rezepten und der Körper ist nur noch eine schematische Gelenk- und Muskelmaschine" (H. Wölfflin). In den Kirchen und Galerien Roms findet man auf Schritt und Tritt Produkte jener Zeit, Schnellmalerei, riesige Komposition, das Historische mit Allegorie und Mythologie verständnislos durchsetzt. Das Abschreckendste aus dieser Zeit sind wohl die Marterbilder in S. Stefano Rotondo in Rom; man begreift nicht, wie die Kunst sich so erniedrigen konnte. Der Malerei folgte auch bald die Skulptur. Die Gruppe des Herkules von Baccio Bandinelli (1493—1560) auf der Piazza della Signoria — sie steht auf der gleichen Stelle, wo früher der David Michelangelos stand — ist ein Beispiel dafür, wie man diesen Meister auch in der Plastik mißverstand.

Namentlich als Freskenmaler waren die Brüder Taddeo (1529—1566) und Federigo Zucchero (gest. 1609) Vertreter der neuen Richtung, „indem sie den größten systematischen Hochmut mit einer bei ihrer Bildung wahrhaft gewissenlosen Formliederlichkeit verbinden". An anderer Stelle nennt sie Burckhardt geradezu „Kunstverderber". — Federigo Baroccio (1528—1612) malte in der Auffassungsweise Correggios zahlreiche, teilweise jedoch recht affektierte Altarblätter und Tafelbilder. — Gemeinsam mit Durante del Nero malte er Fresken im sog. Kasino Pauls IV. in den vatikanischen Gärten, „durch welche Arbeit sie sich viel Ehre machten". — Fran-



SPENDUNG DES OSTERSEGENS AUF DER PIAZZA VON S. PIETRO
Anonymer Stich, Mitte des 16. Jahrhunderts. (Im Hintergrund der Kuppelbau Michelangelos)

cesco da San Gallo (1494—1576) hatte mit Michelangelo wenig zu tun. Es scheint, daß Gobineau ihn gleichsam als Echo des jüngeren Antonio da San Gallo (1483—1546) auftreten läßt, der nach Raffaels Tod zum Bauleiter von Sankt Peter berufen war und den alten Haß Bramantes gegen Michelangelos lebendig erhalten hatte. — Pirro Ligorio, ein Neapolitaner, der von Paul IV. als Baumeister des Vatikans angestellt wurde, begann sofort im Verein mit der Bande des verstorbenen Antonio da San Gallo gegen den greisen Meister zu intriguieren. Michelangelo empfand dies um so tiefer, da er ohnehin wegen des Todes seines treuen Dieners Urbino, an dessen Krankenbett er Tag und Nacht gesessen hatte, in trostloser Stimmung war. — Giorgio Vasari (1511—1574) war ein fruchtbarer, aber höchst mittelmäßiger Maler. Als Architekt leistete er weit Bedeutenderes, denn die Erneuerung des Innenbaues des Palazzo vecchio und der Bau der Uffizien in Florenz sind Meisterschöpfungen. Vasaris Hauptbedeutung liegt in seiner Tätigkeit als Kunstschriftsteller. Sein Werk „Vite de' piu eccellenti pittori, scultori ed architteti", das erstmals 1550 erschien, ist trotz vielfacher Ungenauigkeiten und des oftmaligen Mangels an kritischer Schärfe, manchmal auch an künstlerischer Gewissenhaftigkeit, ein ganz unersetzlicher Schatz für die Kunstgeschichte der damaligen Zeit. Vasari rühmt sich in der Biographie über Michelangelo seiner Bemühungen, den Gehässigkeiten der Feinde und Neider des Meisters entgegengewirkt zu haben. — Francesco Salviati (1510—1563) arbeitete viel mit Vasari zusammen, war dessen intimster Freund und erbitterter Gegner des Pirro Ligorio. — Willem Key (1520—1568) hatte einen Ruf als Bildnismaler. — Anton Moor van Dashorst (1512—1578?), Hofmaler Karls V. und Philipps II., fertigte Historienbilder und Porträts. — Maerten de Vos (1532—1603) lernte u. a. bei Tintoretto; Altarbilder und biblische Historienbilder, auch mythologische Darstellungen und Jagdszenen. Ein sehr fruchtbarer Künstler.

ROM 1560

(13) EIN SAAL IM PALAZZO COLONNA

Donna Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara, schwarz gekleidet, liest an einem kleinen Ebenholztisch, auf dem eine silberne Lampe steht. Zwei Ehrendamen und eine Hofmeisterin in großen Hauben sind im Hintergrunde des Saales mit Handarbeiten beschäftigt. Im Kamin brennt das Feuer, und die Holzklötze knistern laut in den Flammen.

Ein diensttuender Edelmann tritt ein.

DER EDELMANN: Madama, Messer Michelangelo kommt soeben die Treppe herauf.

VITTORIA COLONNA: Es ist recht, leuchtet ihm!

Sie erhebt sich und geht Michelangelo entgegen; dieser erscheint oben im Vorraum, vor ihm her Pagen in den Farben des Hauses Avalos mit Fackeln.

Guten Abend, mein Freund. Wie befindet Ihr Euch? Der Abend ist ziemlich frisch.

MICHELANGELO: Ich küsse Eurer Eccellenza die Hände. Ich befinde mich besser, als ein Greis erwarten kann.

VITTORIA COLONNA: Ihr seid doch hoffentlich nicht allein gekommen?

MICHELANGELO: Nein; seit Ihr mir verboten habt, nach Belieben und ohne Begleitung zu gehen, tue ich es nicht mehr. Antonio hat mir mit seiner Laterne bis an das Portal des Palastes geleuchtet, und dort habe ich Eure Leute vorgefunden, die mich wie einen großen Herrn behandelt haben.

VITTORIA COLONNA: Kommt, setzt Euch hierher, neben den Kamin. Halt . . . in diesen Lehnsessel! . . . bleibt sitzen, Caterina, ich will Michelangelo bedienen. . . Gut so! Haltet Eure Füße nahe ans Feuer.

MICHELANGELO *(der sich gesetzt hat):* Ich lasse Euch gewähren, Madama, ich lasse Euch gewähren. . . Eine Seele wie die Eure steht auf dem Gipfel der Größe, und dieser Gipfel, das ist die Güte.

VITTORIA COLONNA *(lächelnd):* Was Ihr sagt, wäre wahr, wenn es gälte, den Armen nützlich zu sein und, wie unser göttlicher Erlöser, die staubigen Füße einiger Bettler zu waschen. Aber Michelangelo bedienen? . . . . das heißt nicht gerade sich erniedrigen.

MICHELANGELO: Wer Euch hört, sollte alles andere eher glauben als die Wahrheit. Öffnet Eure Augen, Marchesa, was seht Ihr? Ein von den Jahren gebeugtes Wesen, das von allen Schwächen des Greisenalters heimgesucht ist und nur mit Mühe seine abgezehrten zitternden Finger der wärmenden Flamme entgegenstreckt. . . Was könnt Ihr noch sehen? Spärliches Haar, weißes Haar, auf einer Stirn, die

die Farbe des Elfenbeins annimmt, welke und eingefallene Wangen . . . Augen, die nicht mehr künden, was das Herz empfindet . . . Ihr seht eine Ruine, Marchesa, eine menschliche Ruine, die kläglichste, unheilbarste aller Ruinen.

VITTORIA COLONNA: Wenn Ihr so sprecht, entwerft Ihr ein Gemälde, das so mächtig wirkt wie Eure Gedanken. Dieser Greis, den Ihr vor meinen Augen zu nichtiger Schwäche erniedrigen wollt, wächst im Gegenteil, er schwingt sich empor gerade durch die Fruchtbarkeit Eures Geistes. . . Doch nein, Ihr täuscht Euch; nicht ein Gemälde ist es, was ich betrachte; die Wirklichkeit, und ich vermag mir nichts vorzustellen, was mit ihr an Hoheit und Reiz wetteifern könnte.

MICHELANGELO: Ja! Ihr betrachtet dieses zwiefache Siechtum der in Auflösung begriffenen Materie und der unsterblichen Seele, die sich bald von ihrer Hülle trennen und in den Schoß der göttlichen Unendlichkeit flüchten wird.

VITTORIA COLONNA: Mir ist's, als sehe ich neben mir, in meiner Gegenwart, in dem Gesichtskreis, den ich beherrsche, einen jener wenigen Sterne, die Dante bis zu dem letzten Himmel seines lichtdurchflutenden Paradieses emporsteigen läßt, einen jener Sterne mit dem lebendigen Feuer, die den ewigen drei Kreisen am nächsten sind und deren Glanze ihr Licht entleihen. Ihr seid nicht alt, Michelangelo; Ihr lebt und werdet ewig leben, wie auch jener sublimste, tätigste und wirksamste Teil des Menschengeistes, der sichere und unwiderliche Führer, unvergänglich ist.

MICHELANGELO: Ich werde die Erde bald verlassen, ja! Der Saft gärt in meinem Innern und sprengt die morsch gewordene Rinde des Baumes; der Keim zerreißt die Hülle, die ihn umschließt; das zur Reife gediehene Samenkorn schwillt, um aus dem verdorrenden Fleische zu sprießen. Hienieden habe ich lang genug gelebt und bitte nun meinen Herrn, seinen Knecht zu sich zu rufen.

VITTORIA COLONNA: Ihr seid des Lebens müde?

MICHELANGELO: Im Gegenteil, ich verlange danach. Weitab von den Gliedern meines realen Wesens möchte ich diese Fesseln des Fleisches schütteln, die sie beengen. Ich dürste nach der vollkommenen Freiheit meines Seins; ich hungere nach dem, was ich ahne; mich drängt, das zu schauen, was ich begreife. Wenn ich während meines Erdenlebens etwas erfaßt habe und einen Teil der empfundenen Wahrheiten ausdrücken konnte, was werde ich nicht erst vollbringen können, wenn einmal die öden Felsmauern, die mich umschließen, für ewig in die Tiefen der Vergangenheit gestürzt sind? Nein! Nein! Nicht der Tod ist's, den ich kommen fühle, es ist das Leben, das Leben, von dem wir hienieden nur den Schatten gewahren, und das ich bald in seiner ganzen Fülle besitzen werde!

VITTORIA COLONNA: Ich denke wie Ihr. Wir sind zwei recht verschiedene Wesen, mein Freund! Ihr seid Michelangelo; ich bin nur ein verstehendes Weib, verstehend genug, um den Abstand zu ermessen, der mein Mitempfinden von Eurem unbezähmbaren Schaffensdrange trennt. Ihr habt viel für die Welt getan, und während Ihr den Ton Eurer Bildwerke zu kneten glaubtet, habt Ihr in der Tat der allgemeinen Erkenntnis neue Formen und Ausdrucksmittel aufgezwungen, die sie nie besessen hatte. Und ich, was habe ich getan? Ich habe den innig geliebt, der nicht mehr ist... Ich habe auch Euch innig geliebt, und das ist alles.

MICHELANGELO: Dann habt Ihr ebenso viel geschaffen, wie ich, genau ebensoviel. Solange Don Fernando d'Avalos unter uns geweilt hat und Italien den Kriegern, den Gelehrten, den Völkern die edle und stolze Haltung zeigte, die durch die Größe seines Namens, den Glanz seiner Geburt, die Reinheit seiner Tugenden, die Blitze seines kriegerischen Genies im hellsten Lichte erstrahlte. . . . . Solange der Himmel uns diesen Fernando d'Avalos gegönnt hatte, diesen unvergleichlichen Marchese von Pescara, Euren edlen Gatten, habt Ihr ihn geliebt. Ihr wart von seiner Liebe glorreich beglückt, wie es nur ein vom Weibe ge-



VITTORIA COLONNA. Von Scipione Pulzone detto Gaetano
Sammlung Stroganoff, Rom

borenes Weib sein kann. Glaubt mir: das war ein edles Beginnen, und die Tugenden, die die Wonnen einer solchen Liebe allmählig in Euch entwickelten, wurden sicherlich zu einem Meisterwerk menschlichen Wertes.

VITTORIA COLONNA: Ich habe darüber nachgedacht, und ich glaube, daß Ihr Euch irrt. So edel die Hingabe, so rein die Zuneigung, so unerschütterlich die Liebe sein mag, solange das Herz befriedigt ist, so lange zieht es sich in sich selbst zurück. Es genießt sich selbst und schlägt eigentlich nur für einen engen Kreis und eine beschränkte Atmosphäre. Es ist schwer zugänglich, für alles, was ihm nicht angehört. Seit ich allein stehe, begreife ich, bis zu welchem Grade das Glück klein macht. Soll ich es gestehen? Es ist vielleicht die Erkenntnis dieser Wahrheit, die in meinen Schmerz den meisten Trost mischt. Ich habe ihn, den ich liebte, nicht weniger geliebt, seit ich ihn nicht mehr besitze; aber der Kummer und die Einsamkeit wiesen mir Überwindungen, die ich schöner fand als die leichten Verdienste, in deren Erinnerung zu tauchen mir so bequem war. Gerade diese inneren Kämpfe, die ich bestanden habe, unter deren Zwang ich meine Anstrengungen verdoppeln mußte, haben vielleicht aus mir das gemacht, was ich im wolkenlosen Glück niemals geworden wäre.

MICHELANGELO: Ob der Mensch nur an sich selbst arbeitet oder ob seine Tätigkeit der toten Materie Bewegung und Leben einhaucht, — in beiden Fällen ist sein Werk das gleiche: er schafft Beispiele für die Mitmenschen. Wenn man über diese Gleichheit der Ergebnisse nachdenkt, kann man wahrheitsgemäß sagen, daß die tugendhaftesten Menschen Künstler wie Polygnot, Zeuxis, Polyklet, Phidias sind, während die vollkommensten Künstler eben so große Bekehrer sind wie die Philosophen und die Heiligen. Wenn es mir also gelungen ist, einiges Gute in dieser Welt zu schaffen, und wenn der menschliche Geist mir neue Errungenschaften verdankt, so verweigert mir, Marchesa, nicht den Ruhm, mich mit Euch zu vergleichen. Laßt mich hoffen, daß wir im ewigen Leben mit gleich beschwingtem

Fluge dahin emporsteigen werden, wo der gleiche Lohn unser wartet.

VITTORIA COLONNA: Es sei, Michelangelo, und möge ich niemals von einer Seele getrennt werden, die mir während langer Jahre mit unbeirrtem Blick so viele große und erhabene Wahrheiten erschlossen hat. Das ist sicher die unermeßlichste Gunst, die ich vom Himmel erflehen könnte. Vor allem ward mir durch Euch eine mächtige und mir teure Offenbarung zuteil, die mich seit langem ergriffen hat. Soll ich es Euch sagen?

MICHELANGELO: Sprecht; ich bitte Euch darum.

VITTORIA COLONNA: Man versichert gemeiniglich, daß das Alter mürrisch und unzufrieden sei, daß in seinen Augen sich alles mit einem düstern Gewölk bedecke und selbst das sanfteste Gemüt mit den Jahren verbittert werde. Bei Euch ist gerade das Gegenteil eingetreten. Ich habe Euch grämlich, ungeduldig, reizbar gekannt. Ihr wart dermaßen in Eure eigene Gedankenwelt versunken, daß der Genius anderer Euch ein toter Buchstabe blieb. Ich habe Euch nur Euch selbst begreifen sehen. . . . In dem Maße, wie der Schnee des Alters sich auf Euer geistiges Wesen häufte, hat sich alles gewandelt; es scheint, daß Ihr im Gegensatz zu den andern Menschen sehr spät die Fülle, die Frische des Lebens, die Reinheit, die Sicherheit, die Weite des Blicks und die wahre Kenntnis Eurer selbst und der anderen gewonnen habt.

MICHELANGELO: So ist es, in der Tat. Der Himmel hatte mich — ich will es gestehen — bei meiner Geburt mit einem Tatendrang begabt, der mit meiner Fähigkeit zu schaffen nicht im Einklang schien. Ich erriet mehr, als ich zu sehen imstande war, und ich sah weiter, als ich reichen konnte. Alles, was um mich her geschah, erschreckte mich; ich hatte Angst, meine unzureichenden Kräfte möchten sich noch zersplittern und ich zwang mich mit Ingrimm und einer mürrischen Hartnäckigkeit, meine Blicke ausschließlich auf das geheiligte Ziel zu richten, das ich zu verfehlen fürchtete.

Während ich wahrnahm, wie jeder Schritt, so mühselig, so hart, so ermüdend er auch sein mochte, mich ihm dennoch näher brachte, fühlte ich die Hoffnung des Triumphes wie die Furcht vor der Niederlage sich verdoppeln. Ich verbrachte mein Leben zwischen der Arbeit und einem verzweifelten Kampfe. Ich wollte gleichzeitig alle Geheimnisse der Natur erfassen, ich erklomm ihre Gipfel, indem ich mich mit den Händen, Fingern, Füßen, Knien, mit dem ganzen Körper an alle Stützpunkte klammerte, die sich mir boten. Ich war Bildhauer, Maler, Dichter, Baumeister, Ingenieur, Anatom; ich habe Kolosse in Stein gehauen und Figurinen in Elfenbein ziseliert; ich habe die Befestigungen von Florenz und Rom entworfen und das Defilement berechnet, Bastionen errichtet und Kontreskarpen ausgemessen. Nicht fern von dem Gebäude, das ich mit der Offenbarung des jüngsten Gerichts geschmückt habe, ist es mir gelungen, die Kirche des Apostelfürsten mit der ungeheuren Kuppel zu krönen, die in die höchsten Regionen der Atmosphäre emporsteigt. Kurz, wenn ich nicht alles vollendet habe, was ich gewollt, so habe ich doch gewiß einiges wenige geleistet. Eines Tages habe ich mich an einem so hohen, einem höheren Platze gesehen, als ich jemals hatte träumen und wünschen können. Der Kaiser und die Päpste, Könige und Fürsten haben mich geehrt, die Künstler riefen mich aus als den ersten unter ihnen. Ich hatte nichts mehr zu fordern, weder von mir selbst, der ich wußte, was ich zu schaffen vermochte, noch von der Welt, die mir mehr gab, als ich von ihr erwartet hatte. Ich arbeitete noch immer, aber mein Herz kam zur Ruhe; der Zweifel, die Furcht, den Weg zu verlieren, sind von mir gewichen. Ich fand Muße zu schauen, zu würdigen, zu loben und zu lieben. Die Aufregung und die Ungeduld haben aufgehört, mich zum Spielball ihrer Ungewißheiten zu machen, und allmählich wurde ich der Mann, der ich heute bin. Ich bedurfte der Jahre, um geboren zu werden und finde mich jung erst als Greis.

VITTORIA COLONNA: Ich liebe an Euch, Michelangelo, daß Euch weder Widerwillen noch Ärgernis erfaßt,

obwohl Euch der elende Weg, den der Geist unserer Zeitgenossen eingeschlagen hat, die Größe des Verfalls dauernd beschäftigt.

MICHELANGELO: Er flößt mir tiefes und inniges Mitleid ein. Diese Welt, die ich erschaue, ist mir wie ein Gefährte, mit dem ich eine lange Reise zurückgelegt habe; aber während mich die Hoffnung auf das Leben, dem ich entgegengehe, belebt und mit der herrlichsten Zuversicht berauscht, ist er müde geworden, hat seine Kraft verloren, er strauchelt und wird am Straßenrande niedersinken. Am Morgen des Jahrhunderts, als wir zusammen auszogen, war mein Gefährte in der Jugendblüte, überschäumend von Gesundheit; alle erdenklichen Hoffnungen schürten die Flammen des stolzen Blicks, mit denen er die Fernen überschaute. Während ich zweifelte, zweifelte mein Begleiter an nichts. Was er auch von den wilden und verderbten Jahrhunderten, deren Händen er entrann, übernommen hatte, so war in seinem jugendlichen Stürmen doch sein erster Gedanke — ich schulde ihm diese Gerechtigkeit —, ihre Beispiele zu verschmähen. So sehr ihn auch die Kunst fesselte, deren Herrlichkeiten er ahnte, dachte er doch zuerst an die Religion und an die Tugend. Ich kannte den Frate Savonarola, Madama, und nie ist das Bild dieser erhabenen Gestalt meinem Gedächtnis entschwunden. Ich habe von seinen Lehren gelebt. Vielleicht hat er zuviel von uns verlangt, vielleicht hat das arme Italien seine eigenen Kräfte überschätzt, indem seine Einbildungskraft größer war als seine Rechtlichkeit. Kurz, es entwand sich seinen Händen und blieb in denen des Lasters. Aber dennoch war es von dem Bewußtsein seiner Überlegenheit der übrigen Welt gegenüber durchdrungen. Es mißachtete die andern Länder und brauchte ihre Hilfsquellen zu seinen Zwecken; es war ihnen ein Gegenstand der Bewunderung und das wußte es. Es kannte seine Größe und träumte nur davon, noch größer zu werden. Seine Künstler. . . Ihr wißt, was sie gewesen sind! Jetzt ist alles zu Ende. Das Feuer ist erloschen. Es gibt

kein Italien mehr. Sie, die wir verachteten, meistern uns. Die Künstler sind untergegangen. Ich bin der letzte Überlebende aus der heiligen Phalanx. Diejenigen, die man mit den glorreichen Namen bezeichnet, den wir getragen haben, sind nur mehr schamlose Krämer. So wäre es denn Zeit zu sterben! Wir sterben einen bösen traurigen Tod! Was liegt daran? Es hat schöne Geister, glorreiche Geister gegeben in diesem fortan geknechteten und niedergetretenen Italien. Ich bedaure nicht gelebt zu haben.

VITTORIA COLONNA: Ach! Ich stehe nicht so über den Dingen wie Ihr. Ich leide um all das Ruhmreiche, das uns verlassen hat oder uns Lebewohl sagt. Mir will scheinen, daß wir, die in den Fluten des Lichts wandelten, nunmehr schwankenden Schrittes der Finsternis entgegengehen.

MICHELANGELO: Wir lassen große Dinge hinter uns und große Beispiele. . . Die Welt ist reicher, als sie es vor unserer Ankunft war. . . Was verschwindet, wird nicht ganz und gar verschwinden. . . Die Felder können ruhen und für einige Zeit brach liegen, denn sie bergen den Samen in ihrem Schoße. Der Nebel mag sich ausbreiten, den grauen, glanzlosen Himmel mögen Gewölk und Regen verhüllen — die Sonne steht darüber. . . . Wer weiß, was wiederkommen wird?

VITTORIA COLONNA: Ihr scheint erschöpft, mein Freund? Euer Haupt neigt sich. . . .

MICHELANGELO: Ja, ich bin müde. . . Ich will Euch verlassen . . . ich zähle neunundachtzig Jahre, Marchesa, und jede Gemütsbewegung strengt mich ein wenig an; wir haben diesen Abend von recht ernsten Dingen gesprochen. Lebt wohl!

VITTORIA COLONNA: Auf morgen, nicht wahr?

MICHELANGELO: Auf morgen . . . ja. . . . wenn ich noch auf dieser Welt verweile . . . und wenn ich nicht mehr bin, auf Wiedersehen, Madama!

Er erhebt sich; Vittoria Colonna stützt ihn und drückt ihm die Hand.

VITTORIA COLONNA: Stützt Euch auf meinen Arm . . . ich will Euch die Treppe hinab geleiten.

MICHELANGELO: Ich willige in diese Ehre . . . ich nehme diesen Liebesdienst an. . . Mir scheint, heute darf ich es tun. . . Ich will Euch noch ein letztes Wort sagen. . .

VITTORIA COLONNA: Und was, mein Freund?

MICHELANGELO: Euch, die ich so sehr liebe, Euch segne ich aus tiefstem Herzen. . . Lebt wohl!

Er küßt die Hand der Marchesa von Pescara und geht.

Sofort nach seiner Ankunft in Rom im Jahre 1534 begann Michelangelo mit den Entwürfen zum jüngsten Gericht in der Sixtina; 1541 unter Paul III. wurde das grandiose, neunzehn Meter hohe Fresko vollendet. Leider hat das Werk durch den Rauch der Kerzen schwer gelitten, so daß die Macht der Farben fast verschwunden ist.

In des Papstes Umgebung brach ein Sturm der Entrüstung los, als das Bild enthüllt wurde. Der alte Republikaner hatte ein Strafgericht von puritanischer Strenge der Auffassung gemalt. Nichts von irgendwelcher Verherrlichung der geistlichen Macht. Nirgends eine Andeutung auf die Kirche als Vermittlerin der göttlichen Gnade. Dazu die unerhörte Nacktheit nicht nur an Christus und den Heiligen, sondern selbst an der Mutter Gottes. Biagio da Cesena, der Zeremonienmeister des Papstes, hatte sich schon während der Arbeit darüber skandaliert, daß „an einem so heiligen Orte so viele nackte Gestalten aufs unanständigste ihre Blößen zeigten". Nun mußte er seine eigenen Züge in dem Höllenrichter Minos wiedererkennen. Auch von der Kanzel wurde das Werk geschmäht.

Dem Meister erschien die Nacktheit als das unerläßliche Symbol der von allem irdischen Tand erlösten, in ihrer ganzen Blöße vor Gottes Richterstuhl gerufenen Seele; die Kirche stand im Zeichen der Reformierung und empörte sich über die Auffassung Michelangelos. Der feingebildete Farnese Paul III. schützte den Meister, als aber der fanatische Carafa, der Schöpfer des römischen Inquisitionstribunals, als Paul IV. den päpstlichen Thron bestieg, wollte er das Bild vernichten lassen. Schließlich ließ er sich dazu bestimmen, die Nacktheiten durch Gewänder übermalen zu lassen, was die Harmonien der Farben und Linien weiter schädigte.

Nach dem jüngsten Gericht malte Michelangelo nur noch zwei kleinere Fresken in der Capella Paolina; von 1446, zum Baumeister der Peterskirche ernannt, nahm ihn die Architektur völlig in Anspruch. Außerdem leitete er die Umgestaltung der kapitolinischen Bauten, schuf den herrlichen Säulenhof im Palazzo Farnese und das berühmte Kranzgesimse daselbst u. a. m.

Als der zweiundsiebzigjährige Meister die Bauleitung von Sankt Peter übernahm, ließ sich dem Bau noch jede beliebige Form geben. Michelangelo, der von Paul III. durch ein Motu proprio vollste Freiheit des Handelns bekommen hatte, beseitigte alles Weitschweifige und Störende seiner Vorgänger und fand die wirkungsvollste Vereinfachung der Zentralpläne des Bramante und Peruzzi. Bramantes Idee der Riesenkuppel kam durch Michelangelo zur verklärten Ausführung. „Seine Kuppel bietet wohl von außen die schönste und erhabenste Umrißlinie, welche die Bautechnik erreicht hat." Er selbst erlebte nur noch die Vollendung des Tambours, aber die Weiterführung des Baues erfolgte genau nach dem von ihm gefertigten Holzmodell.

Die Peterskirche wäre vielleicht der schönste und erhabenste Bau der Christenheit geworden, wenn nicht von den Plänen Michelangelos abgegangen worden wäre. Auf das Drängen Pauls V. mußte Carlo Maderna den einen Kreuzesarm zum Langhaus erweitern, wodurch die Komposition einer neuen Fassade nötig wurde. Diese breite Barockfassade schneidet im Verein mit dem Langhaus für den Beschauer die herrliche Kuppel Michelangelos völlig entzwei, so daß man auf eine der Höhen steigen muß, um deren Anblick vollständig zu genießen.

Das Grabmal Julius II. war für Michelangelo zur Tragödie seines Lebens geworden. Der Tod des Roverepapstes hatte seine Arbeit unterbrochen. Es kamen andere Aufträge, langwierige Verhandlungen mit dem Herzog von Urbino, dem Erben des Roverepapstes; wiederholte Reduktion der Anlage. Endlich 1445 kam das Denkmal in S. Pietro in Vincoli zur Aufstellung. Von den übrigen Entwürfen war nur der gewaltige „Moses" übrig geblieben, den Michelangelo schon etwa vierzig Jahre früher begonnen hatte, und zwei Statuen Lea und Rahel. Im Louvre befindet sich die Statue zweier gefesselter Jünglinge (i prigioni), in der Accademia zu Florenz vier aus dem Rohen gearbeitete Akte, im Museo Nationale zu Rom eine unvollendete Gruppe „der Sieg", die für das Grabmal gedacht waren.

Das Unglück seiner Vaterstadt, der Sturz der Republik, hatten Michelangelo innerlich gebrochen. In diesem Gemütszustand war er 1534 nach Rom gekommen. Da begegnete der einsame Mann

— den Zeitpunkt wissen wir nicht genau — Vittoria Colonna, einer der herrlichsten Frauengestalten aller Zeiten. Ihre Zeitgenossen sagen von ihr, sie habe den Geist Petrarcas mit dem des Plato verschmolzen; unter den Dichterinnen Italiens nimmt sie ohne Zweifel den ersten Platz ein.

Vittoria, geb. 1490, war die Tochter des Fabrizio Colonna, der unter Karl VIII. und Julius II. gekämpft hatte, und die Gemahlin des Fernando d'Avalos, Marchese von Pescara. Die Ehe dauerte nur sechs Jahre, da Pescara 1525 den in der Schlacht bei Pavia erhaltenen Wunden erlag. In das Verhältnis der beiden Gatten zueinander fehlt uns ein tieferer Einblick. Vittoria scheint der Hoffnung auf Mutterglück schon früh entsagt zu haben, früh hatte sie die Einsamkeit des Herzens kennen gelernt.

Als Michelangelo und Vittoria Colonna sich kennen lernten, standen beide schon am Abstieg des Lebens. Sie war eine Matrone nicht weit von fünfzig, er über sechzig Jahre. Ihre Freundschaft wurde berühmt; jeder, der seinen Namen nennen hörte, kannte auch den ihrigen. Zahlreiche Briefe und Gedichte der beiden sind erhalten, die Einblick in die Natur dieses Verhältnisses gewähren. Als Vittoria in des Meisters Leben trat, war er mit dem jüngsten Gericht beschäftigt. Leidenschaftlich in den Geist seiner Aufgabe versenkt, rang er mit der Not und den Zweifeln, die seiner eigenen Seele Heil bedrohten. Die geistige Hoheit der erlauchten Frau zog ihn ebenso an, wie jene edle Schönheit, die nach seinem Ausdruck „unabhängig ist von der Hülle Wandlung".

Durch die von Paul III. eingeleitete kirchliche Reaktion wurden die humanistischen Neigungen, wie sie aus der Pflege und Verehrung des klassischen Altertums hervorgegangen waren und alle Versuche einer Reformierung der Kirche in Italien, tödlich getroffen. Die innere Umkehr bedeutender Meister zeigt sich nirgends bezeichnender, als in der Reue Vittorias und Michelangelos über ihre frühere Teilnahme an den Bestrebungen der Reformer, denn sie entsetzten sich vor der möglichen Bedrohung der kirchlichen Einheit, nachdem die Hoffnung geschwunden war, die Tiara auf dem Haupte eines Reformpapstes zu sehen. Vittoria, die als eine zweite Sappho gepriesen worden war, suchte ihr Heil nur mehr innerhalb der Kirche und ihr unbeugsamer Glaube, daß Gottes Gnade allmächtig sei bei einem wahrhaft demütigen Herzen, ging dem verdüsterten Sinne Michelangelos wie ein Stern in der Finsternis auf. „Wie Dante an der Hand Beatrices die wachsende Helligkeit des Paradieses durchschreitet, so übernimmt auch in Michelangelos Leben eine Frau die Führerschaft in das mystische Reich der Gnade".



GRABMAL MICHELANGELOS IN SANTA CROCE, FLORENZ
Nach einer Zeichnung des Giorgio Vasari

Wie Vittoria den Menschen und Künstler veredelt und vollendet, spricht Michelangelo in einem seiner schönsten Sonette selbst aus:

Hat erst die Kunst, die gottgebor'ne, reine,
Ein Menschenbild erfaßt, so formt gemach
In niederm Ton sie den Gedanken nach,
Daß ihre Erstgeburt dem Aug' erscheine.

Doch in der zweiten erst, im harten Steine
Erfüllt der Hammer das, was er versprach;
Verklärt und neugeboren kennt hernach
Begrenzung seines Ruhms das Kunstwerk keine.

So kam ich als Entwurf von mir zur Erde,
Bestimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll Hoheit,
Als ein vollkomm'nes Werk geboren werde.

Es braucht die Feile, es ergänzt die Lücken
Eu'r Mitleid. Doch, verscherzt' ich das in Roheit,
So wendete mir alles Heil den Rücken.

Am 25. Februar 1547 trennte der Tod die Bande dieser beiden erlauchten Menschen; Michelangelo küßte noch auf der Bahre die Hand der Entschlafenen, die ihrem Wunsch gemäß im Grabgewölbe der Nonnen von S. Anna beigesetzt wurde. Kein Stein bezeichnet die Stelle, wo eine der edelsten Frauen ruht.

Die heiligen Augen, „gli occhi santi", Vittorias schwebten fortan über dem Leben des Vereinsamten. Er lebte fortan nur mehr in der Bibel und in Dante und Savonarola, und seine Gedanken waren unaufhörlich dem erwarteten Tod und der Betrachtung des Göttlichen zugewendet. Am 18. Februar 1564 starb der Größte im Reiche der bildenden Künste im neunzigsten Lebensjahr. Am 11. März, nach dreißig Jahren freiwilliger Verbannung, kam Michelangelo als Toter in seine Vaterstadt zurück. In Santa Croce fand er seine letzte Ruhestätte, unter einem Dache mit den Gebeinen Machiavellis und dem Grabmal Dantes.

Der Dichter hat, wie Schemann bemerkt, mit vollstem Recht die Summe des so ungemeinen Lebens von Michelangelo in der Aussprache mit der einzig ebenbürtigen Gestalt, die ihm begegnete, gezogen und Vittoria Colonna eigens hierfür der Erde wiedergegeben. Er hat damit einen versöhnenden Ausklang seines majestätischen Werkes gefunden.

SCHLUSSWORT

CLEMENS VII. war am 25. September 1534 gestorben, „gehaßt von der Kurie, den Fürsten verdächtig, eher ein gehässiges und drückendes, als ein freundliches Andenken zurücklassend" — „seine Natur hatte Gefallen an Kargheit und Verstellung, er war nicht grausam und boshaft, aber hart und illiberal. Er haßte niemand, weil er niemand liebte". So schreiben zwei gleichzeitige Historiker, Guicciardini und P. Giovio. Er war vielleicht der unheilvollste aller Päpste, der je auf dem römischen Stuhle saß. Die Versuche, eine selbständige weltliche Macht zu bilden, führten zu dem entgegengesetzten Erfolg wie bei seinen Vorgängern. Diejenigen, denen er Italien entreißen wollte, befestigten ihre Herrschaft daselbst auf Jahrhunderte. „Die Nemesis, welche die Verirrungen, den weltlichen Ehrgeiz und die Sünden des Papsttums seiner Vorgänger rächte, traf diesen Mann als Erben von all der Verderbnis, die sich in Kurie und Papsttum angehäuft hatte. Er sah zu gleicher Zeit die weltgeschichtliche Größe des Papsttums fallen, die Einheit der katholischen Kirche zertrümmern und die Freiheit Italiens in der Fremdherrschaft untergehen."

Das Rom der Renaissance war zu Grabe getragen. Das Verlangen nach Wissen und Wahrheit, die Freiheit des Forschens und Denkens, der künstlerischen Erfindung und Gestaltung aber, die uns jene Zeit als Erbe hinterlassen hat, sind die Grundlage geworden für die moderne Kultur.

Mit Paul III., dem Nachfolger Clemens VII., beginnt im Papsttum die Vorherrschaft der kirchlichen Tendenzen. In sein Pontifikat fällt die Bestätigung des Jesuitenordens und die Wiedereinführung der in Italien in Vergessenheit gekommenen Inquisition. „In ohnmächtigem Zwiespalt mit dem fortschreitenden Leben, dem es furchtsam den Stillstand gebieten wollte, mit der wachsenden Wissenschaft, deren Entwicklung es von sich ausschloß, wandte sich das Papsttum dem mittelalterlichen Ideal Gregors VII. zu, in dessen Wiedergeburt es seine Rettung suchte." Am 17. Februar 1600 wurde der edle Giordano Bruno als Gegner der scholastischen Philosophie des Aristoteles und Thomas von Aquino lebendig verbrannt. 1633 wurde Galilei durch Kerker-

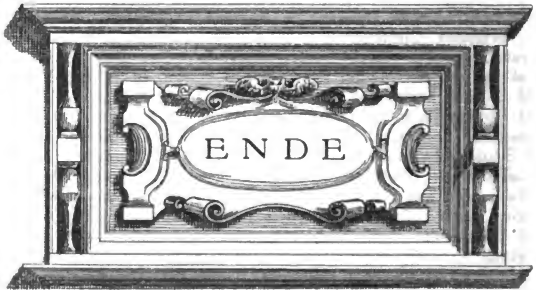
haft gezwungen, die Lehre des Kopernikus abzuschwören, zwei furchtbare Beispiele, wie die entsetzliche Reaktion das Erbe der Renaissance zu vernichten trachtete und jede Freiheit des Denkens und Forschens bestrafte. Noch 1852 wurde der Übertritt zum Protestantismus mit der Verurteilung zur Galeere geahndet und erst die Neugestaltung Italiens seit 1859 machte dem Wirken der Inquisition ein Ende.

Italien sank unter der spanischen Fremdherrschaft und dem streng hierarchischen System der reorganisierten Kirche immer tiefer. Diese beiden sich sonst gegenseitig bekämpfenden Mächte waren stets einig, wenn es galt einen freien Gedanken zu unterdrücken. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde Oberitalien nochmals der Kampfplatz um das politische Übergewicht in Europa. Der Utrechter Frieden 1713 sprach Österreich Mailand, Neapel und Sardinien zu, es wurde damit die dominierende Macht auf der Halbinsel. Im Jahre 1738 wurden Neapel und Sizilien an die neue bourbonische Dynastie in Spanien abgetreten. Es schien ein gewisses Gleichgewicht hergestellt zu sein. Mailand und Mantua standen direkt unter österreichischer Herrschaft; in Toskana, wo die Medici ausgestorben waren, in Parma, Neapel und Sizilien herrschten jüngere Linien der Habsburg-Lothringer und der Bourbonen; der Kirchenstaat erstreckte sich bis in die Romagna. Die Herrschaft des ersten Napoleon veränderte auch die Besitzverhältnisse Italiens; nach dessen Sturz wurde die Neugestaltung der Halbinsel auf dem Wiener Kongreß unter den Habsburgern und Bourbonen verhandelt, ohne daß das Land eine Stimme hatte. Österreich erhielt zur Lombardei noch Venezien und Dalmatien, dem Erzherzog Ferdinand von Österreich fiel Toskana zu; die Habsburger waren wiederum die herrschende Macht der apenninischen Halbinsel. Unter dem Drucke strengster polizeilicher Zwingherrschaft siechte das geistige und politische Leben dahin.

Trotzdem waren die auf Einheit und Freiheit der Nation gerichteten Bestrebungen nicht ganz zu unterdrücken. Im Jahre 1848 stellte sich die savoyische Dynastie an die Spitze der italienischen Unabhängigkeitsbestrebungen, Piemont wurde die Hoffnung der italienischen Patrioten. Aber Karl Albert und nach dessen Abdankung sein Sohn Viktor Emanuel II. unterlagen nach zwei Waffengängen 1848 und 49 der von Radetzky geführten österreichischen Armee und nur die Westmächte schützten das Königreich Sardinien vor völliger Vernichtung. Im Jahre 1859 trat Napoleon III. als Verbündeter Viktor Emanuels auf und zwang im Vertrag von Villafranca den österreichischen Kaiser zur Abtretung der Lombardei; im folgenden Jahre vollzog sich

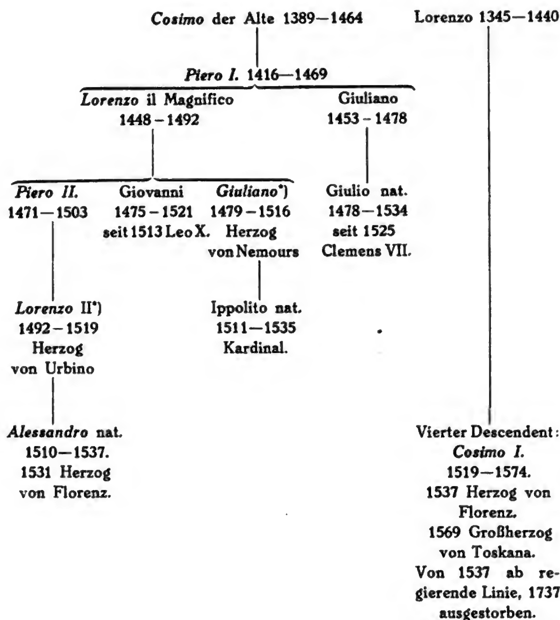
die Einigung, nachdem die blutsfremden Fürsten vertrieben waren, durch Volksabstimmung; am 14. März 1861 nahm Viktor Emanuel den Titel eines Königs von Italien an. Infolge des Sieges der preußischen Waffen bei Königgrätz wurde Österreich gezwungen, auch Venetien abzutreten, und unter dem Donner der Kanonen von Sedan krönte die Einnahme des päpstlichen Roms, über das noch Napoleon III. seine schützende Hand gehalten hatte, das Einigungswerk. Damit war auch der Sturz des Papsttums, wie es Julius II. auf politischer Grundlage neu errichtet hatte, vollzogen.

So war die Hoffnung Dantes, dieses glühenden Ghibellinen, daß die Einheit Italiens aus dem Siege des deutschen Reichsgedankens geboren wurde, in Erfüllung gegangen. Der große Florentiner würde zweifellos die Urheber der neuesten italienischen Politik in den tiefsten Abgrund seiner Hölle verdammen.



ANLAGEN

STAMMTAFEL DER MEDICI
SOWEIT FÜR „DIE RENAISSANCE“ EINSCHLÄGIG



*) Statuen Michelangelos in der Mediceer Kapelle

ZEITTAFEL

1489. *Lorenzo de' Medici, il Magnifico* unumschränkter Herr in Florenz.

1491. *Savonarola* wird Prior von San Marco.

1492. 8. April: *Lorenzo de' Medici* stirbt. *Piero de' Medici* Nachfolger. — 25. Juli: Papst *Innocenz VIII.* stirbt. Sein Nachfolger Rodrigo Borgia 10. August als *Alexander VI.* Papst.

1493. *Karl VIII.* faßt im Einverständnis mit *Lodovico Sforza il Moro* den Plan in Italien einzufallen.

1494. Ende August Einfall *Karls VIII.* — 22. Oktober: *Gian Galeazzo Sforza* stirbt, *Lodovico Sforza* Herzog von Mailand. — 9. November: Vertreibung der *Medici* aus Florenz. — 17. November: *Karls VIII.* Einzug in Florenz, 31. Dezember in Rom.

1495. *Karl VIII.* bricht am 28. Januar nach Neapel auf, wo er am 22. Februar einzieht. — *Alfonso II.* von Neapel dankt ab, sein Sohn *Ferrante II.* flüchtet nach Ischia. — 31. März schließen Lodovico Sforza, Maximilian I., Venedig und Spanien die *große Liga* gegen Karl VIII. — 20. Mai tritt Karl VIII. den Rückzug nach Frankreich an. — 6. Juli: Schlacht bei *Fornuovo*. — Karl VIII. schließt mit Mailand und Venedig Frieden. Er kehrt nach Frankreich zurück. — Ferrante II. kehrt nach Neapel zurück. — *Savonarola* predigt in Florenz.

1496. Krieg zwischen Pisa und Florenz. — Oktober: *Ferrante II.* stirbt, sein Onkel *Federigo* folgt auf dem Thron von Neapel. — November: Der Rest des französischen Heeres schifft sich nach Frankreich ein.

1497. Fasten: Verbrennung der „Eitelkeiten" in Florenz. Mai: Savonarola exkommuniziert. — 7. Juni: Ermordung des Juan Borgia, Herzogs von *Gandia*.

1498. 7. April stirbt *Karl VIII.* Nachfolger *Ludwig XII.* — 23. Mai wird *Savonarola* verbrannt. — Vertrag zwischen *Alexander VI.* und *Ludwig XII.*, wodurch die große Liga zerfällt. — *Cesare Borgia* wird Herzog von Valentinois. — *Machiavelli* wird Vorstand der politischen Kanzlei in Florenz.

1499. *Liga* zwischen Papst, Frankreich, Venedig und Spanien gegen Mailand und Neapel. *Erster Zug Ludwigs XII. nach Italien.* August ziehen die Franzosen unter Gian Giacomo Trivulzio in Mailand ein, 8. Oktober folgt Ludwig XII. *Lodovico Sforza* flieht. *Cesare Borgia* beginnt die Eroberung der Romagna.

1500. Mailand empört sich gegen die Franzosen, *Lodovico Sforza* kehrt zurück, wird bei Novara geschlagen und gefangen, stirbt 1508 im Kerker zu Loches, Franzosen wieder Herrn in Mailand. — *Vertrag von Granada* zwischen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen über Teilung Neapels.

1501. *Cesare Borgia* zum Herzog der Romagna ernannt. — Die Franzosen unter d'Aubigny und die Spanier unter Gonsalvo de Cordova erobern Neapel; Federigo flieht. *Teilung Neapels zwischen Frankreich und Spanien.* — Dezember: *Vermählung* der Lucrezia Borgia mit Alfonso d'Este.

1502. Streit zwischen Frankreich und Spanien um Teilung der Beute. — Juli: Ludwig XII in Mailand. — Oktober: *Verschwörung* der Condottieri gegen Cesare Borgia. — Machiavelli als Gesandter bei Cesare. — 31. Dezember: Gefangennahme bzw. Ermordung der Condottieri in *Sinigaglia.*

1503. *Cesare Borgia* erobert Perugia, trachtet nach der Herrschaft über Toscana. — 12. August: Er *erkrankt* gleichzeitig mit seinem Vater. — 18. August: *Alexander VI. stirbt.* — 22. September bis 18. Oktober: *Pius III.* dessen Nachfolger. — 1. November: Giuliano della Rovere als *Julius II.* Papst. — *Cesare Borgia* Gefangener in der Engelsburg. — *Krieg zwischen Franzosen und Spanier um Neapel,* erstere unterliegen, Gonsalvo de Cordova zieht in Neapel ein.

1504. 29. Januar: Vertrag zwischen *Cesare Borgia* und *Julius II.* Nach Auslieferung der romagnolischen Städte erhält Cesare seine Freiheit — wendet sich an Gonsalvo, wird 27. Mai *gefangen* und nach Spanien gebracht. — Ende des Jahres übersiedelt *Raffael* nach Florenz.

1505. März: Venedig tritt die Romagna an Julius II. ab. — März: *Michelangelo* von Julius II. berufen, kommt nach Rom.

1506. April: Michelangelos Flucht nach Florenz. — 12. September: Julius II. zieht in das unterworfene Perugia ein. — 11. November: Einzug in Bologna. — Dezember: Aussöhnung zwischen Julius II. und Michelangelo in Bologna.

1507. März: Julius II. kehrt nach Rom zurück. — 12. März: *Cesare Borgia* fällt bei Viana in Spanien.

1508. 10. Dezember: *Liga von Cambrai,* Papst, Kaiser Maximilian I., Frankreich, Spanien, Ferrara und Mantua gegen Venedig. — *Raffael* von Julius II. nach Rom berufen.

1509. 14. Mai: Venedig verliert durch die *Schlacht von Agnadello* seinen ganzen Festlandsbesitz. — 8. Juli: Florenz erobert Pisa. — 17. Juli: Venedig erobert Padua, Maximilian I. kehrt nach Deutschland zurück.

1510. 15. Februar: *Friede zwischen Julius II. und Venedig.* — August: Julius II. kommt zum zweiten Male nach Bologna. — 19. bis 21. Oktober: Julius II. von den Franzosen in Bologna belagert. — Ende Dezember: Julius II. vor Mirandola.

1511. 30. Januar: Julius II. erobert *Mirandola.* — Februar: Julius in Ravenna, um Ferrara anzugreifen. — 23. Mai: *Eroberung von Bologna* durch die Franzosen, Ludwig XII. beruft ein *Konzil nach Pisa,* um Julius II. zu stürzen, hat aber keinen Erfolg. — 5. Oktober: Verkündung der *heiligen Liga* zwischen Papst, Spanien und Venedig gegen Frankreich und Kaiser Maximilian I.

1512. 11. April: Schlacht von *Ravenna.* Die Päpstlichen werden von den Franzosen geschlagen, Gaston de Foix fällt. — April: Maximilian I. schließt mit den Venezianern einen zehnmonatlichen Waffenstillstand, ein vom Papst geworbenes Schweizerheer kommt der Liga zu Hilfe. — Juni: Die Franzosen werden aus Italien vertrieben. — 31. August: Piero Soderini, Gonfaloniere von Florenz abgesetzt; die Herrschaft der *Medici* wird wieder aufgerichtet. Giuliano de' Medici tritt an die Spitze der Regierung. — *Machiavelli* verliert seine Stellung. — Massimiliano Sforza, Sohn des Moro, Herzog von Mailand.

1513. 20. Februar: *Julius II.* stirbt. — Giuliano de' Medici als *Papst Leo X.* — Februar: *Machiavelli* der Teilnahme an der Verschwörung des Boscoli beschuldigt, gefoltert, aber wieder freigelassen; nach San Casciano verbannt, schreibt den *Principe.* — 23. März: *Liga von Blois* zwischen Frankreich und Venedig, der die Liga von *Mecheln* zwischen Papst, Kaiser, Spanien und Mailand entgegentritt. — 6. Juni: *Niederlage der Franzosen bei Novara* und Rückzug nach Frankreich. — Juli: England und der Kaiser greifen Frankreich an, am 16. August verliert Ludwig XII. in der Sporenschlacht bei Guinegate die Picardie. — 7. Oktober: *Niederlage der Venezianer bei Vicenza.* — *Giuliano* und *Lorenzo de' Medici* die leitenden Männer in Florenz. — Aussöhnung zwischen Ludwig XII. und Leo X.

1514. 11. März: Bramante stirbt. Raffael Nachfolger als Bauleiter von S. Peter.

1515. 1. Januar: *Ludwig XII. stirbt.* Sein Nachfolger *Franz I.* erneuert die Liga mit Venedig, wogegen sich Leo X. mit dem Kaiser, den Spaniern, Schweizern und Mailand verbündet. — 15. September: *Sieg der Franzosen und Venezianer bei Marignago;* Massimiliano Sforza dankt ab. — Die Franzosen in Mailand und Genua. — 13. Oktober: Vertrag zwischen Franz I. und Papst. — 8. Dezember. Zusammenkunft der beiden in Bologna.

1516. 23. Juni: König *Ferdinand der Katholische von Spanien stirbt.* Sein Nachfolger *Karl I.* (später Kaiser Karl V.) König von Spanien. — Franz I. ernennt Charles von Bourbon, Connétable von Frankreich, zum Statthalter von Mailand und kehrt nach Frankreich zurück. — Giuliano de' Medici, Bruder Leos X. stirbt. — Eroberung von Urbino durch den Papst mit Hilfe florentinischer Truppen, *Lorenzo de' Medici Herzog von Urbino.* — Dezember: *Michelangelo* erhält den Auftrag für die Fassade von S. Lorenzo, geht nach Carrara und übersiedelt dann nach Florenz.

1517. Francesco Maria della Rovere, der vertriebene Herzog von Urbino, gewinnt sein Herzogtum Urbino wieder zurück, wird aber von Lorenzo de' Medici nochmals vertrieben. — Verschwörung des Kardinals Petrucci gegen Leo X.
Beginn der Reformation in Deutschland. 31. Oktober schlägt *Martin Luther* die Thesen in Wittenberg an.

1519. 12. Januar: *Kaiser Maximilian I. stirbt.* — 2. Mai: Lionardo da Vinci stirbt in Frankreich. — 4. Mai: *Lorenzo de' Medici* stirbt. — Urbino fällt an den Kirchenstaat. — 24. Juni: Lucrezia Borgia stirbt. — 28. Juni: *Karl I. von Spanien als Karl V. zum Kaiser* gewählt. — *Michelangelo* erhält den Auftrag für die Grabkapelle der Mediceer in S. Lorenzo.

1520. 6. April: *Raffael stirbt.*

1521. 3. Januar: Päpstliche Bulle gegen Luther. — April: Reichstag zu Worms. — 8. Mai: Bündnis zwischen Karl V. und Leo X. — *Krieg zwischen Karl V. und Franz I.* — 19. November: Einnahme von Mailand durch die kaiserlichen und päpstlichen Truppen. — 1. Dezember: *Tod Leos X.* — Francesco Maria della Rovere kehrt nach Urbino zurück.

1522. 9. Januar: *Hadrian VI. Papst.* — 27. April: Niederlage der Franzosen bei Bicocca; sie ziehen sich nach Frankreich zurück. — 29. August: Hadrians VI. Einzug in Rom.

1523. Sommer: Die Franzosen fallen neuerdings in die Lombardei ein. — 16. September: *Hadrian VI. stirbt.* — 18. November: Giulio de' Medici als *Clemens VII. Papst.* — Francesco Sforza, jüngster Sohn des Moro, Herzog von Mailand.

1524. Rückzug der Franzosen aus Italien. — Oktober: Neuerlicher Einfall Franz I.

1525. 26. Februar: *Schlacht von Pavia* zwischen Franzosen und Kaiserlichen. Franz I. gefangen. — 1. Mai: Bündnis zwischen Papst und Kaiser.

1526. 16. Januar: *Friede zu Madrid* zwischen Karl V. und Franz I. — 22. Mai: *Liga von Cognac* zwischen Papst, Frankreich, Venedig und Florenz. — Neuer Krieg in der Lombardei. — September: Einbruch der Kaiserlichen und der Colonna in Rom, Plünderung des Vatikans.

1527. 6. Mai: *Einnahme Roms durch die Kaiserlichen,* der Herzog von Bourbon fällt, Plünderung (Sacco di Roma). — Clemens VII. in der Engelsburg gefangen, ergibt sich am 5. Mai der Gnade des Kaisers. — Der Krieg in der Lombardei dauert weiter.
Mai: *Vertreibung der Medici aus Florenz,* Niccolò Capponi Gonfaloniere. — 22. Juni: *Tod Machiavellis.*

1528. *Abzug der Kaiserlichen aus Rom.* — Lautrec zieht mit dem kaiserlichen Heer nach Neapel, Untergang desselben. — 6. Oktober: Clemens VII. kehrt nach Rom zurück.

1529. 29. Juni: *Vertrag von Barcelona* zwischen Clemens VII. und Karl V. — 5. August: *Friede zu Cambrai* zwischen Karl V. und Franz I. — Oktober: Beginn der *Belagerung von Florenz* durch das kaiserlich-päpstliche Heer, *Michelangelo* verteidigt Florenz. — November: Zusammenkunft Karls V. und Clemens VII. in Bologna.

1530. 22. Februar: *Kaiserkrönung Karls V.* in Bologna. — 12. August: *Kapitulation von Florenz.*

1531. 5. Juli: *Alessandro de' Medici erblicher Herzog von Florenz.*

1532. Der Principe Machiavellis in Rom gedruckt.

1534. *Michelangelo* übersiedelt nach Rom, Beginn des jüngsten Gerichts in der Sixtina. — 25. September: *Clemens VII. stirbt.* — Nachfolger *Paul III.* (Farnese).

1535. Ende der Sforza, Mailand spanische Provinz.

1545. Beendigung des Grabdenkmals Julius II. in S. Pietro in Vincoli.

1547. 15. Februar: Vittoria Colonna stirbt.

1549. Tod Pauls III.

1550. Julius III.

1555. Marcellus II. — Paul IV. (Carafa). — Karl V. übergibt Philipp II. die Niederlande.

1556. Karl V. dankt ab, Ferdinand I. Deutscher Kaiser; Philipp II. König von Spanien und des italienischen Besitzes.

1564. 18. Februar: *Michelangelo Buonarroti* stirbt.

VERZEICHNIS DERJENIGEN WERKE, DIE FÜR DIE ERLÄUTERUNGEN BENÜTZT SIND

Brandi, K. Die Renaissance in Florenz und Rom. Leipzig 1900.

Brosch, M. Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaats. Gotha 1878.

Burchardi, J. Diarium usw. 1483—1506. Paris 1885.

Burckhardt, J. Die Kultur der Renaissance in Italien, 9. Auflage. Leipzig 1904.

—, Geschichte der Renaissance in Italien, 3. Auflage. Stuttgart 1881.

—, Der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens, 10. Auflage. Leipzig 1910.

Capefigue, M. Francois I. et la Renaissance. Paris 1845.

Castiglione, B. Conte. Jl Cortigiano, übersetzt, eingeleitet und erläutert von A. Wesselski. München 1907.

Cellini, B., Das Leben des, von ihm selbst geschrieben. Übersetzt von H. Conrad, Stuttgart.

Chledowski, C. v., Rom, Die Menschen der Renaissance. München 1913.

—, Der Hof von Ferrara. Berlin 1913.

Commynes, Ph. de, Mémoires. Paris 1881.

Crowe, J. A. und *Cavalcaselle, G. B.* Raphael, sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1885.

—, Tizian, Leben und Werke. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1877.

Decrue, Fr. La Cour de France et la sociétè au XVI. siècle. Paris 1888.

Delaborde, H. F. L'expèdition de Charles VIII, en Italie. Paris 1888.

Fester, R. Machiavelli. Stuttgart 1900.

Fuchs, E. Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1. Renaissance. München 1908.

Gaspary, A. Geschichte der Italienischen Literatur, Bd. 2. Straßburg 1888.

Geiger, K. Alexander VI. und sein Hof. Stuttgart 1912.

Gobineau, A., Graf v. Originaleinleitungen zur Renaissance, erstmalig übertragen von L. Schemann. Straßburg 1913.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 5. Auflage. Stuttgart 1903.

—, Lucrezia Borgia, 4. Auflage. Stuttgart 1906.

—, San Marco in Florenz, Wanderjahre, 1. Bd. 9. Aufl. Leipzig 1905.

—, Das Reich, Rom und Deutschland, Wanderjahre, 4 Bd., 6. Auflage. Leipzig 1903.

Grimm, H. Leben Michelangelos, 16. Aufl. Stuttgart.
—, Das Leben Raffaels, 5. Aufl. Stuttgart 1913.

Gronau, P. Tizian. Berlin 1900.

Guicciardini, F. Istoria d'Italia. Deutsche Ausgabe von E. Sander. Darmstadt 1843.

Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma; Gregorovius, Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. Leipzig 1887.

Havemann, W. Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494 bis 1515. Hannover 1833—35.

Herzfeld, M. Erklärungen usw. zum Tagebuch von Landucci. Jena.

Janitschek, H. Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst. Stuttgart 1879.

Knackfuß, H. Raffael. Bielefeld 1896.

Landucci, L. Diario fiorentino dal 1450 al 1516 continuato da un anonimo fino al 1542. Firenze 1883.

Litta, P. Conte. Famiglie celebri italiane. Milano 1819—82.

Lübke-Semrau. Die Kunst der Renaissance. Eßlingen 1907.

Machiavelli, N. Der Principe, deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski. Jena 1912.
—, Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio, deutsch von Grützmacher. Berlin 1871.

Mackowsky, H. Michelangiolo. Berlin 1908.

Malaguzzi-Valeri, Fr. La Corte di Lodovico il Moro. Milano 1913.

Matarazzo, F. Chronik von Perugia 1492—1503. Herausgegeben von M. Herzfeld. Jena 1910.

Pastor, L. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance. Bd. 3 und 4. Freiburg i. B. 1899.

Ranke, L. v. Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514. Leipzig 1874.
—, Savonarola und die florentinische Republik gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Historisch-biographische Studie. Leipzig 1877.
—, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Bd. 1. Leipzig 1867.
—, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Leipzig 1867—68.
—, Französische Geschichte. Bd. 1. Stuttgart 1852.
—, Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber. Leipzig 1874.

Reumont, A. v. Geschichte der Stadt Rom. Berlin 1862—70.
—, Vittoria Colonna in: Beiträge zur italienischen Geschichte. Bd. 1. Berlin 1853.
—, Benvenuto Cellinis letzte Lebensjahre, ebenda. Bd. 3. Berlin 1855.
—, Properzia de' Rossi, ebenda. Bd. 6. Berlin 1857.
—,Vittoria Colonna. Freiburg i. B. 1881.

Rosenberg, A. Leonardo da Vinci. Bielefeld 1898.

Schäfer, D. Weltgeschichte der Neuzeit. Berlin 1907.

Scheffer, E. Ein Bildnis der Lucrezia Borgia, Inselalmanach auf d. J. 1912. Leipzig.

Schmidt, L. Die Renaissance in Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen. Leipzig 1909.

Semerau, A. Die Condottieri. Jena 1909.

—, Die Kurtisanen der Renaissance. Berlin 1914.

Springer, A. Raffael und Michelangelo. Leipzig 1877.

Vasari, G. Vite de' piu eccellenti pittori, scultori ed architteti. Firenze 1851.

Villari, P. Niccolò Machiavelli e suoi tempi. Milano 1877.

—, La storia di Girolamo Savonarola e de' suoi tempi. Firenze 1859.

Wölfflin, H. Die klassische Kunst. München 1912.

Yriarte, Ch. César Borgia. Sa vie, sa captivité, sa mort. Paris 1889.

—, Autour des Borgia. Paris 1891.

FÜR „ZUR PERSÖNLICHKEIT UND ZUM WERKE DES DICHTERS“

Kretzer, E. Graf Gobineau. Leipzig 1902.

Schemann, L. Die Renaissance vom Grafen Gobineau; zur Einführung. Leipzig.

—, Josef Arthur Graf Gobineau. Ein Lebensbild. Vorgedruckt der Übersetzung der Asiatischen Novellen vom Grafen Gobineau. Leipzig.

—, Gobineau und die deutsche Kultur. Leipzig 1810.

—, Gobineau. Eine Biographie. Straßburg 1913 und 1916.

VERZEICHNIS DER BILDBEIGABEN

I. TAFELN

II. TEXTBILDER

NAMENSREGISTER ZU DEN ERLÄUTERUNGEN

DRUCKVERSEHEN

S. 43	Zeile 4	v. u.	lies:	Chledowski	statt	Chledowsky
„ 115	„ 2	„ „	„	Cerchi	„	Ceroni
„ 168	„ 14	„ „	„	Chledowski	„	Chledowsky
„ 388	„ 6	„ „	„	kapitolinisch	„	kapitolonisch
ebenda			„	die	„	der

DIESES WERK WURDE IM AUFTRAGE DES VERLAGES GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN BEI W. BÜXENSTEIN DRUCKEREIGESELL-SCHAFT IN BERLIN GEDRUCKT, GEBUNDEN BEI HÜBEL & DENK IN LEIPZIG, BUCHAUSSTATTUNG VON PAUL RENNER, DER AUCH DEN EINBAND ENTWARF


89097677918
b89097677918a

